UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

P. Gerlitt

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band CXXXXV.

(Oktober — November — Dezember 1910.)

11667
19/6/11

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

(Dr. Georg Paetel.)

Amsterdam, A. Dupont. Meulenhoff & Co. — **Athen**, Beck & Barth. — **Barcelona**, Libreria nacional y extranjera. — **Basel**, Basler Buchhandlung Ad. Geering. Georg & Co. — **Boston**, Castor & Co. — **Budapest**, Grill's Hofbuchh. Friedr. Kilians Nachfolger. — **Buenos-Aires**, J. Peuser. van Woerden & Cia. — **Bukarest**, Socec & Co. — **Chicago**, A. Kroch & Co. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, J. G. Krüger. — **Genf**, Georg & Co. — **Johannesburg** (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — **Kairo**, F. Diemer Nachf. — **Kapstadt**, Herrmann Michaelis. — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, A. F. Hoest & Sohn. Lehmann & Stage. C. A. Reitzel. — **Kristiania**, Cammermeyers Boghandel. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. K. Paul, Trench, Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern**, Prell & Eberle. Räber & Co. — **Lyon**, H. Georg. — **Madrid**, Libreria nacional y extranjera. — **Mailand**, U. Hoepli. — **Moskau**, J. Deubner, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchh. — **Neapel**, Detken & Rocholl. F. Furchheim's Nachf. (Emil Praff). — **New-York**, The International News Company. G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchh. — **Paris**, W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — **Petersburg**, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. A. Isler. K. L. Ricker. — **Philadelphia**, Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre**, Krahe & Cia. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga**, E. Bruhns. J. Deubner. Jonck & Poliewsky N. Kymmel's Buchh. W. Mellin & Co. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. H. A. Kramers & Sohn. — **Shanghai**, Max Nößler & Co. — **Stockholm**, C. E. Fritze'sche Hofbuchh. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Beck'sche Hofbuchh. (A. Hölder). Wilh. Braumüller & Sohn. Wilh. Frick. Gerold & Comp. Manz'sche k. k. Hof- u. Univ.-Buchh Moritz Perles. — **Yokohama**, Max Nößler & Co. Winckler & Co. — **Zürich**, Adolf Bürdeke. C. M. Ebell. J. Meier-Merhart. Rascher & Cie. Schultheß & Co. E. Speidel.

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.145

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertfünfundvierzigsten Bande (Oktober — Dezember 1910).

		Seite
I.	Zur Zentenarfeier der Berliner Universität. Von **Adolf Lasson**	1
II.	Der andere Weg. Erzählung von **Ernst Zahn**	12
III.	Robert Koch. Von Dr. **Bernhard Fischer,** Professor der Hygiene in Kiel	42
IV.	Balzac-Studien. Von **Anton Bettelheim.** I.	70
V.	Die deutsche Heerführung im Kriege 1870/71. Von Dr. **Karl Stählin,** a. o. Professor an der Universität Heidelberg	84
VI.	Deutschlands Einigung und die österreichische Politik. Von **Wilhelm Alter**	104
VII.	Auf der Oder. Eine Bootfahrt. Von **Marie von Bunsen**	125
VIII.	Ungedrucktes von Ferdinand Freiligrath. Mitgeteilt von **Luise Wiens**	143
IX.	Erich Schmidt als Biograph Lessings. Von **Bruno Hake**	153
X.	Ein Amerikaner über Amerika. Von **v. B.**	157
XI.	Literarische Neuigkeiten	159
XII.	Der andere Weg. Erzählung von **Ernst Zahn.** (Schluß.)	161
XIII.	Neue Briefe von Wilhelm v. Humboldt an Schiller. 1796—1803. Bearbeitet von **Friedrich Clemens Ebrard**	177
XIV.	Hundert Jahre Berliner Universität. Von **Paul Ritter.** I. II.	203
XV.	Balzac-Studien. Von **Anton Bettelheim.** II.	221
XVI.	Auf der Oder. Eine Bootfahrt. Von **Marie von Bunsen.** (Fortsetzung.)	238
XVII.	Der Charakter der nordamerikanischen Politik. Von **E. Fitger.** I./III.	257
XVIII.	Ein halbvergessener Lyriker und Übersetzer. Zum Gedächtnis von Ludwig Seeger. (30. Oktober 1810 bis 22. März 1864.) Von **Hermann Fischer**	280

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XIX.	Kinderdarstellungen aus früheren Jahrhunderten. Von **Toni Ehrlich**	289
XX.	Das Ende von Hei-hos Flittermonden. Von **Ed. Heyck**	296
XXI.	Richard Brinsley Sheridan. Von **A. Brandl**	310
XXII.	Literarische Notizen	314
XXIII.	Literarische Neuigkeiten	318
XXIV.	In der Wüste. Roman von **Grazia Deledda.** I./IV.	321
XXV.	Bilder aus der griechischen Kirche. Von **Friedrich Wiegand**	355
XXVI.	Hundert Jahre Berliner Universität. Von **Paul Ritter.** III./IV.	376
XXVII.	Neue Briefe von Wilhelm v. Humboldt an Schiller. 1796—1803. Bearbeitet von **Friedrich Clemens Ebrard.** (Fortsetzung.)	392
XXVIII.	Theodor Roosevelt. Vom Grafen **v. Leyden**	418
XXIX.	Luft und Leben. Von **Walther Löb**	432
XXX.	Auf der Oder. Eine Bootfahrt. Von **Marie von Bunsen.** (Schluß.)	439
XXXI.	William James. Von **Julius Goldstein** (Darmstadt)	455
XXXII.	Zum Gedächtnis Rudolf Lindaus. Von **Karl Frenzel**	462
XXXIII.	Weihnachtliche Rundschau	465
XXXIV.	Literarische Notizen	475
XXXV.	Literarische Neuigkeiten	479

An unsere Leser!

Mit dem vorliegenden Hefte für Oktober beginnen wir den siebenunddreißigsten Jahrgang der „Deutschen Rundschau". Neues zu fördern und zugleich das bewährte Alte, die überlieferten Schätze deutscher Bildung treu zu pflegen — das wird wie bisher, so auch fortan unser Bestreben sein. In einer Übergangszeit, wie der unsrigen, die in allen Formen des öffentlichen und privaten Lebens nach Umgestaltung drängt, scheint uns nichts wichtiger, als die Kenntnis der Grundlagen unserer Kultur zu vertiefen und zu erweitern. Denn nur der stete, durch keine Tendenz getrübte Blick in die Vergangenheit vermag ein ruhiges, kräftiges Fortschreiten zu gewährleisten. Unabhängig von den Parteien, die die harte Forderung des Tages zu erfüllen haben, erkennen wir darum unsere Aufgabe darin, das Gemeinsame, Lebenskräftige, das in den verschiedenen Strömungen liegt und jenseits der Programme wirkt, herauszuheben und zu stärken. In politischen Fragen vertreten wir den nationalen Standpunkt, und unterstützt durch die berufensten Vertreter aus den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft, Kunst und Literatur, hoffen wir auch im neuen Jahrgang unseren Lesern Unterhaltung und Belehrung in edelster Form bieten zu können.

An die Erzählung:

Der andere Weg. Von **Ernst Zahn**

wird sich zunächst schließen der Roman:

In der Wüste. Von **Grazia Deledda.**

Von den weiter in Aussicht genommenen Beiträgen zur wissenschaftlichen, zeitgeschichtlichen, Memoiren- und Reiseliteratur verzeichnen wir:

Neue Briefe von Wilhelm von Humboldt an Schiller. Bearbeitet von Prof. Dr. F. C. Ebrard, Direktor der Frankfurter Stadtbibliothek.

Aus den Papieren eines Rosenkreuzers: Joh. Christof Woellner. Vom Geh. Archivrat Dr. Paul Bailleu.

Zur Geschichte der Berliner Universität. Von Dr. Paul Ritter.

Sheridan. Von Prof. Dr. A. Brandl.

Die diplomatische Ausführung der Berliner Kongreßakte. Aus dem literarischen Nachlaß des Unterstaatssekretärs Dr. Busch, herausgegeben vom Gesandten z. D. Raschdau.

Der Charakter der nordamerikanischen Politik. Von E. Fitger, Chefredakteur der Weser-Zeitung.

Die Kunst der Lebensanschauung. Von Prof. Dr. J. Reinke.

Die Parthenon-Sculpturen. Von Prof. Dr. B. Sauer.

Pädagogische und psychologische Grundfragen in der Psychotherapie. Von Dr. Fr. W. Foerster.

Luft und Leben. Von Prof. Dr. W. Löb.

Die Erdbeben- und Flutsagen des Alten Testaments. Von Professor Dr. Mendelsohn.

Blätter aus einem Reisebuche. Von Richard Voß.

In einer literarischen Rundschau nebst literarischen Notizen und Bibliographie werden die wichtigeren Erscheinungen der deutschen und ausländischen Literaturen angezeigt, während in regelmäßigen Abständen Prof. Dr. Karl Frenzel über die Berliner Theater, Prof. Dr. E. Krebs über das Berliner Musikleben berichten.

Möge dieser neue Jahrgang unsere Zeitschrift in der Gunst der alten Freunde befestigen und in immer weiteren Kreisen ihr Leser gewinnen!

Berlin, im September 1910.

Die Verlagshandlung:
Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel).

Der Herausgeber:
Prof. Dr. Jul. Rodenberg.

PIERERSCHE HOFBUCHDRUCKEREI ALTENBURG S.-A.

Zur Zentenarfeier der Berliner Universität.

Von
Adolf Lasson.

So ist denn der frohe Tag gekommen. Die Vorbereitungen sind getroffen, an der rechten Stimmung fehlt es nicht: nun kann das Fest begangen werden. Es ist ein hohes Fest von ganz besonderer Art, ein Fest des Geistes, ein Fest vor allem der Wissenschaft, zu dem wir uns gerüstet haben. Wenn zu der Feier zunächst die unzählbaren Scharen berufen sind, die der Friedrich-Wilhelms-Universität jemals angehört haben oder ihr noch heute angehören, so findet der Jubel dieses Festes in viel weiteren Kreisen einen Widerhall. In den Herzen der Söhne Preußens, deren Hauptstadt dereinst durch diese Universität eine höhere Weihe empfangen hat, werden Erinnerungen lebendig, die das Gemüt aufs machtvollste ergreifen, Erinnerungen an schicksalsvolle Ereignisse von unvergleichlicher Art, an tiefen Fall und ruhmvolle Erhebung. Niemand sodann, der deutsch fühlt, deutsch denkt, der an deutscher Gesittung teil hat, sei es innerhalb des Reiches, sei es außerhalb seiner Grenzen, vermag sich der tiefen Bewegung zu entziehen, die das Andenken an diese hundert Jahre deutscher Geistesgeschichte und staatlicher Entwicklung in den Herzen wachruft. Allen Freunden der Wissenschaft endlich in allen Ländern der Kulturwelt bietet das Gedenken an schöpferische Geistestaten und ihre Vollbringer, bietet die pietätvolle Ehrung einer Stätte von zentraler Bedeutung für wissenschaftliche Forschung und Überlieferung reichlichen Anlaß, in den festlichen Chor mit einzustimmen. Alle Trennung nach Stämmen und Sprachen und Staaten wird überwogen von dem erhebenden Gefühle der Gemeinschaft des menschlichen Geschlechtes auf dem Gebiete der geistigen Kultur. Denn diese Gemeinschaft, die sich mehr und mehr durchsetzt, verbürgt es, daß, was an einem Punkte Großes und Wertvolles geschaffen wird, allen Völkern ringsum auf dem Erdenrunde zum gemeinsamen Besitztum wird, und daß an der Ehre, die geistigem Schaffen gezollt wird, alle in allen Ländern teilhaben, deren Streben auf ideale Güter gerichtet ist.

Könnte das Gesagte mit größerer oder geringerer Berechtigung auch von der Jubelfeier jeder anderen Hochschule gelten, der eine hervorragende Bedeutung und Wirksamkeit zugeschrieben werden darf, so trägt doch die

Feier der Berliner Universität ihre ganz besonderen Züge, und die Bewegung der Gemüter, die sich in ihr kundtut, ist, sowohl was ihren Grund als was ihre Stärke angeht, von eigentümlichem Gepräge. Nach Ursprung und Bestimmung, nach Ort, Entwicklung und Bestand eignet der Berliner Universität unter ihren Schwestern im Reiche und draußen eine bevorzugte Stellung. Wie sie im Mittelpunkte Preußens und des Deutschen Reiches ihren Wohnsitz hat, so stellt sie die Herrlichkeit des Vaterlandes und den Ruhm deutscher Wissenschaft wie in einem geschlossenen Bilde als Führerin unter ihresgleichen aller Welt vor Augen.

Was sich bei dieser Jubelfeier dem Gemüte vor allem mit dem größten Nachdruck aufdrängt, ist der gewaltige Kontrast zwischen der äußeren Lage, inmitten deren die Universität vor hundert Jahren gegründet worden ist, und derjenigen, in der wir jetzt ihren Erinnerungstag begehen. Das stolze Gefühl einer ruhmvollen, von den größten Erfolgen gekrönten Entwicklung durchdringt in diesen Tagen die ganze Nation; man braucht nicht erst das Bild einer kaum jemals erhofften Prosperität in seine einzelnen Züge zu zerlegen, um es den Zeitgenossen zu verdeutlichen. Was ist aus Berlin, was ist aus Preußen in diesen hundert Jahren geworden! Noch leben in unserer Mitte Leute, die in früher Jugend das Berlin Friedrich Wilhelms III. gesehen haben, die ärmliche Stadt der Staatsbehörden, der Schulen und Kasernen. Damals hätte auch die freudigste Zuversicht auf die Zukunft der Stadt und des Landes nicht träumen lassen, was wir heute mit freudigen Augen verwirklicht schauen. Wir brauchen uns nicht zur Ruhmredigkeit verleiten zu lassen und dürfen uns doch eingestehen, daß die Größe dieses Aufschwunges, daß das Aufblühen der Stadt, in der wir die Feier begehen, geradezu beispiellos ist. Und das gleiche gilt vom Staate Preußen. Der Abstand von einst und jetzt ist auch hier unermeßlich. Dieses Preußen, das vor hundert Jahren nach den furchtbarsten kriegerischen Niederlagen der Willkür fremder Tyrannei preisgegeben, verstümmelt, gedemütigt, ausgeplündert, verarmt am Boden lag, ist nunmehr der führende Staat im geeinigten Deutschen Reiche und in der Verbindung mit diesem Reiche eine der großen Weltmächte geworden, durch Volkszahl, Reichtum, Handel, Industrie wie durch Waffengewalt vor den meisten hervorragend. Und es ist kein Zweifel: an diesem glänzenden Aufschwung der Stadt Berlin, des preußischen Staates, der deutschen Nation hat die Berliner Universität zu ihrem guten Teile mitgewirkt. Sie ist von vornherein ein Denkmal deutscher Geistesgröße und Charakterstärke gewesen; sie hat nicht aufgehört, in diesem vollen Jahrhundert dem nationalen Geiste die edelsten Anregungen zu geben, und wacker mitgeholfen, zu der Erreichung der ruhmvollsten Ziele die Wege zu bahnen. Wie sollte nicht die ganze Nation am Festtage der Universität dankbar dessen gedenken, was diese Hochschule seit ihrem Ursprunge für die geistige Blüte wie für das äußere Gedeihen des Vaterlandes bedeutet hat und noch bedeutet!

Aber es ist ein zweites, was uns noch mächtiger ans Herz greift, wenn wir heute der Ursprünge der Berliner Universität gedenken. Pietätvolle Bewunderung im Angedenken an eine große Zeit und an große Menschen

sollte eigentlich den Grundton unserer Feier bilden; unsere Seele soll sich erweitern bei dem Gedanken an die geistige Stimmung, in der die Universität ihre Wurzeln geschlagen hat, und an die Gesinnung, aus der diese Schöpfung deutschen Geistes erstanden ist. Das Zeitalter, dessen Bild uns eindringlich vor die Seele tritt, indem wir diese Feier begehen, ist das Heroenzeitalter deutscher Geisteskultur gewesen. Es ist eine ganz schlechte Gewohnheit, wenn von dem Deutschland des beginnenden 19. Jahrhunderts die Rede ist, zunächst immer nur den Jammer der staatlichen Zustände zu betonen, den Verfall des Reiches, die Armseligkeiten der Vielstaaterei, die Erbärmlichkeiten vieler politischen Machthaber. Gewiß, das alles war wirklich vorhanden, es war der Niederschlag geschichtlicher Entwicklungen von besonderer Schwere; die religiöse Reformation, die die innere Befreiung der Geister schuf, hatte um den hohen Preis staatlicher Auflösung erkauft werden müssen. Aber es ist völlig verkehrt, von einem Verfall der deutschen Nation zu sprechen, weil ihre staatlichen Zustände überaus traurig waren und das Nationalgefühl so geringe Stärke besaß. Gewiß steht der ruhmlose Untergang des Reiches, die heillose Zwietracht zwischen den verschiedenen deutschen Staatsgebilden, zuletzt der jämmerliche Zusammenbruch des preußischen Heeres und Staates in dem denkbar schärfsten Gegensatz zu den glänzenden Erfolgen des gewaltigen Mannes, der sich in dem von der Revolution tief unterwühlten Frankreich einen Kaiserthron gegründet hatte und mit dämonischer Macht sein Zepter über Europa schwang. Aber man darf darüber die andere Seite der Sache nicht außer Augen lassen. Eben dieses Zeitalter der furchtbarsten staatlichen Niederlagen ist für die deutsche Nation zugleich das Zeitalter der stolzesten Siege, der edelsten Hervorbringungen in Kunst und Wissenschaft gewesen, eines inneren Aufschwunges, der den künftigen Emporgang in allen Richtungen des äußeren Lebens verheißungsvoll vorbereitete. Die Nation hatte sich bei allem äußeren Elend in ihrem Kerne gesund erhalten; mitten in der Dürftigkeit ihres staatlichen Daseins hatte sie die Kräfte gesammelt, die, wenn erst die Hemmungen beseitigt waren, jede Art von glanzvoller Betätigung ermöglichten. Damals haben die großen deutschen Denker, die Dichter, die Musiker das unvergänglich Wertvolle geschaffen; von dem Ewigkeitsgehalte ihrer Werke leben wir heute noch, und nicht bloß wir Deutschen leben davon, sondern die gesamte kultivierte Menschheit. Die Arbeit an dem Ausgleich des Zwiespalts zwischen dem inneren Reichtum des Volksgeistes und dem Ungenüge der staatlichen Zustände hatte längst an verschiedenen Punkten angesetzt; der vollkommene Zusammenbruch unter der Gewalt des Fremden hat dann die Bahn zur Erneuerung freigemacht, zu der die Kräfte bereit lagen. Und so ist es denn nachher wirklich geschehen. Die staatlichen Schöpfungen des übermächtigen Franzosenkaisers sind hinweggeschwemmt worden, der Ruhm seiner kriegerischen Erfolge hat keine dauernde Frucht getragen; aber das zertretene, zerschmetterte Preußen und Deutschland hat sich glorreicher wieder erhoben, und die schöpferische Geistestat ist die Vorläuferin physischer Machtentwicklung gewesen, die es der deutschen Nation ermöglicht hat, ihren Rang in der vordersten Reihe der Nationen

zurückzugewinnen. Was Kant, was Goethe und Schiller, was Beethoven geschaffen, hat sich doch dauernd machtvoller erwiesen als alle glänzenden Waffentaten des genialsten Feldherrn und Usurpators.

Jetzt, nach einem Jahrhundert, wo wir sehen, was aus alledem geworden ist, sollten wir Deutschen endlich gelernt haben, jenen Abschnitt deutscher Geschichte richtiger zu würdigen. Die Masse urteilt nach dem Erfolg; sie sieht nur die äußeren Tatsachen; die innere Bedeutung zu erwägen ist nicht ihre Art. Der preußische Staat ist unter den Streichen des französischen Imperators jammervoll zusammengebrochen: also, heißt es, war im preußischen Staate alles ungesund und vermodert. Der Schluß ist dennoch unbegründet. Wieviel von dem wirklich eingetretenen Unheil nach der damaligen Weltlage, auf Grund der geschichtlichen Bedingungen schlechthin unvermeidlich war, wieviel auf Mangel an Umsicht und Entschluß an leitender Stelle, wieviel auf die Dumpfheit der Massen zu schieben ist, ist nicht von vornherein klar und bedarf besonnener Erwägung. Jedenfalls, die stolzeste Höhe geistiger Kultur schützt nicht ohne weiteres den Staat vor den furchtbarsten Schicksalen. Auch die Herrlichkeit Athens ist mitten in der unvergleichlichen Blüte aller idealen Tätigkeiten auf die traurigste Weise vernichtet worden. Athen hat sich zu dem früheren Glanze wieder zu erheben nicht vermocht, obwohl es fortfuhr, auf geistigem Gebiete das Unvergängliche für alle Geschlechter der Menschen in Fülle hervorzubringen. Es ist der deutschen Nation besser geworden, dies aber sicher nicht durch die Gunst äußerer Umstände, sondern durch den überschwänglichen Reichtum an angesammelten, lange von äußerer Betätigung zurückgehaltenen intellektuellen und sittlichen Kräften.

Eben diese Kräfte haben die Berliner Universität geschaffen. Welch ein Stolz für einen Deutschen, auch nur die Namen zu nennen, die an der Wiege der Universität gestanden haben: Johann Gottlieb Fichte vor allem, Friedrich Schleiermacher, Wilhelm von Humboldt! Welch eine Freude, von dem Geiste zu berichten, in dem die Gründung dieser Universität betrieben worden ist! Der Gedanke, in Berlin ein neues allgemeines Lehrinstitut zu errichten, ist nicht unvorbereitet, nicht auf einmal mitten im Unglück aufgetaucht. Er stammt schon aus den ersten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms III., er entsprang aus dem allgemeinen geistigen Aufschwung in Preußen nach dem Ausgang des traurigen Wöllnerschen Regiments.

Es war wie ein Erbe aus alter Zeit. Schon der Große Kurfürst hatte sich mit dem Plan einer Universaluniversität in seiner Hauptstadt getragen. Unter seinem Nachfolger hatte Leibniz mit der Königin Sophie Charlotte zur Stiftung einer „Sozietät der Wissenschaften" in Berlin zusammengewirkt, die dann als „Akademie der Wissenschaften" durch Friedrich den Großen 1744 erneuert worden ist. Eine Kunstakademie war 1699 geschaffen worden. Der erste König von Preußen liebte es, seiner Krone durch Pflege von Kunst und Wissenschaft höheren Glanz zu verleihen, und selbst der auf das nützliche gerichtete große König Friedrich Wilhelm I. hatte seinen Beitrag dazu ge-

liefert, indem er 1724 das Collegium medico-chirurgicum in Berlin errichtete, das 1795 zu einer obersten militärärztlichen Bildungsschule erweitert wurde.

Der Gedanke, im Anschluß an diese Institute eine Universität zu gründen, wurde vom Geheimen Kabinettsrat Beyme, dem späteren Großkanzler, schon seit 1799 erwogen und ein Plan dafür von dem „Philosophen für die Welt", Professor Joh. Jak. Engel, entworfen. Da kam das Unglück des französischen Krieges und der Verlust der westlichen Provinzen; es blieben Preußen nur die beiden Universitäten Frankfurt und Königsberg. Das Bedürfnis einer dritten Universität wurde allgemein gefühlt; sie in Berlin zu errichten, war auch des Königs Gedanke. Einwendungen gegen die Großstadt als Sitz der Universität wurden vielfach erhoben; man fürchtete Mangel an Sammlung und dagegen sittliche Schädigung für die studierende Jugend; aber für Berlin entschieden die vorhandenen Akademien und Hilfsmittel, die reichen Sammlungen und die Bibliothek, die Sternwarte und der botanische Garten. So wurde Beyme im September 1807 vom König beauftragt, „eine allgemeine Lehranstalt in Berlin in angemessener Verbindung mit der Akademie der Wissenschaften zu errichten".

Der Plan gehörte in den Zusammenhang des umfassenden Reformwerkes, das den Staat zu erneuern bestimmt war. Der Krieg hatte es unterbrochen; jetzt, nach dem kümmerlichen Frieden von Tilsit, der doch wenigstens das Fortbestehen des Staates gewährte, wurde es mit verstärktem Nachdruck wieder vorgenommen, und dem großen Führer der Nation, dem edlen Freiherrn von Stein, war es gegeben, in der kurzen Frist, die ihm vergönnt war, für das gesamte Staatsleben Preußens neue Grundlagen zu schaffen. Unter diesem Gesichtspunkt muß man die Bedeutung auch dieser Universitätsgründung ermessen. Es sollte etwas Neues von überragender Größe mit neuen Formen in neuem Geiste geschaffen werden. So war es schon in dem Entwurfe von J. J. Engel 1802 gemeint: eine der reinen wissenschaftlichen Forschung gewidmete Anstalt, die den Universitäten gewöhnlichen Schlages, den Anstalten zur Ausbildung von Beamten, übergeordnet, nicht in getrennte Fakultäten zerfallen und überhaupt von der zünftigen mittelalterlichen Überlieferung frei sein sollte. Im Lichte solcher Bestrebungen wird man auch über Fichtes „Deduzierten Plan einer zu Berlin zu errichtenden höheren Lehranstalt" vom Jahre 1807 ein richtigeres Urteil gewinnen. Mit der Art, wie er aus obersten Prinzipien den Plan einer „Kunstschule des wissenschaftlichen Verstandesgebrauchs" deduziert und bis in die Einzelheiten durchgeführt hat, fällt er aus der Denkweise jenes Zeitalters nicht so gar weit heraus. Noch war alles fraglich, selbst das, ob der Name Universität beibehalten werden sollte. Wie Engel mit seinem „Allgemeinen Lehrinstitut" Berlin zum geistigen Mittelpunkte der ganzen Nation machen wollte, so denkt Fichte, daß die Provinzialuniversitäten fortfallen und nur noch Institute mit zentraler Bedeutung bestehen sollten, und wenn er sich zu dem Zugeständnis entschließt, daß man zunächst sich darauf beschränke, eine Universität der herkömmlichen Form zu errichten, so ist doch seine Absicht auch darin auf ein National-

institut gerichtet, indem er auf die Macht der Idee vertraut, die die Entwicklung zum Nationalinstitut mit Sicherheit herbeiführen werde.

Indessen schien es, als ob inmitten der Schwierigkeiten der politischen Lage und bei der finanziellen Bedrängnis der Plan der Universitätsgründung überhaupt nicht zur Verwirklichung gelangen werde. Die Bedenken mehrten sich, der Eifer erlahmte. Da fand endlich der große Gedanke den rechten Mann, um ihn zu verwirklichen. Stein war entlassen worden. Unter den fünf Ministerien, die errichtet wurden, befand sich das Ministerium des Innern, dem die Angelegenheiten des Unterrichts und des Kultus wie das Medizinalwesen angehörten. An der Spitze dieses Ministeriums stand Graf Dohna; die Abteilung für Kultus und Unterricht wurde Wilhelm von Humboldt anvertraut. Diesem überlegenen Geiste war es vorbehalten, das große Werk der Universitätsschöpfung zustande zu bringen.

Das Bild des einzigen Mannes und seiner Bedeutung für die Wiederaufrichtung des Staates steht fest in der Erinnerung der Nachwelt. Mit der Universalität seiner Bildung, der Idealität seiner Gesinnung ist er der rechte Vertreter der edelsten Kräfte, die in jener großen Epoche der deutschen Kultur sich lebendig betätigt haben. Das gut bezeugte Wort, das der königliche Stifter der Universität, Friedrich Wilhelm III., im August 1807 zu den Abgesandten der Universität Halle gesprochen hat: es gelte, dem Staate an geistiger Kraft wiederzugeben, was ihm an physischer Kraft verloren sei, drückt genau die Gesinnung aus, in der Humboldt die Gründung der Universität betrieben hat. Er betonte die Pflichten, die Preußen als leitender Staat für ganz Deutschland habe; er wies auf den Einfluß hin, den eine Universität in der Hauptstadt auf das Ansehen Preußens im Auslande haben werde, und zeigte, wie damit zugleich das Band zwischen Preußen und Deutschland enger gezogen würde; in den Nöten der Zeit sollte die Universität der Verbreitung geistiger und sittlicher Bildung dienen, der deutschen Sprache und Literatur Schutz gewähren. An dem Namen Universität für die allgemeine Lehranstalt hielt Humboldt fest, ebenso wie in allem wesentlichen an den altherkömmlichen Universitätseinrichtungen. Die Trennung zwischen Universität und Akademie der Wissenschaften schien ihm in der Sache wohl begründet. Die Universität stehe in engerer Beziehung zum praktischen Leben und zu den Bedürfnissen des Staates, die Akademie habe es nur mit der Wissenschaft an sich zu tun: so könnten sie zum Heile des Ganzen zusammenarbeiten. In alledem berührte sich Humboldt vielfach mit den Vorschlägen Schleiermachers in dessen 1808 veröffentlichten „Gelegentlichen Gedanken über Universitäten im deutschen Sinn". Indem die historische Kontinuität gewahrt blieb, wurde zugleich die freie Bahn eröffnet für die weitere Entwicklung der deutschen Universitäten überhaupt im deutschen Sinne, wie sie sich in diesem Jahrhundert vollzogen hat, ein Ruhmestitel für die deutsche Nation und eine unversiegbar sprudelnde Quelle ihrer Größe.

In unermüdlicher Tätigkeit sorgte Humboldt für die Vollendung des großen Werkes, für die Heranziehung von ausgezeichneten Lehrern, für die Ausstattung mit äußeren Mitteln. Nicht alles ist schließlich so durchgesetzt

worden, wie er es geplant hatte; aber in der Hauptsache hat er sein Ziel erreicht. Am 27. Januar 1809 konnte der fertige Antrag an den König abgehen, am 16. August wurde er bewilligt. Auch die Überlassung des Prinz Heinrich-Palais' an die Universität wurde nach allerlei Schwierigkeiten durchgesetzt und damit der neuen Anstalt ein Haus erworben, wie es stolzer und würdiger gar nicht gedacht werden konnte. Am 23. Mai 1810 beantragte Humboldt die Eröffnung der Universität zum Michaelistermin des Jahres; vom 30. Mai ist die Kabinettsorder datiert, die auch dies bestätigte. Bald darauf, am 6. Juni, vollzog sich die große Krisis in der Regierung, die Hardenberg als Staatskanzler an die Spitze der Geschäfte brachte. Das wurde der Anlaß, aus dem Humboldts Entlassungsgesuch, das schon vom April stammte, gewährt wurde. Humboldt wurde zum Gesandten in Wien und Minister ernannt; aber noch bis in den August durfte er für die Einrichtung der Universität, der Schöpfung, an der sein ganzes Herz hing, tätig sein in Verbindung mit Uhden, Schleiermacher und Süvern, den Mitgliedern der für die Organisationsfragen eingesetzten Kommission. Am 6. Oktober begannen die Immatrikulationen, gegen Ende des Monats fingen die berufenen Professoren ihre Vorlesungen an. Die Universität Berlin war ins Leben getreten.

Und nun feiern wir ihren hundertsten Geburtstag und überdenken, was aus der in so hohem Sinne unternommenen, in schwerer Zeit unter tausend Mühen zustande gekommenen Schöpfung geworden ist. Schwer genug hat sie sich durchzukämpfen gehabt. Nicht überall kam man ihr mit Wohlwollen entgegen; nicht alle hatten Vertrauen in ihre Zukunft. Mancher berühmte Gelehrte lehnte den ehrenvollen und vorteilhaften Ruf nach Berlin ab, weil er von der neuen Gründung nicht viel erwartete. Nicht bloß die vornehmen Leute vom Hof, auch die Bürger der Hauptstadt nahmen Anstoß an dem studentisch lockeren Treiben und mußten sich erst daran gewöhnen. Aber die Hauptstadt verfehlte nicht, allmählich die studentischen Sitten zu verfeinern und auf den Ernst der Studien günstig einzuwirken. Nach einigen Jahren des Bestandes konnte ihr das Zeugnis ausgestellt werden: „Unsere Studenten sind fleißig, und die Hauptstadt wirkt günstig auf äußeren Anstand." Die Professoren aber freuten sich an der Weite des Gesichtskreises, an der Größe der Verhältnisse und an der Freiheit der Aussprache gegenüber den Zuständen in den kleineren Universitätsstädten.

Ganz langsam und bescheiden wuchs die Universität heran; die Eifersucht der älteren Schwesteranstalten fand zunächst keine besondere Nahrung. Aber die neue Universität trug den unverkennbaren Charakter aufstrebender Jugendlichkeit. Der Lehrkörper setzte sich außer einigen altbewährten Gelehrten von hohem Ruf überwiegend aus jüngeren Männern zusammen, die der Universität drei, vier Jahrzehnte hindurch angehört haben, nicht wenige darunter von der höchsten wissenschaftlichen Bedeutung. In den großen Wendungen der vaterländischen Geschichte hat die Berliner Universität von ihren Ursprüngen an eine hervorragende Stellung eingenommen. Als die Stunde schlug zur Er-

hebung der Nation wider den fremden Unterdrücker, war die Begeisterung und Opferfreudigkeit nirgends größer als in dem Lehrkörper und in der Studentenschaft der Berliner Universität. Zweiundvierzig Studenten der Berliner Universität sind in den Jahren 1813—1815 den Heldentod auf dem Schlachtfelde gestorben. Aber auch unter den unsagbar kleinlichen und gehässigen Maßregeln zur Niederhaltung der Geister in den folgenden Jahren der Demagogenverfolgung hat keine Universität schwerer zu leiden gehabt als die Universität der Hauptstadt, an der die burschenschaftliche Bewegung seit 1818 einen hauptsächlichen Stützpunkt fand.

Bei alledem stieg die Bedeutung der jungen Universität von Jahr zu Jahr. Altenstein, der seit 1817 fast zweiundzwanzig Jahre lang das neubegründete Kultusministerium leitete, verfolgte ausdrücklich den Gedanken, Berlin sollte, der Bedeutung der Hauptstadt entsprechend, die Zentraluniversität werden, die ihre Wirkung auf den ganzen Staat erstrecken sollte. Dafür wurde unter allen Berufungen, die er vornahm, keine entscheidender als diejenige Hegels, der am 28. Oktober 1818 seine berühmte Antrittsvorlesung in Berlin hielt. Die Wirkungen, die von Hegel ausgingen, waren unermeßlich. Ganz gleich, wie man sich zu Hegels Lehre stellt, wie hoch oder wie gering man den Wert seiner Gedanken anschlägt: die geschichtliche Tatsache kann nicht geleugnet werden, daß von Hegels System die wirksamsten Anregungen ausgegangen sind auf alle Zweige der geschichtlichen Wissenschaften, und daß Hegel Jahrzehnte lang weit über die Grenzen Preußens und Deutschlands hinaus die Geister in seinem Banne gehalten hat.

Eine Zeit lang hat die preußische Regierung die Hegelsche Philosophie begünstigt, sie galt geradezu für die preußische Staatsphilosophie; aber das war sicher für ihre Geltung draußen nicht entscheidend. Fortan blieb die Berliner Universität mit dem Namen Hegels dauernd eng verknüpft, durch ihn war sie zur führenden unter den deutschen Universitäten geworden; man gewöhnte sich, Berlin als das Zentrum der deutschen Wissenschaft anzusehen. Die Macht und der Einfluß der Hegelschen Lehre waren längst vergangen; die Universität aber, an der Hegel gelehrt hatte, hat ihre vorragende Stellung dauernd behauptet, auch als ganz andere Richtungen des Denkens und Forschens sich an die Spitze geschwungen hatten.

Es kam die Regierung Friedrich Wilhelms IV. mit ihren schweren Enttäuschungen, die unruhigen Bewegungen des Jahres 1848 und der Verfassungsstaat als ihre Frucht, und darauf der schwer lastende Druck einer öden Parteiregierung. Dann erst, ein halbes Jahrhundert nach der Gründung der Berliner Universität, brachte das Zeitalter Wilhelms I. und Bismarcks die endliche Erlösung und die Erfüllung der alten Sehnsucht, die unter den Gliedern der Universität von Anfang an lebendig gewesen war. In den Kriegsjahren von 1864—1871 wurde das alte Reich deutscher Nation in neuer Form wieder aufgebaut; Preußens König wurde deutscher Kaiser und Berlin die Hauptstadt des Deutschen Reiches.

Seitdem wurden alle Verhältnisse größer; Deutschland wurde eine der großen Industrie- und Handelsmächte der Welt, und in vierzig Friedens-

jahren wuchs, mit dem Ansehen und dem Einfluß der Nation gleichen Schritt haltend, ihr Reichtum und das Behagen der in ungewohntem Maßstabe zunehmenden Bevölkerung. Die reicheren Hilfsmittel sind auch der Universität zugute gekommen; ihre Ausstattung mit Baulichkeiten, Sammlungen, Laboratorien wird kaum von irgendeiner anderen Universität in irgendeinem Lande übertroffen. Bis auf den heutigen Tag hat das Herrscherhaus die Universität als einen der schönsten Edelsteine in der Krone Preußens gewürdigt; die Staatsbehörden haben es an sich nicht fehlen lassen, wo es neu auftauchende Bedürfnisse der Universität zu befriedigen galt, und die Parlamente haben freigebig die Mittel dazu bewilligt. Die Gunst und die Wertschätzung bei den Gebildeten der Nation ist der Universität in stetigem Wachstum zustatten gekommen, und reiche Stiftungen, die ihr zugefallen sind, haben ihr die Erreichung ihrer Zwecke erleichtert. So bildet sie jetzt neben den anderen Universitäten deutscher Zunge als die erste unter ihresgleichen eine der stolzesten Institutionen auf dem Erdenrund. Wie der Lehrkörper an Zahl und Bedeutung zugenommen hat, so ist auch die Frequenz der Studierenden immer größer geworden. 256 Studierende zählte die Universität, als sie eröffnet wurde; nach hundert Jahren wies das Wintersemester 8800, das Sommersemester 8000 immatrikulierte Studierende auf, darunter Hunderte aus den verschiedenen Ländern des außerdeutschen Europas und aus den übrigen Erdteilen.

Hundert Jahre gehen an einem in geistiger Regsamkeit weiterstrebenden Geschlechte nicht vorüber, ohne tiefgreifende Spuren an der Art von Menschen und Dingen zu hinterlassen, und vielleicht hat dies zuletzt verflossene Jahrhundert gründlichere Veränderungen bewirkt als irgendeines der vorangegangenen. Träges Beharren beim Bestehenden, als ob dieses das Selbstverständliche wäre, hat in allen Lebensbeziehungen aufgehört; das Geschlecht hat sich an den Gedanken gewöhnt und ihn sich zum Grundsatze gemacht, daß alles im Leben unter kluger Benutzung der gegebenen Mittel und Bedingungen zweckdienlicher und befriedigender gestaltet werden könne, als es bisher war. Diesem Grundsatze gegenüber hält kein überkommenes Vorurteil stand. So haben in diesem Jahrhundert mit den technischen Formen des äußeren Betriebes auch die staatlichen und gesellschaftlichen Lebensformen die gründlichste Umwälzung erfahren. Von solcher Veränderung ist auch das Bildungs- und Unterrichtswesen mit ergriffen worden, und alle Liebe und Wertschätzung, mit der die ganze Nation an ihrem Universitätswesen hing, hat doch nicht verhindert, daß die deutschen Universitäten wesentliche Umbildungen haben über sich ergehen lassen müssen.

Zu den Universitäten sind technische Hochschulen in gleicher Würdigkeit hinzugetreten. Die antik-klassische Bildung ist nicht mehr die ausschließliche Art der Vorbildung, die den Zutritt zum Universitätsstudium gewährt; Realschulen verschiedener Art gewähren die gleiche Berechtigung. Die Berliner Universität entstammt der Blüte des Neu-Humanismus und hat lange Zeit an der Förderung dieser Geistesrichtung mitgewirkt; die zunehmende Macht

der Technik und die gewaltig herangewachsene Bedeutung der Industrie im nationalen Leben hat im Verein mit der immer ausschließlicher zur Herrschaft gelangten Richtung der Naturwissenschaft, die für die neue Zeit bezeichnend ist, das Vorwalten humanistischer Bildungsideale mit stetig steigender Gewalt untergraben. Ein Kennzeichen dafür ist das fast völlige Verschwinden des Gebrauchs der lateinischen Sprache aus dem Universitätsleben. Eine Veränderung, deren volle Tragweite wegen ihrer Neuheit sich noch nicht übersehen läßt, ist die Zulassung des weiblichen Geschlechtes mit voller Gleichberechtigung zu dem Universitätsstudium. Im Lehrbetriebe der Universitäten ist von besonderer Wichtigkeit geworden die zunehmende Bedeutung der Seminarien und Laboratorien als Ergänzung der Vorlesungen. Die Spezialwissenschaften mit dem exakten, empirischen Material, auch gelegentlich mit der Rücksicht auf das Praktische, haben der Philosophie und allen spekulativen Interessen den Rang abgelaufen. Mit alledem gewährt die heutige Universität ihrer ursprünglichen Verfassung gegenüber einen in vielen Beziehungen veränderten Anblick.

Und dennoch ist sie von Wesen dieselbe geblieben. Wie sie heute vor unseren Augen dasteht, blühend in Kraft und Herrlichkeit, getragen von der Liebe und Verehrung aller Stände, geschmückt mit dem Ruhmeskranze einer großen Vergangenheit, ist sie in ihrer völligen Verschiedenheit von der Universitätsverfassung der fremden Völker der rechte Ausdruck deutscher nationaler Geistesart. An der Spitze ihrer Schwestern, der deutschen Universitäten, ist sie eine Burg des freien Geistes. Die Autonomie dieser großen Korporation ist in aller Wandlung der staatlichen Verfassung unangetastet geblieben. Das Prinzip der Freiheit der Forschung hat sich mehr und mehr in allen Fakultäten siegreich durchgesetzt; die soziale Stellung des Professorentums hat sich fortschreitend befestigt; die akademische Freiheit der Studierenden ist um so mehr zur anerkannten Institution geworden, als die zunehmende Gesittung, zumal unter den Einflüssen großstädtischen Lebens, den Mißbrauch verringert oder beseitigt hat. Die Achtung vor der Wissenschaft ist mit dem zunehmenden Reichtum und mit der gesteigerten Bedeutung für die Praxis des Lebens gestiegen, und wie der Drang nach Belehrung allgemein geworden ist, haben auch die Universitätsgelehrten die frühere spröde Ausschließlichkeit aufgegeben und sind in mancherlei Formen und Veranstaltungen bestrebt gewesen, die Ergebnisse ihres Forschens weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Man darf sagen, die Universität ist eine volkstümliche Veranstaltung geworden. Dabei hat sie aber ihren alten Charakter treu festgehalten, eine Stätte zu sein zugleich reger wissenschaftlicher Forschung und der Überlieferung des Erforschten an die Jünger der Wissenschaft, und durch die Vereinigung der vier Fakultäten zu einer lebensvollen Einheit den wissenschaftlichen Geist in allen Studien der einzelnen Fachwissenschaften wach zu erhalten. Der deutsche Student wird nicht bloß zum Behufe späterer Praxis im Fachwissen ausgebildet, sondern mit dem Rüstzeug wissenschaftlicher Bildung überhaupt versehen. Das ist bisher der Charakter deutscher Universitäten gewesen; das wird ihr Charakter auch in Zukunft bleiben, mag

auch sonst manches an ihnen weiterer Umbildung unterzogen werden. Denn die Geschichte geht weiter, und ihr Fortgang wird sich auch an den Universitäten betätigen. Neue Zeiten bringen neue Bedingungen und neue Anforderungen, und die Grundform der deutschen Universität ist bildsam genug, um auch in veränderter Zeitlage neuen Ansprüchen sich anschmiegen zu können, ohne ihre wesentlichen Vorzüge daran geben zu müssen.

Dieses Jahr hat uns den hundertjährigen Gedenktag an das frühzeitige Scheiden Luisens, der königlichen Dulderin, des Urbildes hohen Frauensinnes gebracht, eine Erinnerung voller Wehmut und doch zugleich voller Erhebung in dem Stolze, daß sie dereinst die unsere gewesen ist. Zugleich begehen wir die Feier der großen Kriegestaten, die unser Volk im französischen Kriege vor vier Jahrzehnten vollbracht hat, und freuen uns dankbar im Angedenken an den Heldenmut und die Treue bis in den Tod, die die Söhne Deutschlands bewiesen haben, als es galt, die Einheit des Vaterlandes auf dem Schlachtfelde zu erkämpfen. Als rechte Krönung dieser Denkfeiern tritt hinzu die Zentenarfeier der Berliner Universität. Sie stellt uns vor Augen die Zeit des staatlichen Verfalles der deutschen Nation und ihrer glorreichen Erhebung, und andererseits die Frucht idealer Kultur, die diese Erhebung getragen hat, die Siege der Wissenschaft, das Erstarken der sittlichen Kräfte, die die deutsche Nation zur Wiederherstellung von Kaiser und Reich geeinigt und die Einigkeit zur Quelle des fröhlichen Gedeihens auf allen Gebieten gemacht haben. Eine schier unabsehbare Reihe der stolzesten Namen zieht an unserem geistigen Auge vorüber, schöpferische Meister auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft, die den Ruhm des deutschen Geistes vermehrt haben und als Lehrer der Berliner Universität Leuchten des Vaterlandes und der ganzen Welt gewesen sind. Und so blicken wir voll Hoffnung und Vertrauen auf das gegenwärtige Geschlecht, das sich der hohen Ahnen würdig erweisen und den Ruhm deutscher Wissenschaft und deutscher Gesittung aufrecht erhalten wird. Das deutsche Volk weiß, was es an seinen Universitäten besitzt. Es wird sie und insbesondere unsere, nun durch ein Jahrhundert bewährte Berliner Universität auch in Zukunft in hohen Ehren halten und zu immer vollerer Wirksamkeit mit immer reicheren Mitteln ausstatten. Und wenn wieder ein Jahrhundert verflossen sein wird, dann, hoffen wir, wird unsere Universität, in unversehrten Ehren weiter blühend, als Mehrerin der Wissenschaft und aller guten Sitten immer höheren Ruhm erworben haben und im reich gesegneten Reiche deutscher Nation als ein weithin strahlendes Zentrum, selber reich gesegnet, mit gesteigerter Macht für die Pflege aller idealen Güter weiter wirken. Für jetzt aber gelte des Dichters Wort:

Dies ist unser! so laß uns sagen und so es behaupten!

Der andere Weg.

Erzählung

von

Ernst Zahn.

I.

Wie lange die alten Häuser noch stehen werden, ist schwer zu sagen. Sie haben ihnen schon lange den Untergang angedroht. Meine gute Stadt St. Felix kommt mir manchmal vor wie eine eitle Frau, die sich aus langsam wachsenden Mitteln neu ausstaffiert; jetzt kommt der neumodige Hut, jetzt die Krawatte, jetzt der Sonnenschirm. Wenn sie das alte, feste Schuhwerk gegen feine, prunkhafte Stiefelchen umtauscht, dann werden die Häuser der Schipfe niedergerissen werden. Dann wird auch Meister Gottfried Grobs Werkstatt und Haus daran glauben müssen. Jetzt aber steht beides noch, und es gewährt mir eine tiefe, stille Freude, es hier gleichsam abzuzeichnen und dabei zu denken, daß sie es in diesen Blättern nicht werden niederreißen können. Auch Meister Grob selbst wird in diesen Blättern nicht sterben. So bleibt mir die Möglichkeit, dem alten, wackern Manne hier noch viele Jahre hindurch zuzuschauen, wie er wohnt und werkt.

Da aber von Meister Gottfried Grob erzählt werden soll, sei dort begonnen, wo seines Lebens Geschichte anfängt. Diese hebt merkwürdigerweise nicht mit seinem Leben selbst an. Der Schreinermeister Gottfried Grob hatte schon seine fünfzig Jahre auf dem Rücken, als seine Geschichte begann, die nämlich, welche in sein bisher glattes, regelmäßiges Alltagsleben Bewegung und Ereignis brachte. Dreißig Jahre lang hatte er schon in dem langen, schuppenartigen, einstöckigen Gebäude an der Limmat gewohnt, seit zwanzig Jahren die väterliche Schreinerei allein betrieben. Seine Frau Babette führte er da hinein, zimmerte ihr die Wiege für den einzigen Buben, als er selbst schon vierzig war, und zimmerte ihr noch im gleichen Jahre den Sarg. Zehn Jahre lag sie nun auf dem schönen, alten Friedhof über der Stadt, wo die Bäume so alt und groß sind und Kinder gern in der Nähe spielen, wo also der Friede der Gewesenen und die hoffnungsvolle Heiterkeit der Kommenden ineinander klingen. Aber ihr kleiner Hugo war da und blieb da, und von ihm kam das Ereignis in des alternden Meisters

Tage. Es wuchs so herein, unmerklich, wie der Knabe selber wuchs. Darum ist es schwer, den genauen Tag seines Anfanges zu bestimmen.

Nach dem Tode der Frau Babette kam ihre Schwester ins Haus, die Anna Grandjean, eine Westschweizerin, aber eine, die die französische Art zu einem guten Teil abgestreift, da auch ihre Familie seit Großvaters Zeiten in St. Felix gelebt hatte. Sie zog den kleinen Hugo auf, den die Schwester hinterließ. Sie war ein wenig schuld daran, daß er Hugo hieß, denn der Meister hätte lieber einen urchigen Hans Jakob oder Gottfried oder Heinrich gehabt. Sie war auch ein wenig schuld an all dem, was in Meister Gottfrieds Leben nicht glatt war, an ein paar kleinen Aufregungen: Jesses, der Bub, jetzt hocke er da draußen in der Limmat in einem Weidling, gleich werde er im Wasser liegen! — Jesses, der Bub, so könne er nicht länger herumlaufen! Alle Kinder in der Stadt trügen kurze Strümpfe. Also Socken, Socken müßten für den kleinen Hugo her!

Es ist nicht ganz unmöglich, daß Meister Grob ein friedlicheres Leben gehabt haben würde, wenn das Fräulein Grandjean nicht im Hause gewesen wäre; aber er war ein zu gutherziger Mann und Bürger, als daß er je einen solchen Gedanken geäußert — ja, als daß er einen solchen überhaupt gehegt hätte. Im übrigen war das Fräulein Grandjean auch eine haushälterische und fleißige Person, die im Hause redlich für das Lebensauskommen arbeitete, das der Schwager ihr bot.

In der kleinen mit Holz und fertigen Möbeln über und über vollgestopften Werkstatt gingen ununterbrochen die Geräusche der Werkzeuge. Es lag etwas Geruhsames in dem Zischen der Säge, dem Hammerschlag und dem Hobelstrich, keine Übereilung, aber auch keine Faulheit, sondern eine stille Stetheit, in welcher sich etwas von dem Charakter des Arbeitenden verriet. Meister Gottfried war ein stummer Mann, er sang und pfiff nicht wie mancher, der sich durch derlei Kurzweil die Arbeit umfirlefanzt. Er stellte sich auch nicht unter die Werkstattür, um nach der Nachbarschaft auszusehen. Stet und zufrieden handhabte er Säge und Hobel, und in der Bedächtigkeit, mit welcher er jedes fertige Stück prüfte, zeigte sich seine Handwerkergewissenhaftigkeit. Er stellte auch keine Gesellen ein, obwohl es ihm ein leichtes gewesen wäre, sein Geschäft auszudehnen, sondern nahm nur soviel Arbeit an, als er selbst mit unermüdlichem Fleiß zu bewältigen vermochte. Seine Kunden waren meistens kleine Leute, die mit allerlei Dingen zum Leimen und Ausbessern zu ihm kamen, aber auch ein paar Mägde und Bediente vornehmer, alter Patrizierhäuser der Stadt traten dann und wann in seine Werkstatt, und er hatte für jene ein heimeliges, gleichmäßiges, immer freundliches Wesen, diesen gegenüber eine stille Würde, die selbst dem protzigsten Livreediener die Luft nahm, ihm gegenüber einen zu hohen Ton anzuschlagen.

Meister Gottfried war von mittelgroßer, kräftiger Gestalt. Die Arme, von denen bei der Arbeit die Ärmel bis hinter die Ellbogen zurückgekrempelt waren, zeigten straffe Muskeln. Das Gesicht mit den braunen Augen und dem schwarzen, kurzen, rundgeschnittenen Vollbart, in welchen schon früh sich

graue Fäden einmischten, trug einen Ausdruck von Klugheit, Gelassenheit und Güte. Diese Eigenschaften waren es auch, die neben seinem Fleiß und seiner Berufstüchtigkeit ihm in weiteren Kreisen Achtung und Ansehen verschafft hatten. Wie sehr er aber auf Ehrbarkeit und Genauigkeit in allen Dingen hielt, das zeigte nicht nur die Sorgfalt, mit welcher er seine Arbeit tat, sondern auch eine gewisse Peinlichkeit in der Wahrung äußeren Anstandes. So ging er nie in seinem Arbeitsgewande über die Straße. Kein noch so nahe wohnender Kunde hätte ihn je zu eiliger Arbeit ins Haus rufen können, ohne daß der Meister seine Hausschuhe mit Stiefeln vertauscht, den Staub sich aus Haar und Kleidern gebürstet und seinen Straßenrock angezogen hätte. Jeden Sonntag aber stieg Grob, den schwarzen, altmodischen Zylinder auf dem Kopf und in schwarzer Kleidung, zur Kirche St. Peter hinauf, mit derselben Treue Gott gebend, was Gottes war, mit welcher er die Woche hindurch seinem Berufe diente.

Diesem Ehrenmann also erzog das Fräulein Grandjean seinen einzigen Sohn.

In den ersten Jahren konnte man den hübschen und lebhaften Knaben oft auf der Schwelle der väterlichen Werkstatt sitzen oder in dieser selbst herumstreichen sehen. Dann war es der Heimweg von der Schule, der ihn zweimal des Tages regelmäßig vor des Vaters Schwelle führte. Wenn der wilde Junge durch die Tür gewirbelt kam, wurde seinem Alten der Arbeitsraum hell. Er zeigte und sagte das nicht. Kaum, daß er dergleichen tat, als ob er bei der Arbeit den Eintritt des Knaben bemerkt hätte. Aber allmählich richtete er unter dem Hobeln und Hämmern ein Wort an ihn, fragte wohl ernsthaft nach Schule und Aufgaben und dergleichen und hielt ihn, der immer gleich wieder fort wollte, mit solchen Fragen hin, im geheimen Grunde doch nur, um sich die Gesellschaft seines kleinen Sohnes möglichst lange zu erhalten.

Es ließ sich kaum ein größerer Gegensatz als derjenige zwischen Vater und Sohn denken. Der Knabe mit dem scharfgeschnittenen Gesicht und dem schwarzen, welligen Haar hatte das lebhaftere, an welsche Art gemahnende Wesen der Mutter. Er war nicht nur in seinen Bewegungen rasch und wild, sondern es trat auch in seiner Rede leicht etwas von leiser Großsprecherei zutage, so daß er zum Beispiel, um seine Fortschritte in der Schule gefragt, stets bereit war, dieselben als glänzend darzustellen, und tat, als ob er nicht begriffe, wie man einen so klugen Jungen dergleichen Dinge überhaupt fragen könne. Obwohl er eher zart gebaut und von keineswegs hervorragender Knabentapferkeit war, prahlte er gern mit seiner Körperkraft und erzählte dem Vater von allerlei Heldentaten, die er anläßlich dieses und jenes Zwistes mit den Kameraden verübt haben wollte. Zu derlei Reden machte Gottfried Grob ein eigentümliches Gesicht. Zuweilen unterbrach er den Knaben mit einem verweisenden, zornigen Wort, zu anderer Zeit schwieg er ganz und stellte sich, als ob er nicht gehört hätte. Immer aber bereitete ihm diese Veranlagung seines Kindes zum Übertreiben sichtlich ein tiefes Unbehagen. Oft wenn Hugo die Werkstatt wieder verlassen hatte, hielt er in seiner Arbeit

plötzlich inne, sah auf die Tür, durch welche der Knabe verschwunden war und dachte über das Wesen desselben nach. Dabei verriet einzig ein Zucken seines Mundes, daß eine tiefe Erregung sein Inneres aufwühlte. Unsicherheit quälte den sonst so festen, wegsicheren Mann. Er wußte sich zu der seiner eigenen nüchternen so sehr widersprechenden Art seines Kindes nicht recht zu stellen. Es war ihm, als ob gleichsam in seinem eigenen Garten ein unbegreifliches und schwer auszurottendes Unkräutlein aufschoß.

Die Werkstatt Gottfried Grobs sah aber auch noch einen zweiten jungen Gast, das Nachbarskind Adelheid Locher, das Töchterlein eines Spenglers, dessen Buttik und Wohnung über der Straße sich befand und mit ihren blinden Scheiben und geflickter Tür recht ärmlich aussah.

Der Knabe Hugo hatte mit der Adli Locher in der Straße gespielt und sie, als beide noch nicht schulpflichtig waren, schon in den Arbeitsraum des Vaters gebracht. Die Kinderfreundschaft war dauerhaft und erhielt sich durch die Jahre, so zwar, daß sie von seiten Hugos allmählich als etwas Nebensächliches, je nach Laune zu Pflegendes oder zu Vernachlässigendes angesehen wurde, während die kleine Adli ihr mit all der Ernsthaftigkeit lebte, die im Charakter des schwarzhaarigen Mädchens lag. Freilich hatte sich auch in der Freundschaft Adlis unmerklich etwas verschoben, indem, während sie zuerst nur dem Spielkameraden Hugo gegolten hatte. ganz allmählich und unwillkürlich auch der Meister Gottfried in sie hineingeraten war. Irgendwann war Adli Locher in Meister Gottfrieds Werkstatt sitzen geblieben, während Hugo hinausgegangen war. Der Meister hatte anfänglich kaum auf das Kind geachtet. Erst die Schweigsamkeit und die Aufmerksamkeit, mit der es seine Arbeit verfolgte, veranlaßten ihn, ein freundliches Wort zu ihr zu sagen, aus dem ein zutunliches Gespräch sich entwickelte. Von da an blieben die beiden, wenn dem nach Abwechslung verlangenden Knaben die Zeit in der Werkstatt lang geworden, noch manchmal so beisammen, und es fügte sich allmählich, daß Adli auch ohne die Vermittlung Hugos sich zu dem Meister fand. Es wäre für einen Menschenfreund und Menschenforscher ein Behagen gewesen, den zwei ungleichen Freunden, dem arbeitsamen Manne und dem großäugigen Kinde, unbemerkt eine Weile zuzusehen. Meister Gottfried werkte, die Adli aber saß auf einer Bretterschicht oder auf einer Kiste, die alte Puppe im Arm, und sah zu. Da Meister Gottfried selten oder nie die Kleine zuerst ansprach, dauerte es gewöhnlich geraume Zeit, bis ein Gespräch in Fluß kam. Ernsthaft saß Adli da, die schweren Zöpfe hingen ihr in den Rücken, die schwarzen Augen und Brauen stachen scharf aus dem schmalen, gelben Gesichtlein hervor. Plötzlich, in einer Arbeitspause, die der Meister machte, tat sie wohl eine Frage wie diese: „Für wen ist auch der Sarg, Herr Grob?“

Und wenn sie den Namen des Toten wußte, für den Grob das letzte Haus baute, plauderte sie so allerlei nachdenkliche Sachen daher: Warum der Verstorbene wohl schon so früh von der schönen Erde fortgemußt habe? Ob seine Seele nun schon im Himmel sei? Und dergleichen mehr. Es war erstaunlich, was für altkluge Gedanken manchmal in dem Kinderkopfe wohnten,

und welche Geschichten die Adli sich aus nichts zusammenspann. Sie kam von der Wiege, an welcher der Schreiner hobelte, auf das Kind, das darinnen lächeln sollte, und von dem Brett, das jener schnitt, auf den Baum, aus dem es gesägt war, auf den Wald, in dem er gestanden, die Vögel, die in seiner Krone gesungen, und die Winde, die in seinen Zweigen gerauscht. Liebliches und Verständiges, Scherzhaftes und Trübsinniges schwatzte die Adli so in die Arbeit Meister Grobs hinein. Der aber hatte von diesen Gesprächen Abwechslung, Verwunderung und Freude und gewann sie daher, ähnlich der Sonne, die auf seinen Werktisch fiel, lieb.

Manchmal mahnte er seinen Knaben, ebenfalls zuzuhören, und erreichte zuweilen, daß dieser die rastlose Art eine Weile verlor und, von der Gespielin Plauderhaftigkeit gefangen genommen, geduldig neben den beiden sitzen blieb.

Schön waren in dieser Zeit für die drei Menschen manche Sonntagabende. Neben der Werkstatt befand sich ein winziges Gemüsegärtchen, ein schmaler, spitz zulaufender Riemen Landes, der zwischen Gasse und Fluß eingezwängt lag. Da stand auch unter einer Wand hoher Bohnenstauden eine alte, wackelige Bank, auf welcher Meister Gottfried am Sonntagabend gern seine Pfeife rauchte. Die Bohnenwand verdeckte die Bank den wenigen, welche die Gasse dahinter begingen. Dagegen blieb von dieser weite Aussicht auf den rasch vorbeiziehenden, breiten Strom und das jenseitige Stadtufer, das zum Teil schon neuere Häuser und ein unablässiges Verkehrsgetriebe zeigte. Dumpf und wirr klangen die Geräusche desselben über den Fluß herüber. Seine Unruhe aber wurde von den Wellen gleichsam abgeschnitten, so daß der Schreiner und die Kinder mitten in der Stadt eine Art ländlicher Sonntagsfeier halten konnten. Der schwarzbärtige Meister Grob saß auf der Bank, und die Kinder spielten neben ihm, suchten Schnecken in dem bescheidenen Gemüsegrünzeug oder ließen Papierschiffe die Limmat hinunterfahren. Bei hohem Wasserstande stiegen die Wellen bis fast an den Rand des altersgrauen Sandsteinmäuerchens, das den Garten abschloß. Sie plätscherten nicht, sondern schwangen sich in schlangenhaften Windungen unablässig und eilig vorüber. Die jenseitigen Häuser und die Menschen auf der Straße spiegelten sich in ihnen, und sie verzerrten ihr Bildnis zu seltsamen Gestalten, an denen wiederum die phantasiebegabte Adli ihre Freude hatte, und auf die sie ihre beiden Freunde aufmerksam machte. Die Abendsonne aber legte ihren Schein über Meister Gottfrieds Sitz und zündete in vielen Fenstern ihm gegenüber goldene Feuer an.

Das alles war, als Hugo und Adli noch kleine Kinder waren und Meister Gottfrieds Leben noch ein Alltagsleben, verklärt von einer leisen Behaglichkeit und einem Frieden, an dem er selbst mit einem schlichten Fleiß und seiner Rechtlichkeit den besten Anteil hatte.

II.

Meister Gottfried geriet in einiges Erstaunen, als seine Schwägerin eines Abends, da sie mit ihm allein in der einfachen, kleinen Wohnstube saß, davon sprach, daß zur nächsten Ostern Hugo die Alltagsschule verlassen werde,

und daß man sich wohl bald entscheiden müsse, in welche höhere Lehranstalt er alsdann einzutreten habe. Als er sich gefaßt hatte, hielt Meister Grob sich selbst eine Standrede darum, daß er über der reichlichen Pflicht seines Berufes und im ruhigbehaglichen Gang des Tages vergessen hatte, sich mit der nahen Wendung im Erziehungsgang seines Einzigen zu beschäftigen. Dann erörterte er mit Fräulein Grandjean den Fall näher.

Er selbst saß auf dem, mit einem geblümten Überzuge versehenen Kanapee, im dunkeln Rock, noch einen Rest Höngger, schön schillernden, schlichten Landwein vor sich. Im alten, weißen Kachelofen brannte Feuer, denn der Februar war kalt und rauh.

Das Fräulein Grandjean besserte eine am Sitz schwer gefährdete Hose ihres Neffen aus und verfocht dabei die Ansicht, Hugo müsse ins städtische Gymnasium gebracht werden, der Vater habe doch die Mittel dazu, und gute Bürgerfamilien seien es heutzutage sich selber schuldig, ihre Kinder in die Lateinschule zu schicken. Die früh verblühte dreißigjährige Jungfrau hatte eine tatkräftige, zungengewandte Art. Sie drückte sich gewählt und manchmal ein wenig überspannt aus, und ihr mageres Gesicht mit dem schönen, braunen Haar, etwas spitzer Nase und den scharfen, braunen Augen hob sich oft und mit energischer Raschheit von der Arbeit, um sich Meister Grob zuzuwenden.

Dieser hörte anfänglich den Vorschlägen der Schwägerin gelassen zu, erklärte aber und nachdem er bedächtig einen Schluck genommen: „Nein, Anna, mein Bub kommt nicht ins Gymnasium. Wir sind Handwerksleute, sind in die Sekundarschule gegangen, und in die schlichte Sekundarschule sollen auch unsere Kinder gehen. Es müßte denn sein, daß eines einmal besondere Anlagen hätte, die es zu einem Studium befähigen könnten. Ein so aufgeweckter Bursche mein Hugo aber auch ist, zu einem Gelehrten hat er nicht das Zeug. So wird die einfachere Bildungsanstalt für ihn vollständig genügen."

Das Fräulein Grandjean rutschte während dieser langen und wohl überdachten Rede des Meisters unruhig auf ihrem Stuhle hin und her. Es machte sie schon immer nervös, wenn Gottfried Grob sie mit dem einfachen und nüchternen Namen Anna anredete. Nach einer seit geraumer Zeit bei allen romantisch veranlagten Frauenzimmern üblichen Mode hatte sie den unscheinbaren Endbuchstaben ihres Namens für ein schwunghaftes Ypsilon vertauscht und behauptete, der Name Anna tue ihr in den Ohren weh. Weiter störte sie aber auch die Bestimmtheit, mit der Meister Gottfried gleich von Anfang an seinen Entschluß kundgab. Die Erfahrung der Jahre hatte sie gelehrt, daß, wenn der Schwager so sprach, er für eine Gegenmeinung nicht mehr zugänglich war. So focht sie für ihre Ansicht gleichsam schon mit der Empfindung, daß sie unterliegen werde, und geriet deshalb in heißen Eifer. Sie klagte, daß der Knabe Hugo in der Sekundarschule verbauern werde, daß es wahrlich angezeigt sei, ihn, der in der Nachbarschaft nur unpassende Gesellschaft finde, in Umgang mit Kindern aus höheren Kreisen zu bringen und dergleichen mehr.

Meister Grob ließ sie reden, trank seinen Wein Schlücklein um Schlücklein und kramte dann sein schweres, altes Notizbuch aus der Brusttasche, in welchem er mit Bleistift allerlei Berechnungen anzustellen begann. Als bald darauf Hugo in die Stube trat, wendete er sich zu diesem und sagte, als ob er und die Schwägerin völlig einig gewesen wären: „Die Tante und ich haben von deinem Übergang in die höhere Schule gesprochen. Du wirst noch zwei bis drei Jahre in die Sekundarschule gehen, ehe du in die Lehre kommst."

„Warum nicht ins Gymnasium?" fragte der Sprößling.

„Darum," erwiderte Meister Gottfried knapp und kurz, und Hugo beschied sich mit der Antwort des Vaters, zum abermaligen Mißbehagen seiner Tante, die vielleicht von ihm Unterstützung erwartet hatte.

Das Fräulein verließ mit ziemlich unwirschem Gebaren das Zimmer, um sich in ihrem eigenen Stübchen bei den Blumen am Fenster, den Bildern an den Wänden und den Roman- und Gedichtbüchern auf dem kleinen Regal, in der köstlichen Luft ihres eigenen jungfräulichen Reiches wieder einmal den schmerzlichen Erwägungen hinzugeben, daß sie, deren Gedanken hoch flogen, in dem nüchternen Hause des Schwagers eigentlich elendiglich verkümmere.

Es war für die Willensfestigkeit Meister Gottfrieds und für die Unbestrittenheit seines Ansehens im Hause bezeichnend, daß nach diesem Gespräche die damit erörterte Frage nicht mehr erwähnt wurde. Vielmehr ging Hugo Grob einige Wochen später ohne weiteres von der Alltagsschule in die erste Sekundarklasse über. Diese Wendung im Leben des Knaben blieb anfänglich ohne sichtbaren Einfluß auf das Leben der Familie im allgemeinen. Meister Gottfried lebte seinem Berufe. Die Besuche Hugos in der Werkstatt wurden seltener. Er bekam mehr Hausaufgaben und wurde infolgedessen dem Vater mehr aus den Augen gerückt. Wenn dieser sich aber nach der Schule und seinen Erfolgen erkundigte, rühmte er noch immer in hohen Tönen, wie gut alles gehe, entzog sich jedoch so rasch als möglich einem ernsten Gespräche. Gottfried Grob fühlte, wie die Veranlagung zum Großreden und ein gewisser Leichtsinn dem Sohne, so sehr er gegen dieselben von jeher eingeschritten war, noch immer anhafteten. Das mühte ihn mehr, als er sich selber eingestand. Öfter und öfter begann ihn diese Sorge aus seinem schönen inneren Gleichgewicht zu werfen und war wie ein heimlicher Wurm, der an dem kerngesunden Manne nagte. Nach Ablauf des ersten Schulquartals brachte Hugo ein sehr mäßiges Zeugnis nach Hause, das ihm eine gewisse Phantasie, leichte Auffassungsgabe und sprunghaften Eifer nicht absprach, aber seinen Mangel an Ausdauer, seine Gleichgültigkeit und seinen Hang zur Unwahrheit und Übertreibung schwer tadelte. Meister Gottfried geriet in einen sein ganzes Wesen durchflutenden Zorn. Er war nicht ein Mensch, der sich vergaß und seiner Erregung in Schelten und Schlägen Luft machte, aber die Verstimmung ging ihm so in alle Tiefen, daß er weder imstande war zu arbeiten noch zu Mittag einen einzigen Bissen der Mahlzeit herunterzuwürgen. Er ging aufgeregt in der Wohnstube umher,

wohin Hugo ihm das Zeugnis auf den Tisch gelegt hatte, sich selber aber weislich fernhaltend. Als das Fräulein Grandjean des Schwagers Erregung gewahrte und ein Wort zugunsten Hugos sagen wollte, war jener außerstande, ihr mit Worten Schweigen zu gebieten, sondern machte nur eine hastige und nicht mißzuverstehende Gebärde, sie möge ihn nicht durch ihre Parteinahme für den Neffen noch weiter reizen. Nach einer kleinen Weile des Hin- und Hergehens und des inneren Kampfes forderte er sie dann auf, Hugo zu rufen, und als dieser hereinkam, ging er so rasch und plötzlich auf ihn los, daß der Knabe das Schlimmste fürchtete und mit Augenzwinkern und feigem Sich-ducken die Prügel erwartete, welche ihm des Vaters gerötetes Gesicht anzudrohen schien. Gottfried Grob aber faßte nur mit seiner starken und in diesem Augenblick doch seltsam zitternden Hand die Schulter seines Kindes und sagte: „Du, du, wenn ich Holz habe, das zu weich ist oder zu knorrig oder zu astig, so weiß ich doch, wie ich es verarbeite, aber — aber dich, Bub, der von meinem Holze sein sollte, dich weiß ich nicht zu hobeln, daß du wirst, was du solltest. Du hast etwas in dir, was ich nicht begreife und — nicht anzufassen verstehe. Ich — ich weiß nur, daß du verloren gehst, wenn du so fortfährst. Und helf dir Gott, du — du."

Der Ausbruch zeigte, wie lange die Sorge schon in ihm steckte.

Hugo, als er merkte, daß er die erwarteten Schläge nicht zu fürchten brauchte, setzte der Entrüstung des Vaters eine anfänglich noch sich vorsichtig duckende, dann immer freiere Leichtfertigkeit entgegen. Er redete sich mit geschickten Worten aus, das erste Zeugnis sei keineswegs maßgebend, auch sei es eine bekannte Tatsache, daß die Schule einem unendlich viel Zeug in den Kopf stopfe, dessen man im Leben später nicht bedürfe, der Vater möge seinetwegen nur außer Sorge sein; er werde seinen Weg schon machen! Seine Verteidigung zeigte deutlich, daß es ihm an Fähigkeiten und Geistesgaben keineswegs fehlte, auch verriet sich darin eine Frühreife und Selbständigkeit, die den Vater in Erstaunen setzten, aber die Sorge wurde ihm dadurch nicht abgenommen, sondern wuchs in den nun kommenden Jahren und legte allmählich etwas Fremdes zwischen Vater und Sohn, über das hinweg nur die suchende und tiefe Liebe Meister Gottfrieds immer wieder Brücken schlug.

So ging die Zeit. Auch die kleine Adli Locher blieb nicht still stehen. Auch ihre Besuche in der Werkstatt Meister Grobs wurden seltener und bekamen einen anderen Charakter. Die Puppe fehlte im Arm des Kindes. Es saß auch nicht mehr mit den Beinen baumelnd und in stummes Schauen versunken auf seiner Kiste, sondern stellte sich mehr mit stillem, klugem Plaudern manchmal neben den arbeitenden Nachbarn und Freund. Es kam die Zeit, in welcher der Sekundarschüler Hugo nach Jungenart hochnasig wurde und nichts mehr von dem Mädchen, der Adli, wissen wollte. Und es kam darauf die Zeit, da derselbe Hugo ein neues und nie vorher empfundenes Interesse an dem Nachbarkinde zu nehmen begann.

Adli Locher hatte sich gestreckt. Sie war ein schlankes, feines Ding von vierzehn Jahren. Noch immer hatte sie ein schmales, braunes Gesicht. Zwei schwarze Zöpfe hingen ihr in den Rücken. Eines Sonntags trug sie

ein neues rötliches Kleid mit sauberer weißer Halskrause und weißer Ärmelverzierung und trat am Abend zu Meister Gottfried und Hugo, die im kleinen Garten saßen. Wie nun eine rein äußerliche Veränderung einen Menschen plötzlich als einen ganz anderen erscheinen lassen kann und auf den Beschauer einen ungewöhnlichen Eindruck zu machen vermag, so war an diesem Sonntag für Hugo Grob an Adli Locher irgend etwas, was er sich nicht zu erklären vermocht hätte und was doch wie etwas Fremdes, Neues und Köstliches auf ihn wirkte. Es mochte vielleicht nur in dem ungewohnten Kleide liegen, aber er entdeckte zugleich zum ersten Male, daß Adli gewachsen und gealtert war. Während sie sich zur anderen Seite seines Vaters niederließ, richtete er oft das Wort an sie, von der er monatelang kaum mehr Notiz genommen hatte, und bezeigte ihr eine warme Freundlichkeit, die ihm, dem sonst so wenig wortfaulen, weil sie mit einiger Befangenheit untermischt war, wohl stand. Diese Freundlichkeit und ein neu zutage tretendes zaghaftes Werben um Adlis Gunst dauerten an. Man konnte die beiden jetzt wieder öfter beisammen sehen, nur war jetzt der Knabe mehr der suchende, während früher das Mädchen sich bemüht hatte, den Verkehr aufrecht zu erhalten. Sie waren beide noch Kinder, und doch drängte sich unwillkürlich etwas zwischen sie, was die Ungezwungenheit ihres Verkehrs gleichsam hemmte und ihm doch einen eigentümlichen Reiz verlieh. Sie hatten eine Scheu davor, sich miteinander vor den Leuten zu zeigen, und sie gaben sich alle Mühe, selbst einander gegenüber sich immer so zu stellen, als ob sie sich wenig auseinander machten, und gaben so ihren Begegnungen, so absichtlich sie dieselben herbeiführten, gern das Gepräge des Zufälligen. Sie hatten beide die köstliche Sprödigkeit und Herbheit ihrer Jahre, und es war ergötzlich, wie sie mit ihrer wachsenden Neigung füreinander Verstecken spielten.

Hugo Grob war um diese Zeit ein hübscher Bursche, von ungefähr gleich hohem Wuchs wie das Mädchen, dunkelhaarig und von kräftiger Gestalt. Auf der Oberlippe zeigte sich früh ein leiser Schnurrbartanflug. Wenn er so neben Adli im Garten stand, waren sie ein Bild, das Meister Gottfried wohl erfreuen konnte. Gottfried Grob hatte so seine Gedanken, wenn er sie sah. Hoffnungen löschten ihm die Sorgen aus. Er hatte die Adli Locher heranwachsen und aus dem ernsthaften Kinde ein ruhiges, arbeitsames, schlichtes Mädchen werden sehen, und er empfand unwillkürlich, daß in ihr Eigenschaften lägen, welche diejenigen, die ihn am Sohne ängstigten, zu mildern und auszugleichen imstande wären. So tat er die zwei in seinem Herzen und in seinen Gedanken gern zusammen. Wenn er sich dann jeweilen zwischen sie auf die Bank setzte, wurde er gleichsam zur Brücke zwischen ihnen. Sie verloren die Befangenheit und waren fröhlich. Hugo hatte, wenn er bei Laune war, eine große Liebenswürdigkeit und viel Mutterwitz. Seine Gefährten kamen oft nicht aus dem Lachen heraus, und ihre Vergnügtheit stand im Einklang mit den schönen Tagen, welche sie gewöhnlich die Bank zum Ausruhen wählen ließen. Ihr Lachen, das helle der Jungen und das lautlosere, tiefere Meister Gottfrieds klangen in das Wellenrauschen des Flusses. Weiße Schmetterlinge gaukelten um das Grünzeug des Gartens,

und in die Luft stieg der Rauch aus Meister Gottfrieds Pfeiflein. Es waren friedliche Stunden und friedliche Tage, die sie in dieser Zeit verlebten. Vielleicht war es für die drei die schönste Zeit ihres Lebens.

Nicht daß Hugos Hang zur Prahlerei nicht auch jetzt manchmal sich geltend gemacht hätte. Plötzlich oft verfiel er aus harmlosem Scherzen in ein Großsprechen oder ein Entwickeln phantastischer Zukunftspläne. Aber es war merkwürdig, wie sich dann in seine laute Stimme und tönenden Worte die ruhige Rede der Adli mischte, etwa mit der Frage: „Meinst du nicht, daß das so und so sich verhalte?“ oder „Glaubst du nicht, daß das und das besser so zu machen wäre?“

Manchmal entwaffnete die Bescheidenheit des Mädchens den Lautsprecher völlig, so daß er klein wurde und wie in heimlicher Scham sich mit Reden weniger hervortat. Meister Gottfried aber vergaß des Ärgers und der Besorgnis, welche ihm des Sohnes Art bereitete, ob der anderen des Mädchens, das in diesen Augenblicken über jene Meister geworden war.

Das Fräulein Grandjean gesellte sich nie zu den dreien. Sie hatte für Adli Locher keine besondere Zuneigung. Der Spengler Locher, Adlis Vater, befand sich in üblen Vermögensverhältnissen, und das Fräulein schalt vielleicht nicht mit Unrecht, der zuweilen dem Trunke ergebene Mann werde es nie auf einen grünen Zweig bringen. Sie tat auch Meister Gottfried mehrmals dar, daß Adli keine Gesellschaft für Hugo sei, und beklagte sich, daß sie selber ob der Spenglerstochter vernachlässigt werde. Meister Grob jedoch ließ sie jammern und fuhr fort, sich an den beiden jungen Menschen und ihrem unbewußten Sichzusammenfinden zu freuen.

Ohne große Ereignisse verstrich Hugo Grobs weitere Schulzeit. Nach drei Jahren nahm ihn der Vater aus der Schule und steckte ihn, da er sich selbst für einen bestimmten Beruf nicht entscheiden konnte oder wollte, zunächst als Lehrling in die eigene Werkstatt. Nun aber Vater und Sohn Tag für Tag ununterbrochen beisammen waren, zeigte sich ihre Verschiedenheit mehr denn je. Bald machte der Friede einer unbehaglichen Gewitterzeit Platz. Was Hugo in der Schule gefehlt hatte, Ausdauer und Gründlichkeit, eignete er sich auch jetzt nicht an. Es kam zu einem schweigenden, dann zu einem offenen Kampf zwischen dem Meister und seinem Lehrbuben. Oft und oft, wenn Grob den Sohn bei der Arbeit verließ, fand er ihn nach kurzer Abwesenheit bei seiner Rückkehr müßig. Er rauchte Zigaretten und rauchte stark. Der Vater aber konnte diesen Luxus, wie er es nannte, nicht leiden.

„Für uns Handwerker“, sagte er, „gehört die Pfeife; das mit dem Papierzeug ist Großtuerei.“

So zeigte sich schon in diesem kleinen Gegensatz die tiefe Verschiedenheit der beiden. Aber auch die Arbeit des Sohnes befriedigte den genauen Vater nicht. Er selbst war in der ganzen Stadt dafür bekannt, daß er dauerhafte, pünktliche und sorgfältige Arbeit lieferte. Hugo ging zwar rasch von der Hand, was er begann, aber in allen seinen Arbeitserzeugnissen zeigte sich eine gewisse Flüchtigkeit. Er ging darauf aus, allen Dingen wohl die schöne Form, das äußere Ansehen zu geben, allein er achtete wenig auf ihre Haltbar-

keit. Darin begegnete er dem Widerstande des Vaters, und es zeigte sich bald, daß nicht nur ihre Art des Arbeitens sich unterschied, sondern daß vor allem ihre Ansichten darüber weit auseinandergingen. Der Sohn meinte, die Neuzeit verlange, daß ihr dem Auge wohlgefällige Erzeugnisse geliefert werden, urteile mehr nach äußeren Vorzügen als nach innerem Wert, kurz, wolle in gewissem Sinne betrogen sein. Meister Gottfried trat gegen diese Ideen mit aller Strenge auf und hielt eine schwere und harte Hand über Hugo. „Stark und sauber, so habe ich es mit meiner Arbeit immer gehalten," sagte er, „und so soll es auch ferner gelten, solange ich etwas in meiner Werkstatt zu sagen habe. Meine Kunden erwarten es nicht anders, und ich will in Ehren vor ihnen bestehen."

Er überwachte den Sohn genau und scharf und war ihm ein Meister, unter dem er lernen mußte. Immer wieder hieß er den Jüngling von vorn beginnen, wenn ein Werk seinen Erwartungen nicht entsprach.

Mit einer stillen Verbissenheit, dann wieder sich windend, Ausflüchte und Auswege suchend, fügte sich Hugo dem Zwang. Wie sehr ihm sein jetziges Leben zuwider war, das zeigte sich am besten, wenn er in seiner Freizeit außer Haus gelangte. Dann war er ausgelassen fröhlich, wie von einer schweren Last befreit und wie hungrig nach Freiheit und Genuß.

Eine Zeitlang blieb Meister Gottfried Sieger in dem stummen Kampfe. Hugo lernte unter seiner Leitung den Schreinerberuf, mußte ihn lernen. Aber der Vater ärgerte und erzürnte sich nicht nur durch alle Tage seiner Meisterschaft, sondern er hatte auch schwere schlaflose Nächte, in denen er die Andersgeartetheit des Sohnes überdachte. Er war jetzt überzeugt, daß er über das ihm Fremde im Wesen des Sohnes nicht Herr werden würde. Eine wilde Angst überfiel ihn manchmal. Er ahnte wohl nicht, aber er hätte es in diesen Tagen merken können, daß er, der in seinem Leben bisher nicht viele Menschen gebraucht, in dieser unwillkürlichen Vereinsamung alle seine Liebe an den Sohn gehängt hatte. Schmerzhafte Gewalten wühlten in ihm, zerschnitten und zersägten seine Seele, wie er mit seinen Instrumenten das Holz zerschnitt, obgleich er äußerlich nichts verriet und sowohl den Kunden als der Familie gegenüber sein gleichmäßig freundliches Wesen behielt.

Der Winter kam, schränkte die Arbeitszeit ein und schuf lange Abende. Gegen den Willen Meister Gottfrieds oder doch mit seiner nur zögernden Zustimmung trat Hugo Grob zwei Vereinen, einem Turnverein und einer Liebhabertheatergesellschaft, bei und erwies sich bald als eines ihrer eifrigsten Mitglieder. Beide gedachten im Laufe des Winters Vergnügungsabende zu veranstalten, und der junge Schreiner beteiligte sich eifrig an den Vorbereitungen hiezu. Kräftig und gelenk, war er bald ein geübter Turner, noch mehr aber zeigte er ein gewisses schauspielerisches Talent, so daß er in den beiden Gesellschaften sich bald einer besonderen Beliebtheit und eines gewissen Ansehens erfreute. In kurzer Zeit war Hugo Grob mit seinen Gedanken mehr bei seinen Vereinspflichten als bei seiner Lehre, und das Leben der Zerstreuung, das er führte, vielleicht auch die Anerkennung, die er bei seinen Vereinsfreunden fand, machten ihn auflüpfisch zuhause und ließen ihn den

Zwang des Vaters weniger geduldig hinnehmen als bisher. Er widersprach und trotzte, lief aus der Arbeit, wann es ihm beliebte und zeigte bei dieser noch weniger Sorgfalt als vorher. Der Groll und die Sorge Meister Gottfrieds wuchsen. Er stellte den Sohn zur Rede, versuchte sowohl mit Güte als mit Strenge ihn zu ändern, aber er erreichte nichts. Er sah, daß Hugo die Freude an seinem Berufe fehlte. Wenn er ihm prophezeite, daß er es im Leben nie zu etwas bringen werde, zuckte der Sohn nur leichtfertig die Achseln. Meister Grobs innere Bekümmernis drückte ihm den Rücken krumm. Er sah seinen Einzigen schon als verkommenen Menschen in der Welt verloren gehen.

III.

Zwei Menschen standen in dieser Zeit fast mehr auf Hugos als auf des strengen Vaters Seite. Das waren das Fräulein Grandjean, deren Augapfel der Neffe schon immer gewesen war, und — Adli Locher.

Meister Gottfrieds Schwägerin geriet mit diesem in offenen Zwist.

„Jugend will etwas vom Leben haben, nicht im Staub einer Werkstatt verkümmern", sagte sie und zankte weiter, stolz sollte der Vater sein auf den Sohn, der als heiterer Gesellschafter und begabter, aufgeweckter Mensch überall gern gesehen sei.

„Hilf ihm nur", begehrte Grob auf. „Das fehlte gerade noch, daß du ihm hilfst."

Es war aber merkwürdig, wie er auch im Zorn sich nie vergaß oder seine Würde verlor. Während also das Fräulein aufgeregt mit Nasenrümpfen und Kopfaufwerfen, mit in der Stube Hin- und Herfahren und Türenzuschlagen ihren Standpunkt verfocht, wartete er ruhig, bis ihr Zorn eine Pause bekam und sagte dann mit ruhigem, festem Ernst ein gar gewichtiges Wort: „Ich muß dich bitten, Anna, in dieser Sache zu mir und nicht zu dem Buben zu halten, wenn anders dir daran gelegen ist, in meinem Hause zu bleiben."

Das Fräulein Grandjean war völlig verblüfft. Sie wußte nicht, ob sie eine Szene machen oder sich ducken sollte. Die Drohung kam ihr mehr als unerwartet. Gottfried Grob hatte ihr gegenüber nie den Herrn des Hauses hervorgekehrt, sondern eher ihre Meisterschaft schweigend geduldet. Sie stand mitten in der Stube und sah, dem Flennen nahe, den Schwager an. Der zog seinen Rock aus, hing ihn an den Nagel und setzte sich an den zum Nachtessen gedeckten Tisch. Einzig die Gebärde, mit welcher er zweimal mit den beiden breitgearbeiteten Händen — erst mit der Rechten, dann mit der Linken — sich den grauenden Bart strich, zeigte, daß auch er nicht ganz die gewohnte Ruhe hatte. Das Fräulein besann sich indessen eines Besseren. Sie fand es vielleicht zu schade, die behagliche Häuslichkeit aufzugeben. Sie murmelte etwas davon, daß sie das nicht verdient habe, und man brauche es ja nur zu sagen, wenn man ihrer überdrüssig sei und entfernte sich endlich mit tiefgekränkter Miene. Im Grunde war sie aber über Meister Gottfried so erschrocken, daß sie wochenlang nicht mehr wagte, den Neffen gegen ihn in Schutz zu nehmen.

Hugo Grob jedoch hatte außer ihr noch eine zweite Anhängerin, die Adli Locher.

Nach der Adli blickte wohlgefällig die Nachbarschaft und wohlgefälliger mancher junge Mann, der ihr begegnete. Wenn sie Sonntags zur Kirche ging im einfachen schwarzen Kleid und Hut, das Gesangbuch unterm Arm, dann wandte sich mancher nach dem schlanken blutjungen Jungfräulein um. Sie hatte in der Haltung ihres kleinen, von den Zöpfen umwundenen Kopfes etwas Zierliches und Selbstbewußtes zugleich. Ihr Gesicht mit der gelblichen Hautfarbe und dem tiefschwarzen Haar unterschied sie von ihren rotbackigen Altersgenossinnen und gab ihr einen fremdartigen Typus. Sie ging aber trotz der Aufmerksamkeit, die sie erregte, mit ruhiger Bescheidenheit ihres Weges und verlangte nicht danach, Menschen kennen zu lernen. Durch den Kameraden und Nachbarsohn Hugo bekam die jetzt Sechzehnjährige Zutritt zu den Veranstaltungen der beiden Vereine, welchen dieser angehörte. Da sah sie Hugo in seiner Eigenschaft als flinken Turner, als begabten Schauspieler und mit allerlei gesellschaftlichen Talenten ausgestatteten Veranstalter von mancherlei Vergnügungen. Sie hörte sein Lob aus manchem Munde, und der zur Romantik neigende Sinn ihrer Jahre vergrößerte Hugos Verdienste. Sie machte ihn heimlich zu ihrem Helden und zum Gegenstand ihrer Schwärmerei. Merkwürdigerweise empfand sie in dieser Gemütsverfassung etwas wie Scheu vor ihrem alten Freunde, dem Meister Gottfried, als ob ihre Teilnahme für den Sohn ein Unrecht gegen den Vater bedeutete. Sie vermied es, mit jenem wie sonst wohl über Hugo zu sprechen, und als er eines Tages doch vom Sohn anhob, wurde ihr heiß und angst zumute.

Es war eines Sonntags. Adli hatte einen Besuch bei einer Schulfreundin in einem der Außenquartiere gemacht und kam gegen Abend durch die Anlagen des Limmatspitz der Stadt zugegangen. Diese öffentlichen Anlagen befinden sich auf der Landzunge, die hier von den beiden sich an ihrem Ende vereinigenden Flüssen Sihl und Limmat gebildet wird. Sie waren heute leer. Die alten Kastanienbäume hielten ihre mächtigen Kronen über Adlis Weg, und die grüne Flut der Limmat schoß zu seiner Linken in eiligem Zuge vorüber. Plötzlich sah das Mädchen auf einer Ruhebank unter den Bäumen den Meister Gottfried sitzen. Sie wußte, daß er gern sich hier erging, oft zurzeit des Feierns mit einem Jahrgänger und Freunde durch die schönen und nicht allzu begangenen Wege spazierte. Heute war er allein. Er sah sie nicht kommen. In dunklen Feiertagskleidern, den altmodischen, steifen Filzhut auf dem Kopfe, saß er gebückt da und hatte das Kinn auf seinen zwischen die Knie gestemmten Stock gestützt.

Adli blieb grüßend stehen. Da fuhr er ganz fremd empor und kam dann erst gleichsam aus fernen Gedankenlanden her, mit einem „Guten Abend, Adli", ihren Gruß erwidernd. Dabei gab er ihr einen Platz an seiner Seite frei und Adli ließ sich neben ihm nieder.

„Ich bin heute allein," sagte Grob, „Zimmermann" — das war sein Jahrgänger und gewohnter Begleiter — „ist mit seiner Familie ausgereist."

Adli erzählte ihrerseits, wo sie gewesen war. Dann sagte Meister Gottfried: „Hugo, natürlich, hat wieder in seinem Verein zu tun."

Er sagte das so sonderbar, ohne wehleidiges Seufzen, doch in einem Ton der Bekümmernis und vielleicht mit einem kleinen Kopfschütteln.

Adli wurde zum erstenmal gewahr, wie ihm die Sache zu schaffen machte. Sie war beim Nennen von Hugos Namen rot geworden und wäre am liebsten weggelaufen. Jetzt zwang eine jähe Aufwallung sie, in der Meinung, daß sie Grob damit tröste, zu Hugos Lob allerlei zu sagen. Wie er allen Leuten Freude mache, wie sie ganz erstaunt sei über alle seine Talente! Und sie erzählte lebhaft, wie lustig Hugo in einer komischen Rolle, die er jüngst bei einem Vereinsanlasse gespielt, ausgesehen habe.

Aber ihr Lachen verlor bald die Natürlichkeit, als sie sah, wie wenig Meister Grob einstimmte. Dieser wendete ihr vielmehr ein erstauntes Gesicht zu und sagte: „Meinst du, Adli, daß derlei Vereinswesen für einen jungen Menschen das Rechte sei?"

Sie schwieg erschreckt. Sie hatte auf einmal das Empfinden, es werde ihr etwas Liebes genommen. In diesem Augenblick konnte sie sich an ihrem Kameraden Hugo nicht so freuen, wie sie es letztlich getan hatte.

Meister Gottfried neben ihr sprach weiter, langsam und überlegt und ein wenig hausbacken. Es sei eine neue und schlimme Zeit, die Schein für Sein setze. Schwindel sei obenauf, und Wahrheit und Wert liege am Boden. So etwas könne nicht dauern, und es werde ein Ende mit Schrecken kommen, die ganze Prahlhanserei der Menschen verpuffen gleich einer Seifenblase. Hugo aber werde unter den ersten der Fallenden sein.

Während diesen Worten zuckte Meister Gottfrieds ehrliches Gesicht in tiefer Bewegung. Adli mußte ihm recht geben und für einen Augenblick war ihr Hugo von dem Sockel gestoßen, auf welchen ihre Schwärmerei ihn gestellt hatte.

Grob erhob sich dann und schlug ihr vor, gemeinsam nach Hause zu gehen, was sie mit gemächlichen Schritten und nicht mehr recht zum Reden aufgelegt taten.

Adli machte die Erinnerung an diese Unterredung noch lange zu schaffen. Sie hatte zum ersten Male so recht in das Zerwürfnis zwischen Vater und Sohn hineingesehen, ahnte, wie groß die Kluft zwischen beiden war, und trug, gerade weil sie an beiden hing, Leid um beide, ohne jedoch recht zu wissen, warum sie sie bedauern mußte.

Der Zufall rückte sie indessen in der nächsten Zeit dem älteren ferner und um so näher dem jüngeren.

Hugo Grob, dem etwas Windfahnenhaftes eigen, hatte bisher an Adli Locher zwar Gefallen gefunden, ihr Bild jedoch im Umtrieb der Tage regelmäßig wieder aus den Augen verloren, wenn sie nicht in Wirklichkeit in seiner Gesellschaft war. Da rühmten einige seiner Vereinsgenossen, welche das Mädchen einmal in seiner Gesellschaft gesehen, Adlis jungen Liebreiz, und einer von ihnen, der leicht Feuer fing, ein Barbiergehilfe, ging auffällig häufig durch die stille Schipfegasse. Hugo Grob bemerkte ihn, ein, zwei, mehrere

Male und hatte bald heraus, daß er, trotzdem sie noch ein halbes Kind war, den pomadisierten Lockenkopf nach der Adli Locher drehte. Die Entdeckung versetzte ihn in eine nervöse Aufregung und stachelte denselben Ehrgeiz in ihm auf, den er empfand, wenn er auf dem Liebhabertheater nach Erfolgen haschte. Er beschäftigte sich in den nächsten Tagen außergewöhnlich viel mit Adli, spähte unter der Arbeit nach ihr aus und wußte sie bald da, bald dort im Gespräch festzuhalten. Sein Turnverein machte an einem der nächsten Sonntage einen Ausflug an den Türlersee, der über den Hügeln der Albiskette zwischen Wald und Wiesen eingebettet träumt, und Hugo lud Adli ein, mitzukommen.

Am frühen Morgen eines Sonntags brach die muntere Gesellschaft, junge kräftige Männer und heitere Mädchen, auf. Der Tag gewann immer herrlicheren Glanz, und als sie von der Höhe des Albis zum einsamen See niederstiegen, hatte die Welt um sie nur zwei tiefe, leuchtende Farben, Blau an See und Himmel und Grün an Hügeln und Wäldern. Es war heiß, und kein Lüftchen wehte. Ein Brennen ging von dem Seespiegel aus. Aber die wunderbare Ruhe der Landschaft ließ die Ausflügler die Hitze weniger empfinden. Sie waren mit Scherzen und Übermut auf der anderen Seite des Berges heraufgestiegen. Hier wurden sie stiller, teilten sich in Paare und kleine Gruppen und wendeten sich einer Uferstelle des Sees zu, die von einem nahen Walde beschattet war. Hier ließen sie sich nieder, um die mitgebrachten Eßvorräte zu verzehren.

Hugo Grob hatte schon unterwegs das große Wort geführt und hielt auch hier mit Kommandieren und Witzemachen die Aufmerksamkeit auf sich gerichtet. Als er aber sah, daß verschiedene seiner Vereinskameraden die Adli in Beschlag zu nehmen begannen, suchte er sich, wie andere, seinen besonderen und etwas abseits gelegenen Sitzplatz und rief Adli zu sich. Er war in seinem dunklen Anzuge und runden weichen Filzhütchen ein ansehnlicher Mensch. Sein Haar und sein kleiner, kecker Schnurrbart glänzten schwarz, und schwarz und lebhaft schimmerten seine Augen. Er leuchtete mit diesen die Adli alle Augenblicke vielsagend an, so daß sie manchmal befangen und verwirrt den Kopf senkte.

Eine Weile saß sie indes wunderbar vergnügt bei ihrem Begleiter.

Der Wald zu ihren Häupten duftete, zu ihren Füßen senkte sich der grüne Grund gegen den See. Blaue Wässerlein standen im Grün, wo das Land sumpfig zu werden begann. Drüben streckte sich reglos und soldatenaufrecht gelbes Schilf, Wasserrosen schwammen zur Rechten auf dem See. Die Flügel tanzender Libellen und die Leiber der schwirrenden Mücken blitzten durch die Luft.

„Man ist hier wie aus der Welt", sagte Adli, von der Stille dazu geführt, zu Hugo. Sie war die nachdenklichere von beiden und fiel immer wieder in Sinnen und Betrachten zurück, während er seinem Wesen gemäß mit Necken und Scherzen und Schöntun kein Ende wußte. Dieses Schöntun jagte von Zeit zu Zeit eine heiße Röte in Adlis Wangen; aber sie war noch so sehr ein harmloses Kind, daß sie verfängliche Worte vergaß, kaum

daß sie verklungen waren, und Vertrauen und Unbefangenheit ihr rasch zurückkehrten.

Man verweilte ziemlich lange an der Stelle. Ein Geplänkel entstand zwischen den einzelnen Gruppen. Es wurden Spiele gemacht und endlich in der Kühle des Abends bei den Klängen einer Handharmonika und einer kleinen Pfeife ein Tänzchen geschwungen. Adli wurde dabei mehr in den Kreis der übrigen hineingezogen, und erst auf dem Nachhausewege gesellte sich Hugo wieder zu ihr. Man hatte einen anderen Rückweg gewählt und kam, als die Sonne untergegangen war, in den schönen schwarzen Sihlwald. Einzelne Paare begannen die Kühle und feierliche Einsamkeit auszukosten, indem sie sich langsam von der Hauptgesellschaft absonderten. Auch Adli fand sich mit Hugo plötzlich von den anderen getrennt auf einem baumüberbogenen Wege gehen, wo feine hohe Gräser zärtlich nach ihren herabhängenden Händen langten und kleine weiße Blumen ihr gleichsam zum Heimweg leuchteten. Sie wurde der Abgeschiedenheit dieses Weges und des Fernseins der übrigen Gesellschaft erst gewahr, als Hugo seine Hand durch ihren Arm schob und leiser als vorher sprach, auch ein Zittern seiner Hand und Stimme ihr auffiel. Da überfiel sie ein Fieber wechselvoller Empfindungen. Im Grund blieb ihr die kindliche Arglosigkeit, allein jede der versteckten Huldigungen, mit denen Hugo sich an sie zu wagen begann, schreckte sie aus dieser Arglosigkeit auf und verwirrte sie, ohne daß sie zur Erkenntnis dessen gelangte, was alles zu bedeuten hatte. Manchmal wurde ihr Angst, und wiederum manchmal überrann sie ein heißer, wohliger Schauer.

Hugo trug seinen Rock überm Arm. Er war heiß, angeregt vom Wein und von der jungen Schönheit Adlis. Er dachte nicht nach, genoß nur mit dem Übermut seines Wesens diesen schönen Schluß eines vergnügten Tages. Wie er tagsüber an den Schmeicheleien seiner Freunde, mit welchen diese nie sparten, und ein wenig auch am Glanz des sonnigen Tages sich ergötzt hatte, so schwelgte er jetzt im Genuß, den die Gesellschaft des Mädchens ihm gewährte. Dabei glich sein Benehmen dem Nippen und Schlürfen am Glase, das kein volles Kosten eines Trankes, nur gleichsam ein Spielen damit bedeutet. Er war in einer verliebten Stimmung, und da er sah, daß seine schönen Worte bei dem schüchternen Kinde neben ihm keine Zurückweisung erfuhren, wurde er allmählich ein wenig dreist und kam in seine Zärtlichkeiten etwas Selbstverständliches und Herrenhaftes. Er legte den Arm um Adlis Hüfte und zog sie manchmal enger an sich.

Sie hörten jetzt weder Schritte noch Stimmen der anderen mehr. Nur Baumkronen wiegten sich leise ob ihnen, und manchmal rann ein Wässerlein irgendwo im Gebüsch, dessen Stimme heimlich war wie die Hugos. Adli hatte heiße Wangen und hielt den Blick am Boden. Da beugte sich an einer besonders dämmerigen Stelle des Weges der junge Grob nieder und küßte ihre Wange. Sie sah ihn einen Augenblick an, erschreckt halb, halb mit einem liebevollen, vorwurfshaften Fragen im Blick.

Er küßte sie wieder und nach einer Weile abermals.

„Tu's nicht", sagte sie da und machte sich ein wenig los von ihm, tat das in dem feinen Gefühl für Schicklichkeit, das in ihrem Wesen lag und hatte dann doch, als ihr Begleiter, gleichsam entnüchtert, den Arm von ihrer Hüfte löste, die Empfindung, ihn verletzt zu haben und das Bedürfnis, ihn zu versöhnen. Sie streckte also scheu und doch vertraulich die Hand nach der seinen aus und nahm sie, obwohl er keine Bewegung ihr entgegen machte. So schritten sie, die Hände lose ineinander gelegt, bis der Weg wieder in die begangene Straße mündete und sie in eine Schar von Nachzüglern unter der Gesellschaft ihrer Bekannten gerieten.

Hugo hatte nicht versucht, seine Zärtlichkeiten zu wiederholen. Ein Gefühl von Unbehagen erfüllte ihn, wie das Empfinden einer Niederlage oder eigener Kleinheit. Er half sich aus der Mißstimmung, indem er, mit den Vereinsgenossen wieder zusammengetroffen, seinem Übermut die Zügel schießen ließ. Es gelang ihm auch die anderen durch seine Fröhlichkeit mit fortzureißen, so daß er allgemeine Anerkennung fand und ebensowenig Adli mißfiel. Beim Abschied unter der Haustür des Spengler Locher dankte ihm diese herzlich und mit warmem Erröten. Hugo drückte ihr mit einer abermaligen flüchtigen Aufwallung seines Gefallens nicht ohne Bedeutsamkeit die Hand. Dann aber machte er einen nichtssagenden Scherz halb der Vertraulichkeit wenig und verließ sie. Er hatte auch an diesem Abend keine Klarheit über seine Gefühle. Wohlgefällig gedachte er der Ereignisse des Tages, dann mit dem früher empfundenen Unbehagen des Augenblicks, da Adli seine Zudringlichkeit zurückgewiesen. Dann aber und auf seiner Schlafkammer angekommen, vergaß er den Tag und das Mädchen überhaupt, fühlte sich hundemüde und warf sich bald auf das Bett, einer, dem weder irgendein Bedenken noch irgendeine Zukunftshoffnung das Bedürfnis nach Ruhe störte.

Adli Locher war indessen ebenfalls nach ihrer Schlafkammer gegangen. Sie wußte den Vater, der Sonntags spät nach Hause kam, noch aus und hatte daher keinen Anlaß, auf irgend jemanden zu warten oder zu achten. Aber sie hatte noch kein Verlangen nach Schlaf. Sie setzte sich ans offene Fenster und sah in die helle Nacht.

Sie wohnte hoch über den vielen Menschen, welche das Haus beherbergte, in einem Kammerverschlage neben dem Estrich. Die Kammer war kahl und hatte ärmliches Gerät, aber mit ein paar billigen Bildern, einer gehäkelten Decke da und dort hatte Adli sie wohnlich gemacht. Man sah auch die grauen häßlichen verwetterten Mauern des Hauses hier oben nicht. Nur das alte Ziegeldach senkte sich vom Gesimse des Fensters steil abwärts. Auf dem Gesimse standen zwei Blumentöpfe, eine Geranie und eine kleine Rose; die eine blühte rot, die andere weiß, und der Nachtwind rührte die Blüten manchmal ein wenig an, wie mit sanften spielenden Fingern eines Kindes, wenn er am Fenster vorüberstrich. Der Mond stand am Himmel gerade vor Adlis Stube. Die Geländer der Zinnen und die Firstbleche und die Drähte, die über den Häusern gezogen waren, glänzten in seinem Schein. Wenn Adli aufstand und sich aus dem Fenster beugte, sah sie hinab in seltsam dämmerige Gassen, aus denen nur selten ferne Schritte klangen, aber auch

ein Stück Fluß übersah sie noch, und das Mondlicht schwamm mit den Wellen wie ein Silberbach in die dunklere Flut gegossen und in ihr zerrinnend und in ihr sich wieder sammelnd und immer blitzend, immer blitzend.

Es war eine Nacht zum Wachen und Sinnen.

Adli Locher hielt den Kopf in die Hand gestützt und saß da, befangen von der Schönheit der Nacht. Die Gedanken wollten sich nicht sammeln. Bald war ihr wohl, bald weh zumut. Dann kam ihr die klare Erinnerung wieder. Sie nahm die Hand von der Wange und legte sie mit der anderen in den Schoß und fühlte ihr Herz klopfen. Sie fühlte, wie Hugo Grob sie küßte und wie sein Arm sich um ihre Hüfte zusammenzog. Sie spürte und lebte alles noch einmal, und dann glänzte es in ihren Augen silbern wie drunten im Fluß. Sie hätte beinahe geweint. Und war doch froh. Sie wußte aber nicht, warum. Es fiel ihr dann nur Meister Gottfried ein, und sie hatte fast Angst vor der nächsten Begegnung mit ihm, als ob sie wüßte, daß sie ihm da etwas verheimlichen würde, was sie ihm doch gern sagte und meinte sagen zu müssen.

IV.

Es war auch so, wie Adli Locher es am Abend gefühlt hatte. Ihr wurde heiß, als sie am nächsten Tag mit einem Auftrag des Vaters in Meister Gottfrieds Werkstatt trat. Hugo war nicht dort. Sein Vater stand allein an der Hobelbank. Er fragte nach dem Ausflug am Sonntag, ob es ihr gefallen und dergleichen. Da erzählte sie von dem fröhlichen Tag. Das Herz sprang ihr dabei in einer heißen Glückseligkeit. Sie empfand eine Liebe zu Meister Gottfried, wie man sie für einen Vater hegt, und sie hätte ihm den Arm um den Hals legen und den Kopf an seine Brust lehnen mögen. Dann wurde sie plötzlich wieder befangen, und es schien ihr unrecht, daß sie dem nachbarlichen Freunde nicht vertraue, was gestern geschehen, und an was sie immer denken mußte. Als Hugo bald danach eintrat, errötete sie so heiß, daß sie sich kaum zu helfen wußte; er aber war ganz unbefangen, redete viel und leichthin wie alle Tage und verriet mit keinem Worte und mit keinem Blicke, daß seit gestern etwas zwischen ihm und Adli anders war.

Der Sommer ging dann, und der Winter kam wieder.

Hugo Grobs Benehmen dem Mädchen gegenüber war ungleich. Einmal nahmen ihn seine Vereinspflichten und andere Interessen völlig in Anspruch, dann schien er Adli gänzlich zu vergessen, grüßte sie kaum oder nur flüchtig; ein andermal war es wieder, als erinnere er sich ihrer plötzlich, und er war wieder aufmerksam, voll heimlicher Zärtlichkeit, zuweilen selbst keck. Das geschah, weil ihn in diesen Stunden irgendein Zufall auf Adlis Reize aufmerksam machte, weil der Barbier auf der Bildfläche erschien, oder ihm, Hugo, sonst irgendwie zu Bewußtsein kam, daß das Mädchen ihm alleweil noch verloren gehen konnte.

In Adli selbst vollzog sich indessen ein langsames Reifen, Erkennen und Klarwerden. Es war ein wunderbarer Vorgang, wie in diesen Tagen aus dem Kinde die Jungfrau wurde. Das wechselnde Wesen Hugos machte

Adli Gedanken und Schmerzen. Es entsprach gar nicht dem, was sie nach dem Ereignis jenes Sonntags unbewußt erwartet hatte. Sie erlebte, während Hugo sie häufig übersah, Enttäuschung um Entäuschung; aber ihr Vertrauen war so groß und ihr Rechtlichkeitssinn so fest, daß sie aus diesen Enttäuschungen nichts schöpfte als Geduld. Nicht mehr durch die Erregung des Augenblicks verwirrt, begann sie ihr Verhältnis zu Hugo zu überdenken. Sie hatte sich von ihm küssen lassen, ja sie war in gewissem Sinne seiner Zärtlichkeit unwillkürlich entgegengekommen. Sie fühlte jetzt, daß das nur gekommen war, weil sie dem Nachbarsohn schon lange gut gewesen war. Und es war ihr nun, als habe es überhaupt gar nicht anders kommen können. Sie hatte doch immer so halb zu den Grobs gehört, und — sie lächelte in glücklicher Gewißheit — das Ende war eigentlich schon lange vorauszusehen, Hugo und sie mußten einmal zusammenkommen. Unter solchen Gedanken verlor Adli allmählich alle Unruhe und alle Zweifel und tröstete sich, daß es ganz natürlich sei, wenn der vielbeschäftigte Hugo für sie nicht immer Zeit hatte. Sie richtete sich so, ohne es selbst zu wissen, auf eine große, lächelnde Geduld und ein langes selbstverständliches Warten ein. Nur ein leiser, feiner Klang größerer Wärme und Vertraulichkeit, der in dieser Zeit in ihrem Benehmen gegen Vater und Sohn Grob mit schwang, hätte verraten können, in welch fröhlicher und starker Sicherheit sie lebte.

Das Verhältnis zwischen Meister Gottfried einerseits und Hugo andererseits besserte sich indessen nicht. Mehrere Male während des Winters hatte Grob mit dem Sohne lange Unterredungen, zu denen der ältere Mann alle seine Ruhe und seinen Ernst zusammennahm. Die nächste Unterredung war immer ein wenig kürzer, aber auch ein wenig erregter als die vorhergehende. Schließlich hörten die gegenseitigen Auseinandersetzungen auf, und an ihre Stelle trat wieder die Reizbarkeit, ein heimlicher Krieg, der eines Tages in einem großen Sturm endete. Gottfried Grob verlor dabei zum erstenmal in seinem Leben seine Selbstbeherrschung.

„Ein widriger Gesell bist du," schalt der aufgeregte Mann den Sohn, „zur Arbeit nichts nutz, mit dem Kopf voller Faxen, mit einem Mundstück wie ein Krämerjud! Ein Hohlkopf bist du, aus dem seiner Lebtag nichts werden kann und wird, wenn dir nicht irgendein Wetterstrahl ins Innerste fährt und dir die wurmstichige Art ausbrennt, die ich dir seit Jahren auszuschneiden versucht habe."

Ein wenig dachte er dabei selbst den Wetterstrahl zu schleudern und gab Hugo zur Kenntnis, daß er ihm eine Stelle in einer großen mechanischen Schreinerei in Frankreich verschafft habe, wo, wie er höre, ein fester Leiter ein eisernes Regiment führe. Da wolle er ihn selber hinbegleiten und gerne sehen, ob ein Fremder, den keine Herzensrücksicht zur Nachgiebigkeit verführe, aus einem halbgefehlten Menschen noch etwas zu machen vermöge.

Hugo ließ den väterlichen Zorn diesmal ohne viel Widerrede, zu der ihm sonst die Worte keineswegs zu fehlen pflegten, über sich ergehen, einmal, weil die sichtbar aus dem Innersten kommende Macht dieses Zornes ihn aufs Maul schlug, dann aber auch, weil ihm der Gedanke gar nicht so unsympathisch

war, einmal aus des Vaters Werkstatt hinaus und in die weite Welt zu kommen.

Zwischen Weihnachten und Neujahr reisten Vater und Sohn ab, jener beklommenen Herzens; denn er war nie weit über die Landesgrenzen hinausgekommen, hatte sich mit den Jahren immermehr in sich selbst zurückgezogen und suchte die Gesellschaft seiner Bekannten nicht, noch weniger diejenige fremder Menschen. So war die Reise ein großes Opfer für Meister Gottfried, indem er im Verkehr mit den Fremden, deren Sprache er zudem nur eben radebrechte, von einer Verlegenheit und Befangenheit in die andere fiel. Der würdige Mann ließ sich das zwar nicht merken, heimlich aber quälte und ärgerte es ihn um so mehr. Hugo dagegen war ganz in seinem Fahrwasser, gewann während der Reise und bei Ankunft an ihrem Ziele die vortrefflichste Laune und versicherte den Vater, daß eine solche Fahrt in die Weltfreiheit ihm nur gefehlt habe, und daß er hier einen vortrefflichen Weg machen werde.

Meister Gottfried schwieg zu den Worten, die ihm, wie schon oft, zu hoch tönten, fügte nur Mahnung zu Mahnung, solange er noch bei ihm war, und ließ ihn zuletzt in seiner neuen Stellung, ohne selbst die Beruhigung und Genugtuung mit heim nehmen zu können, die er sich vielleicht zu holen gehofft hatte. Er hatte wohl gesehen, daß die Nachricht nicht gelogen, die von einer strengen Geschäftsleitung des Unternehmens gesprochen, allein er empfand auch, daß der einzelne Arbeiter in dem Großbetriebe nur gleichsam ein kleiner Bestandteil einer Maschine war, den man je nach Gutdünken entfernte und ersetzte, wenn er sich abgenutzt hatte. Ein tieferes Interesse vom Meister zu Untergebenen bestand nicht, und eine flüchtige Unterredung, die ihm der Fabrikleiter gewährt, hatte ihm gezeigt, daß man da nicht Zeit hatte, sich mit seinen Sorgen und Interessen auch nur vertraut zu machen, noch viel weniger dieselben zu teilen. So kam Meister Grob still und gedrückt von seiner Reise zurück und gab nur wortkarge Auskunft auf die vielen Fragen, welche die redselige und für den Neffen besorgte Schwägerin an ihn stellte.

Am Abend des nächsten Tages, als Grob selbst wieder in der Werkstatt stand, kam Adli Locher zu ihm herein. Es war keineswegs verwunderlich, daß sie sich nach dem Kameraden erkundigen kam, aber sie errötete doch und machte zuerst allerlei Umschweife, ehe sie mit der Frage nach Grobs Reise und seinem Sohne herausrückte. Über der Stadt stand eine brennende Abendwolke, welche ein rotes Licht in die Werkstatt und in die Gesichter Meister Gottfrieds und des Mädchens warf. Es bedünkte aber Adli, als sei der Schreiner auf der Reise älter geworden. So viel weiße Haare glaubte sie vorher nie auf seinem Kopf und in seinem Bart gesehen zu haben.

Er blies den Hobel aus und lehnte sich, jenen in der Hand behaltend, an seinen Werktisch.

„Diese Reise", sagte er, „ist wohl auch wieder für nichts gewesen, und wenn der Herrgott nicht hilft, so wird der Bub zugrunde gehen, wie ich es vorausgesehen und ihm lange gesagt habe."

Es war das erstemal, daß er sich gegen irgend jemanden so offen und so hoffnungslos über den Sohn äußerte. Es geschah auch etwas, was Adli

aufs tiefste erschütterte und was sie nachher nie vergaß. In den Ecken von Meister Gottfrieds ruhigen, verständigen Augen standen auf einmal zwei kleine Wässerlein, in die er nun mit dem harten Finger fuhr, und die er damit langsam und fest zerdrückte. Er hob dann an, zu erzählen und zu schildern, wie wenig Vertrauen ihm die Art und Weise einflößte, in welcher Hugo sein neues Leben begonnen. Als er bemerkte, daß Adli Miene machte, zu widersprechen, kam er, rasch fortfahrend, ihr zuvor und versicherte: Gewiß, der Sohn habe auch gute Eigenschaften; es fehle ihm zweifelsohne nicht an einer raschen Auffassungsgabe und klarem Verstand, und eine gewisse Liebenswürdigkeit und Geschicklichkeit der Umgangsformen mache ihm manche Leute geneigt; aber es sei doch nicht das Rechte, es fehle seinem Charakter der feste Grund, die Geradheit, die doch im Leben der beste Begleiter sei. Er bemühte sich, seinen Standpunkt einmal möglichst klar darzulegen. Sein Sinn war so gerecht, daß er, wo er einen Schatten fand, auch immer wieder ein Lichtlein aufzusetzen sich bemühte.

In der Lebhaftigkeit des Gesprächs rückten die beiden einander immer näher und saßen einander am Ende auf zwei sonderbaren Sitzgelegenheiten, einer Bretterschicht und einem Sägebock, gegenüber. Meister Gottfrieds Stimme wurde wärmer und leiser. Es war manchmal fast, als ob er mit sich selber spräche, und er schien das Bedürfnis zu haben, sich einmal über sein ganzes Leben Rechenschaft zu geben; denn er ging, von Hugo sprechend, Jahre und Jahre zurück bis dahin, wo jener noch ein Kind gewesen, und noch weiter, da seine Mutter, Grobs Frau, noch gelebt hatte.

„Da bin ich nun", erzählte er unter anderem, „mit dem Knaben allein geblieben und bedurfte auch niemandes als des Kindes. Ich baute mir auf dem kleinen Burschen gleichsam eine Zukunft auf und hobelte und feilte daran und — und sie will mir doch nicht geraten. Das aber ist mir noch bei keiner Arbeit geschehen, denn ich habe in meinen jungen Tagen gelernt, meistermäßig zu arbeiten."

Je weiter er sprach, um so deutlicher zeigte sich's, wie der Sohn und die Hoffnung auf denselben den Hauptinhalt seines Lebens bildeten.

Sowohl er als Adli fühlten aber auch im Laufe des Gespräches immer mehr, ein wie großes, gegenseitiges Vertrauen sie zu dieser Aussprache führte, und es wäre nicht not gewesen, daß Meister Gottfried hinzugefügt hätte: „Ich würde zu niemandem sonst, nicht einmal zur Schwägerin, so frei vom Herzen weg über diese Sachen reden."

Als er das aber gesagt hatte, empfand er, daß er auch fortfahren mußte, und ebenso unwillkürlich, wie er zu seiner eigenen Lebensschilderung gekommen war, gelangten sie nun zu einer zweiten heimlichen Beichte.

„Ich habe es wohl gesehen," fuhr Grob, zu Adli gewendet, weiter, „daß du Hugo gern siehst. So bin ich deiner Teilnahme sicher und kann über alles mit dir reden."

Adli wagte anfänglich nicht aufzusehen, und ihre Hand, mit der sie sich auf die Bretter stützte, zitterte sichtlich. Dann gestand sie: „Ja, wir sind wirklich immer gute Kameraden gewesen, Hugo und ich", und im Laufe des

Gespräches meinte sie: „Ich wundere mich, ob er mir auch einmal schreiben wird."

So fielen kleine Schlaglichter auch auf ihr Verhältnis zu Hugo Grob, und ohne mit nackten Worten es einander gesagt zu haben, gewahrten sie beide, daß ihre Lebenshoffnung auf demselben Menschen stand.

Das Rot in der Werkstatt und auf ihren Gesichtern erlosch. Sie merkten es nicht. Sie vergaßen die Zeit. Es lag ihnen in ihrem Beisammensein wie ein Trost und eine tiefe, kaum verstandene Freude, so daß sie, selbst als es nun ganz dämmerig wurde und ihre im wachsenden Dunkel immer leiser gewordenen Stimmen am Ende ganz verstummten, noch eine ganze Weile saßen und daran reuten, der friedlichen Stunde ein Ende zu geben.

Zuletzt erhob sich Adli Locher, und Meister Gottfried folgte ihr unter die Werkstattür. Da steckte der Laternenanzünder drüben vor dem kleinen Laubengang, der in die Gasse Einlaß gab, schon die Gasflamme an.

V.

Eben häufig schrieb Hugo Grob nicht aus der Fremde. Der Vater erhielt ein paarmal eine Karte mit der Nachricht, daß alles gut gehe. Das, was Meister Gottfried hätte wissen mögen, wie die Stellung ihm behage, und wie er darin vorwärts komme, war aus den paar Worten nicht zu lesen. Den ersten ausführlichen Brief bekam das Fräulein Grandjean, die Tante. Es stand darin manches von schwerer Arbeit, von Unterdrückung der Arbeiter durch den Geschäftsleiter, mehr von dem flotten, freien Leben, das das Ausland im Gegensatz zu der engen und engdenkenden Heimat gewähre, am meisten von einem Besuch in Paris, dessen großzügige geschäftliche Unternehmungen dem jungen Grob einen starken Eindruck gemacht haben mußten.

„Er hat den Blick für dergleichen", sagte die Tante mit unverhehlter Bewunderung. „Er will ins Große."

„Er nimmt das Maul voll in allem," entgegnete Meister Gottfried hart und bitter, „aber Worte und Taten sind zweierlei."

Noch am selben Tage schrieb er an den Sohn und verlangte Auskunft, ob man mit ihm in seiner Stellung zufrieden sei.

Nach zwei Wochen kam sie: Er habe in der kurzen Zeit noch keine Meinung sich bilden können, ob ihm die Tätigkeit zusagen werde, jedenfalls entspreche die Behandlung seinen Erwartungen nicht. Er erging sich dann in Auseinandersetzungen über das, was die neue Zeit den Arbeitern gewähre und gewähren müsse, machte auch allerlei Bemerkungen darüber, daß das Unternehmen zu sehr unter Gesichtspunkten geführt werde, die sich überlebt hätten.

Meister Gottfrieds Miene wurde finster. Das waren die alten Phantastereien! Keine Spur von ehrlichem Fleiß, von Gewissenhaftigkeit und Achtung für die Vorgesetzten! Seine Fäuste ballten sich heimlich. Daß er diesen Geist in seinem Buben nicht erwürgen konnte!

Als er wieder schrieb, ließ er in den Brief eine Drohung kommen: „Wenn Du auf dem Weg nicht rechttun willst, den ich Dir ausgesucht habe, so magst Du für Dich selber sorgen. Ich halte die Hand nicht länger über

Dir.“ Als Nachschrift trug das Schreiben die Bemerkung: „Die Adli Locher frägt häufig nach Dir.“

Die Adli hatte bis dahin nichts von Hugo gehört. Es tat ihr manchmal weh; dann redete sie sich ein, daß er ganz recht habe, daß es unschicklich wäre, wenn er ihr schriebe. Aber einige Zeit nach dieser väterlichen Mahnung kam auch ein Brief für sie. Er enthielt nur oberflächliche Schilderungen. Aber Adli las ihn fünfzigmal, immer wieder, fühlte aus den Grüßen, die am Schlusse standen, Dinge heraus, die ihr Herz klopfen machten, und bauschte in sich selbst die Tatsache, daß der Kamerad nun doch und so ganz wider Erwarten geschrieben, zu einem ganz wundersamen Ereignis auf. Und Adli war glücklich und sprach von Hugo zu seinem grollenden Vater mit einer weichen, heimlichen Fürbitterstimme.

Die Zeit ging. Mehr Briefe Hugos kamen ins Haus Grob. Sie wurden kürzer und unzufriedener mit jedem Male. Das sei schon lächerlich, stand in einem, diese Spitzfindigkeit und Peinlichkeit im Dienste. Von Sklaverei schalt ein anderer.

Meister Gottfried hatte schwere Tage. Er, der der fleißigste Arbeiter gewesen, konnte jetzt alle Augenblicke in seinem Werken innehalten, von Gedanken übernommen. Es kam alles, sann er, wie er es hatte kommen sehen. Dem Verderben zu trieb der Sohn! Manchmal setzte er sich in die dunkelste Ecke seiner Werkstatt, grub den Kopf in die hohlen Hände und stöhnte. Er wollte sich zum Zorn zwingen und den Burschen aufgeben, der wider all sein Wehren fehlte. Mochte er sehen, wie er durch den Schmutz kam! Er wollte ihn wegschneiden von sich, wie man ein krankes Glied wegschnitt. Aber Gottfried Grob hätte zu tief schneiden müssen; der Sohn war an seinem eigenen Leibe dort festgewachsen, wo das Leben sitzt. So hob er sich aus diesen Augenblicken der Verzweiflung immer wieder zu anderen neuen Hoffnungen und neuer Mühe. Er schrieb an Hugos Prinzipal. Erst auf einen zweiten Brief erhielt er Antwort. Eine in ihrer rücksichtslosen Kürze niederschmetternde: „Ihr Sohn hat die Fabrik ohne Kündigung verlassen. Er ist ein unwilliger und müßiger Mensch, der nirgends zu brauchen sein wird.“

Meister Gottfrieds Hand zitterte, als er in der Werkstatt den Brief gelesen hatte. Er legte ihn mit dieser unsicheren Hand beiseite, griff zum Werkzeug und beugte sich über das Brett, das auf die Hobelbank gespannt war. Lange arbeitete er mit verbissener Hast; Gram und Grimm führten ihm die harten Hände. Dann nahm er den Brief noch einmal auf und durchlas ihn, steckte ihn darauf ein und ließ niemanden ihn sehen, sprach auch zu niemandem von dem, was geschehen war. Vierzehn Tage lang trug er seine bittere Wissenschaft mit sich herum. Das Fräulein Grandjean hob über einer Mahlzeit von Hugo an und wunderte sich, warum man nichts von ihm höre. Er tat, als ob ihre Bemerkung überhaupt nicht gefallen sei. Auch Adli Locher begegnete er ein paarmal in dieser Zeit. Sie freilich fragte nicht mit Worten, fragte nur mit den Augen, denn sie fühlte irgendwie, daß er nicht vom Sohne sprechen mochte. Aber auch ihr gab er keine Antwort.

Von Hugo kam keinerlei Nachricht.

In Schweigen und heimlichem Ringen riß Meister Gottfried sich von ihm los. Die Liebe lehnte sich wider seinen Zorn und seine Überzeugung, daß der Sohn ein Verlorener sei, mit heißer Tapferkeit auf. Tag und Nacht stand diese Liebe auf, und Meister Gottfried legte gleichsam seine festen Fäuste beide um den Hals des Gegners und würgte ihn nieder, in Tagen und Nächten, bis — bis er nach zwei Wochen scheinbar tot lag.

Dann konnte Grob von seiner Erfahrnis reden. Er tat es nicht zur Schwägerin, sondern zu Adli Locher.

Miteinander und zu gleicher Zeit traten sie eines Abends, als die Lichter brannten und in die Wellen der Limmat ihren Widerschein fallen ließen, in die Säulenlaube, die in die Gasse mündete. Sie waren von verschiedenen Seiten gekommen und erkannten einander erst, als sie dicht nebeneinander gingen. Sie wußten aber, als sie sich gegrüßt hatten, beide nicht, wovon sie sprechen sollten, und fühlten doch, daß im Vordergrund ihrer Gedanken dasselbe, Hugo, stand. Und Meister Gottfried erinnerte sich auf einmal, daß das Mädchen neben ihm noch eine Hoffnung hatte, von der er wußte, daß sie sterben mußte, und daß er die Schuldigkeit hatte, ihr die Hoffnung abzutöten. Wie er über sich selbst Herr geworden war, so tat er auch das mit männlicher Entschlossenheit.

Der Abend war warm, obschon es an den Herbst ging.

„Ich möchte dir gern noch etwas sagen, wenn du Zeit hast," sprach Meister Gottfried Adli an, und sie, halb erschrocken, halb verwundert, antwortete leise: „Gewiß habe ich Zeit."

Da öffnete er das kleine Tor am Gemüsegärtchen und ließ sie vor sich eintreten. Die Laterne von drüben warf gerade genug Helligkeit in den Weg, daß sie sehen konnten, wohin sie gingen. Auf der Bank hieß er sie Platz nehmen, blieb vor ihr stehen und sagte: „Ich wollte dir nur zu wissen tun, daß der Sohn und ich geschieden sind für immer."

„Mein Gott", fuhr das Mädchen auf.

Er erzählte kurz und klar, was geschehen war. Daß er keine Nachricht von Hugo habe, auch keine mehr erwarte. „Es ist kein Verlaß auf ihn, nie gewesen und wird nie sein. Im Elend wird er zuletzt enden."

Adli schwieg. Die goldenen Funken, das Abbild der Sterne, tanzten im Wasser des vorbeiziehenden Flusses. Solcher Funken tanzten unzählige vor Adlis Augen. Ihr schwindelte, so daß sie die Hand an die Stirn legen mußte. War wirklich alles so, wie Grob es sah? Konnte nicht Hugo es besser wissen als sie hier zu Hause und doch noch seinen Weg machen? Allerlei kleine Hoffnungen schossen wie kleine Flämmlein in ihr auf.

„Ich weiß, daß es dir weh tut", sagte Grob mit seiner festen Stimme. „Der Luftikus hat dir allerlei in den Kopf gesetzt. Ich habe es wohl gemerkt. Vergiß es und sage dir, daß er deiner nicht würdig gewesen ist. Traurig genug, wenn ein Vater das von seinem einzigen Sohne sagen muß."

Adli faßte sich. Sie konnte noch nicht antworten, aber sie gab sich Mühe, das rechte Wort zu finden.

„Du hast keine Ursache, den Kopf hängen zu lassen", fuhr Meister Gottfried bestimmt fort. „Ein Mädchen wie du gilt noch etwas in der Stadt. Es werden bald genug junge Leute da sein, die — —"

Adli unterbrach ihn. „Davon wollen wir nicht reden. Ich glaube immer, er, Hugo, wird Ihnen doch noch einmal Freude machen."

Mit diesen Worten schob sie gleichsam ihre eigenen Bekümmernisse als etwas Überflüssiges beiseite und gab den Dingen den Stand, den sie in Wirklichkeit hatten.

Meister Gottfried freute sich an ihr, wie er sich immer gefreut hatte; sein Herz war ganz warm in ihm. Als sie gleich darauf aufstand, wollte er ihren vorigen Worten nicht widersprechen, nahm sie nur bei der Hand, und sie dem Gartenausgang zuführend, sagte er: „Es wird mich doch freuen, wenn du noch manchmal wie früher ein Wort mit mir redest."

Auch sie fühlte die alte Anhänglichkeit an ihn und begriff mehr als bisher seinen Kummer und die ehrliche Festigkeit, mit der er jenen trug.

„Gewiß komme ich", antwortete sie ihm, mit einem Lächeln zu ihm aufblickend, und drückte seine Hand. Die Hände noch ineinander gelegt, gingen sie aus dem Gärtlein.

Als Adli dann allein war und überdachte, was sie gehört hatte, kamen die kleinen eigennützigen Hoffnungen wieder, die wie Feuerlein aufgeschossen waren. Sie wollten nicht das Geschehene ungeschehen machen, beschönigten nur alles und verteidigten den ungetreuen Hugo Grob. Seiner Stelle und seinem Berufe vielleicht sei er untreu geworden, aber das hätte ihr doch keiner gesagt, noch bewiesen, daß er auch an sie, Adli, nicht mehr dachte. Er *mußte* sich jenes Ganges durch den Wald noch erinnern. Und — und vielleicht, wenn er mit dem Vater uneinig war, würde er erst recht an sie wieder einmal schreiben. Und — und am Ende konnte sie beiden nützlich sein, sie gar wieder zusammenführen.

Die Romantik ihrer jungen Jahre wachte in ihr auf. Sie wollte dem Kameraden einmal einen ernsten Brief schreiben, ihm Vorstellungen machen! Vielleicht war sie bestimmt, ihm, dem Fahrigen, Halt zu geben.

So träumte die junge Adli und baute aus dem schlimmen Ereignis Zukunftsschlösser auf, von denen lustige Wimpel in die Winde flatterten, ließ aus der einen Hoffnung, die Meister Gottfried in ihr hatte ertöten wollen, ein ganzes Büschel neuer sprießen, wie es eben so Menschenart.

Vorläufig blieb es freilich bei Träumen und Gedanken; denn wochenlang erfuhren weder sie noch Meister Gottfried, wo Herr Hugo sich in der Welt umhertrieb. Zwei Monate, nachdem er die Schreinerei plötzlich verlassen, schrieb er endlich aus einer amerikanischen Stadt. Er gedenke sich seinen Weg selber zu suchen. Der Brief enthielt keinerlei Erklärung für sein Durchbrennen, auch keinerlei Entschuldigung, noch ließ er irgendwie durchblicken, was er in Zukunft zu beginnen gedenke. Er war in einem Tone abgefaßt, der zu sagen schien: Mir hat jetzt keiner mehr etwas zu sagen; ich werde schon für mich selber sorgen. Mit *einem* Male verschob er die Stellung, die er bisher zum Vater eingenommen hatte, vollständig. Bisher war er von

diesem abhängig gewesen, ja hatte in einer gewissen Furcht vor ihm gelebt; jetzt tat er ihm nur zu wissen, was ihm beliebte, zeigte gleichsam, daß es in seinem freien Ermessen lag, sich um seinen Alten zu kümmern oder nicht, und gab so seinem Briefe gleichsam einen leisen Anhauch von Mitleid: Ich will dir, Vater, doch sagen, wo ich zu finden bin.

Meister Gottfried empfand das alles, und es brannte ihn im Innern, aber da er überzeugt war, daß die Vergeltung für die Undankbarkeit seines Einzigen nicht ausbleiben werde, war seine Angst so groß wie sein Groll. Daneben wunderte er sich ein wenig, daß Hugo kein Geld von ihm verlangte. Den Brief aber ließ er unbeantwortet und nahm sich dadurch mit harter Selbstüberwindung ebenfalls die Möglichkeit, weitere Nachrichten von dem Fernen zu bekommen. Diese blieben denn auch für Meister Gottfried wirklich aus, Wochen und Monate und Jahre.

VI.

Während von Hugo Grob nichts mehr verlautete, nur das Fräulein Grandjean zuweilen eine Karte mit einem kurzen Gruß erhielt, aus deren Poststempel zu ersehen war, daß der Schreiber in der Neuen Welt auch nicht am gleichen Platze sitzen blieb, nahm der Verkehr Adlis mit dem Nachbar Schreiner seinen Fortgang. Das Mädchen, das dem Vater die Haushaltung führen mußte und darum sich keinen Verdienst außer dem Hause suchen konnte, hatte das Nähen gelernt und nahm sich Arbeit ins Haus. So blieb ihr wenig freie Zeit, aber sie tat kaum je einen Gang aus diesem Hause, ohne Meister Gottfried in der Werkstatt aufzusuchen. Es mochte dies anfänglich geschehen, weil Adli auf Nachrichten von Hugo wartete. Sie hörte von dem Briefe aus Amerika erst nach und nach, denn Grob war nicht mitteilsam in seinem heimlichen Kummer. Sie schob dann die Absicht, selbst an den Jugendkameraden zu schreiben, immer mehr hinaus, vielleicht weil auch sie langsam die Hoffnung auf einen Brief von ihm verlor. Allmählich aber waren es auch Alltagsinteressen, welche Adli und Grob zusammenführten. Adlis Leben war mit der Zeit härter geworden. Der Vater ergab sich mehr und mehr dem Trunke; sein Geschäft und Verdienst gingen zurück, und seine Gesundheit litt darunter. Er war aber mehr ein schwacher als ein bösartiger Mensch und legte so Adlis Verkehr mit dem Nachbarn nichts in den Weg. Das Mädchen, das an dem eigenen Vater keinen Berater hatte, geriet in die freundliche Gewohnheit, sich Rat und Trost bei Meister Gottfried zu holen. Dieser aber nahm sich des Mädchens mit ähnlicher väterlicher Liebe an, wie er sie ihr als Kind gezeigt hatte. Es war ein stilles Hin und Her der beiden Menschen auf einer Brücke, die aus Vertrauen und Anhänglichkeit gebaut war.

Adlis Vater erlitt zwei Jahre, nachdem Hugo die Stadt verlassen hatte, einen Schlaganfall und wurde nun in ein lang währendes Siechtum geworfen, während dessen er weder arbeitsfähig noch bei guten Sinnen mehr war. Da wurde Meister Gottfried auf Adlis Wunsch von der Behörde ihr zum Sachwalter beigegeben, und aus den Zusammenkünften und Besprechungen,

die ihnen daraus erwuchsen, kam ihnen eine rechte Lebensfreude. Sie schauten beide nicht nach fernen Zielen, sondern suchten ihr kleines Alltagsglück in der Enge. Ihre Bescheidenheit aber machte ihnen ein Glück aus Nichtigkeiten. Wenn auch, ohne daß sie es sich selbst oder einander gestanden, am Grunde ihrer Seele eine große Enttäuschung lebendig blieb, so waren sie doch zu gesund, als daß sie ihre Tage in kopfhängerischem Mißmut zugebracht hätten, und so sproßten ihnen bald da, bald dort jene kleinen schönen Lebensblüten der Zufriedenheit, die vielleicht mehr als ein großer Glückszufall dem Dasein Wert zu geben vermögen.

Der Barbiergehilfe, welcher schon seit Jahren in Nebenbuhlerschaft zu Hugo Grob gestanden hatte, mühte sich in dieser Zeit eifriger um Adli. Er war ein etwas lächerlicher, geckenhafter und beschränkter Mann, der es aber ehrlich meinte und ein anständiges Auskommen hatte. Sein Werben, das oft in Fensterpromenaden und drolligen Aufmerksamkeiten sich erging, war für Adli und Meister Gottfried eine Quelle des Vergnügens, indem das Mädchen dem alten Freunde jedes neue Ereignis dieses Liebeskrieges getreulich melden kam. Bald jedoch erhielt dieser Freier ernsthaftere Mitbewerber. Es gab Leute genug, die nicht nur das anmutige Äußere der einfachen Spenglerstochter anzog, sondern die auch deren treulichen Fleiß und sittiges Wesen zu würdigen wußten, und Adli bekam nacheinander drei Anträge, von denen jeder ihr in eine sichere Lebensstellung und ein behagliches Daheim helfen wollte. Wenn sie jeweilen mit dem Briefe, der ihr einen solchen Antrag brachte, zu Meister Gottfried ging, war es nicht, um ihn zu hören, ob sie ja oder nein sagen sollte; denn das Was der Antwort stand ihr schon immer fest, nur das Wie machte ihr Gedanken. Alle drei jungen Männer waren schätzbare Bürger, und es wurde Adli nicht leicht, Hoffnungen zu zerstören, von denen sie wußte, daß sie in ehrlichem Herzen wohnten.

„Wenn sie mich doch nicht sehen wollten", klagte sie, als sie Meister Gottfried den dritten Brief brachte. „Es sind so viele bessere Mädchen, als ich bin, in der Stadt. Warum müssen sie denn gerade auf mich verfallen?"

Meister Gottfried jedoch nahm die Sache viel ernster und stellte Adli fast mit Strenge vor, daß sie ihrer Jugend zu wenig die Zügel lasse. Sie habe sich, wenn er das recht sehe und verstehe, in eine Neigung hineingesponnen, die einem Unwürdigen gehöre, für welche sie wohl niemals Dank ernten werde, und sie müsse ihrem Herzen wieder Spielraum geben, damit es auch die Vorzüge anderer gegenüber den wahrhaftig kleinen des einen abzuschätzen vermöge.

Sie waren noch kaum je so bestimmt auf das zu reden gekommen, was zwischen Hugo und Adli gewesen. Nun aber ließ das Mädchen unwillkürlich noch einen Schleier mehr fallen und sagte, die braunen Augen hell zu denen Meister Gottfrieds erhoben: „Sehen Sie, Herr Grob, das kann ich nun eben nicht regieren. Wenn es einem Menschen daheim gefällt, so können Sie ihn nicht zum Wandern zwingen, und wenn ich nun in meinem Garten einen Blumenstock gepflanzt habe, der mir nicht gedeihen will, und den ich

darum um so eifersüchtiger hüte, so kann da keiner helfen, ich am allerwenigsten."

Gottfried Grob dachte in diesem Augenblicke an den Sohn, packte und schüttelte ihn gleichsam im Geiste: Du törichter Mensch, der so ein Glück hat am Wege übersehen können! Dann aber fuhr er fort, Adli Vorstellungen zu machen: Daß sie an die Zukunft denken müsse und daß die erste, schwärmerische Liebe noch lange nicht immer die fürs Leben gültige sei. Er brachte es schließlich so weit, daß Adli versprach, noch einige Tage sich alles zu überlegen, ehe sie absagte; allein, als sie ihn verließ, empfand er doch, daß ihr Entschluß schon gefaßt war und sie nicht wider ihre Natur konnte, deren innerstes Wesen Beständigkeit und Treue war.

In der Tat wies Adli nach einigen Tagen auch den dritten Freier ab, und es mochte vielleicht von da ab ein Gerücht unter ihre Bekannten gedrungen sein, daß sie ihr Herz schon für immer vergeben habe; denn der dritte Freier blieb für lange Zeit der letzte. Meister Gottfried fand sich von da an nur noch mehr zur Teilnahme für Adli verpflichtet. Ihr freundschaftlicher Verkehr nahm seinen Fortgang. Scheinbar bedurften sie dabei des fernen Hugo nicht mehr, aber es war eigentümlich und rührend zugleich, wie er doch am Grunde aller ihrer Gedanken war, so zwar, daß sie bei jedem Zusammentreffen, und nachdem sie vielleicht von den verschiedensten und weitest abgelegenen Dingen gesprochen, plötzlich wieder bei dem Verlorenen anlangten und sein Name ihnen fast wider Willen von den Lippen kam.

Eines Wintertages starb Adli Lochers Vater. Ein nochmaliger Schlaganfall erlöste ihn von schlimmen, kranken Tagen und nahm seiner Tochter eine große Last ab. Gottfried Grob hatte von dem Nachbar Spengler nie eine hohe Meinung gehabt, aber als ihm eine im gleichen Hause mit dem Verstorbenen wohnende Frau von dessen plötzlichem Tode Nachricht brachte, legte er den Hobel beiseite, stäubte seine Kleider aus, zog den Ausgangsrock an und ging in die Locherſche Wohnung. Über unsaubere Stufen und durch ein verwahrlostes Treppenhaus, wie sie sich in ärmlichen Mietshäusern finden, gelangte er zu den Stuben des Spenglers, und das Ein und Aus der Hausbewohner zeigte ihm den Weg zum Sterbezimmer. Adli saß mit gefalteten Händen am Totenbett, stand aber auf, als sie Meister Grob erkannte, und nahm mit einer anmutigen Würde die Hand, die er ihr zum Zeichen des Beileids reichte. Sie hatte ein schwarzes Kleid angelegt, und es stand ihr merkwürdig gut zu dem braunen, ausdrucksvollen Gesicht. Die Leute, die noch in der Stube waren, verliefen sich dann langsam, indem sie wußten und fühlten, daß dem Schreinermeister eine Art Mitvaterrecht über die Adli zustand. So konnte das Mädchen den Meister ans Bett führen.

Der Tote lag mit schmerzlich verzogenem Munde, aber der Tod hatte sein Gesicht zu Marmor geschlagen und ihm die erniedrigenden Zeichen des Trunkes genommen. Die Tochter sah den Vater auch äußerlich so, wie sie ihn vielleicht in guten Tagen gekannt hatte. Sie begann auch in leisen und warmen Worten von allerlei Liebe zu sprechen, die er ihr in seinem Leben und besonders in den letzten kranken Tagen getan. Keinerlei Heuchelei war

in ihrer Trauer. Mit einer vernünftigen Zurückhaltung und Fassung gestand sie gleichsam schweigend ein, daß sie den Vater schon verloren, ehe er gestorben war, und vermied doch mit schönem Herzenstakte, mit irgendeinem Worte an seine Schwächen zu erinnern; die Tochter wollte nicht über den Vater richten. Plötzlich kam ihr dann die volle Erkenntnis ihrer Vereinsamung.

„Er ist fast der einzige Mensch gewesen, den ich auf der Welt hatte", klagte sie mit hervorbrechendem Schmerze. Sie trat dabei gegen das Fenster des Zimmers vor, das von Kälte angelaufen war und an das ein heftiger Wind Schneeflocke um Schneeflocke trieb, sie als weißleuchtende Sternchen da und dort sachte ans Glas setzend. Still weinte sie in ihr Taschentuch.

Meister Gottfried blieb stehen, wo er stand. Er vermochte äußerlich keinerlei Zärtlichkeit zu zeigen, aber er sagte in seinem ruhigen und beruhigenden Ton: „Solange ich da bin, wirst du immer einen haben auf der Welt, Adli."

Da nahm sie das Tuch vom Gesicht und stand wieder gefaßt da. „Ja," sagte sie, „das weiß ich, und ich danke Ihnen, Herr Grob."

Auch sie begleitete die Worte durch keinerlei Gefühlsäußerung, sondern entdeckte, noch während sie sprach, daß ein Kranz von Trauerblumen, der auf des Vaters Bett lag, zu welken begann, nahm ihn deshalb gleich darauf und besprengte ihn in der kleinen Küche drüben mit Wasser.

Nachher besprachen sie manches, was auf den Todesfall und das Begräbnis Bezug hatte, und Meister Gottfried wollte anderntages wiederkommen, um mit Adli auch über das zu reden, was in Zukunft mit ihr geschehen sollte.

Der andere Tag sah sie wieder beisammen, und mancher noch kam, der sie um Rates oder kleiner Neuigkeiten willen zusammenführte. Adli fand bald hernach auf Meister Grobs Verwendung eine Anstellung in dem Geschäfte, für das sie bisher zu Hause gearbeitet hatte. Sie war infolgedessen den ganzen Tag fort, hatte aber ein Zimmer in dem Hause behalten, in dem sie mit dem Vater gewohnt hatte. Oft des Abends und immer Sonntags kam sie zu Grob herüber; das Fräulein Grandjean fügte sich wohl oder übel in die Freundschaft der beiden, ohne dieselbe auch jetzt zu teilen. Sie hatte Sonntags gewöhnlich eine Ausrede, wonach sie Freunde besuchen oder sonst eigene Wege gehen mußte. Bei schönem Wetter wanderten daher Adli und Meister Gottfried allein, wie das so Stadtsitte war, irgendwo hinaus in die Umgebung. Sie gingen nicht, wie viele Handwerker und Arbeiter, den Wirtshäusern nach, sondern zogen ruhig und wenig sprechend durch Wiesen und Wald des St. Felixberges, bis sie gewöhnlich auf einer der Bänke, die am Waldsaum standen und über Stadt und See Ausblick gaben, sich niederließen. Die einsamste suchten sie sich immer aus, und wenn dann die Sonne hinter der Albiskette sank, ein leiser Duft noch über dem See und fernen Bergen spann, wenn der Wald vom Gold des Abends durchleuchtet war und die Glockentöne in den Türmen wach wurden und zu wandern anfingen, wallten und verhallten, dann sprachen sie gewöhnlich von Hugo. Hier oben wurde

auch Meister Gottfrieds strenger Sinn milder, und eines Tages gab er einer seltsamen Hoffnung Ausdruck, die nur zeigte, wie er des Sohnes in keinem Augenblicke seines Lebens vergaß.

„Wer weiß, wo er ist, und was er treibt", hob er an. Und fuhr nach einer Weile fort: „Vielleicht kommt er eines Tages mürbe und müde zurück. Das Leben wird ihn zerschlagen und klein und bescheiden machen. Da ist er vielleicht froh, zu wissen, daß wir noch da sind, du und ich, Adli, und daß er zu uns zurückkommen kann. Und ich meine, wir werden ihn nicht draußen stehen lassen, wenn so unsere Zeit kommt."

Adlis Augen leuchteten bei diesen Worten, aber sie ließ den anderen das Leuchten nicht sehen, sondern blickte zu Boden oder in die Weite. Ihre Seele jedoch war in diesem Augenblicke erfüllt vom Bilde der Heimkehr des verlorenen Hugo.

Sie gerieten dann beide ins Träumen, bis Meister Gottfried abermals das Schweigen mit dem Ausspruch brach: „Ich will ihm dann nicht mehr lange im Lichte stehen, dem Hugo. Er mag das Geschäft bald übernehmen und führen, wie er es will."

Es tönte, als ob er über seinem vielen Nachdenken irgendwo eine kleine Schuld bei sich entdeckt hätte, daß er, der Alte, zu sehr auf seinen eigenen Ideen bestanden und dem Sohn zu wenig Spielraum gelassen.

Es war aber merkwürdig, daß er sowohl als Adli allen Zukunftsbildern den Gedanken zugrunde legten, daß Hugos Lebensschifflein Schiffbruch gelitten haben müsse. Der Gedanke kam ihnen nicht, er möchte trotz alledem vielleicht ein sicherer Lebenssteuermann geworden sein.

(Schluß folgt.)

Robert Koch.

Von

Dr. **Bernhard Fischer,**

Professor der Hygiene in Kiel.

Als in der zweiten Aprilwoche dieses Jahres die Tageszeitungen die Nachricht brachten, daß Robert Koch plötzlich unter schweren Störungen der Atmung und der Herztätigkeit erkrankt sei, und bald darauf bekannt wurde, daß dem Leiden des im siebenundsechzigsten Lebensjahre stehenden eine Verkalkung der Herzarterien zugrunde lag, herrschte überall bange Sorge um das Leben des allgemein bewunderten und verehrten Gelehrten. Zwar atmeten viele erleichtert auf in der Hoffnung, daß es vielleicht doch noch gelingen würde, das Leben des großen Forschers und Arztes zu erhalten, als unter der sorgfältigen Behandlung der Professoren Brieger und Kraus und unter der aufopfernden Pflege der treuen Gattin eine Besserung eintrat, die es Koch schließlich ermöglichte, Baden-Baden aufzusuchen, von dessen Klima die Ärzte eine weitere Besserung erhofften; indes erwies sich diese Hoffnung als trügerisch, am 27. Mai, kaum eine Woche nach der Ankunft in Baden-Baden, verschied Koch daselbst. Die Einäscherung der Leiche erfolgte am 30. Mai im dortigen Krematorium in aller Stille und größter Einfachheit, so wie es der Verstorbene gewünscht hatte.

Kochs Tod bedeutet nicht bloß für seine Angehörigen und seine unzählbaren, über die ganze Welt verbreiteten Freunde und Schüler, sondern auch für die gesamte Menschheit und für die Wissenschaft einen schweren, unersetzlichen Verlust. Zu früh ist er namentlich auch den letzteren entrissen worden. Nachdem wir von Koch gewöhnt waren, daß er jede Arbeit in kurzer Zeit mit glänzendem Erfolg zu Ende führte, durften wir hoffen, daß ihm auch die Verbesserung seines Heilmittels der Tuberkulose, an der er zuletzt rastlos gearbeitet, bald gelingen, und daß er damit seinen vielen großartigen Entdeckungen eine weitere hochbedeutsame anreihen würde. Der unerbittliche Tod hat diese Hoffnung vernichtet, aber wir wollen darum nicht klagen, sondern vielmehr dankbar anerkennen, daß es Koch beschieden war, bis wenige Wochen vor seinem Tode und bis in ein Lebensalter, in welchem bei vielen bereits die Kräfte erlahmen, in ungeschwächter Kraft und Energie seinen Forschungen obzuliegen, durch die er sich um die Menschheit unsterblich verdient gemacht hat.

Koch wurde geboren am 11. Dezember 1843 zu Clausthal als Sohn eines höheren Bergbeamten. Im Jahre 1862 bezog er die Universität Göttingen, um Mathematik und Naturwissenschaften, für welch letztere er schon auf der Schule eine besondere Neigung an den Tag gelegt hatte, zu studieren, wandte sich jedoch bald dem medizinischen Studium zu. Von seinen Lehrern ist dem Anatomen Jakob Henle und dem Physiologen Georg Meisner ein größerer Einfluß auf seine späteren Forschungen beizumessen. Von dem ersteren als dem gewandtesten und hervorragendsten Verteidiger der Lehre von dem contagium animatum ging die Anregung zum Studium der Infektionskrankheiten aus; im Institut des letzteren aber wurde Koch mit dem Tierexperiment und seiner großen Bedeutung für die medizinische Forschung zuerst vertraut. Nachdem Koch im Jahre 1866 die medizinische Staatsprüfung in Göttingen beendet hatte, verrichtete er kurze Zeit am Hamburger allgemeinen Krankenhaus Assistentendienste, worauf er sich noch im selben Jahr in Langenhagen bei Hannover als praktischer Arzt niederließ. 1867 siedelte er in die Provinz Posen über, wo er bis 1872 in Rackwitz als Arzt, von da ab in dem Landstädtchen Wollstein zugleich als Kreisphysikus für den Kreis Bomst tätig war. An dem Kriege 1870/71 hatte er als freiwilliger Arzt von Rackwitz aus teilgenommen.

In Wollstein nun wurde er durch das nicht seltene Vorkommen von Milzbrand in der dortigen Gegend veranlaßt, Untersuchungen über die Ursache dieser Tierseuche anzustellen, an die sich weiterhin solche über die Wundinfektionskrankheiten der Tiere anschlossen.

Nur unter den größten Schwierigkeiten konnte er diese ausführen, standen ihm doch hierfür nur die wenigen freien Stunden — meist die Abendstunden — zur Verfügung, die ihm die ausgedehnte Landpraxis und die amtsärztlichen Verpflichtungen übrig ließen. Dabei mußte sich Koch, ganz auf sich selbst angewiesen, mit großen pekuniären Opfern, alle Hilfsmittel, darunter die besonders kostspieligen für Mikroskopie und Mikrophotographie, selbst beschaffen. Ohne jede Anleitung war er auch vielfach genötigt, erst geeignete Untersuchungsmethoden auszuarbeiten. Wenn es Koch trotzdem gelang, die Ätiologie des Milzbrandes bereits 1876, diejenige der Wundinfektionskrankheiten schon 1878 in einwandfreier Weise klarzustellen und damit Probleme zu lösen, um die sich die hervorragendsten Ärzte und Botaniker des In- und Auslandes seit Jahrzehnten vergeblich bemüht hatten, so war das seiner ganz ungewöhnlichen Arbeitskraft, Willensstärke und Ausdauer, seinem scharfen Verstand, seinem ganz hervorragenden Forschertalent und seinem besonderen technischen Geschick zu verdanken.

Um den Wert und die Tragweite der ersten Arbeiten Kochs richtig einschätzen zu können, muß man sich in die damalige Zeit zurückversetzen. Wohl hatte Pollender die 1849 von ihm im Blute milzbrandkranker Rinder gesehenen Stäbchen als die die Krankheit verursachenden Bakterien angesprochen, und Davaine 1863 gezeigt, daß sich gesunde Tiere mit dem Blute milzbrandkranker, auch nach starker Verdünnung desselben, regelmäßig infizieren ließen, sofern es die Pollenderschen Stäbchen enthielt; indeß war die ursächliche

Bedeutung dieser Stäbchen nach den Untersuchungsresultaten anderer Forscher wieder sehr zweifelhaft geworden.

Abgesehen davon, daß einige die Stäbchen gar nicht für Bakterien, sondern für Kristalle hielten, war es in manchen Fällen nicht gelungen, in dem Milzbrandmaterial, mit dem man die Krankheit bei Tieren erzeugt hatte, die Stäbchen nachzuweisen, und andererseits wollten manche Forscher auch nach Einimpfung von faulenden Substanzen Milzbrand beobachtet haben. Schließlich fand die Erfahrung, wonach der Milzbrand häufig von bestimmten Weideplätzen ausgeht, mit der Annahme der Stäbchen als Krankheitserreger keine genügende Erklärung, da man beobachtet hatte, daß das stäbchenhaltige Blut, aufbewahrt, nach verhältnismäßig kurzer Zeit die Fähigkeit, Milzbrand hervorzurufen, einbüßte.

Kochs Untersuchungen beseitigten mit einem Schlage alle Zweifel und Bedenken. Durch Verimpfung von Maus zu Maus konnte er die Krankheit fortgesetzt — in einer Reihe bis zur zwanzigsten Maus – übertragen, bei jedem infizierten Tier fanden sich in der stark vergrößerten Milz in ungeheuren Mengen die glashellen Stäbchen, und zwar immer nur diese, nie andere Bakterienformen. Dagegen boten Mäuse nach der Einspritzung der verschiedensten Faulflüssigkeit nie den gleichen Befund dar wie die mit Milzbrandblut infizierten.

Sprach schon die hierbei festgestellte gewaltige Vermehrung der Stäbchen im Tierkörper für ihre pflanzliche Natur, so wurde jeder Zweifel daran ausgeschlossen, als Koch bei der von ihm ausgebildeten Untersuchung im hängenden Tropfen im Blut der geimpften Tiere sowie im mit einer Spur dieses Blutes versetzten Blutserum oder Augenkammerwasser vom Rind bei etwas erhöhter Temperatur und Luftzutritt jedesmal die Stäbchen zu langen Fäden auswachsen und darin stark lichtbrechende, den kurz zuvor von dem bekannten Pflanzenphysiologen Ferdinand Cohn in Breslau beschriebenen Sporen entsprechende Gebilde entstehen sah, deren regelmäßiges Auskeimen zu den Stäbchen er dann nach der Eintragung in neues Nährmaterial wieder unter dem Mikroskop direkt beobachten konnte.

Daß diese Stäbchen den Milzbrand erzeugten, konnte hiernach niemand mehr ernstlich bezweifeln, hatte Koch doch die drei von Henle zur Anerkennung als Krankheitserreger geforderten Beweisstücke beigebracht. Die durch Gestalt und Entwicklung wohl charakterisierten Stäbchen waren nicht nur konstant beim Milzbrand angetroffen worden, es war auch im Tierkörper ihre Isolierung und mit den isolierten Stäbchen sowie den daraus hervorgegangenen Sporen die Erzeugung der Krankheit regelmäßig gelungen. Jetzt war auch die Bedeutung gewisser Weideplätze für die Verbreitung des Milzbrandes klar: die mit den Abgängen an Milzbrand erkrankter oder verendeter Tiere nach außen gelangenden Stäbchen konnten unter günstigen Verhältnissen Sporen bilden, von denen Koch festgestellt hatte, daß sie nicht nur höhere Temperaturen, sondern auch abwechselndes Befeuchten und Antrocknen, Fäulnis usw. vertragen. Die beim Weidegang mit dem Futter aufgenommenen Sporen führten zur Erkrankung an Milzbrand.

Zum ersten Male war für eine Infektionskrankheit, und zwar für eine, die gelegentlich auch den Menschen befällt, der unumstößliche Beweis erbracht, daß sie von Bakterien verursacht wird. Kochs Entdeckung erregte das größte Aufsehen. Ferdinand Cohn, den Koch aufsuchte, um ihm die Ergebnisse seiner Milzbrandforschungen mitzuteilen, war von den großartigen Beobachtungen, an deren Richtigkeit nach den vorgelegten Präparaten und Zeichnungen gar nicht zu zweifeln war, geradezu begeistert. Die Breslauer Pathologen Cohnheim und Weigert sowie der Anatom Waldeyer, von Cohn mit der Kochschen Entdeckung bekannt gemacht, versprachen sich von ihr einen völligen Umschwung in der Medizin. Eine Zeitlang dachte Koch daran, sich in Breslau zu habilitieren, indeß mußte er diese Absicht wegen mangelnder Subsistenzmittel wieder aufgeben.

Mit den Wundinfektionskrankheiten hatte es sich ähnlich verhalten. Seit einer Reihe von Jahren waren von zahlreichen Forschern in den Organen der an Pyämie, Septikämie, Wundrose usw. Verstorbenen Bakterien gefunden worden, die man als die Erreger dieser Infektionen ansprechen zu müssen glaubte. Manche allerdings hielten die als kleinste Körnchen oder Strichelchen erscheinenden Gebilde für Gewebsteile. Den von der bakteriellen Natur dieser Gebilde Überzeugten aber wollte es nicht gelingen, die bei den verschiedenen Infektionen aufgefundenen, nach ihrer Gestalt voneinander sowie von den bei Fäulnisvorgängen beobachteten zu unterscheiden. Viele versuchten diese Unterscheidung auch gar nicht, weil damals bei den Ärzten und Botanikern die Ansicht vorherrschte, daß die Bakterien im Laufe ihrer Entwicklung die verschiedensten Formen annehmen, und daß man es bei ihnen nur mit einer oder wenigen Arten zu tun habe. Demgegenüber hatte allerdings der durch die erfolgreiche Bekämpfung der Seidenraupenkrankheit (Pébrine), durch seine Untersuchungen über die Gärung und über die Krankheiten des Bieres und Weines bekannte französische Forscher Pasteur für jede der von ihm studierten Gärungen eine besondere Bakterienform als Erreger erkannt, und Ferdinand Cohn unter Betonung der Formbeständigkeit bei den Bakterien nach der Form und dem physiologischen Verhalten zahlreiche, zu bestimmten Formgattungen vereinigte Arten unterschieden.

Auch die von allen Seiten unternommenen Versuche, die bei den verschiedenen Wundinfektionen gefundenen Bakterien durch Verimpfung auf das Tier voneinander und von den Fäulnisbakterien zu trennen, hatten nicht zum Ziel geführt. Manchem war zwar die Übertragung der Infektion auf das Versuchstier regelmäßig, anderen dagegen nur gelegentlich und wieder anderen überhaupt nicht geglückt. Andererseits wollten manche Forscher auch nach Einspritzung faulender Substanzen die für die Wundinfektion charakteristischen Veränderungen beobachtet haben. Es war schließlich dahin gekommen, daß die meisten Forscher den aufgefundenen Bakterien eine ausschlaggebende Rolle für die Infektion nicht beimaßen, letztere vielmehr als durch giftige Substanzen bedingt auffaßten. Hier setzten die Kochschen Untersuchungen ein, die wiederum sofort alle Schwierigkeiten und Unklarheiten beseitigten.

Durch Verimpfung kleiner Mengen von faulendem Blut auf Mäuse, von anderen faulenden Stoffen auf Kaninchen konnte Koch bei ersteren Septikämie und fortschreitende Gewebsnekrose, bei letzteren Abszeßbildung, Pyämie, Septikämie und Wundrose, mithin die wichtigsten Typen der Wundinfektion erzeugen. Mit z. T. kleinsten Mengen der Körpersäfte des infizierten Tieres konnte beim gesunden die durch die Krankheitserscheinungen und die pathologischen Veränderungen gut gekennzeichnete Krankheit fortgesetzt hervorgerufen werden. Bei jeder dieser Wundinfektionskrankheiten aber ließ sich dann im infizierten Körper eine wohlcharakterisierte Bakterienform in Reinkultur nachweisen.

Schon in seiner im Jahre 1877 veröffentlichten Abhandlung, in welcher er die von ihm inzwischen ausgearbeiteten, zu einem hohen Grad der Vollendung gebrachten, gleichzeitig aber auch durch ihre große Einfachheit bestechenden Verfahren zum Untersuchen, Konservieren und Photographieren der Bakterien bekannt gab, hatte Koch ein reichhaltiges und überzeugendes Beweismaterial für die Richtigkeit der Cohnschen Lehre von der Formkonstanz der Bakterien beigebracht.

Die von ihm ausgebildete Färbung der Bakterien in Ausstrichpräparaten hatten auch bei sehr kleinen Formen noch deutliche und konstante Unterschiede erkennen lassen, von denen man bis dahin gar keine Ahnung hatte, von denen sich aber jeder durch die ganz ausgezeichneten Mikrophotogramme ebenso überzeugen konnte wie von den bei mehreren beweglichen Bakterien von Koch nachgewiesenen Geißeln. Koch hatte aber auch gefunden, daß die Anilinfarben Bakterien zum Unterschied von den meisten Körperbestandteilen regelmäßig viel rascher und intensiver färbten, so daß sie sich geradezu als Reagens auf Bakterien, d. h. zur Unterscheidung derselben von Niederschlägen, Fetttröpfchen und anderen kleinsten Körperchen verwenden ließen. Ohne Färbung hatte Koch auch bei Verwendung der von ihm in die Bakteriologie eingeführten Öl-Immersion die z. T. recht kleinen Wundinfektionserreger nicht auffinden können, dies gelang ihm in Ausstrichen und auf Schnitten erst nach der Behandlung mit Anilinfarben unter Anwendung eines Kunstgriffes, nämlich durch Anbringen des Abbeschen Kondensors zwischen Spiegel und Objekttisch, wodurch das die Bakterien verdeckende Strukturbild, mit dem man bisher allgemein gearbeitet hatte, ausgeschaltet wurde.

Schon beim Milzbrand hatte Koch den Wert des Tierkörpers als Reinzuchtapparat kennen und schätzen gelernt, diesmal erreichte er mit Hilfe des Tierkörpers nicht nur die Trennung der Wundinfektionserreger von den Fäulnisbakterien, sondern in einem Fall auch die Trennung zweier im Versuchstier gleichzeitig angetroffener Erreger. Ein kurzes Eingehen auf diesen Versuch erscheint wohl berechtigt, da er in Kochs Scharfblick und Forschertalent einen besonders guten Einblick gewährt: Feldmäuse hatten sich Koch als immun gegen die Mäuseseptikämieerreger erwiesen. Als er dann bei einer Maus nach der Impfung mit faulem Blut sowohl Septikämie als Gewebsnekrose fand, und sich in einer weiteren, mit nekrotischen Teilen geimpften Hausmaus wieder sowohl die Nekrose- als auch die Septikämie-

erreger zeigten, verimpfte er jetzt von dem nekrotischen Gewebe auf die Feldmaus. Bei dieser entwickelten sich nur die Nekroseerreger, die sich nunmehr auch in der Hausmaus in Reinkultur fortzüchten ließen.

Wie für den Milzbrand, so war jetzt auch für Wundinfektionen der Tiere einwandfrei bewiesen, daß sie durch Bakterien verursacht werden, und außerdem, daß jede dieser Infektionen ihre besondere Bakterienart zum Erreger hat.

Daß sich nach diesen Leistungen die Aufmerksamkeit der ganzen wissenschaftlichen Welt dem Wollsteiner Kreisphysikus zuwandte, ist begreiflich. Einer der ersten, der die Bedeutung Kochs erkannte, war der Direktor des erst wenige Jahre zuvor gegründeten Reichsgesundheitsamtes Dr. Struck. Ihm war es zu verdanken, daß Koch im Herbst 1880 als Regierungsrat an das Gesundheitsamt in Berlin berufen wurde. Damit war Koch nicht nur die schon lange ersehnte Gelegenheit geboten, sich ganz seinen Forschungen widmen zu können, es standen ihm jetzt auch reichliche Hilfsmittel und in den zum Gesundheitsamt kommandierten jungen Militärärzten Gaffky, Löffler, jetzt Professor der Hygiene in Greifswald, und Hueppe, jetzt Professor der Hygiene in Prag, vorzügliche Hilfskräfte zur Verfügung.

Mit größtem Eifer wurde zunächst an dem weiteren Ausbau der bakteriologischen Untersuchungsmethoden gearbeitet. Die Einführung des festen Nährbodens in die Bakteriologie bildete das wertvollste Ergebnis dieser Arbeiten.

Die Vorzüge des festen Nährbodens hatte Koch zuerst an den im Cohnschen Laboratorium zu Kulturzwecken verwendeten, gekochten und halbierten Kartoffeln erkannt. Die auf die Schnittfläche gebrachten oder aus der Luft aufgefallenen Keime wuchsen zu Kolonien aus, die, solange sie noch nicht mit benachbarten in Berührung getreten waren, aus Gebilden der gleichen Art, d. h. aus einer Reinkultur bestanden; es war daher leicht, mit Hilfe der Kartoffel aus einem Bakteriengemenge die einzelnen Arten in Reinkulturen zu gewinnen und fortzuzüchten. Durch Zusatz von Gelatine — später auch von anderen gelatinierenden Stoffen — zu den bis dahin zumeist verwendeten Nährflüssigkeiten gewann Koch einen **festen,** der Kartoffel in vieler Beziehung sogar überlegenen Nährboden. Das bei Verwendung von Nährflüssigkeiten außerordentlich umständliche, mühsame und zudem keineswegs immer zur Gewinnung von Reinkulturen führende Verfahren war jetzt zu einem ebenso einfachen und bequemen wie zuverlässigen geworden. Reinkulturen aber waren zum Studium der morphologischen und biologischen Eigenschaften der Bakterien unbedingt nötig. Beim Arbeiten mit Reinkulturen vermißte Koch die von manchen Forschern behaupteten Umwandlungen saprophytischer Pilze in krankheitserregende in jedem Fall. Nachdem auch mit längere Zeit auf diesen festen Nährböden fortgezüchteten Reinkulturen von Milzbrand, Mäuse- und Kaninchen-Septikämie bei gesunden Tieren regelmäßig die Krankheit hervorgerufen werden konnte, war erwiesen, daß die Bakterien und nicht etwa sonstige bei der Impfung von Tier zu Tier mit übertragenen Stoffe, wie Körpersäfte usw., die Krankheit erzeugt hatten. Von größtem Nutzen erwies sich der feste Nährboden auch bei der Prüfung der für die Desinfektion in Betracht

kommenden Mittel und Verfahren, die Koch nunmehr in Angriff nahm. An Reinkulturen, und zwar tunlichst von solchen der aufgefundenen Krankheitserreger, auch unter Verwendung von Sporen, wurden sie geprüft, und die damaligen Untersuchungen bilden die Grundlage für unser heutiges, hochentwickeltes und praktisch bewährtes Desinfektionswesen. Als Koch im Herbst 1881 auf dem internationalen Kongreß in London seine Färbungs- und Kulturmethoden demonstrierte, fand er ungeheuren Beifall; auch der anwesende Pasteur hielt mit seiner Anerkennung nicht zurück.

Nach Berlin zurückgekehrt, machte sich Koch alsbald an das schwierigste Problem, an die Erforschung der Tuberkulose, und schon am 24. März 1882 konnte er in der physiologischen Gesellschaft den Beweis liefern, daß diese für den Menschen so verderbliche, bis dahin allgemein für eine konstitutionelle gehaltene Krankheit den Tuberkelbazillus zum Erreger hat. In den tuberkulös veränderten Geweben hatte er die nach Gestalt und färberischem Verhalten gut charakterisierten Stäbchen regelmäßig gefunden, in anderweitig veränderten oder gesunden aber stets vermißt. Es war ihm auch ihre Züchtung auf künstlichen Nährböden gelungen, und er hatte mit den wiederholt außerhalb des Körpers fortgezüchteten Stäbchen regelmäßig bei den Versuchstieren Tuberkulose hervorgerufen. Kochs Beweisführung war auch diesmal wieder eine so exakte, daß ernstliche Einwände gegen den Tuberkelbazillus als Krankheitserreger nicht erhoben werden konnten, derselbe vielmehr bald allgemein als solcher anerkannt wurde. Die Klarstellung der Ätiologie der Tuberkulose durch Koch bildet eine Leistung, die ihresgleichen nicht hat. Mit geradezu bewunderungswürdiger Geschicklichkeit hat er alle Schwierigkeiten, die ihm entgegentraten, aus dem Wege geräumt. Lange war das Suchen nach den Erregern trotz aller Färbungsversuche ohne Erfolg geblieben; da fand er sie zuerst in 24 Stunden lang mit einer Methylenblaulösung gefärbten Präparaten. Als er dann aber mit einer ebensolchen frisch hergestellten Lösung die Färbung in gleicher Weise versuchte, wollte sie nicht gelingen. Kochs Scharfsinn fand bald heraus, daß die Lösung durch Aufnahme von Ammoniak aus der Luft die Fähigkeit, die Tuberkelbazillen zu färben, erlangt hatte. In der Tat konnte er mit der frischen Farblösung nach Zusatz von Ammoniak oder von Kalilauge die Bazillen nunmehr regelmäßig färben. Als dann bei dem Versuche die mit Methylenblau gefärbten Präparate mit Bismarckbraun für photographische Zwecke braun zu färben, die Tuberkelbazillen zum Unterschied von dem Gewebe und anderen Bakterien die braune Farbe nicht annahmen, verwertete Koch alsbald diese Eigenschaft der Tuberkelbazillen, den einmal aufgenommenen Farbstoff festzuhalten, zu ihrer Unterscheidung von anderen Bakterien.

Zur Züchtung der Bazillen erwiesen sich ihm die bis dahin mit bestem Erfolg verwendeten Nährböden sämtlich als unbrauchbar, sie gelang erst auf Rinderserum, das durch Erwärmen auf 65 ° zum Erstarren gebracht war. Da die Bazillen nur bei Körperwärme, und zwar so langsam wuchsen, daß erst in der zweiten Woche Kolonien sichtbar wurden, mußte das Mitübertragen von anderen Krankheitskeimen und von Saprophyten sorgfältig vermieden werden. Auch heutzutage bietet selbst dem Geübteren die Züchtung von Tuberkelbazillen aus den Organen noch vielfache Schwierigkeiten.

Mit der Klarstellung der Ätiologie der Tuberkulose begnügte sich Koch aber nicht, die ätiologische Forschung diente ihm nur als Grundlage für die Bekämpfung der Infektionskrankheiten. So hatte er in seiner Milzbrandarbeit zur Verhütung dieser Seuche schleuniges tiefes Vergraben der Kadaver, sowie Desinfektion und Beseitigung der Abgänge der Milzbrandtiere gefordert, um so die Bildung der widerstandsfähigen, die Verbreitung der Seuche vermittelnden Sporen auf den Weideplätzen zu verhüten. Bei der Tuberkulose war eine Entwicklung der Stäbchen außerhalb des Körpers ausgeschlossen, hier konnten nur die tuberkulösen Menschen und Haustiere die Infektionsquellen bilden. Die von diesen namentlich mit dem Auswurf der Phthisiker, ferner mit der Milch und dem Fleisch der perlsüchtigen Tiere nach außen gelangten Bazillen können sich hier eine Zeit lang halten, sie führen frisch oder eingetrocknet, wenn sie eingeatmet oder verschluckt oder von Wunden aufgenommen werden, zur Tuberkulose des Menschen. Die namentlich früher von manchen angenommene Vererbung spielt, wenn sie überhaupt vorkommt, nur eine ganz untergeordnete Rolle. Vernichtung der Tuberkelbazillen durch Desinfektion und Bewahrung der Gesunden vor der Berührung mit den Tuberkelbazillen bezeichnete Koch zunächst als die wirksamsten und zugleich praktisch durchführbaren Maßnahmen zur Verhütung der Tuberkulose.

Die Entdeckung des Tuberkelbazillus war aber auch für die Diagnose von der größten Bedeutung. Mit Hilfe des leicht zu erlernenden Nachweises der Tuberkelbazillen im Auswurf usw. konnte der Arzt nunmehr die Tuberkulose frühzeitig mit aller Sicherheit erkennen und auf den Schutz der Umgebung vor der Ansteckung durch den Tuberkelbazillus hinwirken. Wir werden sehen, wie Koch sein Programm zur Bekämpfung der Tuberkulose, die er sich zur Lebensaufgabe gemacht hat, weiterhin ausgestaltete und verbesserte, aber allein schon die Entdeckung des Tuberkelbazillus und der Hinweis auf die Gefahr, welche der tuberkulös Erkrankte für seine Mitmenschen bildet, haben sich als außerordentlich segensreich erwiesen. Während in Preußen in den siebziger Jahren auf 100 000 Lebende noch 318 Todesfälle an Tuberkulose kamen, betrug diese Zahl Ende der achtziger Jahre nur 283. Sie ist seitdem weiter allmählich bis auf 165 herabgegangen, so daß heute im Verhältnis nur etwa halb soviel Menschen in Preußen von der Tuberkulose hinweggerafft werden als vor der Entdeckung des Tuberkelbazillus.

Nachdem bei der ihrer Erforschung so große Schwierigkeiten entgegenstellenden Tuberkulose die Ätiologie klargestellt war, wurde in den nächsten beiden Jahren von Gaffky beim Typhus, von Loeffler bei der Diphtherie, bei der Schweineseuche und im Verein mit Professor Schütz von der Tierärztlichen Hochschule in Berlin auch beim Rotz, von Koch bei der Cholera der Erreger isoliert. Aber die mit dem größten Eifer betriebenen ätiologischen Forschungen hielten Koch nicht ab, auch die Immunitätsfrage und namentlich das von Pasteur inzwischen ausgebildete Verfahren der Schutzimpfung gegen Milzbrand auf das gründlichste zu studieren.

Dabei wurde wohl der hohe wissenschaftliche Wert der Pasteurschen Entdeckung erkannt; es hafteten dem Verfahren aber noch so viele Mängel an, daß Koch seine Anwendung in der Praxis nicht empfehlen konnte. An einem Teil dieser ätiologischen Forschungen und auch der Immunisierungsversuche hat der Verfasser mitwirken können, da er als Marinearzt vom 1. März 1882 bis 6. Mai 1884 zur Dienstleistung an das Gesundheitsamt kommandiert war. Es gehört diese Zeit, in der es ihm vergönnt war, unter Koch zu arbeiten, zu seinen schönsten Erinnerungen.

Wenige Wochen nach seiner Ankunft war er Zeuge von dem gewaltigen Eindruck, welchen Kochs Entdeckung des Tuberkelbazillus auf die Berliner Ärztewelt machte. Nur wenige waren es, die den Tuberkelbazillus nicht als Erreger anerkennen wollten, zu ihnen gehörte Rudolf Virchow. Er konnte sich nicht hineinfinden, daß die von ihm bisher so scharf auseinander gehaltenen Dinge: das Tuberkelknötchen, die käsige Entzündung, die skrophulösen Veränderungen und die Perlsuchtknoten den gleichen Bazillus zur Ursache haben sollten.

Das Reichsgesundheitsamt befand sich damals in der Luisenstraße neben der tierärztlichen Hochschule. Im ersten Stock hatten, in einem Zimmer mit drei Fenstern nach dem Hof, Koch, Gaffky und Loeffler ihre nach unseren heutigen Begriffen zwar einfachen, aber doch recht zweckmäßig eingerichteten Arbeitsplätze, in einem anstoßenden zweifenstrigen der sächsische Stabsarzt Schill und der Verfasser. Gemeinsam mit Schill arbeitete der Verfasser über die Desinfektion des Auswurfs der Phthisiker, mit Proskauer über die Desinfektion mit Dämpfen von Chlor, Brom und Jod. Schill wurde bald durch Stabsarzt Becker abgelöst, dem später der Nachweis des Erregers der Knochenmarkentzündung gelang. Im Hinterhause wurden in einem kleinen Zimmer die Nährböden bereitet und jeder Neuhinzukommende von dem Präparator, Herrn Treskow, in deren Zubereitung unterrichtet. Gegenüber befanden sich der Mikrophotographieraum, daneben das Laboratorium vom Regierungsrat Wolffhügel, in dem Hueppe mit Untersuchungen über die Zersetzungserreger in der Milch beschäftigt war. Im Erdgeschoß lagen das Bureau, die Bibliothek und das chemische Laboratorium, in welchem Dr. Proskauer, Kochs langjähriger chemischer Mitarbeiter, jetzt Direktor des Berliner städtischen Untersuchungsamtes, tätig war, bei der Ausführung von chemischen Untersuchungen allen jederzeit hilfreich zur Seite stehend. In einigen Kellerräumen waren Brutapparate und die Versuchstiere untergebracht. Einige Monate lang arbeiteten in dem zweifenstrigen Laboratorium noch der sächsische Bezirksarzt W. Hesse, der das nach ihm benannte Verfahren zur Bestimmung des Keimgehaltes der Luft ausbildete — von seiner Frau ging beiläufig die Anregung aus, statt Gelatine auch Agar zur Herstellung des festen Nährbodens zu verwenden —, dann Professor Schütz, der über die durch Einatmung von Pilzsporen bewirkten Lungenerkrankungen und über den Hühnergrind Untersuchungen anstellte, und schließlich Professor Rosaheggij aus Klausenburg, der unter Kochs Anleitung das noch heute übliche Verfahren zur Keimgehaltsbestimmung im Wasser ausbildete. Auf

der Kochschen Abteilung herrschte ein Eifer und eine Arbeitsfreudigkeit, von der man sich kaum eine Vorstellung machen kann. Koch erwies sich schon damals als ein ganz ausgezeichneter Lehrer; er verstand es geradezu meisterhaft, seine Schüler für die bakteriologische Forschung zu begeistern. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend waren alle emsig an der Arbeit; es war das aber auch begreiflich, denn überall stieß man bei Anwendung der Kochschen Methoden auf Neues und Interessantes. Jeder erhielt, nachdem er sich in die Untersuchungsmethoden eingearbeitet hatte, von Koch ein seinen Neigungen und Anlagen entsprechendes Thema zur Bearbeitung; dabei gab Koch nur die allgemeinen Direktiven und ließ jeden möglichst selbständig arbeiten. Mit größtem Interesse verfolgte er aber die Arbeiten, jederzeit mit Rat und Hilfe bereit, zumeist aber hie und da durch einen kleinen Wink die Arbeit fördernd. Besondern Wert legte er darauf, daß die Ergebnisse immer und immer wieder durch geeignete Kontrollversuche auf ihre Richtigkeit geprüft und sorgfältigst in tunlichst objektiver Weise registriert wurden. Nicht als Vorgesetzter, sondern als wohlwollender älterer Kollege und Freund erschien er stets seinen Schülern, und jedem bewahrte er auch weiterhin die freundschaftliche Gesinnung. Von Zeit zu Zeit wurde der gemeinsame Besuch eines Theaters verabredet, und nach demselben verbrachten dann die Jünger den Abend mit ihrem Meister bei einem Glase Bier in zwangloser Unterhaltung, wobei Koch auch an harmlosen Scherzen und Anekdoten Gefallen fand. Regelmäßig war das der Fall nach den Sitzungen der Anthropologischen Gesellschaft, die Koch bei seinem ausgesprochenen Interesse und Verständnis für die Anthropologie und Ethnologie nie zu versäumen pflegte, und der seine Mitarbeiter, seiner Anregung folgend, gleichfalls regelmäßig beiwohnten.

Besonders nach der Entdeckung des Tuberkelbazillus verging fast kein Tag, ohne daß in- und ausländische Professoren und Kollegen im Gesundheitsamt vorsprachen, um einen Einblick in die Untersuchungsmethoden und Resultate Kochs zu gewinnen. Bereitwilligst kam Koch allen diesen Wünschen entgegen; soweit er dazu nicht imstande war, übernahmen seine Mitarbeiter gerne die Demonstrationen. Im Frühjahr 1883 wurde in dem Pavillon des Reichsgesundheitsamtes auf der Hygieneausstellung in Berlin durch Demonstrationen und Vorträge auch dem größeren Publikum ein Einblick in Kochs Methoden und Erfolge gewährt. Bald nach der Entdeckung des Tuberkelbazillus wurde Koch auch die Ehre zuteil, dem alten Kaiser Wilhelm in seinem Palais die von ihm entdeckten Krankheitserreger und seine Untersuchungsmethoden demonstrieren zu dürfen. Mit großem Interesse soll der hohe Herr alles in Augenschein genommen haben. Wenige Tage darauf hatten wir die große Freude, Koch zur Ernennung zum Geheimen Regierungsrat gratulieren zu können. Ein Jahr später wurde Koch durch die Ernennung zum Oberstabsarzt à la suite des Sanitätskorps ausgezeichnet, schon bald avancierte er zum Generalarzt und erhielt schließlich Generalleutnantsrang.

Am 24. Juni 1883 brachten die Tageszeitungen die Nachricht von dem Auftreten der Cholera in Ägypten. Frankreich war die erste Nation, welche eine wissenschaftliche Kommission nach Afrika zur Erforschung der

Cholera entsandte. Mitglieder der Kommission waren: Professor Strauß von der Pariser medizinischen Fakultät, Roux und Thuillier, beide Schüler von Pasteur, und Professor Nocard von der Veterinärschule zu Alfort. Vom Deutschen Reiche wurde am 9. August gleichfalls die Entsendung einer Kommission beschlossen und mit ihrer Führung Koch betraut. Es gehörten ihr noch an: Gaffky, der Verfasser, sowie der Präparator Treskow. Da die Cholera in Ägypten bereits im Abnehmen war, erschien Eile geboten. Nach einem rasch aufgestellten Plan mußte innerhalb weniger Tage die ganze Laboratoriumausrüstung beschafft werden, denn schon am 16. August verließ die Kommission Berlin, um über Brindisi und Port Said am 24. August — nur neun Tage später als die französische Kommission — in Alexandrien einzutreffen. Wie vorzüglich die deutsche Kommission ausgerüstet und vorbereitet war, und wie sehr sich besonders die Kochschen Methoden bewährten, sollte sich bald ergeben.

Nachdem die Kommission bald nach ihrer Ankunft die freundliche Aufforderung der Ärzte des griechischen Hospitals, in letzterem ihre Arbeitsstätte aufzuschlagen, dankend angenommen hatte, traf noch am selben Nachmittag aus dem Hospital die Nachricht ein, daß eine Choleraleiche zur Verfügung stehe. Sofort machte sich die Kommission an die Arbeit, und die Sonne war noch nicht untergegangen, als das Laboratorium unter Benützung der mitgebrachten Ausrüstung in der Hauptsache eingerichtet, die Obduktion der Leiche ausgeführt, von den verschiedensten Organen Stückchen für die spätere Untersuchung in Alkohol eingelegt, sowie von den Organen, vom Blut, von der Darmschleimhaut und von dem Darminhalt sowohl Anstrichpräparate angefertigt als auch Aussaaten auf Nährgelatine angelegt waren, die wegen der hohen Temperatur in mit Eis beschickten Kästen vor dem Zerfließen bewahrt werden mußten.

Während nun die Aussaaten von dem Blut und von den inneren Organen steril blieben, fanden sich am nächsten und zweitnächsten Tage in den Aussaaten vom Darminhalt und von der Darmschleimhaut Kolonien, die wegen ihres eigenartigen Aussehens sofort auffielen und aus gekrümmten und daher von Koch weiterhin als Kommabazillen bezeichneten Stäbchen bestanden. Sie wurden in Alexandrien noch aus drei weiteren der zehn im ganzen daselbst untersuchten Choleraleichen, in Kalkutta aber, woselbst die Kommission später ihre Untersuchungen fortsetzte, aus allen untersuchten Choleraleichen und Cholerastühlen isoliert, während sie in keinem Fall aus anderen Leichen oder aus Stühlen Gesunder und an anderen Krankheiten Leidender gezüchtet werden konnten.

War damit von vornherein die Aufmerksamkeit auf diese Kommabazillen gelenkt, so waren auch die Befunde bei der mikroskopischen Untersuchung der eingelegten Organe und der Ausstrichpräparate schon bei der ersten Choleraleiche recht charakteristisch. Weder im Blut noch in den Organen, nur auf der Dünndarmschleimhaut und in deren obersten Schichten vermochte Koch Bakterien zu finden, und zwar Stäbchen, die er schon früher in vier Fällen von aus Indien eingesandtem Choleramaterial in der Darmschleimhaut gesehen hatte, und die er weiterhin bei allen von ihm in Alexandrien sowie in Kalkutta

untersuchten Choleraleichen nachzuweisen vermochte, während er sie bei anderen Leichen regelmäßig vermißte. Anfangs glaubte Koch, daß diese Stäbchen von den gezüchteten Kommabazillen verschieden seien, indes ergab die weitere Untersuchung ihre Identität.

Zu der Annahme, daß diese Kommabazillen die Erreger der Cholera seien, hielt sich Koch berechtigt, weil sie bei der Cholera konstant und ausschließlich angetroffen waren, weil sie gerade im Dünndarm, der ja bei der Cholera die größten Veränderungen aufweist, gefunden wurden, und zwar in ungeheuren Mengen auf der Höhe der Krankheit, während im weiteren Verlauf eine Abnahme derselben bis zum völligen Verschwinden nachgewiesen war. Daß alle Bemühungen der Kommission, bei Tieren mit Choleramaterial und -reinkulturen das Krankheitsbild der Cholera zu erzeugen, ohne Erfolg blieben, spricht nicht gegen ihre ätiologische Bedeutung, zumal bisher auch eine spontane Erkrankung der Tiere an Cholera nicht bekannt geworden ist.

Auch bei der französischen Kommission waren die in großem Maßstabe ausgeführten Übertragungsversuche mit Choleramaterial erfolglos geblieben. Wie aus ihrem Bericht hervorgeht, hatte sie in Alexandrien vierundzwanzig Obduktionen von Choleraleichen ausführen können. Es waren dabei in Dünndarmschnitten auch wiederholt Stäbchen nachgewiesen worden, die in ihrer Größe etwa den Tuberkelbazillen entsprachen; man hatte ihnen aber keine Bedeutung beigemessen, weil man sie nicht in allen Fällen aufzufinden vermochte. Von der Verwendung des festen Nährbodens, der, wie wir gesehen haben, den Nachweis der Kommabazillen so außerordentlich erleichterte, hatten die französischen Kollegen keinen Gebrauch gemacht.

Mit der Entdeckung des Erregers der Cholera, welche seit fünfzig Jahren das Ziel vieler hervorragender Forscher bildete, hatte Koch seinem Ruhmeskranz ein weiteres Lorbeerblatt eingefügt; aber die Klarstellung der Ätiologie der Cholera befriedigte ihn noch nicht, er erstrebte vor allen Dingen die Verhütung, ja womöglich die Ausrottung dieser Krankheit. Kochs Forschungen waren daher auch nicht mit der Auffindung der Cholerabazillen und dem Studium ihrer Gestalts- und Lebenseigenschaften abgeschlossen; er benutzte während der Expedition jede Gelegenheit, um die von anderen in betreff der Entstehung und Verbreitung der Cholera gemachten Erfahrungen kennen zu lernen. Es wurden daher nicht nur von allen Ärzten, mit denen die Kommission in Berührung kam, Erkundigungen eingezogen, sondern auch alle Berichte, Denkschriften usw. über Cholera gesammelt und von Koch auf das sorgfältigste durchstudiert. Soweit als irgend angängig, suchte sich die Kommission aber auch durch Nachforschungen und Ermittelungen an Ort und Stelle Auskunft über die Entstehung und den Verlauf von Choleraepidemien zu verschaffen. Alle Verhältnisse, die nach den bisherigen Kenntnissen von Einfluß auf die Verbreitung der Krankheit sein sollten, wurden dabei eingehend geprüft. Das wesentlichste Ergebnis dieser Nachforschungen und Ermittelungen nun war, daß die Cholera gar nicht selten von dem Kranken ohne weiteres auf den Gesunden übertragen wird, daß ihre Verbreitung aber besonders häufig durch mit Dejektionen der Kranken verunreinigtes Wasser vermittelt wird. Für eine Mitbeteiligung des Bodens im Sinne der Petten-

koferschen Theorie, wonach die vom Kranken ausgeschiedenen Erreger erst einen Reifungsprozeß im Boden durchmachen mußten, bevor sie imstande waren, den Menschen zu infizieren, fand sich kein Anhaltspunkt. Auch konnte trotz der eingehendsten Untersuchungen eine Bildung von Dauerformen bei den Kommabazillen nicht beobachtet werden; letztere erwiesen sich vielmehr als sehr wenig widerstandsfähig, so daß sie z. B. schon das Austrocknen nicht vertrugen. Auch über das Quarantänewesen suchte sich Koch durch Besichtigung der Einrichtungen in Ägypten und im Roten Meer sowie durch Nachforschungen an Ort und Stelle tunlichst zu unterrichten.

Nach den Ergebnissen dieser epidemiologischen Forschungen, die mit denjenigen der bakteriologischen sehr gut übereinstimmten, konnte als Infektionsquelle nur der erkrankte Mensch in Betracht kommen. Koch legte bei der Bekämpfung der Cholera den Hauptwert darauf, daß die Erkrankungen so früh wie möglich erkannt und durch Isolierung der Kranken und Desinfektion ihrer Ausscheidungen für ihre Umgebung unschädlich gemacht wurden. Außerdem mußte für einwandfreies, d. h. vor dem Hineingelangen von Krankheitskeimen ein für allemal gesichertes Wasser Sorge getragen werden. Von den früher üblichen Absperrungs- und Quarantänemaßregeln, die zudem mit einer gewaltigen Störung des Verkehrs verbunden sind, versprach sich Koch keinen Erfolg. Durch die von ihm ausgebildete bakteriologische Untersuchung der verdächtigen Stühle und der Leichen war ein rasches und zuverlässiges Erkennen der Krankheit möglich. Die Isolierung und Desinfektion wird, wenn sie auf die ersten Fälle angewendet wird und auf die Erkrankten und Krankheitsverdächtigen beschränkt bleibt, von der Gesamtbevölkerung nicht besonders empfunden. Dieses schon bei Gelegenheit der 1884 und 1885 in Berlin abgehaltenen Cholerakonferenzen aufgestellte Programm, dem Koch später noch die ärztliche Überwachung der Schiffahrt auf den Flüssen in Cholerazeiten sowie die Anzeigepflicht für alle unter choleraähnlichen Erscheinungen Erkrankten und die Meldepflicht für aus Choleragebieten Zugereiste hinzufügte, und welches dem Reichsseuchengesetz vom Jahre 1900 zugrunde liegt, hat sich bisher auf das beste bewährt. Ihm haben wir es zu verdanken, daß in den Jahren 1892—1894 ohne Anwendung von Absperrungsmaßregeln und ohne sonstige Behinderung des Verkehrs nach dem Auftreten der Cholera in Hamburg eine stärkere Verbreitung der Krankheit in Deutschland verhütet wurde, und daß die in den letzten Jahren aus dem stark verseuchten Rußland immer und immer wieder eingeschleppte Seuche in Deutschland nicht Fuß zu fassen vermochte.

Nahm auch die Erforschung der Cholera Kochs Arbeitskraft bei seiner Gründlichkeit in besonders hohem Maße in Anspruch, so ermöglichte es ihm sein nie rastender Geist doch noch, sich daneben mit den verschiedensten anderen Dingen zu befassen. Die Choleraexpedition hatte ihm die Erfüllung seines lange gehegten Wunsches, ferne Weltteile kennen zu lernen, gebracht. Was er aus Büchern und Reisebeschreibungen größtenteils schon vor langer Zeit in sich aufgenommen, dank seinem vorzüglichen Gedächtnis aber gut behalten hatte, das konnte er jetzt mit eigenen Augen sehen und bewundern. Koch war

nicht nur für die landschaftlichen Reize der Tropen sehr empfänglich, er interessierte sich auch für die Tier- und Pflanzenwelt, für Gesteine und Gestirne auf das lebhafteste. Auf allen Gebieten der Naturwissenschaften besaß er außergewöhnliche Kenntnisse, die zu bereichern er unablässig bemüht war.

Nicht minder groß war aber auch sein Interesse für die Menschen, für ihre religiösen Vorstellungen und Gebräuche, für ihre Sitten, Lebensgewohnheiten und -einrichtungen, für ihre politischen und sozialen Verhältnisse, für ihre Beschäftigung usw. Jede sich bietende Gelegenheit benutzte er, um sich darüber, sei es durch Erkundigungen, sei es durch eigene Beobachtungen, zu unterrichten, und es war geradezu erstaunlich, in wie kurzer Zeit und mit welcher Gründlichkeit er sich über alles zu informieren wußte. Manches davon, wie die Pilgerfahrten, die religiösen Waschungen, Wohnung, Ernährung, Leichenbestattung usw. bot allerdings auch hygienisches Interesse und stand zum Teil sogar in direkter Beziehung zur Choleraätiologie. Wie gut er es verstand, sich in alle diese Dinge hineinzuarbeiten, das lassen auch die kurzen, aber vorzüglichen Bemerkungen über Land und Leute erkennen, die er seinen Berichten und namentlich später seinen vor der Kolonialgesellschaft gehaltenen Vorträgen einzuflechten pflegte. Auch ist es bekannt, wie hoch die von Koch bei seinen vielfachen Expeditionen gesammelten Erfahrungen auf kolonialpolitischem Gebiete von maßgebender Stelle eingeschätzt wurden.

Obwohl sich in Alexandrien im August und September die Hitze in Verbindung mit der starken Feuchtigkeit und der geringen Luftbewegung in recht unangenehmer Weise bemerkbar machte, und obwohl die Kommission durch die massenhaften Fliegen bei ihrer Arbeit außerordentlich belästigt wurde, so vermochten doch beide weder Kochs Arbeitsfreudigkeit noch seine Stimmung zu beeinträchtigen. Auch weiterhin sowie auch bei den späteren Expeditionen, die ihn zumeist in die heißen Länder führten, hat er das Tropenklima immer gut vertragen, und seine Mitarbeiter haben unter Mißstimmungen, wie sie unter solchen Umständen erfahrungsgemäß nur zu leicht eintreten, zu keiner Zeit zu leiden gehabt.

Die Ausführung der Obduktionen bei den Choleraleichen sowie das fortgesetzte Hantieren mit Choleramaterial, namentlich bei den vielfachen Infektionsversuchen, die in Alexandrien anfangs im Laboratorium, erst später in einem besonderen Raum stattfanden, waren gewiß namentlich mit Rücksicht auf die erwähnte Fliegenplage nicht ohne Gefahr für die Beteiligten, aber alles dieses ließ Koch vollkommen kühl. Wie wenig er vor der Gefahr zurückschreckte, das zeigte sich namentlich, als er etwa acht Tage nach der Ankunft in Alexandrien unter Erscheinungen erkrankte, die nicht gut anders als ein leichter Choleraanfall zu deuten waren. Obwohl nun Koch sichtbar darunter litt, so war er doch nicht zu überreden, die Ausführung der Obduktion einer Choleraleiche seinen Mitarbeitern zu überlassen und sich Ruhe zu gönnen. Glücklicherweise besserte sich Kochs Zustand rasch. Daß Koch das Gefühl der Furcht nicht kannte, wo es galt, die so gefährlichen kleinsten Feinde des Menschengeschlechts aufzuspüren und zu entwaffnen, das hat er auch bei seinen späteren Expeditionen, die ihn in die mit Malaria, Pest bzw. Schlafkrankheit stark verseuchten Gebiete führten, zur Genüge bewiesen.

Während die deutsche Kommission alle Gefahren glücklich überstand, hatte die französische, nachdem sie bereits ihre Arbeiten beendigt hatte, und die Epidemie erloschen zu sein schien, noch den Verlust eines ihrer Mitglieder durch die Cholera zu beklagen. Dr. Thuillier, Pasteurs Lieblingsschüler, bekannt durch seine Arbeit über die Schutzimpfung gegen Schweinerotlauf, erlag der Seuche nach kurzer Krankheit am 18. September. Fast hatte es den Anschein, als wollte die Cholera noch einmal zeigen, wie ohnmächtig die Wissenschaft ihr gegenüber war. Die deutsche Kommission brachte der französischen ihre aufrichtige Teilnahme an dem Verlust, welchen nicht nur Frankreich, sondern auch die Wissenschaft erlitten, zum Ausdruck; Koch aber, stets bereit, wenn es galt, seinen Nebenmenschen zu helfen, stand der französischen Kommission bei der Konservierung der Leiche mit seinem bewährten Rat zur Seite.

Koch war nicht nur damals, sondern auch später, als er mit Ehren und Auszeichnungen überhäuft war, ein ebenso einfacher wie bescheidener Mann, der für seine Person keine besonderen Ansprüche und keinen Aufwand machte. Dementsprechend war er auch auf die Vermeidung aller unnötigen Ausgaben für die Expedition bedacht. So machte z. B. die Kommission die Eisenbahnfahrt von Kalkutta nach Bombay in der II. Wagenklasse, obwohl Offiziere und Beamte dort die I. Klasse zu benutzen pflegen. Die Gesamtkosten der Expedition, bei welcher die Kommission 7 ½ Monate von Berlin abwesend war, ließen sich mit nicht ganz 34000 Mark bestreiten.

Auf Titel und Orden legte Koch keinen besonderen Wert. Als der Khedive Koch nach seiner Rückkehr aus Indien eine hohe Ordensauszeichnung zugedacht hatte, bat Koch davon abzustehen. Er wollte auch den Schein meiden, als ob die Auszeichnung sein Urteil über die ägyptischen sanitären Einrichtungen habe beeinflussen können, seinen Mitarbeitern aber empfahl er die Annahme der ihnen zugedachten Auszeichnungen.

Ein schöner Zug von Koch war es, daß er auf der Rückreise in München Pettenkofer, den auch durch seine epidemiologischen Forschungen über die Cholera bekannten Altmeister der Hygiene aufsuchte, um ihn mit den Hauptergebnissen der Expedition bekannt zu machen.

Am 2. Mai 1884 traf die Kommission wieder in Berlin ein. Der Kaiser verlieh Koch, der bisher noch keinen Orden besaß, den Kronenorden II. Klasse am schwarz-weißen Band; der Kronprinz überreichte persönlich die Auszeichnung, und auch der Kaiser ließ sich in einer Audienz von Koch über seine Erlebnisse eingehend berichten. Orden am schwarz-weißen Bande waren bis dahin nur für hervorragende Leistungen vor dem Feinde an Kombattanten verliehen worden, die Ärzte trugen als Nichtkombattanten die Kriegsdekorationen am weißen Bande. Als die Generalordenskommission sich daher zu einer Anfrage an den Reichskanzler veranlaßt sah, ob die Dekorationen für die Mitglieder der Cholerakommission am Kombattanten- (schwarz-weißen) oder Nichtkombattantenbande (weißen mit schwarzer Einfassung) ausgehändigt werden sollten, versah Bismarck dieselbe mit der Randbemerkung „So schwarz wie möglich". Der Reichstag bewilligte Koch eine Dotation von 100000 Mark, die Berliner Ärzte feierten Koch durch ein Festmahl.

Noch im selben Jahre bot sich Koch Gelegenheit, die bei der Choleraexpedition erzielten Ergebnisse praktisch zu verwerten. In Toulon, wohin er von der Reichsregierung entsandt war, konnte er durch den Nachweis der Cholerabazillen jeden Zweifel darüber, daß es sich bei der dort aufgetretenen Krankheit um Cholera handelte, beseitigen. Nachdem Koch aus Toulon Cholerakulturen mitgebracht hatte, konnte durch die bereits erwähnten Cholerakonferenzen eine größere Zahl von Ärzten mit den lebenden Cholerabazillen bekannt gemacht und durch im Herbst 1884 im Gesundheitsamt abgehaltene Kurse 150 Medizinalbeamte, Sanitätsoffiziere und praktische Ärzte in der Choleradiagnose unterrichtet werden. An der Unterweisung bei den Kursen beteiligte sich neben Gaffky und Löffler auch der inzwischen an des Verfassers Stelle kommandierte Marinestabsarzt Gärtner, jetzt Professor der Hygiene in Jena.

Im April 1885 wurde Koch zum Professor der Hygiene an der Universität Berlin und zum Direktor des in der früheren Gewerbeschule in der Klosterstraße eingerichteten Hygienischen Instituts ernannt, nachdem er kurz vorher den an ihn ergangenen Ruf nach Leipzig als Professor der experimentellen Pathologie abgelehnt hatte. Gaffky wurde Kochs Nachfolger im Gesundheitsamt.

Koch war damit vor eine Reihe ganz neuer Aufgaben gestellt; aber in kürzester Zeit hatte er sich in das große Gebiet der allgemeinen Hygiene und in die akademische Lehrtätigkeit eingearbeitet. Schon im Herbst begann er seine Vorlesungen und seine Kurse, zu welchen die Ärzte nicht nur aus ganz Deutschland, sondern auch aus dem Ausland zusammenströmten. Von seinen bisherigen Mitarbeitern waren Löffler, Gärtner und Proskauer mit ihm nach der Klosterstraße übergesiedelt. Hinzu traten die Stabsärzte Plagge und Weißer, die Marinestabsärzte Globig, später Marinegeneralarzt, und Nocht, später Leiter des Instituts für Schiffs- und Tropenkrankheiten in Hamburg, jetzt auch Leiter des Hamburger Medizinalwesens, Dr. G. Frank, Dr. J. Petri, später Gaffkys Nachfolger im Gesundheitsamt, Dr. Kitasato, dem später in Hongkong unabhängig von Yersin die Entdeckung des Pesterregers gelang, jetzt Professor der Hygiene und Direktor des Instituts für Infektionskrankheiten in Tokio, Dr. Carl Fränkel und Dr. E. Esmarch, jetzt Professoren der Hygiene in Halle bzw. Göttingen, Stabsarzt E. Pfuhl, Schwiegersohn von Koch, später Vorstand des hygienisch-chemischen Laboratoriums der Kaiser-Wilhelms-Akademie, die Stabsärzte R. Pfeiffer und E. Behring, jetzt Professoren der Hygiene in Breslau bzw. Marburg, Stabsarzt M. Kirchner, jetzt Dezernent in der Medizinalabteilung des Kultusministeriums, Dr. M. Beck, jetzt Regierungsrat im Gesundheitsamt, und Dr. P. Frosch, jetzt Professor an der tierärztlichen Hochschule in Berlin. Sie arbeiteten unter Kochs Leitung hauptsächlich über Wasserversorgung, Abwässerbeseitigung, Heizung, Ventilation, Kleidung, Schulgesundheitspflege, über den Bakteriengehalt von Luft, Wasser und Boden, über Züchtung der Anaerobier, über Desinfektion, über Darmbakterien, über die Erreger von Typhus, Diphtherie, Tetanus, über Phagozytose, über Immunität und Schutzimpfung. Besonders bewährte sich Koch aber bei den von ihm eingerichteten, wöchentlich einmal stattfindenden

Referierabenden, von denen alle, die daran teilgenommen, mit wahrer Begeisterung sprechen, als Lehrer; hier traten seine reiche Erfahrung, sein scharfer Verstand und sein stets zutreffendes Urteil ganz besonders zutage.

Erst einige Jahre später ließen ihm die vielfachen Berufspflichten soviel Zeit, daß er seine Tuberkulosestudien wieder aufnehmen konnte. Nachdem er zu der Überzeugung gekommen war, daß eine Ausrottung der Tuberkulose nur zu erreichen ist, wenn es gelingt, dieselbe womöglich schon in den Anfangsstadien zu heilen, prüfte er in systematischer Weise alle Desinfektionsmittel, die sich zur Abtötung der Tuberkelbazillen als geeignet erwiesen hatten, an Tieren und zum Teil auch am Menschen darauf, ob sie auch im lebenden Körper die Erreger zu vernichten imstande wären.

Alle Versuche hatten sich als erfolglos erwiesen, als eine mehr zufällig gemachte Beobachtung Koch auf den rechten Weg brachte. Bei Meerschweinchen, die vor einiger Zeit mit Tuberkulose geimpft waren, führte eine abermalige Impfung mit Tuberkelbazillen nicht zu neuen tuberkulösen Veränderungen, es traten vielmehr an den nach der ersten Impfung entstandenen deutliche Heilungsvorgänge zutage. Nicht nur mit den Kulturen, sondern auch mit dem später als Tuberkulin bezeichneten Glyzerinextrakt aus denselben konnte er an infizierten Meerschweinchen bald gleichfalls eine Heilung der tuberkulösen Veränderungen erreichen. Diese Heilung kam aber, wie Koch weiterhin feststellte, nicht etwa dadurch zustande, daß das Mittel die Tuberkelbazillen tötete, sondern es wirkte auf das tuberkulös veränderte Gewebe, es machte das unter der Einwirkung des Tuberkelbazillus reaktionslos gewordene Gewebe wieder reaktionsfähig, so daß nunmehr die von dem befallenen Organismus gebildeten Schutzstoffe auf das erkrankte Gewebe wieder einwirken und dasselbe zur Ausheilung bringen konnten.

Als Koch am Schlusse seines auf dem internationalen Kongresse in Berlin im Jahre 1890 gehaltenen Vortrages die Mitteilung machte, daß er ein Heilmittel gegen die Tuberkulose gefunden habe, und als er bald darauf berichten konnte, daß unter der Einwirkung seines Mittels bei Menschen mit den verschiedensten Erkrankungsformen der Tuberkulose deutliche Heilungsvorgänge zutage getreten waren, wurde diese Entdeckung Kochs mit allgemeiner Begeisterung aufgenommen. Unser Kaiser verlieh Koch das Großkreuz des Roten Adlerordens, eine Auszeichnung, wie sie bisher noch keinem deutschen Gelehrten zuteil geworden war, und berief ihn später in den Staatsrat; die Stadt Berlin verlieh ihm das Ehrenbürgerrecht.

Koch hatte in seiner Veröffentlichung über die bei tuberkulösen Menschen beobachteten Heilerfolge vor zu großen Erwartungen gewarnt und ausdrücklich betont, daß sein Mittel nicht etwa imstande sei, das zerstörte Gewebe wieder herzustellen, wohl dagegen die beginnende Tuberkulose zu heilen vermöge. Trotzdem wurde es von den Ärzten auch bei den vorgeschrittensten Fällen angewandt, und da infolgedessen der Heileffekt vielfach ausblieb, die Krankheit sich sogar nicht selten verschlimmerte und vielfach auch rasch tödlich endete, folgte dem anfänglichen Enthusiasmus eine allgemeine Enttäuschung. Die Ärzte wandten sich von dem Mittel ab, ja es wurde über Koch und seine ganze Richtung der Stab gebrochen.

Dem gegenüber hielt Koch unerschütterlich an den besonderen Vorzügen seines Mittels fest. Das Tuberkulin ermöglichte durch die mit Fieber einhergehende Reaktion, die es bei Tuberkulösen, zum Unterschied von Nichttuberkulösen, regelmäßig hervorrief, das Erkennen der Tuberkulose schon in den frühesten Stadien, d. h. noch bevor im Auswurf Tuberkelbazillen nachzuweisen waren und auch, bevor die Krankheit klinisch festgestellt werden konnte. Das Tuberkulin bewährte sich Koch bei seinen weiteren Untersuchungen aber auch gerade diesen Anfangsstadien gegenüber immer als ein ausgezeichnetes Heilmittel. Koch war damit, insofern er mit Produkten des Krankheitserregers die durch diesen hervorgerufene Krankheit erkennen und auch heilen konnte, zum Begründer der spezifischen Diagnose und der spezifischen Therapie geworden.

Außer Koch und Kochs Mitarbeitern waren es nur noch einige Tuberkuloseärzte, die den Wert des Tuberkulins von Anfang an erkannt und ebenso wie Koch bei vorsichtiger Dosierung stets gute Erfolge hatten; indes vergingen fast zwanzig Jahre, ehe das Tuberkulin von den Ärzten allgemein als vorzügliches Diagnostikum und Heilmittel anerkannt wurde.

Nach Entdeckung des Tuberkulins hatte es Koch schmerzlich empfunden, daß ihm die Möglichkeit fehlte, sein Mittel an Kranken selbst zu prüfen, auch war er durch seine akademische Tätigkeit so sehr in Anspruch genommen, daß er sich seinen Forschungen nicht genügend widmen konnte. Dadurch, daß Koch 1891 von seiner akademischen Tätigkeit entbunden und zum Direktor des eigens für ihn geschaffenen Instituts für Infektionskrankheiten ernannt wurde, war beiden Mißständen abgeholfen. In das in nächster Nähe der Charité errichtete und mit einer Krankenabteilung versehene Institut nahm Koch von seinen bisherigen Mitarbeitern Pfeiffer, Behring, Beck, Frosch und Proskauer mit. Neu hinzukamen Professor L. Brieger, der die Krankenabteilung übernahm, jetzt Professor für allgemeine Therapie in Berlin, Professor P. Ehrlich, jetzt Direktor des Seruminstituts in Frankfurt, allgemein bekannt durch das von ihm neuerdings als Heilmittel gegen Syphilis entdeckte und in der Praxis glänzend bewährte Arsenobenzolpräparat, H. Kossel, jetzt Professor der Hygiene in Heidelberg, A. Wassermann, jetzt Abteilungsvorstand im Institut, J. Petruschky, jetzt Professor der Hygiene an der technischen Hochschule in Danzig, und W. Kolle, jetzt Professor der Hygiene in Bern. Nach Briegers Ausscheiden aus dem Institut wurde Professor W. Dönitz Leiter der Krankenabteilung. In den ersten Jahren nach der Übernahme des Instituts war Koch hauptsächlich mit der bereits erwähnten Prüfung des Tuberkulins an Kranken sowie mit Versuchen zur Verbesserung desselben beschäftigt. Daneben wurde das Institut in den Jahren 1892—94 durch die in Deutschland aufgetretene Cholera, deren Bekämpfung Koch nach dem bereits besprochenen, von ihm aufgestellten Programm mit bestem Erfolg leitete, stark in Anspruch genommen.

Von Kochs Mitarbeitern arbeitete Behring an der Prüfung und Vervollkommnung seines noch im hygienischen Institut entdeckten Diphtherieserums, Ehrlich erzielte mit den Phytalbumosen Abrin, Rizin und Robin eine auf Antitoxinanhäufung bedingte Immunität gegen

diese Gifte bei seinen Versuchstieren, Pfeiffer entdeckte den Influenzaerreger und führte einige Jahre später die nach der Vorbehandlung mit Cholerakulturen bei seinen Versuchstieren erzielte Immunität auf Bakteriolysine, d. h. Schutzstoffe zurück, die imstande sind, die betreffenden Krankheitserreger aufzulösen.

Im Herbst 1896 begab sich Koch auf telegraphische Aufforderung seitens der Regierung der Kapkolonie nach Kapstadt zur Bekämpfung der die Kolonie im höchsten Maße bedrohenden Rinderpest. Obwohl er bei dieser Seuche Bakterien nicht aufzufinden vermochte — die Rinderpest gehört, wie sich später herausstellte, zu denjenigen Krankheiten, deren Infektionsstoff durch unsere besten Bakterienfilter hindurchgeht —, konnte er bereits sechs Wochen nach seiner Ankunft berichten, daß man gesunde Tiere durch Einspritzung von Galle der an Rinderpest gestorbenen Rinder gegen diese Seuche immunisieren könne. Mit Hilfe dieser „Gallenmethode", die, wie sich später herausstellte, die Tiere auf drei bis fünf Monate schützt, gelang es Koch, die Kapkolonie vor der Rinderpest zu bewahren. Man hat berechnet, daß in der Kapkolonie zwei Millionen Rinder durch diese Schutzimpfung gerettet wurden und damit derselben ein Verlust von 40 Millionen Mark erspart worden ist. Weiterhin fand Koch, daß sich ein noch weit besserer Schutz durch die „Simultanmethode" erreichen läßt, wobei die Tiere gleichzeitig mit Serum von immunisierten und mit Blut von an der Seuche leidenden Rindern geimpft werden.

Koch mußte schon nach 3½ Monaten seine Untersuchungen abbrechen, um in Bombay die Führung der inzwischen dahin entsandten, von Gaffky geleiteten deutschen Pestkommission zu übernehmen. Kochs Untersuchungen wurden von dem Oberstabsarzt Kohlstock, der ihn als Assistent begleitet hatte, und, als dieser zur Bekämpfung der Rinderpest nach Deutsch-Südwestafrika abreisen mußte, von dem inzwischen aus Berlin eingetroffenen Dr. Kolle fortgeführt. Es gelang Kohlstock, in Deutsch-Südwestafrika mittelst der Gallenmethode 75% der Rinder zu retten, und Kolle, die Simultanmethode so zu verbessern, daß sie nunmehr unser bestes Schutzimpfverfahren gegen Rinderpest bildet.

Als Koch am 1. Mai 1897 in Bombay die Führung der Pestkommission übernahm, hatte diese inzwischen den größten Teil ihrer Aufgaben bereits erledigt, so daß Koch noch Zeit fand, über die Rinderpest in Indien Erfahrungen zu sammeln und über die Lepra Untersuchungen anzustellen, die zu dem bemerkenswerten Ergebnis führten, daß der Nasenschleim der Leprösen schon in einem verhältnismäßig frühen Stadium die Leprabazillen enthält, so daß die Annahme der Verbreitung der Krankheit durch den Nasenschleim nahegelegt wurde.

Während die Pestkommission Ende Juni die Rückkehr nach Berlin antrat, ging Koch im Auftrage der deutschen Reichsregierung nach Ostafrika und stellte hier später in dem von Stabsarzt Zupitza aus Uganda eingeschickten Material fest, daß eine dort seit längerer Zeit herrschende Krankheit echte Bubonenpest war. Inzwischen hatte er sich dem Studium der Malaria, des Texasfiebers und der Tsetsekrankheit zugewandt, sämtlich Krankheiten, deren bereits bekannte Erreger zu den Protozoen gehören, und von

denen teils bekannt war, teils vermutet wurde, daß sie unter der Mitwirkung von blutsaugenden Insekten zustande kämen. Bei dem Texasfieber, welches unter den Rindern der Küste große Verheerungen anrichtete, stellte er zunächst fest, daß es durch das bereits von Theobald Smith nachgewiesene, in den roten Blutkörperchen schmarotzende Piroplasma bigeminum hervorgerufen wird. Auch bestätigte er durch einen großartig angelegten Versuch die Richtigkeit der Angaben von Smith, wonach nicht die Zecken, welche an erkrankten Rindern Blut gesogen haben, die Krankheit auf gesunde übertragen, sondern erst deren Nachkommen. Er nahm von erkrankten Küstenrindern Zecken, reiste damit in das Innere und konnte hier in einer Gegend, in welcher das Texasfieber nicht vorkam, dadurch, daß er Zecken, die sich inzwischen aus den Eiern der mitgenommenen Zecken entwickelt hatten, mithin noch kein Texasfieberblut aufgenommen hatten, auf gesunde Rinder ansetzte, bei letzteren das Texasfieber hervorrufen. Bei der Tsetsekrankheit führten seine Untersuchungen zu dem Ergebnis, daß die die Krankheit verursachenden Trypanosomen (aus der Klasse der Flagellaten) durch Verimpfung auf Hunde eine Abschwächung erfahren. Sowohl für das Texasfieber als auch für die Tsetsekrankheit zeigte er, wie man durch geeignete Maßnahmen der Weiterverbreitung der Krankheit vorbeugen kann.

Von der Malaria, der er schon während der Choleraexpedition seine Aufmerksamkeit gewidmet, und an der er damals auf der Rückreise auch erkrankt war, konnte er jetzt die als Tropenfieber bezeichnete Form eingehend studieren und zunächst feststellen, daß sie unter den Europäern in Ostafrika große Verheerungen anrichtet.

Nachdem er die Überzeugung gewonnen, daß die tropischen Kolonien nur wegen der starken Gefährdung der Europäer durch die Malaria zu einer Besiedelung nicht geeignet sind, stellte er sich die Aufgabe, durch eine erfolgreiche Bekämpfung der Malaria dieselben „erst für die Europäer zu erobern". Zunächst fand er, daß man mit Chinin, wenn es in genügender Menge und zur rechten Zeit gegeben wird, das Tropenfieber, ebenso wie das Tertian- und Quartanfieber heilen kann, daß dazu aber nicht nur die genaue Feststellung des Fieberverlaufes erforderlich ist, sondern auch die mikroskopische Untersuchung des Blutes. Ferner verdanken wir Koch die Feststellung, daß das Schwarzwasserfieber nicht etwa eine besondere Form der Malaria ist, sondern auf einer Hämoglobinurie beruht, die bei durch voraufgegangenes Fieber oder andere Schädigungen Geschwächten in erster Linie durch Chinin, aber auch durch andere Arzneimittel ausgelöst wird. Endlich fand er, daß Neger nur dann gegen Malaria immun sind, wenn sie in einer Fiebergegend geboren und daselbst geblieben sind, daß sie aber beim Verlassen der Fiebergegend nach einiger Zeit ihre Immunität einbüßen.

Koch kehrte am 20. Mai 1897 nach Berlin zurück, aber schon im August 1898 sehen wir ihn mit Pfeiffer und Kossel zwei Monate hindurch in Rom mit Malariastudien beschäftigt, durch welche die inzwischen von dem englischen Militärarzt Ronald Roß gemachte Entdeckung, wonach der Fieberparasit im Körper gewisser Stechmücken eine Entwicklung durchmacht,

bestätigt wurde. Nachdem von dem französischen Militärarzt Laveran im Jahre 1880 in Algier der Fieberparasit in den roten Blutkörperchen der Erkrankten durch mikroskopische Untersuchung nachgewiesen war, hatte Golgi 1886 die Entwicklung der Parasiten innerhalb der roten Blutkörperchen beschrieben. Man wußte aber nicht, wie der Parasit aus dem Körper des Erkrankten in das Blut eines Gesunden gelangt und daselbst die Krankheit erzeugt. Vermutet wurde, daß Stechmücken an der Verbreitung der Krankheit beteiligt seien, den Beweis für die Richtigkeit dieser Vermutung erbrachte Roß. Er fand bei einem Anophelesweibchen, welches von einem Tropenfieberkranken Blut gesogen hatte, in der Magenwand Zysten, die in die sogenannten Sichelkeime zerfielen. Diese, durch den Stich des Anopheles in das Blut des Menschen eingeimpft, erzeugen bei diesem die Krankheit. Koch gelang es nun nicht nur, die Roßsche Entdeckung zu bestätigen, sondern auch den ganzen Entwicklungskreis der Malariakeime in der Stechmücke festzustellen. Nachdem dann Koch in Berlin den Winter hindurch seine Untersuchungen an den Stechmücken fortgesetzt hatte, trat er im Frühjahr 1899 seine große Malariaexpedition an, die ihn zuerst nach Grosseto in den toskanischen Maremmen führte, wobei er zunächst von Frosch und Stabsarzt Ollwig begleitet war.

Auch Professor Gosio beteiligte sich an den Untersuchungen über den Verlauf der Epidemie und setzte dieselben noch fort, nachdem Koch mit Ollwig nach dem Malaiischen Archipel abgereist war. Der Verlauf der Fieberepidemie in Grosseto ließ keinen Zweifel darüber, daß die Entwicklung der Malariaparasiten in der Stechmücke erst bei höherer Temperatur erfolgt. Wichtig war ferner die Feststellung Kochs, daß es nur drei Fieberparasiten gibt, während manche Forscher noch einen vierten angenommen hatten. Die auf Java drei Monate hindurch fortgesetzten Studien ergaben dann, daß sich der Malariaparasit, abgesehen von der Stechmücke, nur beim Menschen, nicht etwa auch beim Affen oder aber bei anderen Tieren findet. Ferner machte Koch die wichtige Beobachtung, daß in Fiebergegenden die daselbst geborenen Kinder unter zwei Jahren fast sämtlich, vom dritten bis fünften Lebensjahr schon seltener, nach dem fünften aber nur vereinzelt die Fieberparasiten in ihrem Blute haben. Das Fieber ist somit in Gegenden, in welchen die Malaria endemisch ist, eine exquisite Kinderkrankheit; mit zunehmendem Alter werden die Eingeborenen malaria-immun. Wenn an einem Ort ein erheblicher Prozentsatz der Kinder Malariaparasiten im Blut enthält, so ist nach Koch der Schluß berechtigt, daß an dem Ort die Malaria endemisch ist.

In Neuguinea nun, woselbst Koch von Ende 1899 bis 8. August 1900 weilte, zeigte er an dem in Stephansort ausgeführten Versuch, daß man an einem vom Fieber seit Jahren stark heimgesuchten Ort das Fieber auszurotten vermag, wenn man in der fieberfreien Zeit durch mikroskopische Blutuntersuchung alle Personen, welche Parasiten in ihrem Blut beherbergen, ermittelt und sie durch eine rationelle Chininbehandlung von den Parasiten befreit. Es finden dann die Stechmücken keine Möglichkeit, die Keime mit dem Blut aufzunehmen, und sie können

daher auch die Menschen nicht infizieren. Nicht nur die an Fieber Leidenden, sondern auch diejenigen, welche nach Überstehen von Fieber noch Parasiten in ihrem Blute haben, die sogenannten latenten Fälle, müssen ermittelt und der Chininbehandlung zugeführt werden. Zum Zustandekommen des Fiebers gehört erstens der die Infektionsquelle bildende fieberkranke oder doch mit Fieberkeimen behaftete Mensch und zweitens das Anophelesweibchen, in dessen Körper die mit dem Blut des Parasitenträgers aufgenommenen Parasitenformen die Entwicklung zu den Sichelkeimen durchmachen müssen, damit die Mücke durch Stich die Keime dem Gesunden einimpfen kann. Die Infektion läßt sich verhüten einmal dadurch, daß man die Parasiten im Blute des Menschen durch Chinin abtötet, und dann dadurch, daß man die Anophelesmücken ausrottet bzw. von den Gesunden fernhält. Letzteres durch Moskitonetze, Handschuhe, Schleier, mückensichere Häuser oder auch durch Einreibungen mit einiger Sicherheit zu erreichen, ist nach Koch nicht möglich; ebenso ist es in der Praxis nicht ausführbar, die Anophelesmücken in allen als Brutplätze in Betracht kommenden Wasserbehältern durch Eingießen von Petroleum, Saprol und ähnlichem zu vernichten. Dagegen hält Koch das von ihm gewählte Verfahren der *Chininbehandlung aller Parasitenträger* für das rationellere und zugleich praktisch durchführbare. Das Chinin verhindert die Parasiten an der Teilung und führt damit zu ihrem Verschwinden aus dem Blut, zu einer „Blutdesinfektion". Ähnlich wie in Stephansort gelang es später Kochs Mitarbeitern und Schülern, auch auf den Brionischen Inseln an der Küste von Istrien, an einigen Fieberplätzen in Südwestafrika, ferner in Daressalam und in Bagamoyo, das Fieber auszurotten.

Um die nur vorübergehend in Fiebergegenden sich Aufhaltenden vor Malaria zu schützen, empfiehlt Koch, regelmäßig jeden neunten und zehnten Tag 1 g Chinin zu nehmen. Sind mit dem Stich der Anophelesmücke dem Menschen die Sichelkeime eingeimpft, so vergehen elf bis fünfzehn Tage, ehe sich die Parasiten so weit vermehrt haben, daß sie den ersten Fieberanfall auslösen können; durch das jeden neunten und zehnten Tag genommene Chinin wird eine Vermehrung der Parasiten, wie sie zur Erzeugung des Anfalles notwendig ist, unmöglich gemacht. Eine solche *Chininprophylaxe* läßt sich aber immer nur für eine kürzere Zeit durchführen, da sich schließlich ein Widerwillen gegen das Mittel einstellt. Wir stehen demnach der Malaria keineswegs mehr so hilflos gegenüber, wie das vor dem Eingreifen Kochs der Fall war.

Im Herbst 1900 nach Berlin zurückgekehrt, nahm Koch abermals seine *Tuberkulosestudien* auf. Neben Versuchen zur Verbesserung seines Heilmittels beschäftigte er sich jetzt mit der Frage, ob die Tuberkelbazillen der Tiere und der Menschen identisch seien. Schon in seiner ersten Veröffentlichung hatte er sich in dieser Beziehung vorsichtig ausgesprochen und auch weiter allerlei Beobachtungen gemacht, die für eine Verschiedenheit der menschlichen und tierischen Bazillen sprachen; schließlich hatten einige amerikanische Forscher eine solche an den Kulturen direkt beobachtet, und konnte Koch die Verschiedenheit der Kulturen des menschlichen Tuberkelbazillus und des

Perlsuchtbazillus bestätigen. Gegen die Identität der menschlichen und der Perlsuchtsbazillen sprach vor allen Dingen auch die Erfahrung, daß beim Menschen eine primäre Erkrankung des Darmes nur sehr selten vorkommt, obwohl erwiesen ist, daß unsere Verkaufsmilch, sowie Butter und Käse sehr häufig Tuberkelbazillen enthalten. Hatten doch Fütterungsversuche mit Meiereimilch an Schweinen gelehrt, daß 60—70% derselben Tuberkulose bekamen. Die von Koch in Gemeinschaft mit Schütz aufgenommenen Versuche an Rindern hatten nun das interessante Ergebnis, daß es nach der Impfung mit Perlsuchtbazillen regelmäßig zu einer Allgemeinerkrankung der Tiere an Tuberkulose kam, während eine in gleicher Weise ausgeführte Impfung mit Tuberkelbazillen des Menschen eine Infektion nicht zur Folge hatte. Ein entsprechender Versuch am Menschen mit Perlsuchtsbazillen war aus begreiflichen Gründen nicht zulässig, nach dem erwähnten seltenen Vorkommen der primären Darmtuberkulose beim Menschen war aber anzunehmen, daß die Rindertuberkulose nicht auf den Menschen übergeht. Man wußte auch, daß Personen, welche sich im Umgang mit perlsüchtigem Fleisch infizieren, eine lokale, leicht ausheilende, nicht zur Lungenschwindsucht führende Erkrankung bekommen. Nachdem somit Koch die Überzeugung gewonnen, daß die menschliche Tuberkulose verschieden ist von der Rindertuberkulose, und daß die letztere nicht zur Lungenschwindsucht des Menschen führt, sprach er dies 1901 in einem Vortrag auf dem britischen Tuberkulosekongreß aus und knüpfte daran die Forderung, daß bei der Bekämpfung der Tuberkulose in erster Linie die mit dem Auswurf der Phthisiker nach außen gelangenden Tuberkelbazillen zu berücksichtigen seien und nicht die in der Milch und im Fleisch perlsüchtiger Tiere vorhandenen, deren Unschädlichmachung man in der letzten Zeit mit besonderem Nachdruck gefordert hatte. Kochs Vortrag erregte das größte Aufsehen und stieß bei den meisten auf Widerspruch. Aber die weiterhin von verschiedenen Forschern und namentlich auch bei uns im Reichsgesundheitsamt ausgeführten umfassenden Untersuchungen lassen darüber keinen Zweifel, daß Koch recht hatte; denn in der bei weitem größten Mehrzahl liegt der tuberkulosen Erkrankung der menschliche Tuberkelbazillus zugrunde und nur sehr selten der Perlsuchtsbazillus. Das von Koch auf dem britischen Kongreß entwickelte Programm zur Bekämpfung der Tuberkulose findet sich erweitert und vervollständigt in einer Vorlesung die er in Stockholm am 12. Dezember 1905 hielt, als ihm der Nobelpreis zuerkannt war.

Koch hatte anfangs dem beim Husten verspritzten frischen sowie dem nach vorherigem Antrocknen verstäubten Auswurf der Phthisiker die größte Bedeutung für die Verbreitung der Krankheit beigemessen. Nachdem aber von Professor Flügge in Breslau gezeigt war, daß der Schwindsüchtige nicht nur beim Husten, sondern auch schon beim Sprechen zahlreiche feinste, Tuberkelbazillen einschließende Schleimtröpfchen verspritzt, die sich längere Zeit in der Luft schwebend erhalten, mußten gerade diese Tröpfchen als besonders gefährlich in erster Linie bei der Bekämpfung der Tuberkulose berücksichtigt werden. Durch Vorhalten der Hand oder besser des Taschentuches vor den Mund, durch Aufstellen von

Wandschirmen, Anbringen von Scheidewänden usw. läßt sich dieser Zerstäubung bzw. Ausstreuung entgegenwirken. Die Gefahr, daß der mit dem Kranken zusammen Wohnende die von jenem verstreuten Bazillen einatmet, ist unter diesen Vorsichtsmaßregeln eine geringe, namentlich, wenn die Wohnung geräumig, gut ventiliert und hell ist, wenn Reinlichkeit herrscht und der Gesunde die nächste Nähe des Kranken meidet; sie ist dagegen eine große bei kleinen mangelhaft ventilierten und belichteten, auch nicht genügend reinlich gehaltenen Wohnungen und insbesondere beim Zusammenschlafen und Zusammenarbeiten mit dem Schwindsüchtigen in derartigen Räumen.

Unter den zur erfolgreichen Bekämpfung der Tuberkulose in Betracht kommenden Mitteln steht nach Koch die gesetzliche Anzeigepflicht obenan. Wie die Erfahrung lehrt, läßt sie sich sehr wohl durchführen. Nur die Anzeige der Fälle mit offener Tuberkulose, d. h. mit bazillenhaltigem Auswurf ist erforderlich. Zum Nachweis, ob der Auswurf die Bazillen enthält, sind Untersuchungsstellen nötig, in denen der Auswurf kostenlos untersucht wird.

Eine Unterbringung aller Phthisiker in den Krankenhäusern oder in zur Aufnahme nicht mehr heilbarer Schwindsüchtiger bestimmten Tuberkulosen**heimen** wäre das beste Mittel, um sie für ihre Mitmenschen unschädlich zu machen; aber unsere Anstalten reichen hierzu bei weitem nicht aus. Man wird schon zufrieden sein müssen, wenn es gelingt, die gefährlichsten Kranken und diejenigen, welche nicht mehr selbst für die Unschädlichmachung ihres Auswurfes und für ihre Reinlichkeit sorgen können, sowie diejenigen, welche infolge der ungünstigen Wohnungsverhältnisse ihre Umgebung besonders gefährden, zu veranlassen, daß sie ins Krankenhaus oder in die Tuberkulosenheime gehen. Das wird sich erreichen lassen, wenn ihnen dort sorgfältige unentgeltliche Pflege und ihren Angehörigen, wo dieses nötig, Unterstützung gewährt wird.

Die **Heil**stätten, in denen bei uns die Heilung der noch heilbaren Tuberkuloseerkrankungen, namentlich durch eine physikalisch-diätetische Behandlung angestrebt wird, haben bisher zwar viel Gutes gestiftet, indes reichen sie bei weitem nicht aus, um allen Tuberkulösen, bei denen ein solcher Heilungsversuch angestrebt werden müßte, aufzunehmen; die durchschnittlich dreimonatliche Behandlungsdauer ist zu kurz; auch müßte die Behandlung mit einer Tuberkulinkur verbunden sein.

Einen besonders großen Nutzen verspricht sich Koch unter diesen Umständen von den Fürsorgestellen für Lungenkranke, welchen die Aufgabe zufällt, die für ihre Umgebung gefährlichen Kranken aufzusuchen, sie und ihre Angehörigen über die Gefahr aufzuklären und zugleich darüber zu unterrichten, wie sich diese Gefahr vermeiden läßt. Sie sorgen dafür, daß der Kranke in ärztliche Behandlung kommt und, wo die Überführung in eine Anstalt nicht angängig ist, eventuell für eine bessere Wohnung, gewähren auch Unterstützung und überwachen vor allen Dingen die Umgebung des Kranken, damit die etwa angesteckten Angehörigen frühzeitig in Behandlung kommen. Belehrung des Volkes über die Gefahr, welche der Schwindsüchtige für seine Umgebung

bildet, und Gesetze zur Verbesserung der Wohnungsverhältnisse sind nach Koch weitere wichtige Maßnahmen im Kampfe gegen die Tuberkulose. Nachdem es, wie wir gesehen haben, geglückt ist, die Sterblichkeit an Tuberkulose bei uns auf fast die Hälfte herabzumindern, dürfen wir von der Bekämpfung der Tuberkulose nach dem Kochschen Programm mit Recht auf eine weitere rasche Abnahme und schließlich auf eine Ausrottung derselben hoffen.

Im Jahre 1892 nahm Koch die Bekämpfung des Typhus in Angriff, der bei uns, obwohl seit Ende der achtziger Jahre in stetiger Abnahme begriffen, doch noch immer zahlreiche Opfer fordert und namentlich in gewissen Gegenden an der deutschen Westgrenze in stärkerer Verbreitung auftritt. Nachdem Koch herausgefunden, daß dort, wo der Typhus endemisch vorkommt, die einzelnen Erkrankungen sich zeitlich so aufeinander folgen, daß sie als durch Kontakt mit voraufgegangenen entstanden aufgefaßt werden mußten, war er überzeugt, daß eine erfolgversprechende Bekämpfung des Typhus nach den bei der Cholera bewährten Grundsätzen zu erfolgen habe, d. h. daß die einzelnen Erkrankungen festgestellt und durch Isolierung der Kranken und Desinfektion ihrer Ausleerungen unschädlich gemacht werden müssen. Dazu bedurfte es zunächst eines Nährbodens, auf dem Typhusbakterien zum Unterschied von den gewöhnlichen Darmbakterien gut wachsen und ihre Kolonien leicht kenntlich sind. Nachdem die Herstellung eines solchen Nährbodens seinen Mitarbeitern von Drigalski und Conradi geglückt war, unternahm er es mit diesen und mit Frosch, den in einigen Ortschaften bei Trier seit Jahren in stärkerer Verbreitung herrschenden Typhus auszurotten, was in der Tat auch gelang. Zunächst zeigte es sich, daß neben den zur Anzeige gelangten Typhusfällen in erheblich größerer Zahl leichtere Erkrankungen mit zum Teil ganz unbestimmten Krankheitserscheinungen, namentlich bei Kindern vorkamen, bei denen sich in den Ausscheidungen die Typhuserreger auffinden ließen. Die Ermittlung dieser Infektionsquellen gelang unschwer, indem die Umgebung der angemeldeten Typhuskranken auf solche leichte und unbestimmte Erkrankungen abgesucht wurde. Alle durch den Nachweis der Typhuserreger in ihren Ausscheidungen als Infektionsquellen Erkannte wurden in Krankenbaracken abgesondert, ihre Ausscheidungen fortlaufend desinfiziert. Erst wenn die nach erfolgter Genesung von Zeit zu Zeit wiederholte Untersuchung der Ausscheidungen dreimal hintereinander zur Auffindung von Typhuserregern nicht mehr geführt hatte, fand ihre Entlassung statt. Nachdem Koch so die Möglichkeit, den endemischen Typhus auszurotten, dargetan hatte, veranlaßte er, daß in vielen der stärker befallenen Gegenden an der Westgrenze Typhusstationen eingerichtet und der Kampf gegen den Typhus nach dem dargelegten Prinzip eröffnet wurde, und schon nach wenigen Jahren war eine wesentliche Abnahme der Krankheit zu verzeichnen. Wie sich weiterhin herausstellte, finden sich in der Umgebung der Typhuskranken, ähnlich wie man das bei Cholera und Diphtherie schon früher beobachtet hatte, und bei anderen Infektionskrankheiten, z. B. bei der Genickstarre, später ermittelte, Menschen, die ohne irgendein Zeichen von Erkrankung darzubieten, eine Zeitlang mit ihren Ausscheidungen die Erreger nach außen abgeben, sogenannte Bazillenträger; auch

scheiden einige der von Typhus, Cholera, Diphtherie, Genickstarre usw. Genesenen noch wochen- oder monate-, bei Typhus sogar jahrelang die Erreger aus (Dauerausscheider). Auch auf die Auffindung und Unschädlichmachung dieser Bazillenträger und Dauerausscheider muß man natürlich bedacht sein, und zwar nicht nur beim Typhus, sondern auch bei der Cholera, Diphtherie, Genickstarre und anderen Infektionskrankheiten, bei denen der Mensch die einzige Infektionsquelle bildet, ihre Bekämpfung daher nach dem gleichen Schema wie beim Typhus erfolgt.

Kurz nachdem Koch die Bekämpfung des Typhus eingeleitet, wurde er von der englischen Regierung von neuem zur Bekämpfung einer in Rhodesia mit großer Heftigkeit aufgetretenen, später von Koch als ostafrikanisches Küstenfieber bezeichneten Rinderseuche nach Südafrika berufen. Im Januar 1903 trat er in Begleitung von Dr. F. Neufeld und Stabsarzt Kleine, der von jetzt ab Koch auf seinen weiteren Expeditionen nach Afrika regelmäßig begleitete, die Reise an, von der er erst 1904 zurückkehrte. Gestützt auf frühere und zum Teil auch erst während der Ausreise gemachte Beobachtungen konnte Koch sehr bald den Erreger der Seuche in Gestalt einer in den roten Blutkörperchen schmarotzenden kleinen Piroplasmenart nachweisen, auch zeigen, daß derselbe, ähnlich wie beim Texasfieber, durch eine besondere Zeckenart verbreitet wird und von den Küstenrindern in Beira ausgegangen war, mit denen das aus Australien eingeführte Vieh dort in Berührung gekommen war. Eine Schutzimpfung erreichte Koch durch die wiederholte Einspritzung kleiner Mengen von Blut eines von schwerer Krankheit genesenen Tieres.

Auch gegen die in Südafrika herrschende Pferdesterbe, deren Erreger man noch nicht kennt, ersann er ein brauchbares Schutzimpfungsverfahren.

Im Sommer 1904 legte Koch mit Zustimmung des Kultusministers die Direktion des Instituts für Infektionskrankheiten nieder. Nachfolger wurde sein ältester Schüler und bester Freund Gaffky, der inzwischen mehrere Jahre als Professor der Hygiene in Gießen gewirkt hatte. In dem erst einige Jahre vorher in der Föhrerstraße errichteten großen, neuen Institut blieben die bisher von Koch benutzten Arbeitsräume zu seiner Verfügung.

Schon im Dezember treffen wir Koch wieder auf der Reise nach Deutsch-Ostafrika, die Gouvernementsregierung hatte seine Hilfe gegen eine heftig aufgetretene Rinderseuche erbeten. Koch fand, daß es sich um Küstenfieber, zum Teil kombiniert mit Texasfieber, handelte und erreichte bald ein Nachlassen der Seuche. Bei dieser Gelegenheit stellte Koch auch fest, daß das Rückfallfieber durch eine namentlich in den Eingeborenenhütten und Rasthäusern hausende Zecke verbreitet wird. Die beim Saugen mit dem Blut aufgenommenen Erreger (Spirochäten) vermehren sich im Eierstock der Zecke, gehen auch in die Eier über. Koch konnte durch Zecken, die nicht selbst Rückfallfieberblut in sich aufgenommen, sondern nur von solchen abstammten, die vorher mit dem Blute des erkrankten Menschen die Keime in sich aufgenommen, bei Affen die Krankheit erzeugen. Erwähnt sei bei dieser Gelegenheit, daß Koch als erstem im Jahre 1879 die Übertragung des europäischen Rückfallfiebers mittels Blutes auf Affen gelungen war.

Die nunmehr von Koch sowohl beim Texas- und Küstenfieber als auch bei der Tsetsekrankheit von neuem aufgenommenen Studien führten zur Auffindung von Entwicklungsstadien, welche die Trypanosomen in den Stechfliegen, die Piroplasmen in den Zecken durchmachen.

Nachdem Koch im Sommer 1905 von dieser Expedition zurückgekehrt war, auf der er schon Beobachtungen über die Schlafkrankheit zu machen Gelegenheit gefunden hatte, wurde er ein Jahr später als Leiter der vom Deutschen Reich zur Erforschung der Schlafkrankheit entsandten Kommission berufen, und weilte bis zum Herbst 1907 wieder in Ostafrika, in der letzten Zeit auf dem besonders stark von der Krankheit befallenen englischen Ufergebiet des Victoria Nyanza. Die Schlafkrankheit hatte in den letzten beiden Dezennien derartig um sich gegriffen und solche Verheerungen angerichtet, daß ihre Bekämpfung dringend nötig erschien. Als Erreger der Krankheit war eine Trypanosomenart bekannt; auch wußte man, daß sie durch die Glossina palpalis verbreitet wird. Koch gelang es zunächst durch Nachweis der Erreger in dem Saft der geschwollenen Nackendrüsen, die Krankheit schon in frühen Stadien zu erkennen. Mit Hilfe des Atoxyls, eines Arsenpräparates, konnte er Kranke in den Anfangsstadien regelmäßig heilen und auch von den weiter Fortgeschrittenen einen großen Prozentsatz retten. Für die Bekämpfung der Krankheit versprach er sich von der Abholzung des sog. Buschwaldes an den Fluß- und Seeufern den besten Erfolg. Wie der mehrfach angestellte Versuch ergab, gelingt es auf diese Weise, die Glossinen auszurotten. Da die Glossinen Blut mit Vorliebe von den an der Wasseroberfläche schwimmenden Tieren entnehmen, ist auch die Sammlung und Vernichtung der Krokodileier von Nutzen. Nach den bisherigen Erfahrungen ist nicht daran zu zweifeln, daß die von Koch empfohlenen Maßnahmen bald zu einer Einschränkung dieser gefährlichen Krankheit führen. In Anerkennung seiner Verdienste um die Erforschung und Bekämpfung der Schlafkrankheit wurde Koch nach seiner Rückkehr zum wirklichen Geheimen Rat mit dem Titel Exzellenz ernannt.

Im Jahre 1908 unternahm Koch eine Erholungsreise, auf die er sich schon lange gefreut hatte. Er besuchte zunächst seine Verwandten in Nordamerika, begab sich dann nach Japan, überall mit geradezu fürstlichen Ehren aufgenommen, und gedachte nun über China und Indien nach Europa zurückzukehren. Da erhielt er in Japan den Auftrag, als Delegierter des Deutschen Reiches dem Tuberkulosekongreß in Washington beizuwohnen, so daß sein Plan einer Reise um die Welt vereitelt wurde. Inzwischen hatte eine von Schülern, Freunden, Verehrern und Gönnern Kochs veranstaltete Sammlung für eine Kochstiftung ein Kapital von über 1 Million Mark ergeben, dessen Zinsen zur Erforschung der Tuberkulose bestimmt sind. Nach seiner Rückkehr nahm er wieder seine Tuberkuloseforschungen auf, denen indes leider der Tod zu früh ein Ziel setzte.

Im Vorstehenden konnten nur die wichtigsten Erfolge Kochs verzeichnet werden. Überblickt man sie, so muß man zunächst staunen über die gewaltige Arbeit, die Koch geleistet hat. Sie erscheint uns um so größer, je mehr wir uns vergegenwärtigen, daß er sich nicht auf bisher beschrittenen Bahnen bewegte, sondern auf neuen, von ihm selbst erst angelegten. Seinem großartigen Genie, seinem eminenten Findersinn gelingt es, alle Hindernisse rasch und leicht aus dem Wege zu räumen. Durch seine sinnreichen und dabei zugleich so erstaunlich einfachen Untersuchungsmethoden legt er den Grund zu dem stolzen Gebäude der Bakteriologie, welches wir heute vor uns sehen, und als sich die Notwendigkeit ergibt, dasselbe durch Hinzunahme der Protozoologie zu dem Riesenbau der Mikrobiologie zu erweitern, da ist es wieder Koch, der die meisten und wertvollsten Bausteine herbeischafft. Wir bewundern aber in Koch nicht nur den großen Forscher auf dem Gebiete der Mikrobiologie, er flößt uns noch weit mehr Bewunderung ein als Arzt und Hygieniker. Die Menschen von den Seuchen, ihren ärgsten Feinden, zu befreien, das ist das Ziel, auf das er unabläßig zusteuert. Aus ihren Schlupfwinkeln stöbert er die gefährlichen Feinde auf, auf ihren Schleichwegen verfolgt er sie unabläßig und mit der größten Ausdauer, dabei ihre Waffen auf das Sorgfältigste studierend, ihre Kampfesweise auf das Schärfste beobachtend, ihre Blößen mit dem größten Geschick erspähend. Und nun beginnt der Kampf, ohne Rücksicht auf die Gefahr. Mit ihren eigenen Waffen werden sie unter geschickter Benutzung ihrer Blößen bekämpft und zu Boden gerungen. Jetzt verstehen wir auch, wie es kommt, daß Koch fast jede seiner großartigen Entdeckungen alsbald und in der geschicktesten Weise zur erfolgreichen Bekämpfung der Seuchen zu verwerten vermag.

Aber auch als Lehrer hat Koch Großartiges geleistet. Fast unzählbar ist die Zahl derer, die er für den so notwendigen und aussichtsvollen Kampf gegen die Seuchen begeistert und mit den Waffen zu diesem Kampf vertraut gemacht hat. Als Mensch aber imponiert er uns durch seine Einfachheit und Bescheidenheit, durch seinen Mut und durch seinen unbeugsamen Charakter, vor allem aber durch sein Bestreben, sich seinen Mitmenschen nützlich zu erweisen. Das ist ihm im höchsten Maße durch die von ihm erdachte Bekämpfung der Infektionskrankheiten gelungen. Nachdem sich dieselbe schon jetzt glänzend bewährt hat, dürfen wir hoffen, daß sie im Sinne ihres Schöpfers ausgebaut, zu einer weiteren Eindämmung, ja zur schließlichen Ausrottung der einzelnen Infektionskrankheiten führen wird. Robert Koch hat sich damit nicht nur um seine Mitmenschen, sondern auch um die Nachwelt die größten Verdienste erworben; sein Name wird noch in den fernsten Zeiten als der eines der größten Wohltäter der Menschheit genannt werden.

Balzac-Studien.

Von

Anton Bettelheim [1]).

I.

In der Nacht vom 17. zum 18. Mai 1799 erlag der siebenundsechzigjährige Beaumarchais in Paris einem Schlagfluß. Zwei Tage später kam Honoré Balzac in Tours, als engerer Landsmann des im nahegelegenen Chinon geborenen Rabelais, zur Welt. Der Lustspieldichter des 18. wurde in der Reihe der Lebendigen abgelöst von dem Sittenschilderer des 19. Jahrhunderts. Beaumarchais hielt im „Barbier von Sevilla" und in „Figaros Hochzeit" der Gesellschaft des Ancien régime ebenso kühn als heiter den Beichtspiegel vor. Balzac ließ die ungeheuren geschichtlichen Umwälzungen, die ihm in den kurzen, vielzu kurzen einundfünfzig Jahren seines Lebens vor Augen kamen, Menschen und Zustände des ersten Kaiserreiches, der Restauration, des Julikönigtums auf der Riesenbühne seiner Comédie Humaine in lebenstreuen Charaktertragödien, in Zerrbildern und Phantasiestücken aufsteigen. Familienähnlichkeiten fehlen nicht; noch weniger Gegensätze ihrer Art und Kunst. Die Zeiten haben sich von Grund aus geändert. Das Wesen und die Weltbilder Beaumarchais' und Balzacs unterscheiden sich vielfach wie Alt- und Neufrankreich.

Beide sind Plebejer, beide Kraftmenschen voll Wagemut und Zähigkeit. Widerwärtigkeiten steigern und stählen nur ihre Zuversicht auf den eigenen Erfindergeist, Anfechtungen wecken ihre verborgensten Fähigkeiten. Heißhunger nach Geld, Macht, Ruhm hat Beaumarchais und Balzac gleicherweise beherrscht, ungemessenes Selbstgefühl den einen wie den anderen noch ganz andere als künstlerische Aufgaben und Erfolge wünschen lassen. Beaumarchais betrachtet seine Chansons und Stücke bloß als Zeitvertreib, als Erholung von den Anstrengungen und Aufregungen einer Hetzjagd nach Millionen; seine Komödien sind nur Zwischenspiele in den verwegenen Speku-

[1]) Aus einem für den Verlag der Gebrüder Paetel (Berlin) bestimmten Buch: Balzac. Eine Biographie von Anton Bettelheim.

lationen eines Gründers, der als Waffenlieferant im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg, als Reeder und Forstwirt, Fabriksunternehmer, Druckereibesitzer und Verleger großen Stils zeitweilig über eine Jahreseinnahme von 150000 Livres verfügt, einen prächtigen Palast in Paris aufführt, mit Kunstschätzen und Gartenanlagen ausschmückt. Auch Balzac läßt, unbelehrt durch heillose Verluste, nicht ab von phantastischen Finanz- und Bauplänen. Vom sechsundzwanzigsten bis zum achtundzwanzigsten Lebensjahre versucht er sich als Verleger, Druckerei- und Schriftgießereibesitzer; einmal wähnt er durch Ausbeutung altrömischer Silberbergwerke in Sardinien Schätze zu heben; kurz vor seinem Ende will er seinen Schwager, einen Pariser Ingenieur, bereden, durch Verflößung billiger Eichenstämme aus Rußland nach Frankreich jährlich 400000 Franken zu gewinnen. Steter Geldklemme nicht achtend, baut er einmal (1838) seine legendäre Villa Les Jardies, richtet er, schon vom Tode gezeichnet, ein paar Jahre nachher für seinen langersehnten Hausstand den Rokokopavillon eines verschwenderischen Finanzmannes des 18. Jahrhunderts wie eine Raritätenkammer her. Angeborener nüchterner Geschäftssinn hält auch Beaumarchais nicht von abenteuerlichen Argonautenzügen nach dem goldenen Vließ zurück; außergewöhnliche Vertrautheit mit allen Listen und Kniffen in Handel und Wandel schützt ihn nicht vor schwerer wirtschaftlicher Bedrängnis. Und Balzac behütet seine teuer bezahlte Fachkenntnis aller Spielarten von Wucher- und Gaunergenies nicht vor scheinbar unabwendbarem Zusammenbruch. Aus diesen verzweifelten Lagen rettet beide ihr unzerstörbares Naturell, eine jeder Heimsuchung trotzende und spottende Unerschrockenheit — Strengere meinen: niemals verlegene Charlatanerie; in nachträglichen mörderischen Anmerkungen zu seinen Meistertexten über die beiden sagt Sainte-Beuve: Beaumarchais' geheime Schutzgeister seien Plutus und der Gott der Gärten; Balzac nennt er gelegentlich den Alchymisten, wenn nicht gar den Paracelsus des Romans. In Wirklichkeit handelten beide nach der Lebensregel Napoleons: „Das Wort ‚unmöglich' steht nicht in meinem Wörterbuch." Gegner und Gefahren führten sie erst auf die rechte Fährte, menschlichem Ermessen nach unerreichbare Ziele reizten den Spürsinn dieser Pfadfinder. Bewußt und unbewußt wichen sie von den herkömmlichen Wegen ab, gaben sie, mit angeborener Witterung für die Zeitbedürfnisse, den Anstoß zu folgenreichen Neuerungen in Kunst und Leben.

Ihre dichterischen Erstlinge — Beaumarchais begann mit Rührstücken, Balzac mit klassizistischen Tragödien — trugen dem einen (im hochmütigen Orakel des Baron Grimm), dem zweiten (im wohlerwogenen Rat Andrieux') den gleichlautenden Spruch der Merker ein, sich fortan mit allem anderen, nur nicht mit Literatur zu beschäftigen. Ein Fehlschlag, der Beaumarchais so wenig wie Balzac entmutigte. Ihre Beharrlichkeit wurde wie so vieler anderen Hemmungen auch der verkehrten Anfänge Herr. Sie mußten fremde Muster verlassen, bevor sie selbst Muster schaffen sollten.

In den Schriftsätzen eines Skandalprozesses, als angeblicher Urkundenfälscher und Verleumder vor die Wahl gestellt, gehängt oder bezahlt (payé ou pendu) zu werden, siegt Beaumarchais wie Harlekin, der die Scharwache

über den Haufen rennt, als genialer Improvisator. Sein Mutterwitz deckt alle Anschläge habgieriger Erben und bestechlicher Richter auf. In unablässig wechselnden Gerichtsszenen belustigt, reizt, rührt, erschüttert er Leser aller Stände; die Überlegenheit, mit der er alle Töne anschlägt, reißt Voltaire, Rousseau, Bernardin de St. Pierre zur Bewunderung hin; der junge Goethe holt aus einem wohlbedacht eingestreuten romanhaften Reiseabenteuer seinen „Clavigo". Im kommenden Jahrhundert stellt Theodor Mommsen diese nur zur Selbstverteidigung veröffentlichten Mémoires Beaumarchais' über alle Gerichtsreden Ciceros. Ein Halsprozeß hat den Absichts- und Ahnungslosen in die Weltliteratur eingeführt, den Streitbaren zu den keckſten Waffengängen Figaros gegen Mißbräuche der Machthaber gerüstet.

Balzac wurde vor dem Bankerott seiner Buchdruckerei nur durch bedeutende Geldopfer seiner Mutter bewahrt. Einen ansehnlichen, durch wucherische Stundung unaufhörlich gemehrten Schuldenrest schleppte er zeitlebens nach. In dieser Bedrängnis nahm er einen nach seinem eigenen Wort sinnlosen Kampf auf: je combattais la misère avec ma plume. „Wie ein Wurm, der ein Loch in einen Balken bohren will", kommt er sich bei diesem scheinbar unlösbaren Bemühen vor. Von Kind auf unheimlich belesen, hält sich der Anfänger an die schlimmsten und besten Vorbilder. Seine Jugendsünden, reichlich ein Dutzend unter falschem Namen gedruckter Romane, Schauer- und Räubergeschichten, hat er selbst als ordures littéraires stets verleugnet. Allein auch in den ersten, mit vollem Namen gezeichneten Büchern schwankt er unsicher zwischen alten und neuen Lieblingen. Als Humorist und Satiriker versucht er es Rabelais und Sterne gleichzutun; er will als gelehriger Schüler von Lewis' „Mönch", von Anna Radcliffe und E. T. A. Hoffmann gruseln machen; er hofft mit den „Chouans" ein französischer Walter Scott zu werden; er nennt „Louis Lambert" seinen „Faust" und „Manfred". Keine dieser Leistungen brachte Balzac die entscheidende Erleuchtung, die nach seinem Ausspruch ihr Vorbild in dem fallenden Apfel Newtons hat. Wie Columbus auf der Irrfahrt nach altem Märchenland nach San Salvador kam, entdeckte Balzac neue Welten, wo er sie nicht gesucht. Die Ausdehnung und die Zukunft dieses Herrschaftsgebietes ließ er sich nicht träumen, als er mit seinen ersten kleineren Skizzen den Heimatboden betrat. Erst allmählich dämmerte ihm der Gedanke des inneren Zusammenhanges seiner Gesellschaftsbilder auf. Er wurde der Einheit im Zerstreuten gewahr. Er faßt den Plan, wie Dante und Rabelais, Höhen und Tiefen der Mitwelt zu durchmessen. Vereinzelte zeitgenössische Gestalten sammelt er in ein alle Kreise Frankreichs umfassendes Rundgemälde. Mit der Größe der Aufgabe wachsen die schöpferischen Kräfte Balzacs. Er wird der Rhapsode der „Iliade der Korruption", der Werkmeister der Comédie humaine, der Wegweiser des neueren französischen Sittenromans.

Le roman des mœurs sieht aber nicht nur Taine als la grande œuvre des littératures modernes an. Gustav Freytag hat in seinen „Erinnerungen" die gleiche Lehre verkündet: „Der Roman, viel gescholten

und viel begehrt, ist die gebotene Kunstform für epische Behandlung menschlicher Schicksale in einer Zeit, in welcher tausendjährige Denkprozesse die Sprache für die Prosadarstellung gebildet haben. Er ist als Kunstform erst möglich, wenn die Dichtung und das Nationalleben durch zahllose geschichtliche Erfahrungen und durch die Geistes- und Kulturarbeit vieler Jahrhunderte mächtig entwickelt sind." — „Zur Zeit Shakespeares galt das dramatische Schaffen durchaus nicht für vornehm, kaum für eine ernsthafte Dichterarbeit, ebenso wie in der Gegenwart das Romanschreiben. Und doch ist wohl möglich, daß man in irgendeiner Zukunft für den größten und eigentümlichsten Fortschritt in der Poesie des 19. Jahrhunderts gerade den Prosaroman betrachten wird, wie er sich seit Walter Scott bei den Kulturvölkern Europas entwickelt hat."

Wie hoffärtig die französischen Literatur-Mandarinen bei Balzacs Lebzeiten und noch lange nachher sich dieser Einsicht verschlossen, hat einer seiner jüngsten und begeistertsten Lobredner, Brunetière, durch den Nachweis gezeigt, daß die Académie française seit ihrem Bestande (1635) mehr als zweihundert Jahre verstreichen ließ, bevor sie einen Romancier — als ersten Jules Sandeau, als zweiten Octave Feuillet — in ihren Kreis aufnahm. Die Berufensten unter den freien Künstlern seiner Zeit erkannten allerdings weit früher Balzacs überragende Bedeutung. Victor Hugo hat nicht erst in seiner lapidaren Leichenrede (1850) den Schöpfer der Comédie humaine in gleiche Reihe mit Tacitus und Sueton gestellt. Theophil Gautier und Madame de Girardin verschwiegen dem Lebendigen angesichts der Öffentlichkeit nicht, was sie von ihm hielten, und George Sand beugte sich, neidlos wie immer, schon in den vierziger Jahren seiner Überlegenheit mit dem Bekenntnis: „Die unvergänglichen Bücher dieses großen Menschenkritikers sind grundverschieden von dem, was man bisher unter Romanen verstanden hat."

Solche Stimmführer der Mitwelt wären auf die Dauer bei der Nachwelt kaum verdrängt worden durch Ketzerrichter, die Mitte der fünfziger Jahre Balzacs Lebenswerk im Namen der Moral lästerten und verdammten. Ihre giftigen Angriffe weckten würdige Abwehr. Nur der Übereifer von Balzacs Widersachern bestimmte 1856 seine Schwester Laure de Surville, in schlichten biographischen Blättern Zeugnis zu legen für den kindlich guten, großen Mann. Die Absicht der Edlen, die mit beredtem Schweigen Balzacs Witwe schonte, war nur, den Bruder in der Familie und in seinem Freundeskreise, seine heldenhafte Ausdauer in unsäglichen Arbeitsmühen zu zeigen. Bescheiden hielt sie ihre Pflicht für erledigt, wenn es ihr gelingen sollte, dem bewunderten Schriftsteller auch als Privatmann Achtung und Anteil zu gewinnen. „Ihn als Autor zu richten, sind nur die Starken berufen", so lautete ihr Schlußwort, das prophetisch wurde. Zu den dauernden Ruhmestiteln des jungen Taine gehört sein bald nach dem Büchlein der Schwester 1858 veröffentlichter Essay „Balzac", der in dem Satze gipfelte: „Balzac ist mit Shakespeare und dem Herzog von Saint-Simon die größte Vorratskammer von Urkunden, die wir über die menschliche Natur besitzen."

Taines Fürspruch bedeutete nicht nur eine Wende in der Würdigung Balzacs in Heimat und Fremde; sein Kennerurteil bleibt ein seltenes Beispiel fruchtbar fortwirkender, schöpferischer Kritik; es hat noch mehr Geschichte der Erzählungskunst gemacht als gelehrt; seine Studie wurde, ohne daß er das gewollt oder gebilligt hätte, das vielgeplünderte Zeughaus für den streitbaren Nachwuchs der Jünger Balzacs, obenan Zolas und dessen (Taine willkürlich nachgebildetes) Schlagwort vom document humain.

Die Balzac-Forschung ist seither nicht mehr zur Ruhe gekommen. Selbst kühle Köpfe, die vor dem Überschwang gefeit sind, um die Wette mit kraft- und kritiklosen Epigonen zu Ehren des „Napoleon der Literatur" Viktoria zu schießen, können und wollen schwerlich leugnen, daß Balzac in der Comédie humaine ein Kolosseum für Tausende von leibhaftigen Doppelgängern seiner Zeitgenossen aufgerichtet, mit Angehörigen aller Stände und Provinzen, mit Ringkämpfern und Märtyrern bevölkert und auch reißende Bestien mit den zugehörigen Zwingern, Tierbändigern und Schlangenbeschwörern nicht vergessen hat. Seine Hauptwerke sind aus dem Leben des französischen Volkes, aus der Entwicklung des europäischen Romans nicht wegzudenken. Seine Anregungen dauern bis auf die jüngste Gegenwart weiter. Sein Geist blüht in immer neuen Trieben seiner Schüler und Enkelschüler.

Balzac hat diesen Sieg in stolzen Stunden vorausgesehen. Dann und wann wandelte ihn wohl die Sorge an, ob sein Riesenbau mit der Zeit nicht in Verfall oder Vergessenheit geraten könnte wie die maßlosen indischen Epen Mahabharata und Ramayana. Häufiger trat ihm in trüben Tagen der bittere Trost auf die Lippen: „Wenn ich tot bin, werden sie wissen, was sie an mir gehabt haben." Gezweifelt hat er niemals an sich. Kleinlicher Jammer über Undank und Verkennung lag nicht in seiner Art. Von Anfang hatte er die Ahnung seines Wertes. Als Einundzwanzigjähriger in einer Pariser Dachkammer mit der Vollendung einer Cromwell-Tragödie ringend, schreibt der hungernde Neuling seiner Schwester: „Mein Werk soll das Brevier von Völkern und Königen werden." Ein Jahrzehnt hernach hofft er, eines Tages unter die großen Intelligenzen seiner Heimat gezählt zu werden. 1844 erklärt er in der Vertraulichkeit brieflicher Bekenntnisse seiner Geliebten, der Gräfin Eva Hanska-Rzewuska, die 1850 seine Frau werden sollte: „Vier Männer werden in dieser ersten Hälfte des Jahrhunderts ungeheuern Einfluß geübt haben, Napoleon, Cuvier, O'Connell. Ich möchte der vierte sein. Der erste hat vom Blut Europas gelebt, er hat sich ganze Heere eingeimpft; der zweite hat die Erdkugel zu seiner Lebensgefährtin gewählt; der dritte hat ein Volk verkörpert. Ich werde eine ganze Gesellschaft in meinem Haupte getragen haben." Diese Selbstverherrlichung wurzelt nicht in Größenwahn, sie gründet sich auf die Überzeugung von der ins Ungemessene wachsenden Bedeutung seines Berufes: „Heutzutage hat der Schriftsteller den Priester abgelöst," so schreibt er wenige Monate später (im Juni 1844) einer anderen Freundin. „Er hat die Chlamys des Märtyrers angelegt, er leidet tausend Leiden. Er nimmt die Opferflamme vom Altar und entzündet mit ihr die Herdfeuer des Volkes. Er ist Fürst, er ist Bettler. Er tröstet, flucht, prophezeit.

Seine Stimme verhallt nicht im Schiff eines Münsters, sie dringt mit Donnerklang von einem Ende der Welt zum anderen. Die Menschheit, die seine Herde geworden, horcht auf seine Dichtungen und manches Wort, mancher Vers fällt schwerer ins Gewicht als mancher Sieg. Er hängt nicht mehr von Königen und Großen ab; er empfängt seine Sendung von Gott. Sein Hirn und Herz umspannen die Welt, die er zu einer Familie zusammenfaßt. Ein Kunstwerk darf darum auch nicht mehr das Abzeichen einer Partei tragen. Er sucht nicht mehr die Gönnerschaft eines Geldgewaltigen, er gibt sich keiner Preisgegebenen preis. Tränenbetaute Verse, die Schöpfungen angestrengter fruchtbarer Nachtwachen erniedrigen sich nicht mehr zu den Füßen der Macht, sie sind die Macht selbst. Dem Schriftsteller gehören alle Formen schöpferischer Fähigkeit: sein eigen sind die Pfeile der Ironie; sein eigen ist das milde, anmutvolle Wort, das sanft niedersinkt wie Schnee auf die Gipfel der Hügel. Sein eigen sind die Gestalten der Bühne, sein eigen die labyrinthisch verschlungenen Wege der Erzählung und des Phantasiestückes, sein sind die Blüten und Dornen. Er hüllt sich in alle Trachten, er durchschaut alle Herzen, er durchlebt alle Leidenschaften, er errät alle Interessen. Seine Seele will das Weltbild auffangen und widerspiegeln. Die Buchdruckerkunst beflügelt die Zukunft. Alles hat sich vergrößert: sein Wirkungskreis und sein Gesichtskreis, die Persönlichkeit und ihre Sprachgewalt."

Balzac nimmt mit Recht für die französischen Wortführer der Literatur seiner Zeit andere Redeformen, andere Pflichtenkreise, andere Aufgaben in Anspruch als — Rousseau und Diderot ausgenommen — für die Meister des 18. Jahrhunderts. Töne von der Wucht seines Hymnus auf die Sendung des Schriftstellers finden sich bei Beaumarchais so wenig wie bei Voltaire. Ein solches Prophetenamt teilen, in den Hauptgedanken unbewußt *eines* Sinnes mit Balzac, erst im 19. Jahrhundert Carlyle und Emerson dem Mann der Feder zu.

Selbst dieses grenzenlose Gebiet geistiger Arbeit und Herrschaft genügte Balzac nicht immer. Wiederholt fühlte er den Drang, als Mann der Tat einzugreifen, und nicht an ihm hat es gelegen, wenn er seine Kraft nicht als Abgeordneter, Pair, Minister einsetzen durfte. Menschlicher Voraussicht nach hätte ihm die politische Laufbahn nicht mehr Segen gebracht als Victor Hugo und Lamartine. Leichter noch als unzählige andere unruhige Köpfe ihrer Zeit verfielen die Feuergeister der Dichter der weitverbreiteten Zeitkrankheit *Napoleonitis*, und es half auch Balzac wenig, daß ihm ein wohlmeinender Warner frühzeitig (1836) den Ausbruch und Verlauf dieses Übels genau beschrieb: „Ein großes Beispiel hat das Jahrhundert zugrunde gerichtet. Seit ein kleiner Unterleutnant der Artillerie aus den Reihen getreten ist, um sich auf den Thron zu setzen, hat ein unglaublicher Rausch der Ehrsucht aller Seelen sich bemächtigt. Jede Intelligenz, die einige Kraft in sich verspürt, will ihr Austerlitz gewinnen und ihre Siegessäule bauen. Sulla sah mehr als einen Marius in Cäsar. Es gibt wenige Menschen, die in sich nicht mehr als einen Napoleon erblicken. Wir alle, wie wir auch sind, sehen aus der Ferne unserer Geschicke eine

Zepterspitze und einen Purpurzipfel auftauchen. Enzyklopädische Köpfe rennen in allen Straßen umher. Man begegnet nur Leuten, die morgens die Schlacht von Rocroy gewinnen, zum ersten Frühstück Athalie vollenden, nachmittags die Entdeckungen Newtons machen, zur Hauptmahlzeit, wenn man sie schön bäte, die Politik des Kardinals Richelieu improvisieren würden. Ein besonderer Glücksfall wäre es, wenn sie nicht noch in ihren freien Augenblicken Haydn und Mozart entthronen wollten." Derselbe Spötter, Nettement, sonst ein Anwalt der ersten gelungenen Leistungen Balzacs, erspart auch ihm nicht die Neckerei, daß er, ohne sich lange nötigen zu lassen, Bossuet über Theologie, Cuvier über Erdkunde, Napoleon über die Kriegskunst Privatissima halten würde.

Wie eine bedenkliche Bekräftigung dieser Parodie wirkt es, daß Balzac in seinem Zimmer eine Statuette Napoleons hatte, die auf der Degenscheide die Inschrift trug: „Was er mit dem Schwert nicht vollenden konnte, das will ich mit der Feder fertig bringen." Ein vermessenes Wort, doppelt vermessen angesichts der Stellung, die Napoleon in Balzacs Denken und Schaffen einnimmt. Sichtbar oder unsichtbar scheint er allgegenwärtig in seinem Lebenswerk, hört er zu, wo man ihn nicht selbst reden hört.

Wie Voltaire jahrelang für sein „Siècle de Louis XIV" unauffällig alle ihm erreichbaren Gewährsmänner für die Geschichte jenes Zeitalters zu Rate zog, ließ Balzac im Verkehr keinen Zeugen der napoleonischen Tage unbemerkt oder unbefragt. Weniger wählerisch als Voltaire beschränkte er sich bei seinen Forschungen nicht auf Staatsmänner, Heerführer, Kirchenfürsten. Ebenso willkommen, wenn nicht willkommener als Herzoginnen und Marschälle, waren ihm Kundschafter und Troßknechte, Armeelieferanten und Feldgeistliche, Krankenpfleger und fahrendes Volk. Er sammelte Musterproben der Uniformen aller Grade und Truppen. Kleine bezeichnende Anekdoten nahm er ebenso willig auf wie wichtige diplomatische Enthüllungen; unter dem ersten Eindruck war nicht vorauszusehen, was die Folge aus solchem Rohstoff formen würde, Dieu, table ou cuvette.

Vor allem aber versenkte er sich in Napoleons Ideenwelt. Sieben Jahre lang lag auf seinem Arbeitstisch ein Einschreibebuch, in dem er jeden Ausspruch Napoleons, den er las oder hörte, als Glücksfund verzeichnete. Als er eines Tages wieder einmal in Geldverlegenheit war, blätterte er dieses „Kochbuch" auf, in dem er überdies die Stoffe und Urentwürfe seiner eigenen Arbeiten vormerkte. Er zählte seine Napoleon-Zitate: es waren 500. Ihre Veröffentlichung konnte somit ein rundes Buch geben, nach Balzacs Urteil das belangreichste Buch der Zeit: Maximes et Pensées de Napoléon. Der Dichter, der für seine Publikationen keine Anleihe bei fremden noch so großen Geistern zu machen pflegte, verkaufte seine Kollektaneen einem früheren Hutmacher, der in seinem Bezirk als Armenvater eine Rolle spielte und nach der Ehrenlegion lüstern war, um 4000 Francs. Der Ordensjäger hoffte das Ziel seiner Sehnsucht zu erreichen, wenn er die Gabe dem Bürgerkönig widmete: Dedikation und Vorrede des ungemein selten gewordenen Buches rührt nach Balzacs fröhlicher Selbstverspottung (in einem Brief an Eva

Hanska-Rzewuska) von ihm her. Bittet er in seinem drolligen Bericht über den kuriosen Handel an diese Vertraute auch den Schatten Napoleons um Gnade wegen der grotesk schmeichlerischen Zueignung an Louis Philippe: den Band selbst nennt er ihr gegenüber eines der schönsten Dinge der Welt; den Gedanken, die Seele des großen Mannes auf Grund seiner Selbstbekenntnisse erfaßt von Balzac. Die Maximes et pensées de Napoléon recueillies par J. L. Gaudy jeune, Paris 1838 behandeln in vier Abteilungen 1. Napoleons Grundsätze und Gedanken vor dem 18. Brumaire, d. h. die Zeiten, in denen er Republikaner oder Bürger, Untertan oder Untergebener einer vorgesetzten Staatsgewalt war. 2. Alle seine Gedanken über die Kriegskunst, die das Geheimnis seiner Erhebung und der Nerv seiner Herrschaft war. 3. Alle Ideen des Souveräns über die Ausübung der Macht und deren Organisation. 4. Alles, was ihm Erfahrung und Unglück eingegeben hat, der Schmerzensschrei des modernen Prometheus.

In der von J.-L. G . . . y Jeune unterschriebenen, gedruckten Vorrede macht sich anfangs der wirkliche Verfasser Balzac über den angeblichen Herausgeber lustig. Mit prahlerischem Selbstlob drückt sich J.-L. G . . . y für sein Sammlerverdienst einen Strahlenkranz auf das Haupt: sein Werk sei für Napoleon, was das Evangelium für Jesus Christus. In den folgenden Gedankengängen kommt desto unverkennbarer Balzacs ernste Überzeugung zum Vorschein: Napoleon sei eine der gewalttätigsten unter allen in der Geschichte menschlicher Reiche bekannten Willenskräfte. Deshalb konnte nichts für ihn bemerkenswerter sein als die Gesetze, nach denen er seine Macht aufgerichtet und aufrecht erhalten hat. Von seinem Ausgangspunkt bis zu seinem Gipfelpunkt, vom Thron bis zum Grab habe er zweimal in grundverschiedener Art die ganze Stufenleiter der Gesellschaft durchlaufen und verstanden, alles zu sehen und zu beobachten. Deshalb wird jeder Leser in Napoleons Maximen und Ideen irgend etwas zu seinem Vorteil finden, denn Napoleons Gedanke, scharf wie ein Schwert, sei in alle Tiefen gedrungen. Der Schreckensmann von 1793 und der kommandierende General sind hinter dem Kaiser verschwunden, der Herrscher hat den ehedem Beherrschten Lügen gestraft. Gerade diese Widersprüche zeigen am deutlichsten den Kampf, zu dem er verurteilt war. Vor allem wird die Sammlung seiner Grundsätze die Richtschnur bedrohter Regierungen sein. Niemand hat besseren Instinkt für Gefährdung von Staatslenkern gehabt als Napoleon. Man wird ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er offen gewesen ist und vor keiner Konsequenz zurückgeschreckt ist. Er hat die Tat verherrlicht und die Idee verdammt. Es steht niemandem zu, Napoleon zu verteidigen oder anzuklagen. Es heißt, ihn vor allem auftreten zu lassen. Der Inbegriff seiner Gedanken ist eine Gesetzgebung für sich, die verworfen oder angenommen werden mag, die aber in ihrer bündigsten Form ans Licht gezogen werden mußte, denn niemand soll vergessen, daß sie die Geheimnisse des größten Organisators der modernen Gesellschaft enthielt.

Keine Fähigkeit Napoleons hat Balzac größeren Eindruck gemacht als diese Gabe, noch so spröde, einander widerstrebende Elemente mit ehernem

Griff zu packen, zu gliedern, zu willenlos fügsamen Werkzeugen seiner allmächtigen, das Ganze formenden und beherrschenden Bildnerkraft zu machen. Organiser est un mot de l'Empire et qui contient Napoléon entier heißt es, mit der pseudonymen Vorrede zu Napoleons Maximes et pensées übereinstimmend, in einer Pariser Geschichte Balzacs. Dasselbe Wort „Organisieren" erschöpft auch die Endabsicht der Comédie humaine: die Bändigung der Stoffmassen eines ganzen Volkslebens durch einen überlegenen Schöpfergeist nach einem für alle Stände und Stufen mit gleichem Scharfblick vorbauenden Grundriß.

Unaustilgbar, wie im Staatswesen Neufrankreichs, ist die Spur Napoleons in Balzacs enzyklopädischer Sittenschilderung dieser Epoche. Wie wenige kennt Balzac die Wunder und die Frevel des ersten Kaiserreiches. „Der Titan, der, umgeben von Halbgöttern, Europa aufwühlt," war ihm so vertraut, wie Fouché mit seinen Polizeihunden. Napoleon und seine Leute gehen durch die ganze Comédie humaine: Bonaparte begegnet uns als Feldherr, Regent, Gesetzgeber, als Weltenbezwinger, der Throne stürzt und Königreiche verschenkt, als Abgott und Verderber seiner Soldaten. In „Vendetta" gibt er korsischen Landsleuten als Konsul Gehör; in der Femme de trente ans hält er seine letzte Pariser Heerschau. Die Fahnen und Adler seiner Legionen ziehen vorüber. Um die Wette mit den Malern und Bildhauern des Julikönigtums sorgt die Comédie humaine für Schlachtenbilder, Statuen, Büsten, Denkmünzen des Gewaltigen; wie die Vendômes-Säule und die Gruftkuppel im Invalidendom über zwerghafte Fußgänger ragt Napoleons literarisches Monument in Balzacs Lebenswerk hoch hinaus über die Stellen- und Geld- und Weiberjäger der Gesellschaft Louis Philippes. Und wie märchenhaft vergrößert Napoleons Taten unter den Bauern weiter getragen wurden, zeigt der Napoléon du peuple im Medecin de campagne: die fabelhaft ausgeschmückte Geschichte seines Lebenslaufes, wie sie ein Landbriefträger, ehedem ein Soldat Napoleons, in einer Scheune hochaufhorchenden Dörflern im Volkston erzählt. Götzendienst oder bewußte bonapartistische Propaganda hat Balzac mit diesen Erinnerungsmalen nicht getrieben. Mit derselben Unbefangenheit enthüllt er in der Ténébreuse affaire die teuflischen Anschläge der napoleonischen Geheimpolizei zur Vernichtung politischer Gegner, zeigt er im Ménage de garçon verabschiedete napoleonische Offiziere, Raubtiernaturen, die im faulen Frieden ungestraft Ungeheuerlichkeiten ausführen, deren Vorschule die Kriegs- und Beutezüge ihres Heerführers waren. Und angesichts der Verheerungen, die das Beispiel Napoleons in dem nachwachsenden Geschlechte, in den Gesinnungen junger Ehrgeiziger vom Schlage Rastignacs verschuldet, fragt Balzac: „Wer wird jemals Napoleon malen oder begreifen können? Ein Mensch, den man mit verschränkten Armen darstellt, und der doch alles gemacht hat; der alles machen konnte, weil er alles gewollt hat; ein wunderbares Phänomen des Willens, der eine Krankheit durch eine Schlacht heilte und dennoch an einer Krankheit im Bett sterben sollte, nachdem er inmitten von Kugeln und Bomben gelebt hatte. Ein Mann, der ein Gesetzbuch und ein Schwert, Wort und Tat im Kopfe trug. Ein Mann,

dem durch ein seltenes Privilegium die Natur ein Herz in seinem Leib von Erz gelassen, ein Mann, der um Mitternacht mit seiner Frau lachen und guter Dinge sein konnte und am Morgen mit Europa spielte, wie ein Mädchen mit dem Wasser im Bade plätschert. Cäsar mit fünfundzwanzig, Cromwell mit dreißig Jahren, dann, wie es in den Grabschriften der Gewürzkrämer auf dem Père La Chaise heißt, braver Vater und Ehemann. Ein Mann, der, gegen alle Gesetze der Schwerkraft, Frankreich als Übergewicht auf der Erde lasten ließ und uns am Ende ärmer zurückgelassen hat als am Tag, da er seine Hand auf uns gelegt. Und er, der ein Reich nur mit seinem Namen in Besitz genommen, verlor am Ende seines Reiches seinen Namen in einem Meer von Blut und Armeen."

Das Heil des Vaterlandes erwartet Balzac von anderen Mächten:

„Die vierhundert Gesetzgeber, deren Frankreich sich erfreut, müssen wissen, daß die Literatur über ihnen steht", so heißt es im Vorwort zu den Souffrances de l'inventeur. „Die Schreckensherrschaft, Napoleon, Ludwig XIV. und Tiberius, die gewaltigsten Machthaber wie die stärksten Einrichtungen verschwinden vor dem Schriftsteller, der sich zum Stimmführer seines Jahrhunderts macht. Diese Tatsache heißt Tacitus, Calvin, Voltaire, Jean Jacques Rousseau, Chateaubriand, Benjamin Constant, Staël; heute nennt sie sich Zeitung. Voltaire und die Enzyklopädisten haben die Jesuiten gestürzt, die die größte parasitäre Macht der modernen Zeiten waren. Wenn fünfzehn Männer von Talent sich in Frankreich vereinigen und einen Führer von der Bedeutung Voltaires besitzen würden, müßte der Spaß, den man als die konstitutionelle Regierung bezeichnet und zur Grundlage die dauernde Thronerhöhung der Mittelmäßigkeit hat, bald aufhören."

Balzac mußte sich nicht, wie Lamartine, während der Wirren von Achtundvierzig, als Retter der Republik versuchen. Er wäre sonst bald seiner Selbsttäuschung über die Eignung eines Schriftstellerkollegiums zur Führung der Staatsgeschäfte inne geworden. Der handgreifliche Irrtum ändert nichts an Balzacs Berechtigung und Befähigung, von seiner Kanzel aus dem Frankreich seiner Tage die Wahrheit zu predigen. Er kannte sein Land genau, er erkannte tiefsitzende Schäden der Zeit, schwer oder gar nicht heilbare Volkskrankheiten vielfach besser, als — von Victor Hugo oder George Sand zu schweigen — Louis Philippe, Guizot und Thiers. Er nannte sich nicht mit Unrecht einen Docteur-ès-sciences sociales et des maux incurables. Er hatte seltene Naturgaben durch ausgiebige Studien und selbständig geübte Forschermethoden weiter gebildet. Der Umfang seiner Belesenheit war außerordentlich. Sein enzyklopädisches Wissen nahm einen Sachverständigen vom Range Taines wunder. Seine Vertrautheit mit früheren Literaturdenkmalen befähigte ihn, zum Entzücken aller Kenner in den ersten dreißig Contes drolatiques den Ton und Stil Rabelais' nicht als altertümelnder Nachahmer, sondern wie ein ebenbürtiger Zeitgenosse zu treffen und nur sein früher Tod hat, wie so viel andere Entwürfe, die Fortführung des Planes zunichte gemacht, in weiteren siebzig Contes drolatiques den Wettkampf mit Perrault, Voltaire und anderen Meistern der französischen Erzählungskunst vom 16. bis 18. Jahr-

hundert in ihrer Sprache und Schreibart aufzunehmen. Er besaß, wie Diderot, die Findigkeit, in Heimlichkeiten verschiedenartiger Gewerbe, Hantierungen und Kunstfertigkeiten einzudringen. Er hatte sich nicht nur in Geistes- und Naturwissenschaften umgesehen, er kannte Lehren und Irrlehren des Okkultismus, Mesmerismus, Swedenborgianismus. Er überraschte Ärzte und Irrenärzte durch die Zuverlässigkeit der Krankengeschichten in seinen Romanen. Seine Schilderungen der Chikanen im Prozeßverfahren, seine Charakteristiken der Handelsrichter und Anwälte, der Notare alten und neuen Schlages, seine Musterkarten von Maklern und Wucherern sind Dickens ebenbürtig. Seine Bauern und Geistlichen, Groß- und Kleinstädter, die Kreise des absterbenden Hochadels und neu sich andeutende Modetypen, die Helden und die Opfer des napoleonischen Heeres, evangelische Unschuld und Pariser Raubgesindel, die Weltgrößen der Kunst und Forschung und das Ungeziefer der Spione, erhabene Verbrecher und schnurrige Spitzbuben, sie alle hat er, trotz ihres kaum übersehbaren Durcheinanderwimmelns, in hundert und aber hundert Gestalten der Comédie humaine durchweg persönlich so bestimmt geschieden, daß er ohne Überhebung sagen durfte, er habe um die Wette mit dem Standesamt in der Comédie humaine leibhaftige Wesen verbucht. Zu seinem Ergötzen machte, unter dem Eindruck der Bekanntschaft mit seinen Bildern aus dem Pariser und aus dem Provinzleben, überwältigt durch die Fülle seiner Charaktere, ein kluger Kopf allen Ernstes den Vorschlag, die Regierung solle Balzacs Beobachtungen ihren Zwecken nutzbar machen. Wirksamer als in Kammerausschüssen, diplomatischen Kränzchen und Ministerberatungen, ungebundener als von irgendeinem Katheder der Kulturgeschichte oder Soziologie vermochte Balzac seinem Vaterland und der Weltliteratur, der Kunst und Wissenschaft an seinem Schreibtisch zu dienen. Jedenfalls ist er mit den heikelsten Rätselfragen, die die Gesellschaft seiner Tage ihm stellte, gründlicher fertig geworden, als bisher Mit- und Nachwelt mit den Geheimnissen seines Werdens und Wesens.

Volle zwei Menschenalter sind (im August 1910) seit seinem Tode verflossen. Damals war nach Sainte-Beuves Wort die Möglichkeit einer auch von diesem Meister geforderten „moralischen Autopsie" Balzacs noch nicht gegeben. Mittlerweile sind Bibliotheken über ihn geschrieben und gedruckt worden. Allein auch die jüngsten Erforscher der Jugendzeit Balzacs, Gabriel Hanotaux und Georges Vicaire, müssen ihren wichtigen, 1903 veröffentlichten Aufschlüssen (La jeunesse de Balzac. Balzac imprimeur 1825—1828) das Bekenntnis vorausschicken, daß eine abschließende Arbeit über ihn fehlt: un travail complet sur Balzac n'a pas encore été publié. Ein Sammlergenie, der Vicomte Spoelberch de Lovenjoul, Balzacs Schliemann, hat nicht umsonst ein Stück seines Lebens an die Erforschung von Balzacs innerer und äußerer Biographie gesetzt. Er hat uns mit einer seit der ersten Auflage (1879) wiederholt neugedruckten ergänzten Histoire des œuvres de Balzac, einer Bibliographie, beschenkt, die ihresgleichen sucht. Ihm war überdies das Finderglück beschieden — wie Edmond de Goncourt in seinem Tagebuch verrät, bei einem Flickschuster —, die

von der Witwe verzettelten Briefe an die Gräfin Hanska-Rzewuska, nachmals Balzacs Frau, zu entdecken, die Lettres à l'Etrangère, von denen vorläufig nur zwei Bände vorliegen. Leider ist Graf Lovenjoul geschieden, bevor er auch nur den Schlußband dieser für Balzacs Biographie unersetzlichen, tagebuchartigen Briefe herausgeben konnte. Seine Balzac-Papiere hat er letztwillig der Académie française zugewiesen; sie hat dieses Erbe meines Wissens aus Brüssel nach dem ihr vom Herzog von Aumale testierten Schloß Chantilly verbracht und wird es dort hoffentlich der Forschung freigeben. Das Dunkel, in dem Balzac selbst seine Schicksale vielfach absichtlich gehalten hat, wird sich auch dann kaum völlig lüften lassen. Immerhin ist einstweilen — wie das tüchtige Buch von André Le Breton, Balzac. L'homme et l'œuvre 1905 und die kritische Studie Honoré de Balzac (1799—1850) von Ferdinand Brunetière, Paris (o. J., 1906) zeigt — die Kenntnis seines Lebens, die Würdigung seines Schaffens, zumal dank den Vorarbeiten von Lovenjoul, Biré, Hanotaux und Vicaire, auf breitere, festere Grundlagen gestellt. Mit der Möglichkeit wächst die Pflicht, seiner Entwicklung genauer nachzugehen, besonders in Deutschland, wo seiner Persönlichkeit noch lange nicht genügende Beachtung zuteil wurde.

Goethe hat kurz vor seinem Tod, 1831, Balzacs erstes bedeutendes Buch La peau de chagrin gelesen. „Es ist ein vortreffliches Werk neuester Art" (heißt es in seinem Tagebuch), „welches sich jedoch dadurch auszeichnet, daß es zwischen dem Unmöglichen und Unerträglichen mit Energie und Geschmack hin und her bewegt und das Wunderbare als Mittel, die merkwürdigsten Gesinnungen und Vorkommenheiten sehr konsequent zu brauchen weiß, worüber sich im einzelnen viel Gutes würde sagen lassen." Fünf Monate später beschäftigt sich Goethe nochmals mit demselben Werk. „Für die Peau de chagrin ist das blasé zu mäßig. Das Produkt eines ganz vorzüglichen Geistes deutet auf ein nicht zu heilendes Grundverderbnis der Nation, welches immer tiefer um sich greifen wird, wenn nicht die Departements, die jetzt nicht lesen und schreiben können, sie dereinst wieder herstellen, insofern es möglich wäre."

Schiller hat Balzacs Auftreten nicht erlebt, und Balzac ist Schillers dramatischer Entwurf „Die Polizei" niemals vor Augen gekommen. Dieser Plan einer in Frankreich spielenden Polizeitragödie und -komödie nimmt wesentliche Motive, zumal der Kriminalromane der Comédie humaine voraus. „Ein ungeheures, höchst verwickeltes, durch viele Familien verschlungenes Verbrechen, welches bei fortgehender Nachforschung immer zusammengesetzter wird, immer andere Entdeckungen mit sich bringt, ist der Hauptgegenstand. Es gleicht einem ungeheuren Baum, der seine Äste weit herum mit anderen verschlungen hat, und welchen auszugraben man eine ganze Gegend durchwühlen muß. So wird ganz Paris durchwühlt, und alle Arten von Verderbnis werden bei dieser Gelegenheit nach und nach an das Licht gezogen. Die äußersten Extreme von Zuständen und sittlichen Fällen kommen zur Darstellung und in ihren höchsten Spitzen und charakteristischen Punkten. Die einfachste Unschuld wie die naturwidrigste Verderbnis, die idyllische Ruhe

und die düstre Verzweiflung." Die Handlung sollte im Audienzsaal des Polizeileutnants eröffnet werden: eine Eingangsszene, die möglicherweise auf Merciers (1776 in deutscher Übersetzung gedruckten) „Neuen Versuch über die Schauspielkunst" zurückgeht. Mercier wüßte „kein Buch zu schreiben, das jedem Verstand neuer, lehrreicher, interessanter, sonderbarer sein würde, als ein Buch über Paris. Dem Polizeileutnant[1]) käme es zu, die Materialien herzugeben und einem Mann von Genie, sie in Ordnung zu bringen. Wie viele Welten gibt's doch in der Welt." Die genialen Andeutungen in Schillers Nachlaß, die Charaktere des Personenverzeichnisses wirken wie Vorahnungen, Romantitel und Kapitelüberschriften der Comédie humaine. „Poetische Schilderung der Nacht zu Paris, als des eigentlichen Gegenstands und Spielraums der Polizei." „In der Suite der Handlung treten auf: 1. der Sohn der Familie, debauchiert, 2. die fromme Tochter, 3. der Vater aus der Provinz, 4. der biedere, aber arme Noble, 5. der übermütige, schlechtdenkende Roturier, 6. der mutwillige Mousquetaire, 7. der Fat als Mousquetaire, 8. der Schmarotzer Ubique, 9. die Courtisane, 10. der Eseroc und Filou in allen Gestalten, 11. der Broschürenschreiber, 12. der Philosoph, 13. die Savoyarden, 14. die Dévoten usw. bis hinunter zu 31. der Bettler und 32. der kleine Dieb und seine Gehilfen. Wir wissen, mit welchem Anteil Schiller über alle Einzelheiten des Pariser Lebens sich bei Wilhelm von Humboldt und anderen Freunden erkundigte, mit welcher Aufmerksamkeit er Merciers „Tableau de Paris" und die zu seinen Lebzeiten erschienenen französischen Romane las und selbst Rétif de la Bretonne für seine stofflichen Anregungen dankbar war. Es bleibt unentschieden, ob er Balzac glimpflicher oder härter beurteilt hätte, als das Goethe getan. Gelesen hätte der Dramatiker, der sich mit dem Entwurf der „Polizei" getragen, die Comédie humaine gewiß.

Das allerdings erst in den achtziger Jahren bekannt gewordene Wort des alten Goethe über den „ganz vorzüglichen Geist" des jungen Balzac hat in Deutschland wenig Widerhall geweckt. Heine, dem er als ebenbürtigem Kenner deutscher und französischer Zustände eines seiner Bücher — Le prince de la Bohème — gewidmet hat, war mit ihm befreundet. Alexander v. Humboldt machte ihm während seines kurzen Aufenthaltes in Berlin die Honneurs und führte ihn bei Tieck ein. Metternich lud Balzac in Wien gastlich zu Tisch und erzählte ihm eine für die Mémoires des deux jeunes mariées bestimmte Anekdote. Laube rühmte nach einer Pariser Begegnung Balzacs durchdringenden Blick, Gutzkow stand mit seinen Zeitromanen unverkennbar unter seinem Zeichen. Julian Schmidt

[1]) „Wieviel Tatsachen muß das Gehirn eines solchen Mannes nicht beherbergen! Wieviel Lehren empfängt nicht seine Seele jeden Augenblick! Ihm sind die verborgensten Geheimnisse anvertraut, er kennt vielleicht die ersten und unsichtbarsten Triebfedern, bei ihm sollten der Philosoph, der Gesetzgeber sich Rats erholen." Fußnote Merciers. — Meines Wissens ist auf diese Stelle von Merciers „Neuem Versuch über die Schauspielkunst" als eine der möglichen Anregungen zu Schillers „Polizei" noch nicht hingedeutet worden. Auch nicht in Kettners Einleitung zu Schillers „Dramatischem Nachlaß". Schillers Sämtliche Werke. Säkular-Ausgabe. (Cotta.) Bd. VIII, S. IX und S. 207 ff.

fühlte, bei seinen Neigungen für den Realismus begreiflich genug, eine gewisse Vorliebe für Balzac, die sein Redaktionskollege in den „Grenzboten", Gustav Freytag, nicht unbedingt teilte. Die neudeutschen Naturalisten vergaßen über Zola, Tolstoi, Dostojewski die Comédie humaine, soweit oder sofern sie Balzac überhaupt kannten. Ungelesen blieb Balzac trotz alledem nicht. Erbärmliche Verdeutschungen der alten Übersetzerfabriken wurden, auch in unseren Pfennig-Heften, immer wieder neu aufgelegt, und in jüngster Zeit veranlaßte der Insel-Verlag eine noch nicht abgeschlossene, von Hugo v. Hofmannsthal bevorwortete Gesamtausgabe, der Stephan Zweig ein Bändchen „Balzac. Sein Weltbild aus den Werken" nachschickte. Dem kühlen Urteil von Georg Brandes hat Arthur Eloesser in seinen „Literarischen Porträts aus dem modernen Frankreich" eine weit wärmer klingende Würdigung Balzaes folgen lassen. Ein Zeichen des Umschwungs in der Auffassung von Balzaes dauernder Bedeutung ist endlich der Ton, in dem Erich Schmidts Rektoratsrede seiner gedenkt. Fehlt bisher in Frankreich eine vollständige Monographie über Balzac, so gibt es in Deutschland bis zur Stunde nicht einmal eine unvollständige. Lohnt es der Mühe, eine solche Biographie zu versuchen?

Einer der besten, strengsten und unabhängigsten französischen Kritiker[1]) mag antworten: „Man kann Balzac alles vorwerfen, Mangel an Geist und Zartgefühl, die Abwesenheit von Seele und Leidenschaft, den Mißbrauch von Beschreibungen, einen mühseligen und zugleich farblosen Stil, man kann ihm alle Eigenschaften des Geschmackes und der Feinheit bestreiten, aber man kann sich nicht weigern, in ihm eine wahrhaftige Kraft der Beschwörung zu grüßen. Seine Personen haften im Gedächtnis, als ob sie gelebt hätten. Man hat sie gesehen, man hat mit ihnen gesprochen, man ruft sie bei ihren Namen. Und diese Phantasiegeschöpfe sind unglaublich zahlreich: das Werk des Romanciers ist weitläufig wie eine Welt; Balzac hatte nicht nur die Kraft, er besaß auch die Fruchtbarkeit des Genies. Seltsam! Balzac ist kein Künstler, und er ist Schöpfer; er ist kein Schriftsteller und er hat eine Gattung begründet; er hat kein abgeschlossenes Werk zurückgelassen, und eine ganze Literatur geht von ihm aus."

Der wohlüberlegte Spruch ist — mag das Endurteil auch dasselbe bleiben — einer Überprüfung bedürftig und würdig; jede neue, kritische Beschäftigung mit Balzac führt auf Hauptfragen in Dichtung und Leben, zur Grenzbestimmung zwischen wissenschaftlicher und künstlerischer Gesellschaftskunde und sie läßt uns unterwegs ein Menschenkind kennen lernen, das mit allen kleinen Narrheiten und seltenen großen Gemütsgaben nicht seinesgleichen hat.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

[1]) Edmond Scherer, Etudes sur la littérature contemporaine. IV. Paris 1886.

Die deutsche Heerführung im Kriege 1870/71.

Von

Dr. **Karl Stählin,**

a. o. Professor an der Universität Heidelberg.

Aus den schon längst von allerlei Legenden umwobenen Tagen, die dem Beginn des deutsch-französischen Krieges unmittelbar vorangingen, wird auch erzählt, daß Moltke dem König Wilhelm, als dieser von Ems nach Berlin zurückfuhr, auf seine besorgte Frage über die Siegesaussichten geantwortet habe: „Majestät, dieser Krieg ist der Gedanke meines Lebens. Es wird herrlich gehen mit Süddeutschland, es wird gut gehen ohne Süddeutschland, es wird gehen, wenn es sein muß, selbst gegen Süddeutschland“ [1]).

So viel ist gewiß: dieser Krieg war der Gedanke seines Lebens. In dreizehnjähriger Arbeit des Nachdenkens über die möglichen Kriegslagen hat sich Moltke mit dem Feldzug gegen Frankreich beschäftigt, und etwa zwanzig Denkschriften und Berechnungen legen Zeugnis von dieser Tätigkeit ab. Die erste ist vom 28. November 1857, d. h. vom Moment der Übernahme der Geschäfte des Generalstabschefs, die letzte vom 6. Mai 1870 datiert. Die Pläne wandeln sich gemäß der jeweiligen Veränderung der politischen Situation. Seit dem Jahre 1867 tritt in beachtenswerter Parallele zu Bismarcks kühnerer Politik, die im Moment der großen Neugestaltung der deutschen Verhältnisse nach den Siegen des Jahres 1866 einsetzt, auch in Moltkes Entwürfen größere Kühnheit zutage. Als der ausgereifte Plan kennzeichnet sich die Denkschrift von 1868/69, die dann bis zum Kriegsausbruch nur noch mehrfach überarbeitet wird. Sie rechnet mit Frankreich und Österreich als Gegnern. Frankreich aber, heißt es hier [2]), „ist nicht nur der gefährlichste, sondern auch der bereiteste Feind, und hier sind wir sicher, unsere Gegner alsbald vorzufinden. Schon allein die Größe der Heere, ihre enge Versammlung, die Schwierigkeit ihrer Ernährung und Handhabung

[1]) Regensberg, 1870/71. Erste Abteilung. Die Vorgeschichte des Krieges, S. 112. Zum folgenden vergleiche Moltkes „Militärische Korrespondenz“. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Dritter Teil. S. 1—136 — und „Moltke in der Vorbereitung und Durchführung der Operationen“ (Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, 36. Heft). Herausgegeben vom Großen Generalstabe. S. 4–18 und 85—111.

[2]) Moltkes „Militärische Korrespondenz“. Bd. III, S. 115 ff.

drängt auf beiden Seiten zur schnellen Entscheidung, und es läßt sich mit einiger Sicherheit übersehen, daß schon innerhalb der ersten Wochen ein Zusammenstoß stattfinden muß, der bei glücklichem Ausfall für uns Österreich wohl bestimmen könnte, das halb gezogene Schwert in die Scheide zurückfallen zu lassen. Hätten die Österreicher, während wir eine rasche Entscheidung jenseits des Rheins suchen, ihre Rüstung wirklich beendet, einen Teil von Schlesien und selbst der Marken besetzt, so wäre doch definitiv noch nichts verloren, solange dort unsere Festungen halten und das Verteidigungsheer ungeschlagen ausweicht. Es ist wahrscheinlich, daß in Frankreich nach der ersten verlorenen Schlacht ein Dynastiewechsel eintritt, und da wir nichts von Frankreich wollen, so wird sich mit den neuen Machthabern ein baldiger Abschluß verhandeln lassen."

Aus diesen und anderen Gründen schlägt nun Moltke vor, zehn Armeekorps zur Offensive gegen Frankreich, drei zur Defensive gegen Österreich zu bestimmen. Zur Verstärkung der letzteren und zur aktiven Küstenverteidigung werden mobile Landwehrdivisionen formiert, zur Beobachtung Dänemarks eine Felddivision zurückgelassen. Mit Abzug der französischen Besatzungstruppen für Algier und Rom sowie für die größeren Festungen berechnet Moltke eine anfängliche Stärke der feindlichen Feldarmee von 250000 Mann, denen sofort 360000 Deutsche und, nachdem im Juli 1870 der Anschluß auch Bayerns gesichert erscheint, gegen 400000 Mann mit noch drei Armeekorps in Reserve entgegentreten können. Diese Überlegenheit muß sofort ausgenützt werden.

Die Frage, wo sich diese Truppen zu konzentrieren haben, ist von der anderen nach der mutmaßlichen Aufstellung des Gegners abhängig. Durch die Neutralität der nördlich und südlich angrenzenden Staaten ist das Kriegstheater auf den Raum zwischen Luxemburg und Basel beschränkt. Ein Vorgehen der Franzosen durch Belgien oder durch die Schweiz ist unwahrscheinlich. Denn im ersten Fall müßten sie sich, abgesehen von den Verwicklungen mit England, in Brüssel und vor der in Antwerpen versammelten belgischen Armee um 80—100000 Mann schwächen; die Eroberung und Niederhaltung des Gebirgslandes der Schweiz aber würde mehr als 100000 Mann auf lange Zeit beschäftigen, und die Heere der beiden Verbündeten haben zunächst so verschiedene Zwecke auf getrennten Kriegstheatern zu verfolgen, daß der zweite Fall ohnedies nicht ernstlich in Frage kommen kann. Die erste Versammlung der Franzosen wird daher vermutlich auf der Linie Metz—Straßburg erfolgen, von wo aus sie mit Umgehung der starken Rheinfront gegen den Main vorstoßen werden, um Süddeutschland zum Anschluß zu zwingen. Dagegen ist nun eine Versammlung aller deutschen Kräfte in der Pfalz das Geeignetste. Diese Konzentrierung würde auch einem vereinzelten französischen Vorstoß von Straßburg auf das rechte Rheinufer wie einem Gesamtvormarsch des Gegners über Brüssel auf Köln, beide Male durch Flankenbedrohung, begegnen können.

Wollen die Franzosen ihr Eisenbahnsystem zu schneller Versammlung ausnutzen, so müssen sie jedenfalls in zwei Hauptgruppen, bei Metz und, wahrscheinlich mit dem kleineren Teil, bei Straßburg debarkieren. Die Gruppe

von Straßburg würde, wenn nicht gegen Süddeutschland bestimmt, zur Hauptmacht bei Metz herangezogen werden, was jedoch im wesentlichen nur mittels Fußmarsches durch den Gebirgsriegel der Vogesen zu erreichen ist. In der Pfalz stehen nun die deutschen Kräfte auf der inneren Operationslinie zwischen beiden feindlichen Gruppen, d. h. sie können sich in ein paar Märschen mit ihren Hauptkräften auf die Metzer oder die Straßburger Gruppe werfen, ohne daß diese rechtzeitig zu gegenseitiger Unterstützung zusammengezogen werden können. Ja, die entsprechende numerische Überlegenheit vorausgesetzt, können sogar beide Gruppen gleichzeitig ernstlich angegriffen werden.

Es fragt sich also nur noch, ob man die deutsche Versammlung ohne Gefahr starker Störung durch den Gegner über den Rhein hinaus bis hart an die Pfälzer Grenze verlegen dürfe. Der Ausbau des Bahnnetzes, wie er sich in den letzten Jahren auf Moltkes eigenes Drängen vollzogen hatte, die Kriegsbereitschaft, die nun auch bei den süddeutschen Staaten vorhanden war, gewähren dem General die Möglichkeit, diese Frage im Gegensatz zu früheren Entwürfen jetzt unbedingt zu bejahen. Auch ist er sich bewußt, daß Frankreich, das seit Napoleon I. nur Teilmobilmachungen gekannt hat, seine Armee jedenfalls nicht schneller mobilisieren kann als Deutschland. Auf deutscher Seite werden schon am zwanzigsten Mobilmachungstag die Gesamtstreitkräfte mit fast allen Trains, also operationsbereit versammelt sein. Es könnte jedoch vom Gegner der seinem impulsiven Nationalcharakter entsprechende Versuch eines strategischen Überfalls auf die Pfalz mit etwa 150000 Mann noch nicht auf Kriegsfuß augmentierter Grenztruppen gemacht werden. In diesem Falle würden die Ausschiffungspunkte der deutschen Hauptmacht einfach an den Rhein zurückverlegt und von dort aus dann die Offensive ergriffen werden.

Die deutschen Streitkräfte gliedern sich in drei Armeen: die erste unter Steinmetz 60000 Mann als rechter Flügel um Wittlich, die zweite unter Friedrich Karl 131000 Mann als Mitte bei Neunkirchen-Homburg, die dritte unter dem Kronprinzen 130000 Mann als linker Flügel bei Landau-Rastatt, dazu noch eine Reserve von 63000 Mann vorwärts Mainz; diese trat später unter Friedrich Karl. Zusammen 384000 Mann, eine Zahl, die, sobald Österreich nicht mehr zu fürchten ist, auf 484000 gesteigert werden kann. Außerdem werden noch die Küstenschutztruppen nachgezogen, wenn, was sich sehr bald zeigen muß, keine französische Landung versucht werden wird.

Über die Offensivoperation selbst ließ sich gar nichts weiteres vorher bestimmen als dies, daß die Armeen möglichst geschlossen einige Märsche auf französischem Boden vorrückten und dem Feind eine Angriffsschlacht lieferten, wo sie ihn fänden. Die Richtung für das Vorgehen, bei welchem die I. und III. Armee die Flanken der II. deckten, mußte Paris sein, aber nur deshalb, weil man auf diesem Wege am sichersten das Ziel, das feindliche Heer, erwarten durfte. Die auf dem geraden Wege Pfalz—Paris liegende Festung Metz sollte wegen des starken Abschnittes Metz—Diedenhofen und der Nähe Luxemburgs links umgangen und nur beobachtet werden. Spätestens an der

Mosellinie Lunéville—Pont à Mousson mußte es zu einer Entscheidung kommen. Im allgemeinen war, wie aus dem Gesagten hervorgeht, beabsichtigt, den Gegner von Paris und dem reicheren Süden nach dem Norden abzudrängen.

Die Grundlage dieses Planes, der wenig über die erste Aufstellung hinausging, war zusammen mit der bis auf die letzte Kleinigkeit vorbereiteten Mobilmachung, die seine exakte Ausführung ermöglichte, von ausschlaggebender Bedeutung für den ganzen Feldzug, wie umgekehrt die unrichtige erste Aufstellung der Franzosen den Erfahrungssatz aufs neue erhärtete, daß sich Fehler in der ursprünglichen Versammlung der Heere im ganzen späteren Verlauf kaum wieder gutmachen lassen.

Nach kurzer Zeit der äußersten Spannung, die durch die anscheinende Absicht des Gegners, jenen von Moltke in Rechnung gezogenen strategischen Überfall auszuführen, veranlaßt ist, beginnt der deutsche Einmarsch am 4. August mit dem Vorgehen des linken Flügels, der III. Armee, südwärts auf Hagenau gegen die Straßburger Gruppe des Feindes. Würde sie keine bedeutenden Kräfte vorfinden, so war ihr flankierendes Eingreifen in eine Entscheidungsschlacht in der Gegend von Saargemünd beabsichtigt, die womöglich alle drei Armeen gegen die vorwärts Metz befindlichen Hauptkräfte des Feindes schlagen sollten. Traf die III. Armee aber auf starke Kräfte im Süden, so konnten diese bei der auch in solchem Fall zweifellos vorhandenen numerischen Überlegenheit des Kronprinzen sofort durch einen Einzelangriff der III. Armee geworfen werden.

Nun bildeten aber die I. und III. Armee zwei weit vorgeschobene Flügel, während die II. Armee im Zentrum infolge der Zurückverlegung der Bahnausladepunkte am letzten Juli noch stark zurückhing und erst am 6. August vorwärts der Waldzone von Kaiserslautern versammelt sein konnte. Hätte der Gegner die Invasion der Pfalz bis zum 3. August ausgeführt, so wäre es nordöstlich Kaiserslautern zu einer deutschen Verteidigungsschlacht gekommen, in der die I. und III. Armee die II. durch ein Einschwenken nach den inneren Flanken aufs trefflichste unterstützt hätten. Aber noch der Befehl Moltkes vom 3. rechnete auf Grund des französischen Überfalls auf Saarbrücken vom Tage vorher mit einer solchen jetzt nur etwas weiter vorwärts gedachten Defensivschlacht für die nächsten Tage, in welcher die Rolle des rechten Flügels, der I. Armee, die gleiche wie zuvor bleiben sollte. Schon infolge seiner geringen Stärke und der bedeutenden Massierung des Gegners vor seiner Front war Steinmetz durchaus darauf angewiesen, sich der II. Armee nach Maßgabe ihres Fortschreitens unterzuordnen und ganz gemeinsam mit ihr zu handeln.

Während aber nun die starke III. Armee, mit ihrer Sonderaufgabe betraut, am 4. die Grenze überschritt, die schwachen Vortruppen der Straßburger Gruppe Mac Mahons bei Weißenburg zurückwarf und sich dann westwärts gegen Wörth wandte, wo sich Mac Mahon zusammenzog, fanden gegen den Willen und Befehl Moltkes Verschiebungen der I. Armee nach Süden statt, die am 6., dem Tag der Schlacht von Wörth, die völlig improvisierte, von lauter Bruchteilen der I. und II. Armee geschlagene Schlacht von Spichern-

Forbach herbeiführten. Steinmetz stand unter der Suggestion seiner Großtaten vom Jahre 1866. Wie er damals als Korpsführer beim Einmarsch durch die böhmischen Gebirgsdefileen sich und den Nachbarskorps durch seine kühne Offensive den Weg geöffnet hatte, so wollte er auch diesmal handeln. Vom 4. bis zum 6. hat er unausgesetzt gegen Moltkes Anordnungen remonstriert, da er der Ansicht war, vorne an der Saar eine viel wirksamere Offensivflanke bei einem feindlichen Angriff auf die II. Armee zu bilden als weiter rückwärts, und weil er von vorneherein die gegnerischen Kräfte auf sich ziehen zu müssen glaubte.

Dank der außerordentlichen Tapferkeit seiner Truppen, der vorzüglichen Gefechtsleitung der verschiedenen Korpsführer, die auch den Notbau einer Schlachtfront aus Splittern und Geröll statt aus Quadern aufzurichten verstanden, und dank dem unglaublichen Verhalten der französischen zweiten Linie unter Bazaine wurde freilich auch die Schlacht von Spichern gewonnen. Bei Wörth ergab sich ebenfalls eine Improvisation, aber nur insofern, als sich die Schlacht infolge der nahen Berührung der beiderseitigen Vorposten schon am 6. statt, wie es der Kronprinz wollte, am 7. entspann. Auch dieser Umstand hatte jedoch höchst mißliche Dinge zur Folge: Mac Mahon konnte sich der völligen Katastrophe, auf die der zu spät ausgegebene Armeebefehl des Kronprinzen mittels doppelter Umfassung abzielte, mit den Trümmern seiner Armee gerade noch rechtzeitig durch die Flucht über Zabern ins innere Frankreich, nach Châlons, entziehen. Und wegen sehr schlechter Kavallerieverwendung ließ sich in den ersten Tagen nach der Schlacht weder die Richtung seines Rückzugs noch der hohe Grad seiner Auflösung feststellen. So glich er einem gefährlichen Wild, das nicht zur Strecke gebracht, sondern bloß stark angeschossen im Dickicht verschwunden ist.

Der politische Gesichtspunkt war ja ein ganz anderer: von ihm aus konnte man sich wohl — ich erinnere an Treitschkes Gedächtnisrede über den Krieg — gar nichts Besseres wünschen als die endlose Reihe wie der Hammer Thors niederschmetternder Schläge. Vom strategischen Standpunkte aber muß, glaube ich, viel stärker, als es bisher geschehen ist, betont werden, daß es zu einer vollen, den Krieg vielleicht schon nach der zweiten Augustwoche beendenden Entscheidung gleich an der Grenze hätte kommen können, wenn die Umzingelung Mac Mahons bei Wörth geglückt und die Schlacht bei Spichern nicht geschlagen worden wäre. Wörth wäre dann bloß die Einleitung zu dem zweiten größeren Schlage vorwärts Metz gewesen, der die französische Hauptmacht durch Angriff der II. Armee in der Front und der beiden anderen durch Überflügelung hätte vernichten können. Diese rasche Entscheidung war das Ideal, welches Moltke schon vor dem Kriege und in greifbarerer Gestalt vom 4. bis 6. August vorschwebte. Zu dieser großen Gesamtschlacht aller deutschen Armeen ist es aber im ganzen Feldzug überhaupt nicht gekommen. Es gab kein Königgrätz in diesem Kriege, weil der Gegner keinen konzentrischen Rückzug antrat. Dagegen durfte man von großem Glück sagen, daß uns die Franzosen den Gefallen erwiesen, in der weitgedehnten und getrennten Doppelaufstellung bis zum 6. stehen geblieben zu sein. Sie hatten es getan, weil sie sich wegen ihrer mangelnden Bereitschaft nicht zur Offensive fähig fühlten, und weil sie

andererseits in politischer Rücksicht auf das Land Elsaß und Lothringen zugleich decken zu müssen glaubten. Jetzt, nach Spichern, wich auch die Hauptmacht zurück: auf Metz.

Moltke aber verwob nun sowohl den beabsichtigten, nur um 24 Stunden verfrühten Sieg von Wörth wie den ungewollten von Spichern mitsamt dem Schwergewicht des verdoppelten Triumphes, das der 6. August so unverhofft verlieh, in das Netz seines Planes. Denn die Strategie ist nach seinen eigenen Worten ein System der Aushilfen, das den ursprünglich leitenden Gedanken nur den jeweils sich ändernden Verhältnissen entsprechend fortbilden kann [1]).

Zwar hielt er immer noch die große Schlacht für möglich, denn er glaubte, daß sich die beiden feindlichen Heereshälften bei Saarburg (zwischen Straßburg und Metz) vereinigen würden. Das hätte ein Vorgehen der I. und II. Armee in südlicher Richtung und deren Anschluß an die III. veranlaßt. Erst der 9. August brachte von der Kavallerie die Aufklärung, daß der Feind hinter die Seille oder die Mosel zurückgewichen sei. Diese Nachrichten waren aber immer noch insofern sehr der Ergänzung bedürftig, als man von Mac Mahons exzentrischem Rückzug noch keine Ahnung hatte, ihn vielmehr mit der Hauptmacht vereinigt wähnte. Am 10. wurde darauf der deutsche Vormarsch nach Westen im alten Aufstellungsverhältnis der drei Armeen im Raume Saarlouis—Metz, Pfalzburg—Lunéville angetreten, die Kavalleriedivisionen, deren richtige Verwendung als Fühler und Schleier der Armeen seit Napoleon I. in Vergessenheit geraten war, zum ersten Mal als Aufklärungskörper großen Stiles weit voraus. Bei der starken Spannung der strategischen Lage, in der man auch mit der Möglichkeit eines neuen Vorgehens des Gegners rechnen zu müssen glaubte, und bei der technischen Schwierigkeit, die sich aus der Schwenkung von 14 Armeekorps mit 2 bisher gegen Österreich aufgestellten und nun im Nachrücken befindlichen Korps ergibt, übernimmt die oberste Heeresleitung vom 11. ab die unmittelbare Führung durch knappe Befehle statt der bisherigen Direktiven [2]). Die ganze Bewegung kennzeichnet sich als eine der großen reinlichen Operationen voll altnapoleonischen Geistes, auf die modernen und größeren deutschen Verhältnisse übertragen. Auch ist diese kaum einwöchige Führung für Moltke im siebziger Kriege einzigartig: nie mehr war es ihm nachher vergönnt, drei Armeen einheitlich auf engstem Raume zu leiten.

So wird der Moselabschnitt erreicht, an dem sich nach der Exposition des Aufmarsches und der Einmarschkämpfe der zweite große Akt des Kriegsdramas abspielen sollte. Jederzeit und zumal in dem Augenblick des deutschen Übergangs über die Mosel konnte sich der Gegner, der zunächst an der französischen Nied hielt und am 12. auf Metz zurückging, auf Teile der

[1]) Moltkes „Militärische Werke". Bd. II. Zweiter Teil. Moltkes „Taktisch-strategische Aufsätze aus den Jahren 1857—1871". Herausgegeben vom Großen Generalstabe. S. 293.

[2]) Vgl. Moser, Kurzer strategischer Überblick über den Krieg 1870/71. Neunte Auflage. S. 16.

Deutschen stürzen und so an einem Punkt und einem Tag die numerische Überlegenheit erreichen, die ihm im ganzen fehlte. Wurden noch dazu beim Flußübergang Fehler gemacht, so wuchs die Gefahr, die jedes derartige Unternehmen wegen der momentanen Trennung der eigenen Kräfte durch den Flußlauf mit sich bringt. Je näher man der Mosel kam, um so näher zog daher Moltke die I. und II. Armee zusammen, so daß bis zum 13. 300000 Mann zur Schlacht vorwärts Metz vereinigt werden konnten, während die III. Armee auf der Suche nach Mac Mahon im stetigen Marsche gegen Nancy—Lunéville verblieb. Als dann aber am 12. nachmittags der Beginn des feindlichen Rückzuges durch Metz über die Mosel erkannt war, wurde die II. Armee wieder in breiterer Front zum Flußübergang oberhalb Metz entfaltet und die I. geradeswegs auf Metz bis zur französischen Nied dirigiert. Letztere Armee deckte damit die rechte Flanke der II., falls der Gegner noch einen Vorstoß am rechten Ufer gegen diese beabsichtigte. Wagte der Gegner einen Angriff gegen die I. Armee, so vermochte umgekehrt die II. durch Einschwenken ihrer Kolonnen nach Norden den Feind in der Flanke zu fassen. Gingen aber die Franzosen durch Metz völlig zurück und am linken Ufer gegen die II. Armee vor, so konnte diese im Notfall auf die III. ausweichen, während die I. in der Lage war, bloß Beobachtungsposten vor Metz zurückzulassen, mit ihrer Masse nahe oberhalb der Festung die Mosel zu überschreiten und dem Gegner in den Rücken zu fallen[1]). Nachdem schon vorher eine Division der III. Armee zur Einschließung Straßburgs abgezweigt worden war, erhielt eine aus rückwärtigen Landwehr- und Reservetruppen neugebildete Division die Aufgabe, die Belagerung von Metz durch vorläufige Einschließung vorzubereiten.

Mit diesen Anordnungen kam Moltke trotz aller bisherigen Zwischenfälle fast bis auf den Wortlaut auf den Inhalt seines Operationsplanes zurück. Der Moment des Eintreffens an der Mosel aber hatte den letzten Meilenstein im ursprünglichen Gedankengang des Feldherrn gebildet. Das Ziel stand freilich auch weiterhin fest: Abdrängen des Gegners von Paris gegen die Nordgrenze und seine Vernichtung durch die große immer noch nicht geschlagene Entscheidungsschlacht. Aber noch mehr als vorher mußte es fortan den Ereignissen überlassen bleiben, den Weg zu diesem Ziele zu weisen.

Jedermann kennt die ewig denkwürdigen Augusttage vom 14. zum 18. mit ihrem um Metz geflochtenen Kranze blutiger Schlachten. Ich brauche nur daran zu erinnern, wie ein Unterführer bei Colombey-Nouilly in völlig richtiger Erkenntnis der strategischen Lage den Reigen begann, indem er gegen die noch am rechten Ufer dicht gehäuften Massen des Gegners vorstieß, um ihren Rückzug zu verzögern[2]); wie ein Korpskommandeur bei Vionville-Mars la Tour den Irrtum seines Armeeführers wett machte und, jeder

[1]) „Der deutsch-französische Krieg 1870/71." Redigiert vom Großen Generalstabe. Bd. I. Erster Teil. S. 443 f.

[2]) Daß, wie wir heute durch das französische Generalstabswerk wissen, der Rückzug des Gegners durch die Schlacht am 14. August tatsächlich nicht verlangsamt, sondern schon infolge der Verstopfung der Straßen westlich Metz durch die Trains unmöglich gemacht wurde, konnte v. d. Goltz natürlich nicht ahnen.

Unterstützung seiner nach Westen fortschreitenden Nachbarkorps zunächst entbehrend, allein die Last des furchtbaren Kampftages zugleich mit der Verantwortung auf sich nahm; und wie der König selbst als Heerführer, von seinem Generalstabschef beraten, bei Gravelotte-St. Privat allen vorangegangenen und noch andauernden Reibungen und Mißgriffen zum Trotz das gefährlichste aller Schlachtenmanöver, den Flankenmarsch längs der feindlichen Stellung, ausführte und unter völligem Frontwechsel und momentaner Preisgabe aller Verbindungen mit dem siegreichen Angriff zweier Armeen das erste große Fazit zog.

Von dem Vorwurf, die gestrafften Zügel am Vorabend der Schlacht von Mars la Tour wieder allzusehr gelockert zu haben, ist Moltke wohl nicht ganz freizusprechen. Prinz Friedrich Karl wurde auf diese Weise die Freiheit gewährt, am 16. im Widerspruch zu der vom großen Hauptquartier erlassenen Direktive eines kräftigen Angriffs gegen die von Metz auf Verdun laufenden Straßen seiner eigenen Auffassung gemäß zu handeln und den Feind, den er schon viel weiter gegen die Maas fortgeschritten glaubte, im Vormarsch nach Westen statt nach Norden aufzusuchen. Aber Moltke konnte selbst unmöglich wissen, daß Bazaine nicht nur durch die natürliche Anziehungskraft des großen Waffenplatzes, sondern auch durch politische Berechnungen verlockt, damals noch unmittelbar hinter Metz stand und die Festung wohl überhaupt nicht verlassen wollte.

So erweisen diese Tage aufs neue, und eindringlicher als zuvor, auch die glänzendste Strategie als ein System bloßer Aushilfen. Man hatte während des Moselüberganges endlich erfahren, daß Mac Mahon nach Châlons entkommen und dort eine neue Armee in Bildung begriffen sei. Man befand sich also wieder mit vollem Bewußtsein auf der inneren Linie zwischen den beiden weiter als jemals zuvor getrennten feindlichen Heeresgruppen. Statt daß aber nun wenigstens Bazaine, wie es Moltke am 16. zum ersten Mal in seinem Befehl als das große Endziel der Operation ausspricht, an die Nordgrenze gepreßt und so vernichtet wird, kann er nur in die Festung geworfen werden, wo er sich noch monatelang gegen zwei Einschließungsarmeen zu halten vermag. Denn ein sofortiger Sturm auf die Werke erschien wegen der ungeheuren Verluste der drei Metzer Schlachttage nicht rätlich[1]), und die Belagerung mit schwerem Geschütz, die Moltke, wie wir hörten, unmittelbar vor den Metzer Schlachten in Aussicht genommen hatte, war nun wohl wegen der hiefür im vorliegenden Fall immerhin ungenügenden Truppenzahl Friedrich Karls wie auch in Rücksicht auf die begrenzte Anzahl schwerer Geschütze nicht mehr ausführbar: diese mußten jetzt, da die endgültige Entscheidung wiederum ausgeblieben war, für den Angriff auf

[1]) Vgl. Woide, Die Ursachen der Siege und Niederlagen im Kriege 1870. Aus dem Russischen übersetzt von Klingender. Bd. II, S. 103 ff. — v. Scherff, Kriegslehren in kriegsgeschichtlichen Beispielen der Neuzeit. Heft 4, S. 14 ff. — „Die Festung in den Kriegen Napoleons und der Neuzeit." (Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik. Bd. IV.) Herausgegeben vom Großen Generalstabe. S. 233 ff. Die beiden letztgenannten Werke auch zum folgenden.

Paris aufgespart werden. Man muß sich also mit einem langfristigen Wechsel begnügen, dessen sicherer Verfall freilich den höchstmöglichen Gewinn darstellt: die Übergabe der französischen Hauptarmee mit der Festung in deutsche Hände.

Und der nun zum ersten Mal stark in den Vordergrund tretende und fast die Hälfte der Gesamtkräfte absorbierende Festungskrieg hemmte dennoch nicht den blitzähnlichen Fortgang der Operation gegen die einzige noch im freien Feld vorhandene Armee des Kaiserreichs. Während 7½ Korps unter Friedrich Karl mit dem langwierigen „Schließeramt" betraut werden, wird noch am 19. der dritte Aufmarsch des Feldzugs durch die Abtrennung einiger Korps von der II. Armee eingeleitet und diese neue, Maas-Armee genannte Einheit unter Kronprinz Albert von Sachsen nebst der II. Armee, die einen Teil zur Belagerung Touls zurückließ, auf Châlons in Marsch gesetzt. Die Kriegsgeschichte kennt wenig Beispiele, wo veränderten Verhältnissen in gleich raschem und weitreichendem Entschluß Rechnung getragen worden ist, wie am Vormittag des 19. August[1]).

Indem bei dem neuen Vormarsch die III. Armee der Maas-Armee immer um einen Tagemarsch vorausblieb, um den Feind, wo er standhielt, in Front und rechter Flanke anzugreifen, wurde das alte Operationsziel der Abdrängung von Paris in nördlicher Richtung zum leitenden Gedanken auch des letzten Abschnittes im Kriege gegen das Kaiserreich. Auch über ihn darf ich mich kurz fassen.

Die Trennung der beiden französischen Gruppen, die sich wie der Fluch der bösen Tat des ersten Aufmarsches von Tag zu Tag gesteigert hatte, schien nun endgültig geworden. Hätte Moltke einen Ersatzversuch Mac Mahons für wahrscheinlich gehalten, so hätte er vielleicht von jener Linksstaffelung seines Vormarsches abgesehen, da in solchem Falle die Bewegung, welche die Abdrängung von Paris im Auge hatte und, an sich betrachtet, mehr eine Operation auf der äußeren Linie darstellte, mit der Notwendigkeit, sich dem Entsatzmarsch rechtzeitig vorzulegen, in Konflikt geraten konnte. Aber gerade diese strategische Staffelung hat dann doch wieder den in ganz anderer Richtung erzielten gewaltigen taktischen Schlußerfolg vom 1. September vorbereitend gefördert. Es ist bekannt, wie wieder einmal das gänzlich Unerwartete eintrat und Mac Mahon, lediglich dem politischen Drucke von Paris nachgebend, statt auf Paris auszuweichen, sich anschickte, die seit dem Beginn des Feldzuges bestehende Trennung aufzuheben, Bazaine zu befreien und so den Gegner selbst schließlich zwischen zwei Feuer zu bringen. Es ist bekannt, wie er zögernd und halben Herzens den großen Kreisbogen im Norden beschrieb, wie dagegen Moltke, mit allen jenen Eigenschaften der genialen Entschluß- und Ausführungskraft ausgestattet, die dem französischen Feldherrn mangelten, seine acht Korps im letzten Augenblick nach Norden herumwarf und, auf der Sehne des Kreisbogens durch das schwierige Gelände des

[1]) v. Scherff, Kriegslehren in kriegsgeschichtlichen Beispielen der Neuzeit. Heft 4, S. 14.

Argonner Waldes marschierend, dem Gegner gerade noch am linken Maasufer zuvorkam. Auf die in Aussicht genommene Mitwirkung zweier Korps Friedrich Karls, die seine Einschließungsarmee bedenklich schwächen mußte, konnte schließlich verzichtet werden. Und nachdem schon vom ersten Moment des Rechtsabmarsches an ins Auge gefaßt war, dem Gegner sowohl den Entsatzmarsch auf Metz wie auch den Rückzug auf Paris zu verlegen, entstand seit dem 29., dem Vorabend der Schlacht von Beaumont, der Gedanke der vollen Umzingelung Mac Mahons durch die Schlacht. Sedan ist so nur das Resultat einer der großartigsten strategischen Kombinationen aller Zeiten. Im ganzen vierzehntägigen Feldzug von Sedan gibt es für die offizielle Geschichtschreibung nichts zu vertuschen, für die inoffizielle nichts zu bemängeln, und in der großen Schlacht selbst greifen die beiden kronprinzlichen Armeen wie die zwei Hälften einer Zange mit mathematischer Genauigkeit am entscheidenden Punkte ineinander: eine Bewegung, die im Betrachter trotz aller Greuel dieser Schlußkatastrophe dieselbe ästhetische Befriedigung erweckt, welche die Harmonie eines vollendeten Kunstwerkes einflößt. Die entsagungsvolle Strategie der Aushilfen wird hier von einem taktischen Schlußerfolg gekrönt, an den die kühnsten Hoffnungen nicht heranreichen konnten.

Was aber nun weiter? Daß jetzt zum erstenmal Paris selbst als die Hauptstadt — und als solche hat ja Paris bei der straffen französischen Zentralisation eine ganz spezielle Bedeutung — und als der Mittelpunkt des ferneren Widerstands zum Ziel der Operation wurde, war für Moltke selbstverständlich. Er glaubte jedoch, noch ehe er die Armeen vor Paris geführt hatte, an eine baldige derartige Zersetzung der dortigen Zustände, daß ihm die Erneuerung des ernstlichen Kampfes zweifelhaft schien. Und noch einige Tage nach der am 19. September vollzogenen Einschließung schrieb er nach Hause, er hoffe Ende Oktober in Creisau Hasen zu schießen[1]).

Es ist die schwächste strategische Situation, die mit dem 19. September beginnt[2]), und zwar für beide Gegner. Die einzige noch übrige Feldarmee Frankreichs ist in Metz zerniert, die, wenn auch mit wunderbarer Raschheit neu geschaffene, doch noch ungeordnete Widerstandskraft in der Hauptstadt eingeschlossen. Aber auch die deutschen Streitkräfte sind zunächst an vier Punkten festgelegt, vor Paris, Metz, Straßburg und Toul, und die keilförmig bis ins Zentrum des feindlichen Landes vorgetriebene Hauptmacht entbehrt, solange Toul standhält, jeder durchgehenden Bahnverbindung mit der heimatlichen Basis, während der Gegner über ein reich entwickeltes Bahnnetz und freie Kommunikation zwischen seinen Westhäfen und dem neutralen Ausland — Belgien, England und Amerika — verfügt[3]).

[1]) „Moltke in der Vorbereitung und Durchführung der Operationen." S. 151. (Aus den Denkwürdigkeiten. Bd. IV, S. 198.)

[2]) Vgl. Moser, Kurzer strategischer Überblick über den Krieg 1870/71. S. 27.

[3]) Vgl. Blume, Feldzug 1870/71: Die Operationen der deutschen Heere von der Schlacht bei Sedan bis zum Ende des Krieges. Dritte Auflage. S. 28. — „Moltke in der Vorbereitung und Durchführung der Operationen." S. 160. — Zum folgenden Blume, a. a. O. S. 29 ff.

Als Toul am 23., Straßburg am 28. September fielen, war wenigstens eine Bahnlinie als rückwärtige Verbindung bis Nanteuil, 50 km von der Zernierungslinie, vorhanden, wo ein zerstörter Tunnel die Bahn unterbrach, und die Aussicht auf weiteren Ausbau durchgehender Schienenstränge war gegeben. Aber zur vollen Erreichung dieses letzteren Zieles mußte noch eine Menge kleinerer und größerer Festungen niedergekämpft werden: außer Metz La Fère, Soissons, Thionville, Montmédy, Mézières im Norden, Schlettstadt, Belfort und Langres im Süden. Der Feldkrieg war mit einem Schlage in den Festungskrieg umgewandelt. Hier aber war der einzige schwache Punkt in der so glänzenden Kriegsausbildung des deutschen Heeres: man besaß keine eigene Kriegserfahrung in der Bekämpfung von Waffenplätzen, zumal der größten, man stak mit der Organisation auf diesem Gebiet noch in den Kinderschuhen. Vor Paris spielte sich ja überhaupt der erste große Festungskampf der Kriegsgeschichte ab, auf dessen Verlauf die Verwendung der Eisenbahnen wesentlichen Einfluß gewann[1]). Es vollzog sich hier eine Art Ausgleich zwischen den beiden Gegnern: wenn die französische Heeresleitung, wie ich es bei Bazaine angedeutet habe, den Wert der Festungen überschätzte und die Gefahr einer Anklammerung der Feldarmee an die Festungen verkannte, so hat die deutsche Heeresleitung infolge des allgemeinen, durch Napoleon I. herbeigeführten Wandels in den Grundsätzen der Kriegführung und auf Grund ihrer eigenen großartigen Erfolge im offenen Feld die Widerstandskraft der Festung unterschätzt und von Haus aus die Vorbereitung zum Festungskrieg allzusehr über dem Feldkrieg vernachlässigt.

Wie dies besonders in der Hauptfrage, der Bekämpfung von Paris, zum Ausdruck kam, ist bekannt[2]). Nachdem man aus berechtigter Scheu vor einem neuen furchtbaren Aderlaß die Überrumpelung der Riesenfestung im Moment des Einschließens unterlassen hatte — erst nachträglich hat sich herausgestellt, daß eine solche bei der mangelnden Bereitschaft der Werke möglich gewesen wäre —, handelte es sich darum, ob die Absperrung allein rasch zum Ziele führen werde oder ob sie die Vorstufe eines mehr oder

[1]) „Die Festung in den Kriegen Napoleons und der Neuzeit." Herausgegeben vom Großen Generalstabe. S. 274.

[2]) Aus der außerordentlich großen Literatur, welche für die Frage der Bekämpfung von Paris neben dem Quellenwerk der militärischen Korrespondenz Moltkes hauptsächlich in Betracht kommen, erwähne ich: v. Verdy du Vernois, Im Großen Hauptquartier 1870/71. 1895. — Graf v. Blumenthal, Tagebücher 1866 und 1870/71. 1902. — v. Blume, Die Beschießung von Paris 1870/71 und die Ursachen ihrer Verzögerung. 1899. — v. Müller, Die Tätigkeit der deutschen Festungsartillerie 1870/71. Ergänzungsheft: Zur Beschießung von Paris 1870/71. 1904. — „Die Festung in den Kriegen Napoleons und der Neuzeit." Herausgegeben vom Großen Generalstabe. 1905. — „Moltke in der Vorbereitung und Durchführung der Operationen." Herausgegeben vom Großen Generalstabe. 1905. — v. Blume, Die Mobilmachung 1870/71 (Militär-Wochenblatt 1905, Nr. 37—39, S. 894 ff.). — Marcks, Kaiser Wilhelm I. 1897. — Delbrück, Bismarck-Historiographie (Preußische Jahrbücher 1899, S. 461 ff.). — Busch, Das deutsche Große Hauptquartier und die Bekämpfung von Paris. 1905. — Für meine eigene Auffassung abschließend ist neben Busch der Aufsatz von Blume im „Militär-Wochenblatt".

minder förmlichen Angriffs mittels Sappe und schwerer Artillerie bilden müsse. Moltke hielt zwar, wie wir schon hörten, den ganzen September hindurch auf Grund der politischen und militärischen Zerrüttung, die er beim Gegner voraussetzte, den baldigen Fall der Hauptstadt für wahrscheinlich. Um diesen aber sicher herbeizuführen, hatte er gleich nach der Schlacht von Sedan die schleunige Heranziehung möglichst vieler schwerer Geschütze — von Toul aus, das sich damals noch hielt, eventuell mittels Landtransportes — durch das Kriegsministerium veranlaßt. Mit diesen Geschützen sollte der ernsthafte Angriff auf Paris in der letzten Septemberwoche begonnen werden. Toul aber ist 300 km von Paris entfernt, und der Landtransport von hier aus hätte über 4000 Wagen und über 10000 Zugpferde erfordert, die schlechterdings nicht vorhanden waren. Selbst angenommen, Moltke habe gewußt, daß das Kriegsministerium schon im August, außer den für Straßburg bestimmten, vorsorglich wenigstens 250 Geschütze als zweiten Belagerungspark aufgestellt hatte, so muß man doch zugeben, daß die für die Mobilmachung und den Transport unbedingt nötige Zeit um viele Wochen zu kurz berechnet war. Als aber dann Toul kapituliert hatte und der Geschützpark nebst erster Munitionsrate bis Ende Oktober in Nanteuil entladen war, da war auch die Widerstandskraft des Verteidigers von Paris derart erstarkt, daß ein förmlicher Angriff nur mit noch bedeutenderen Mitteln Erfolg versprochen hätte, die jedoch wegen der Menge der zu belagernden kleineren Festungen durchaus fehlten. Für ein rascheres abgekürztes Angriffsverfahren endlich, das, wenn Anfang November begonnen, die Kapitulation wahrscheinlich schon im Dezember hätte herbeiführen können, standen wieder keine militärisch organisierten Fuhrparkkolonnen zum Landtransport der Belagerungsmittel von Nanteuil aus zu sofortiger Verfügung, weil man ihre Aufstellung bei der Mobilmachung versäumt hatte. Die Bahn freilich wurde Ende November bis Lagny weitergebaut. Aber erst auf das Eingreifen des Königs hin wurden solche Kolonnen Anfang Dezember organisiert und damit endlich der Angriff in Fluß gebracht, nachdem sich das Hauptquartier längst in die zwei sich immer heftiger befehdenden Parteien der „Schießer" und der „Nichtschießer" gespalten hatte.

Erstere waren bekanntlich von Bismarck und Roon, letztere von Moltke geführt. So standen sich allmählich die Ressorts der Kriegsverwaltung und der Kriegsexekutive, ebenso wie die staatliche und die militärische Oberleitung mit ihren in genialen Persönlichkeiten und deren Anhang verkörperten Gegensätzen fast feindselig gegenüber. Die allgemeine Kriegsmüdigkeit, die vor weiteren Opfern zurückscheute, konnte nebst gewissen politisch-persönlichen Einflüssen die Initiative nur verringern: „Nach den glänzenden Siegen an der Loire und im Norden sitzt unsere große Pariser Armee nach wie vor still, ob fest ‚gemauert', oder ob ihr wie Thor ‚ein weiblich Gewand die Knie umwallt' und am Gehen hindert, Gott weiß es, aber betrübend ist es, und Menschen kostet es mehr wie jeder Sturm", so lautet Bismarcks Glosse noch am 7. Dezember[1]). Mit wachsender Besorgnis erwog er in dem Augenblick,

[1]) Bismarcks Briefe an seine Gattin aus dem Kriege 1870/71. S. 65.

als die Russen die Pontusfrage aufrollten und die mannigfachsten inneren Widerstände gegen die Verwirklichung des Reichsgedankens noch kaum überwunden schienen, die bisher glücklich abgewandte, aber jetzt neuerdings drohende Einmischung des neutralen Auslandes und die der deutschen Einigungsfrage schädlichen Verstimmungen im Inland, die wegen des „nach den schnellen und eklatanten Erfolgen des Sommerfeldzuges" doppelt unerfreulichen und unverständlichen Stillstandes der Operationen vor Paris entstehen mußten. Alle diese Bedenken kommen rückhaltlos in dem eigenhändigen Schreiben König Wilhelms an Moltke und Roon vom 28. November zum Ausdruck, das selbst wieder die Folge eines Bismarckischen Immediatberichtes war.

Moltke allerdings war wenigstens von jenen Einflüssen, auf die Bismarcks Brief vom 7. Dezember anspielt, durchaus unberührt. Bei ihm aber hatte sich in der zweiten Oktoberhälfte unter dem Drucke der Transportschwierigkeiten ein Umschwung über die Art der Bekämpfung von Paris herausgebildet. Obgleich er als äußerstes Mittel immer noch die Wegnahme einiger Forts und die dann folgende Beschießung eines Stadtteils im Auge behielt, so kam er nun doch immer mehr auf einen schon fünfundzwanzig Jahre zuvor ausgesprochenen Grundsatz zurück, daß Städte schon von einer halben Million Einwohner nur durch Aushungerung bezwungen werden könnten. Nachdem einmal die Verschleppungsfehler gemacht waren, ist in der Tat Paris schließlich der Aushungerung und nicht der Beschießung erlegen, und diese konnte, so sehr sie unzweifelhaft zur moralischen Hebung der Belagerungsarmee beitrug, kaum mehr einen allerletzten kleinen Druck ausüben[1]).

Es kam aber noch etwas anderes hinzu, um diesen Umschwung der prinzipiellen Anschauung bei Moltke zu fördern: der Umschwung der Lage auf dem Kriegstheater. Wir berühren hier den zweiten Punkt, in dem nach Sedan eine Unterschätzung des Feindes auf deutscher Seite zutage getreten war. Auch sie entspricht dem Entwicklungsgang des preußisch-deutschen stehenden Heeres. Aber gerade sein letzter großer Bildner, König Wilhelm, war es, der im September als einziger dem Triumphgefühl seiner Umgebung die Erinnerung an seine eigenen Jugenderfahrungen und die französischen Volksaufgebote von 1814 mit den Worten entgegengehalten hatte: „Warten Sie nur ab, jetzt fängt der Krieg erst an"[2]). Schon seit Anfang Oktober begann mit der Aufstellung von feindlichen Armeen in den Provinzen der Feldkrieg in steigendem Maße Moltkes Aufmerksamkeit wieder zu fesseln. Es kam schließlich so weit, daß der General den schweren Belagerungspark nicht nur als einen gefährlichen Zielpunkt für den Angriff der französischen Entsatzheere, sondern auch als eine Fessel für die Bewegungsfreiheit der Zernierungsarmee empfand, ja daß er sich sogar wegen der Schwäche der Gesamtkräfte bereits mit dem Gedanken vertraut machte, im Fall einer verlorenen Feldschlacht die Einschließung aufzugeben, um zunächst im Feld die Überlegenheit wieder herzustellen. Er hätte also den Verlust des ganzen

[1]) Vgl. Die Festung in den Kriegen Napoleons und der Neuzeit. S. 268 ff.
[2]) Marcks, Kaiser Wilhelm I. S. 287 f.

für ihn unbeweglichen Belagerungstrains mit in Kauf genommen und auf seine Wiedergewinnung erst bei der Kapitulation der Hauptstadt gerechnet, die dann lediglich durch die wiederaufgenommene Zernierung zu Wege gebracht werden sollte. Erst als diese Krisis durch die Feldsiege vom Anfang Dezember beseitigt war, trat der Gedanke an die Fortführung des Festungskrieges wieder mehr in den Vordergrund und bekam gleichzeitig auch den rechten Impuls durch die neuen Waffenerfolge in den Provinzen.

Diesem Feldkrieg gegen die Republik und Gambettas Armeen haben wir uns nun noch zuzuwenden. Gegen die Loire-Armee entsandte Moltke Anfang Oktober aus der Pariser Einschließungslinie, die dafür durch Teile der vor Toul und Straßburg gelegenen Streitkräfte Ersatz fand, von der Tann, den Kommandeur des I. bayrischen Korps, mit drei Infanteriedivisionen und einer Kavalleriedivision. Er sollte einen kurzen Vorstoß über Orléans hinaus zur Vertreibung der in Tours etablierten Delegation der Pariser Regierung, dann aber eine überraschende Operation auf Bourges und Châteauroux zur Zerstörung der dortigen Ausrüstungszentren des Feindes ausführen. Denn diese konnten, wie Moltke wohl wußte, die feindlichen, der Artillerie und der Trains bisher völlig ermangelnden Neuorganisationen erst zu mobilen Armeen machen. Diese Operationen kamen jedoch der immer anwachsenden numerischen Überlegenheit des Feindes gegenüber, der dabei einer starken Waffenentscheidung auswich, nicht zur Ausführung. Tann mußte sich vielmehr auf die Festhaltung des wichtigen Brückenkopfes Orléans beschränken. Da hiezu das I. bayrische Korps genügte und sich jetzt auch im Westen stärkere feindliche Kräfte zeigten, so löste Moltke die 22. Infanteriedivision und 4. Kavalleriedivision aus dem Verbande Tanns und stellte sie bei Chartres auf. Werder, der Straßburg zu Fall gebracht hatte, war von dort mit dem neuformierten badisch-preußischen XIV. Korps über die Vogesen in Marsch gesetzt worden. Durch zwei Reservedivisionen verstärkt, hatte er die dauernde Aufgabe der Flanken- und Rückensicherung und des Festungskrieges im Südosten Frankreichs in der Gegend von Belfort—Besançon.

Seit Ende Oktober befinden sich demnach, außer mehreren vom Pariser Zernierungsring nach Nordwesten und Westen vorgeschobenen gemischten Detachements, drei größere strategische Deckungs- und Aufklärungskörper bei Chartres, Orléans und Gray[1]). Als es sich hinter dem dichten Schleier der französischen Vortruppen schon überall und besonders im Süden gefahrdrohend zu regen begann, kam der Heeresleitung das große Ereignis der Kapitulation Bazaines zu Hilfe. Der schwache Ring um Paris konnte durch ein Korps Friedrich Karls verstärkt, im übrigen die bisherige Defensive wieder mit einer allseitigen Offensive vertauscht werden. So wurde der Prinz mit drei Korps und einer Kavalleriedivision in die Lücke zwischen Tann und Werder, der den Vorstoß in der linken Flanke zu begleiten hatte, in der allgemeinen Richtung auf Bourges dirigiert, während Manteuffel, der Nachfolger von Steinmetz, mit der durch die verschiedensten kleineren Festungsunternehmungen

[1]) Vgl. Moser, Kurzer strategischer Überblick über den Krieg 1870/71. S. 30.

geschwächten I. Armee von Metz den Vormarsch nördlich der Marne antrat, um die Pariser Zernierung von der Oise bis zur unteren Seine zu decken.

So erweitert und kompliziert sich die Kriegshandlung nach allen Seiten; der Telegraph gelangt zu besonderer Bedeutung, indem er dazu beiträgt, die Einheitlichkeit der Gesamtoperation zu gewährleisten[1]). Aber je weiter die einzelnen Kriegsschauplätze entfernt sind, um so weniger vermag Moltke mit strikten Befehlen einzugreifen. Der in langer Schulung unter dem bisherigen außerordentlichen Einflusse der Moltkeschen Führung herangereiften Selbsttätigkeit der Armee-, Korps- und Detachementführer bietet sich somit eine Menge neuer und großartiger Aufgaben. Im allgemeinen zeigen die Bewegungen das interessante Bild eines Influßkommens der im Rücken der Hauptzernierung zu kleineren Zernierungs- und Belagerungsringen erstarrten Massen, die sich strahlenförmig nach vorwärts-seitwärts und nach vorwärts in Bewegung setzen, um mit den Hauptteilen nach den drei verschiedenen Kriegstheatern der Mitte, des Südostens und des Nordens vorzustoßen, mit anderen Teilen die wiederholte Speisung der Pariser Zernierung zu vollziehen, mit wieder anderen die rückwärtigen Verbindungen durch neue Beobachtung, Einschließung und Belagerung einzelner Sperrpunkte zu sichern und zu erweitern: ein System wohlgeordneter Kräfte, die in ihrer exzentrischen Bewegung dennoch alle zum Zentralpunkt der Kriegshandlung, zur Einschließung von Paris, in Beziehung stehen. Die Hauptaufgabe ist die Zersprengung der feindlichen Entsatzmassen.

Die Operation der Franzosen mußte dagegen aus einer großen konzentrischen Offensive gegen die Pariser Zernierungsarmee bestehen. Am 9. November wurde Tann von dreifacher Übermacht bei Coulmier zum Rückzug gezwungen. Es war der erste heiß ersehnte Waffenerfolg der Franzosen, der ihre Hoffnungen allerorten neu belebte. Die deutsche Heeresleitung hatte auf Grund der ersten Meldungen Tanns über die Bedrohung seines rechten Flügels schon kurz zuvor neue Maßnahmen zur einheitlichen Sicherung gegen Südwesten getroffen, indem sie die aus der Zernierung ausscheidende 17. Infanteriedivision mit der 22. von Chartres, dem I. bayrischen Korps und drei Kavalleriedivisionen zu einer Armeeabteilung unter dem Großherzog von Mecklenburg vereinigte und diesem den Aufmarsch in der Linie Chartres—Châteaudun auftrug. Dem lag die Annahme einer Linksschiebung der feindlichen Loire-Armee zur Vereinigung mit den westlichen Kräften und die Absicht ihrer Zersprengung in Richtung Le Mans oder Tours zugrunde. Diese Auffassung war aber falsch: die Loire-Armee blieb bei Orléans, und die feindlichen Bewegungen im Westen waren bloße Unternehmungen des kleinen Parteigängerkrieges. Die Aufklärung über die wahren Absichten des Gegners war eben unendlich schwierig, da man überall hinter dem Vorpostenschleier auf bewaffnete Banden stieß. Und die gleiche Erscheinung war die Ursache, daß der Großherzog Tage und Wochen lang, wie das Moltke sofort voraussah, den Schwerpunkt nicht erkennen konnte, gegen den mit versammelten

[1]) Vgl. ebenda S. 32.

Kräften der Stoß zu führen war. Es gab im Westen überhaupt keinen solchen Schwerpunkt; diesen Massen wohnte etwas Gallertartiges oder besser etwas Queckſilbriges inne; sie stieben beim ersten Anstoß auseinander, ballen sich wieder zusammen, schieben sich hin und her und sind so unfaßbar. Daher kam es, daß der Großherzog lauter Zickzackmärsche ausführte, bis er von Moltke die Richtung nach Osten, erst auf Beaugency, dann — noch näher heran — auf Châteaudun zur Vereinigung mit Friedrich Karl erhielt.

Denn auch für den Prinzen mußte sich Moltke nach dem Tag von Coulmiers mit geringeren und näher liegenden Zielen als den ursprünglich gedachten bescheiden. Statt auf Bourges, das alte Operationsziel Moltkes im Süden, hatte Friedrich Karl jetzt zur direkten Sicherung der Straße Paris—Orléans in gerade westlicher Richtung zu marschieren. Und je näher er der Loire kam, um so sicherer bewies die fanatische Haltung der Bevölkerung, die ihn an die spanische Erhebung gegen Napoleon I. gemahnte, daß sich bei Orléans ein großes Widerstandszentrum befand [1]). Ende November ist die Vereinigung auf der Linie Beaune la Rolande—Châteaudun gegenüber der Loire-Armee d'Aurelles' vollzogen, die groß gedachte strategische Offensive auf Bourges war unter dem Druck der eigenen Angriffsgefahr schrittweise in eine konzentrische Angriffsbewegung Friedrich Karls und der Armeeabteilung gegen Orléans—Beaugency und endlich in eine bloße defensive Frontalaufstellung nördlich Orléans zusammengeschrumpft.

Der Angriff des Gegners brachte den Deutschen, die sich hier, von den Festungsschlachten abgesehen, zum ersten Male verteidigungsweise verhalten, die zwei Siege von Beaune la Rolande und Loigny—Poupry und nach der eigenen Angriffsschlacht von Orléans, welche die Loire-Armee in drei Teile auseinandersprengte, die Wiedereroberung dieser Stadt. Da auch im Norden durch Manteuffel — bei Amiens — der Sieg errungen ist und Werder Garibaldi bei Dijon zurückgewiesen hat, so ist die schwere Krisis in den ersten Dezembertagen überall glücklich überwunden. Aber kaum ist die große Umschnürung zerrissen, so drängt nun Moltke den Prinzen über die Loire hinaus zur Wiederaufnahme der großen Offensive in Richtung Bourges—Nevers—Chalon-sur-Saône, wobei sich Zastrow mit seinem VII. Korps, das sich noch bei Metz und den nördlichen Festungen befand, und Werder sukzessive anzuschließen hätten. Ausnützung des Sieges durch lebhafteste Verfolgung ohne Rücksicht auf Paris, energischer Angriff auf die größeren Massen, ehe sie sich wieder neu konsolidieren, als einziges Mittel zur Bekämpfung der Volkserhebung, das zugleich auch am besten die rückwärtigen Verbindungen, das Elsaß und die Belagerung von Belfort deckt, Vernichtung des letzten Feldheeres vor dem Beginn der Friedensverhandlungen, Zerstörung „des Prestige der noch nie von einem Feinde überschrittenen Loire": das sind die neuen großen Offensivgedanken Moltkes [2]). Sogar einen Zug auf Lyon, das Südostzentrum des Gegners, faßt er bereits ins Auge.

[1]) Vgl. Hoenig, Der Volkskrieg an der Loire im Herbst 1870. Bd. I, S. 222 ff.
[2]) Militärische Korrespondenz. Dritter Teil. Zweite Abteilung. S. 425 f.

Doch der Prinz hatte von Anfang an eine andere Auffassung. Es war, ehe diese Weisungen Moltkes einliefen, eine Verzettelung seiner Korps eingetreten, ähnlich derjenigen vom 15. August vor der zweiten Moselschlacht. Freilich aus anderer Ursache: während er damals nicht rasch genug zur Maas eilen zu können glaubte, um Bazaine noch abzufangen, hielt er jetzt die Loire für seine strategische Grenze, von der er sich nicht entfernen dürfe, um eine gefürchtete Umgehung seines Ostflügels, einen Rechtsabmarsch des Feindes auf Paris rechtzeitig zu vereiteln. Der exzentrische Rückzug d'Aurelles' aber, den er, ohne Kenntnis über den Zustand allgemeiner Auflösung beim Gegner, für eine Falle ansah, hatte ihn veranlaßt, seine eigenen Kräfte nach Osten, Süden und Westen auseinanderzuziehen, was einen unwiederbringlichen Zeitverlust verursachte. Und als dann die feindliche Deroute bekannt wurde, da hatte ihn die andere Erwägung, daß der Krieg beendet sei und den erschöpften Truppen keine unnötigen Anstrengungen mehr zugemutet werden dürften, von kräftiger Verfolgung abgehalten[1]).

Beide Annahmen waren unrichtig; die neu entflammte Initiative Frankreichs war noch lange nicht zu Ende, der kraftvolle Chanzy wurde im Süden der Held des weiteren Kampfes, aber dieser sollte sich westlich, nicht östlich Orléans abspielen. Die dreitägige Schlacht von Beaugency, in der der Großherzog gegen fast dreifache Überlegenheit Sieger blieb, bildet den Beginn des neuen Dezemberfeldzuges. Weiter als zum Loir vermochten jedoch die Deutschen dem auf Le Mans zurückgehenden Chanzy nicht zu folgen. Auch auf dem nördlichen Kriegsschauplatz erschien eine größere Ruhepause erwünscht, nachdem sich ein Handstreich auf Le Hâvre als untunlich erwiesen hatte.

Zudem begann Moltke zu erkennen, daß die bisherigen numerischen Kräfte bei der immer größeren räumlichen Ausdehnung der Kriegshandlung, dem Auftreten immer neuer feindlicher Armeen und der allein in Norddeutschland schon im November auf 263000 Mann angewachsenen Zahl der Kriegsgefangenen nicht mehr genügten. Er stellte daher beim Kriegsministerium unter Hinweis auf die fast unversieglich scheinenden Hilfsmittel des feindlichen Landes den dringenden Antrag auf die sofortige Aufstellung von etwa 100 Bataillonen zu je 600 Mann für den Inlanddienst als vorläufiges Minimum, und, wenn nötig, selbst aus dem Landsturm, also unter Umgehung der gesetzlichen Bestimmungen. Roon hat das Ersuchen gereizt abgelehnt, aber schließlich im Januar doch noch Mittel und Wege gefunden, um Moltkes Anforderungen gerecht zu werden[2]). Gleichzeitig aber mit diesem Antrag beim Kriegsministerium, am 15. Dezember, erließ Moltke Direktiven an die I. und II. Armee, die im Gegensatz zu seinen früheren Plänen von seiner abermaligen Selbstbeschränkung im Felde Zeugnis ablegen. „Die allgemeinen Verhältnisse", heißt es hier, „machen es notwendig, die Verfolgung des Feindes nach erfochtenem Siege nur so weit fortzusetzen, wie erforderlich, um seine Massen der Hauptsache nach zu zersprengen und deren Wieder-

[1]) Hoenig, Der Volkskrieg an der Loire. Bd. VI, S. 221 ff.

[2]) Vgl. Lehmann, Die Mobilmachung von 1870/71, S. 138 ff., und v. Blume, Die Mobilmachung von 1870/71 (Militär-Wochenblatt 1905, Nr. 39, S. 923 ff.).

versammlung auf längere Zeit unmöglich zu machen. Wir können ihm nicht bis in die letzten Stützpunkte, wie Lille, Hâvre und Bourges folgen, nicht entfernte Provinzen wie Normandie, Bretagne oder Vendé dauernd besetzt halten wollen, sondern müssen uns entschließen, selbst gewonnene Punkte wie Dieppe, eventuell auch Tours wieder zu räumen, um unsere Hauptkräfte an wenigen Hauptpunkten zu konzentrieren."

Es trat nun wieder eine strategische Gruppenaufstellung ein, ähnlich derjenigen vom Ende Oktober [1]). Doch ist überall ein außerordentlicher Umschwung zugunsten der Deutschen zu bemerken: Die Sicherungsperipherie ist erweitert; im Süden hat sich bei Auxerre das halbe VII. Korps Zastrow eingeschoben, das I. preußische Korps Franseckv löst dann bald das abgenützte I. bayrische Korps bei Montargis nahe der Loire ab; die Deutschen befinden sich im Norden nach einem neuen Sieg Manteuffels an der Hallue auf der inneren Linie zwischen den feindlichen Gruppen von Arras und Hâvre, ebenso im Süden zwischen denen von Le Mans und Bourges; diese Gruppen sind fast alle aufs Haupt geschlagen, die Ardennenfestungen sind fast alle schon gefallen, die Belagerung Belforts ist ernsthaft begonnen, die rückwärtigen Verbindungen sind vermehrt.

Aber nochmals versucht der Gegner einen allgemeinen Vorstoß zum Entsatz der Hauptstadt. So beginnt das neue Jahr überall mit neuen großen Kämpfen, die sich durch den Januar fortsetzen; ich erinnere nur an die Schlachtennamen: im Norden Bapaume, dann St. Quentin, im Westen Le Mans. Die Hauptgefahr aber drohte ganz plötzlich und unerwartet im Südosten, wo Bourbaki, von der Loire an den Doubs versetzt, gegen den schwachen Werder vordringt, um auftragsgemäß Belfort zu entsetzen, die deutschen Ostverbindungen zu durchschneiden, die Aufhebung der Belagerung aller Plätze im Norden zu erzwingen und schließlich, wenn nötig, sogar mit Faidherbe im Norden zu kooperieren. Diese Diversion am Ende des Krieges der Republik erinnert in ihrer Dilettantenstrategie, aber auch in vielen anderen Erscheinungen außerordentlich an die letzte abenteuerliche Unternehmung des Kaiserreichs, an den Zug nach Sedan. Moltke aber sieht sich zunächst doch in einer viel schwierigeren Lage als damals Mac Mahon gegenüber. Wieder hatte er trotz der sich jagenden Meldungen Werders bis zum letztmöglichen Moment gewartet, um keine unnötigen und falschen Maßnahmen zu ergreifen, die ja bei den großen Entfernungen jetzt doppelt ins Gewicht fallen mußten. Am 6. morgens konnte aber kein Zweifel mehr sein: der Augenblick zum schleunigsten Handeln war gekommen. Nur daß, statt wie vor Châlons durch die nächtlichen Ritte einiger Generalstabsoffiziere und das einfache Herumwerfen des Vormarsches nach der Flanke, am 6. und 7. Januar 16 telegraphische und briefliche Weisungen an zwölf verschiedene militärische Stellen, selbst an das badische Kriegsministerium für den unwahrscheinlichen Fall einer Invasion des südlichen Elsasses, ergehen mußten; nur daß jetzt im Handumdrehen aus den Korps Franseckv, Zastrow und Werder eine neue Armee gebildet und der zu ihrem Führer ernannte General von Manteuffel, der das Kommando im Norden an Goeben abgab, nach dem Süden versetzt werden mußte.

[1]) Vgl. hierzu und zum folgenden Moser, Kurzer strategischer Überblick. S. 38.

Doch trotz der Not des Augenblickes und der Komplizierung der Verhältnisse atmen alle Anordnungen ruhige Klarheit und Besonnenheit. Der am 14. abends noch immer auf sich allein angewiesene Werder, der die Verantwortung nun mit furchtbarer Schwere auf sich lasten fühlte, bat dringend zu erwägen, ob bei der großen Überlegenheit des Gegners ein ferneres Festhalten von Belfort stattfinden solle; das Elsaß glaube er schützen zu können, nicht aber zugleich die Belagerung Belforts, wenn nicht die Existenz des Korps aufs Spiel gesetzt werde; ihm fehle durch Festhalten von Belfort jede Freiheit der Bewegung; die Flußlinien seien durch Frost passierbar. Moltke aber telegraphierte zurück: „Feindlicher Angriff ist in der Belfort deckenden festen Stellung abzuwarten und Schlacht anzunehmen. Das Anrücken des Generals Manteuffel wird schon in nächsten Tagen fühlbar." Doch noch ehe diese Antwort eintrifft, hat sich Werder zu der dreitägigen Lisaine-Schlacht entschlossen und befindet sich bereits im Kampf. Der dreiwöchige Winterfeldzug Manteuffels auf vereisten Wegen, sein Gebirgsmarsch über das Plateau von Langres mitten zwischen Dijon und Langres hindurch, die man beide stark besetzt wußte, sein selbständiger kühner Entschluß, sich auf die rückwärtigen Verbindungen Bourbakis zu werfen, und die rastlose Verfolgung der demoralisierten, hungernden und frierenden französischen Streitkräfte bis zu ihrem Übertritt in die Schweiz, in dem Augenblick, wo Paris nach viereinhalbmonatiger Belagerung in deutsche Hände fällt: das alles ist wieder bekannt genug. Die große französische Unternehmung gegen die deutschen Verbindungen ist schließlich an der ungenügenden Sicherstellung der eigenen Verbindungen gescheitert.

Zum Schlusse aber möchte ich noch ein paar Gedanken aussprechen, die sich bei einem Vergleich der beiden so grundverschiedenen Feldzugshälften aufdrängen. Aus der Weite des ursprünglichen Operationsplanes, der den doppelten Gegner Österreich-Frankreich und die gesamte Nordküste mit in den Umkreis seiner Berechnungen zog, hatte sich der einfache auf verhältnismäßig eng begrenztem Raume auszuführende Operationsgedanke gegen das kaiserliche Feldheer herausgeschält. Das Schicksal des letzteren war im Zeitraum von 27 Tagen durch acht Treffen und Schlachten entschieden worden, die sich auf die drei sich selbst wieder steigernden Abschnitte, den Einmarsch, den Mosel- und den Sedan-Feldzug, derart verteilen, daß immer ein erster Angriffsstoß — Weißenburg, Colombey, Beaumont — die wuchtigeren Schläge einleitet. Ein in schmalem und tiefem Bett reißend dahin fließender Strom der Operationen hatte jene die Hauptstadt schützenden Dämme hinweggespült.

Im Verlauf der zweiten Hälfte des Gesamtfeldzuges aber geht die Operation wieder aus der Enge in die Weite, tritt der Strom über seine bisherigen Ufer. Fast an jedem Tag bis Anfang Februar verzeichnet der deutsche Gefechtskalender ein oder mehrere Gefechte und Beschießungen, und in der Zeit vom 27. November bis zum 19. Januar zwölf große Schlachten auf den einzelnen weit getrennten Kriegstheatern, auf denen in drei Monate langem Ringen gleichzeitig um die endgültige Entscheidung gekämpft wurde. Während sich die Deutschen aus der Defensive des ersten Aufmarsches sofort

zur strategischen Offensive gewendet hatten, sind sie von der Einschließung der Hauptstadt an im ganzen in der strategischen Defensive. Während sich der kaiserliche Gegner die Initiative vom ersten Tag an hatte entwinden lassen, um sie nie wieder mit ganzem Willen aufzunehmen, schicken sich die republikanischen Heere immer wieder zu neuem kühnen Angriff an. Etwas anscheinend Unübersehbares, Grenzenloses liegt diesen neuen Verhältnissen gegenüber den früheren zugrunde, wie es ja Moltke selbst ausgesprochen hat. Für ihn aber mit seinen immer beschränkteren Kräften lautet die Frage nicht mehr wie bis Sedan: eine wie große Übermacht kann durch geschickte Ausnutzung von Raum und Zeit für die Vernichtung der feindlichen Feldarmee, den einzigen wenigstens bis Metz durch keine Nebenrücksichten gehemmten Zweck, verfügbar gemacht werden? sondern: welches Mindestmaß von Kräften muß den numerisch übermächtigen Provinzarmeen entgegengeworfen werden, um ihre Entsatzversuche zu hindern und sie selbst zu zersprengen; welches Mindestmaß muß zur Sicherung der rückwärtigen Verbindungen verwendet werden, und welches Maximum darf anderseits dem Einschließungsring von Paris entzogen werden, ohne ihn der Gefahr des Durchbruchs von der Hauptstadt her auszusetzen? Diese ungünstigen Umstände werden aber alle aufgewogen durch den Unterschied des inneren Wertes der beiderseitigen Streitkräfte. Und dieser ermöglicht es Moltke, auch in der zweiten Hälfte des Krieges immer wieder den Offensivgedanken aufzunehmen. Drei Ruhepausen wechseln, der Ein- und Ausatmungstätigkeit vergleichbar, mit dreimaligem immer weiter gedehnten und immer kraftvolleren entscheidenderen Vorgehen.

Ein System der bloßen Aushilfen ist freilich in dieser zweiten Hälfte erst recht erkennbar. Aber die großen, ewig gültigen Grundsätze der Offensive kommen dennoch immer wieder auch gegen diese Volkserhebung zur Anwendung. Wie Moltke in der ersten Hälfte auf die große Schlachtentscheidung drängt, so jetzt wenigstens auf den starken Stoß gegen die feindlichen Massen; wie er damals auf die Vernichtung hinarbeitet, so jetzt, da eben das Objekt des Stoßes weit schwieriger ins Herz zu treffen ist, wenigstens auf die Zersprengung; wie er damals die Abdrängung des Gegners von Paris und den südlichen Hilfsquellen im Auge hat, so jetzt mit der Fernhaltung von der Hauptstadt zugleich die Zerstörung dieser südlichen Basis durch weit ausgreifende Unternehmung in den Rücken des Gegners. Und dieser selbst hat dann wie bei Sedan die Gelegenheit zu einer Schlußoperation gegeben, die nochmals in vorbildlicher Weise alle besten Eigenschaften der Strategie des Feldkrieges aufweist.

Alles in allem darf man wohl unter dem Gesichtspunkt der Heerführung die Frage, was den Sieg herbeigeführt habe, dahin beantworten: In der ersten Hälfte die Überlegenheit des Geistes und Willens, auf die auch, wohl gemerkt, die Aufstellung der numerisch überlegenen Streitkräfte in letzter Linie zurückzuführen ist, über bloße Routine; in der zweiten Hälfte die Überlegenheit des Geistes und Willens über bloßen Enthusiasmus und Dilettantentum, die auch für den Irrtum verantwortlich zu machen sind, daß die bloße numerische Überlegenheit der Massen den Sieg gewährleisten könne.

Deutschlands Einigung und die österreichische Politik[1].

Von
Wilhelm Alter.

Vierzig Jahre sind vergangen seit den großen Tagen, in denen das deutsche Volk durch seinen Wiedereintritt in die Weltpolitik eine neue Ära in der Geschichte eröffnete. Die „historische Distanz", die seitdem gewonnen wurde, läßt es heute zu, Begleiterscheinungen dieses welthistorischen Ereignisses zu betrachten, die lange genug nicht besprochen werden konnten, ohne peinliche Empfindungen zu wecken. Als peinliche Reminiszenz an eine große Zeit galt vornehmlich lange jede Erörterung des eigentümlichen Ganges der österreichischen Politik der Einigung Deutschlands gegenüber. Heute gibt es derartige Empfindlichkeiten nicht mehr, und überdies hat die historische Forschung der jüngsten Zeit manchen dunklen Punkt der höfischen und diplomatischen Geheimgeschichte jener Zeit aufgehellt und Aufklärungen gebracht, die dem ab-

[1]) Ein glücklicher Zufall hat dem Verfasser einen bisher unbekannten Briefwechsel zwischen dem österreichischen Reichskanzler Grafen Beust, dem bayrischen Minister Grafen Bray-Steinburg, dem aus dem sächsischen in den österreichischen Dienst übergegangenen Diplomaten Grafen Vitzthum und den österreichischen Botschaftern Fürsten Richard Metternich und Grafen Chotek in die Hände gespielt, der gerade jetzt, angesichts der von der französischen Regierung besorgten Publikation der Originaldokumente zur diplomatischen Vorgeschichte des deutsch-französischen Krieges, besonderes Interesse gewinnt. Dieser Briefwechsel stammt aus den Jahren 1867—1871, bezieht sich hauptsächlich auf die französisch-österreichisch-italienischen Bündnisverhandlungen und bringt Aufklärung über manche bisher noch unaufgeklärt gebliebenen Phasen der diplomatischen Geschichte der Jahre 1867—1870. Aufmerksamkeit verdienen in erster Linie die Briefe, die Graf Beust mit seinen vertrauten Jugendfreunden Graf Bray-Steinburg und Graf Vitzthum wechselte, und in denen er seine Duzfreunde mit den sorgsam gehüteten Geheimnissen seiner Politik ziemlich rückhaltlos bekannt macht. Wir erfahren daraus neben den Schwankungen in den Absichten und Ansichten Beusts vor allem den bisher noch unbekannten Inhalt der zwischen Österreich, Italien und Frankreich diskutierten Bündnisentwürfe, den Verlauf der hochwichtigen Beratungen des Wiener Kronrates im Juli 1870 und den Gang der entscheidenden Bündnisverhandlungen. Die wichtigsten Resultate der Durchforschung dieses Briefwechsels, der die Grundlage einer größeren historischen Arbeit bilden wird, sind in dem vorliegenden Aufsatze verwertet.

schließenden Urteil über die damalige Haltung und die Ziele Österreichs manches von seiner ursprünglichen Schärfe benehmen.

Auf die auswärtige Politik Österreich-Ungarns in dem Zeitraume vom Prager bis zum Frankfurter Frieden trifft die Charakteristik zu, die Fürst Carlos Auersperg im österreichischen Abgeordnetenhause auf die innere Politik anwandte mit den Worten: „Während des Anwachsens äußerer Gefahren vertieft man sich in das Labyrinth einer Experimentalpolitik, deren Erfolg allseitige Verbitterung der Gemüter, Trostlosigkeit der Erwartung ist.“ In dem entscheidungsschweren Augenblick, da Österreich, der altgewohnten, traditionellen Grundlagen seiner auswärtigen Politik beraubt, durch den Prager Frieden sich vor die Notwendigkeit gestellt sah, eine grundstürzende Neuorientierung seiner auswärtigen Politik vorzunehmen, mußte es der festen, zielbewußten Führung durch die Hand eines weitblickenden Staatsmannes entraten, der entschlossen und befähigt gewesen wäre, das Gewesene hinter sich zu lassen und ohne einen Blick nach rückwärts der neuen Großmacht Österreich-Ungarn eine neue Zukunft auf einem neuen politischen Operationsgebiete zu schaffen. Österreich-Ungarn hatte sich der Führung Beusts anvertraut, der nicht die Gabe besaß, zu vergessen, und sich an die Idee klammerte, aus den Ruinen wieder aufbauen zu können, was zusammengebrochen war; ein Traum, den die um Erzherzog Albrecht, die höchste und einflußreichste militärische Persönlichkeit des Reiches, gruppierten militärischen Kreise — der Volksmund nannte sie kurz die Militärpartei — willig mitträumten. In dieser Idee befangen, in der ihn wohl auch die unmittelbar nach Königgrätz und dem Prager Frieden selbst in den deutschen Kreisen der Monarchie aufgeflammte antipreußische Strömung bestärkt haben mochte, geriet Beust auf die gefahrvollen Abwege einer mit dem Feuer spielenden Experimentalpolitik, die Österreich-Ungarn fernab von seinen wahren Interessen führte, zu denen es erst ein Jahrzehnt später durch Andrassys starke Hand wieder zurückgeleitet wurde.

Der charakteristische Grundzug der Politik Beusts war eine eigentümliche Verquickung von Realpolitik mit Gefühlspolitik. Er war sich zwar klar über die Richtung, nach der sich in erster Linie die Neuorientierung der österreichischen Politik vollziehen mußte, und erkannte richtig den Orient als das Operationsziel der österreichischen Politik. Bei der Wahl der taktischen Mittel, die zu diesem Ziele führen sollten, geriet er aber auf die Bahn einer phantastischen Gefühlspolitik, die ihn schließlich das ursprünglich ins Auge gefaßte Ziel vollkommen vergessen und dem Phantom seiner politischen Träume nachjagen ließ. In als Familientradition heilig gehaltenen Gefühlen aufs tiefste verletzt, fand sich der Sachse mit den durch den Prager Frieden ins Herz getroffenen, intransigent altösterreichisch gesinnten Wiener Hof- und Militärkreisen zusammen in der Idee, daß, wie die Würde Österreichs eine unversöhnliche Haltung Preußen gegenüber, so seine vitalen Interessen den Anschluß an Frankreich verlangten, dessen politisches Streben auf die Demütigung Preußens abzielte. In dieser Anschauung bestärkte ihn die Konklusion, in die er sich bezüglich der Orientpolitik verstrickt hatte. Er sah ein, daß Rußland auf die Gelegenheit warte, die drückenden Fesseln des Pariser

Vertrages abzuschütteln, vermochte aber nach dem ersten, von Rußland abgelehnten Ausgleichversuche ernstlich an die Möglichkeit eines gütlichen Ausgleiches zwischen Österreich und Rußland in der Pontusfrage nicht sehr zu glauben. Ihm galt die voraussichtliche Aufrollung der Pontusfrage als der sichere Ausgangspunkt einer gefährlichen Kollision mit Rußland, und er war der Überzeugung, Österreich sei gezwungen, enge Anlehnung an Frankreich, den Hüter des Pariser Vertrages, zu suchen und habe von Preußen im Falle eines Konfliktes mit Rußland nichts Gutes zu erwarten. Die Verlegung des Schwerpunktes der österreichischen Politik nach dem Osten erfordere also gebieterisch den Anschluß an Frankreich, der nur erlangt werden konnte, wenn Österreich Preußen gegenüber zum mindesten strengste Reserve beobachtete.

Sofort nach seinem Einzuge in das österreichische Ministerium des Äußeren begann Beust Anlehnung an Frankreich zu suchen, und da die Stimmung in den Tuilerien ihm günstig schien, wagte er einen entschiedenen Schritt, der ihm freilich einen peinlichen Refus eintrug: Er beauftragte den österreichischen Botschafter in Paris, Fürsten Richard Metternich, am 17. Dezember 1866, vorsichtig die Stimmung des Kaisers Napoleon einem eventuellen Bündnisanerbieten Österreichs gegenüber zu sondieren. Vorsichtiges Sondieren war nicht Metternichs Stärke, und er entledigte sich dieses Auftrages in so undelikater Weise, daß er von Napoleon die bissige Bemerkung einstecken mußte, Österreich sei bislang noch ein Leichnam, und Frankreich sei nicht berufen, ihn zum Leben zu galvanisieren. Doch zu Beusts tiefster Befriedigung sah sich Napoleon bald veranlaßt, diesem Korb eine Aufforderung zum Tanz folgen zu lassen. Die schweren Verlegenheiten, die ihm aus der unvorsichtigen Aufrollung der Luxemburger Frage erwuchsen, nötigten Napoleon, Bundesgenossen zu suchen und auf den so brüsk zurückgewiesenen Antrag Beusts zurückzukommen. Metternich berichtet in einem Briefe an Beust von 8. März 1867 über eine vertrauliche Anfrage wegen eventuellen Abschlusses einer gegen Preußen gerichteten Allianz und über ihm gemachte Andeutungen, daß Schlesien oder Süddeutschland unter Umständen den Lohn Österreichs für geleistete Waffenhilfe bilden könnten. So gerne Beust zugegriffen hätte, mußte er den Antrag mit dem Hinweise darauf ablehnen, Kaiser Franz Josef, der Herrscher über zehn Millionen deutscher Untertanen und Erbe der historischen Mission der Habsburger in Deutschland, könne nicht eine Allianz zum Zwecke der Verminderung deutschen Besitzes eingehen. Es könne nicht Österreichs Aufgabe sein, Deutschlands Grenzen einzuengen, aber ebensowenig, fügte Beust tröstend hinzu, sie zu schützen. Königgrätz hatte eben die lebendige Erinnerung an die große deutsche Vergangenheit der Habsburger und die aus ihr resultierenden moralischen Verpflichtungen nicht austilgen können, und auch in den späteren österreichisch-französischen Bündnisentwürfen kehrt die Klausel wieder, Österreich könne sich zu Waffenhilfe gegen Preußen nur in einem Kriege verpflichten, der *nicht einer deutschen Frage wegen* geführt werde.

Dieses erste Bündnisanerbieten seitens Frankreichs fällt zeitlich nahezu zusammen mit der sogenannten Tauffkirchenschen Mission, die, pro forma

von Bayern inauguriert, den Lieblingsgedanken Bismarcks, die Aussöhnung und enge Annäherung zwischen Österreich und Preußen, verwirklichen und — es war Rußland als Dritter in der Entente, wie wir heute sagen würden, gedacht — jene Konstellation schaffen sollte, die im Jahre 1872 als Dreikaiserbündnis zustande kam. Beust lehnte ab; teils im Hinblick auf den „Bruch des Prager Friedens" durch die gerade zu jener Zeit bekannt gewordenen Militärverträge zwischen Preußen und den Südstaaten, die anzuerkennen die Würde Österreichs nicht zulasse, hauptsächlich aber bestimmt durch die fixe Idee, die Aussöhnung mit Preußen müsse Österreich den unversöhnlichen Haß Frankreichs zuziehen und, da an einen friedlichen Ausgleich des österreichisch-russischen Interessengegensatzes im Orient nicht zu denken sei, die Donaumonarchie so jeder Rückendeckung der russischen Orientpolitik gegenüber berauben. Zudem versagte gerade in diesem Augenblick, in dem die prinzipielle Entscheidung über die Politik Österreichs dem werdenden deutschen Reiche gegenüber fallen mußte, der Informationsdienst Metternichs, des „Hausfreundes der Tuilerien", so vollständig, daß Beust keine Ahnung von einer bedeutsamen Tatsache hatte, die den Höfen von Berlin und London kein Geheimnis blieb und die seine Entschließungen wesentlich beeinflußt, ja wahrscheinlich nach einer anderen Richtung gelenkt hätte: daß Napoleon unmittelbar nach der Ablehnung seines Allianzanerbietens versucht hatte, allerdings ohne Erfolg, Rußland durch das Versprechen, ihm freie Hand im Orient zu gewähren, die Orientinteressen Österreichs also auszuliefern, zu sich herüberzuziehen und für ein antipreußisches Bündnis zu gewinnen. So aber wies Beust die ihm entgegengestreckte Hand Preußens zurück und verdoppelte seine Bemühungen, mit Frankreich zu einem Abkommen zu gelangen, das dem bereits angeführten Standpunkt des Kaisers Franz Josef nicht nahetrat. Auch Napoleon kam nach dem Refus, den er sich in Petersburg geholt hatte, wieder auf die österreichische Kombination zurück, und zu seiner großen Befriedigung gelang es Beust, anläßlich der Salzburger Entrevue zwischen Napoleon und Kaiser Franz Josef am 18. August 1867 das erste schriftliche Übereinkommen mit Frankreich abzuschließen, dem zufolge beide Mächte für die genaue Einhaltung des Prager Friedens zusammenwirken zu wollen erklärten. Frankreich sollte es unterlassen, durch Aspirationen auf deutsches Land zu reizen, Österreich versuchen, durch Entwicklung des konstitutionellen Systems sich die Sympathien Süddeutschlands zu verschaffen.

Von nun an war Napoleons Streben dahin gerichtet, das platonische Verhältnis zwischen Frankreich und Österreich zu einer intimen Liaison zu gestalten, wie Metternich sich ausdrückte. In seinem Memoirenwerk spricht Beust von den „akzentuierten Suggestionen Frankreichs", die jetzt folgten; Suggestionen, unter deren Zwang Beust seit Übernahme seines Amtes stand. Denn wie Napoleon in den Militärverträgen Preußens mit den Südstaaten eine Verschiebung des europäischen Gleichgewichtes zum Schaden Frankreichs erblickte, so sah Beust in ihnen eine flagrante Verletzung des Prager Friedens und einen Eingriff in die Interessensphäre Österreichs. Galt ihm doch die Erhaltung der Südstaaten in dem österreichischen Einflußgebiete, die Wieder-

aufrichtung der alten österreichischen „Vormachtstellung" wenigstens in Süddeutschland als im vitalsten Interesse Österreichs gelegen. Beust bedurfte solcher „akzentuierter Suggestionen" nicht, wohl aber der ungarische Ministerpräsident Graf Andrassy, der die Bündnispläne Beusts absolut perhorreszierte und energisch den Standpunkt vertrat, Österreich-Ungarn müsse unter aufrichtiger, rückhaltloser Anerkennung der in Deutschland geschaffenen Zustände eine Versöhnung mit Preußen erreichen, um alle Kräfte auf die Vertretung seiner Orientinteressen konzentrieren zu können. Ausschließlich im Osten und nicht im Westen seien Österreichs Interessen zu suchen. Auf Andrassy wirkten die „akzentuierten Suggestionen" nicht, aber mit seinem Widerstande gegen die Politik Beusts, die beim Kaiser die einflußreiche Fürsprache der Militärpartei fand, erreichte er nichts anderes, als daß Beust vor ihm die geheimen Fäden seiner Politik nunmehr sorgsam verhüllte und seine Karten erst aufdeckte, als die letzte Entscheidung gekommen war. Unter diesen Umständen nahmen die weiteren Verhandlungen immer mehr den sonderbaren Charakter einer geheimen Konspiration von Hof zu Hof an, und die von Napoleon vorgeschlagene Methode der »Échange d'idées et de mémoires« zwischen den Monarchen und den leitenden Ministern über die Bündnisfrage begünstigte die Geheimhaltung der Pourparlers auch Faktoren gegenüber, denen hier wie dort Einblick und Einflußnahme hätte gewährt werden müssen.

Schon im Herbst 1868 waren die Verhandlungen, in deren Details und eigentliches Ziel außer den beiden Kaisern nur Erzherzog Albrecht, Beust, Metternich, Prinz Jérôme Napoleon und der französische Staatsminister Rouher eingeweiht waren, bis zum Vertragsabschlusse gediehen. Napoleon hatte, wenn auch widerstrebend, die Bedingung des Kaisers Franz Josef akzeptiert, *die Bündnisverpflichtung nur dann als eingetreten zu erklären, wenn keine deutsche Frage den Casus belli zwischen Preußen und Frankreich bilde*, und am 2. September wurde der Entwurf des Bündnisvertrages zwischen Rouher und Metternich ausgetauscht. Seine Ratifikation jedoch wurde im letzten Augenblick durch ein Memorandum des Erzherzogs Albrecht hintangehalten, dessen wesentlicher Inhalt am 8. September Metternich von Beust in einem Privatbrief, der für diese Verhandlungen gewählten Form, mitgeteilt wurde. Der Erzherzog wies darauf hin, daß sich die österreichische Armee mitten in dem kritischen Stadium der Reorganisation und Neubewaffnung befinde und vor Ablauf von drei Jahren nicht vollkommen aktionsbereit sei. Eine sechswöchentliche Frist für die Mobilmachung vorausgesetzt, könne Österreich, das zur Rückendeckung gegen Rußland in Galizien mindestens 100000 Mann konzentrieren müsse, für den Krieg in Deutschland in der sechsten Mobilmachungswoche höchstens 80000 Mann, in der zwölften Woche als äußerstes Machtaufgebot weitere 50000 Mann bereitstellen, aber auch das nur in dem Falle, daß Österreich in die Lage versetzt werde, seine Südgrenze vollkommen von Truppen zu entblößen. Dieses Truppenaufgebot konnte die Überlegenheit des auf 900000 Mann bezifferten Heeres des Norddeutschen Bundes nicht ausgleichen, und aus diesem Grunde, sowie um Österreich der Sorge um seine

Südgrenze zu überheben, entschloß sich Napoleon, König Viktor Emanuel und dessen Pariser Militärbevollmächtigten Grafen Vimercati in den „Échange d'idées et de mémoires" einzubeziehen. Es kostete übrigens Beust harte Mühe, den Widerstand der Militärpartei und gewisser, an italienischen Herrschaftserinnerungen zehrender Hofkreise gegen ein Bündnis mit Italien zu überwinden und sie für den Gedanken einer österreichisch-französisch-italienischen Tripelallianz zu gewinnen. Die Pourparlers über diesen Dreibund blieben lange Zeit sogar dem italienischen Ministerpräsidenten Manabrea ein Geheimnis, um so mehr, als dieser mit Rücksicht auf die öffentliche Meinung Italiens eine italo-preußische Allianz bei seinem Monarchen dringendst befürwortete.

Die Verhandlungen zogen sich über ein Jahr lang hin und blieben insofern so gut wie resultatlos, als es zu einem tatsächlichen Bündnisabschluß in Vertragsform nicht kam. Sie scheiterten teils an der römischen Frage, teils an dem Mißtrauen und den Empfindlichkeiten, die als letzte Residuen der langen Kriegsperiode zwischen Österreich und Italien sich störend bemerkbar machten. Denn wie Napoleon den König durch die hartnäckige Weigerung, Rom zu räumen und die Inbesitznahme der ewigen Stadt durch Italien zuzulassen, aufs tiefste verstimmte, so reizte die Wiener Militärpartei den König durch allerlei Nadelstiche. Mehr noch als das in verblümter Weise angekündigte Verlangen, in den Bündnisvertrag den endgültigen, unwiderruflichen Verzicht Italiens auf das Trentino und Triest aufzunehmen, brachte Viktor Emanuel die ihm durch eine rednerische Entgleisung des Prinzen Jerome Napoleon verratene Taktlosigkeit der Wiener Militärpartei in Harnisch, die Napoleon den vertraulichen Rat erteilt hatte, er möge in den Bündnisvertrag die Klausel setzen, die italienische Hilfsarmee dürfe nur aus den piemontesischen Korps gebildet werden; die Piemontesen seien nämlich die einzigen italienischen Soldaten, die nicht nach den ersten Schüssen davonliefen. Um den gänzlichen Abbruch der Verhandlungen zu verhüten und das schwierige Werk nicht vollständig scheitern zu lassen, griff Napoleon schließlich zu dem Auskunftsmittel, im September 1869 die Verhandlungen mit einem dreifachen Austausch persönlicher Briefe zwischen den drei Monarchen abzuschließen, in denen sich die drei hohen Stipulanten ohne nähere Detaillierung und in formloser Weise gegenseitige Unterstützung verhießen und versprachen, daß in allen Angelegenheiten eine gemeinsame diplomatische Aktion Platz zu greifen habe. Auf dieser Basis hoffte Napoleon schließlich doch ein Schutz- und Trutzbündnis aufbauen zu können.

Aber nur Beust kam in dieser Beziehung seinen Wünschen entgegen. Viktor Emanuel verhielt sich infolge der entschiedenen Ablehnung eines gegen Preußen gerichteten Bündnisses seitens seines Kabinettes, das er erst Ende August ins Vertrauen gezogen hatte, sowie wegen der Haltung Napoleons in der römischen Frage reserviert, und er tat das um so leichteren Herzens, als Beust sich aufrichtig bemüht zeigte, seine römischen Aspirationen zu unterstützen. Beust hatte den Plan gefaßt, der Tripelallianz den Boden durch eine österreichisch-italienische Entente vorzubereiten, den Versuch zu machen,

durch den Zweibund zum Dreibund zu gelangen. Es war das der gleiche Plan, den Beust in den kritischen Julitagen des Jahres 1870 nochmals aufgriff. Viktor Emanuel ging auf seine Ideen ein, und die Verhandlungen nahmen so raschen Fortgang, daß sie schon bei dem Besuche Beusts an dem italienischen Königshofe in Florenz im Dezember 1869 zum Abschlusse kamen. Beust erhielt die Genehmigung des Königs zu einem geheimen Übereinkommen in drei Artikeln, das im wesentlichen folgendes bestimmte:

1. Österreich-Ungarn verpflichtet sich, mit allem Nachdruck in Paris die endgültige Regelung der römischen Frage im Sinne der berechtigten Wünsche und Aspirationen Italiens zu betreiben und jede diesbezügliche Aktion Italiens zu unterstützen.

2. Italien erklärt sich bereit, im Falle eines Krieges zwischen Frankreich und Preußen mit Österreich-Ungarn und Frankreich in Verhandlungen wegen des Abschlusses eines Bündnisses und Festsetzung einer bewaffneten Kooperation unter der Bedingung einzutreten, daß nicht der Umsturz der durch den Prager Frieden in Deutschland geschaffenen Lage den Zweck der Aktion bildet.

3. Für den Fall, daß diese Verhandlungen nicht zum Ziele führen sollten, erklärt sich Italien für gebunden, jeder gemeinsamen Aktion Frankreichs und Österreich-Ungarns gegenüber wohlwollende Neutralität zu beobachten.

Damit war die „Rückendeckung gegen Italien", die Erzherzog Albrecht in seinem Memorandum für unerläßlich erklärt hatte, erreicht, und mit diesem schlagenden Argument gelang es Beust, die prinzipielle Abneigung gewisser Hofkreise gegen die Okkupation Roms durch Italien zu besiegen. Zudem gewann er gerade zu jener Zeit in der Gestaltung der innerpolitischen Verhältnisse in Süddeutschland für seine Bündnispläne eine mächtige moralische Unterstützung, die er nachdrücklich ausnützte. In Bayern arbeitete die preußenfeindliche Partei der „Patrioten" eifrig daran, den Ministerpräsidenten Hohenlohe durch den strengen Partikularisten Grafen Bray-Steinburg zu ersetzen, und in Württemberg gaben die Demokraten die Losung aus: „Lieber französisch als preußisch!" Alles schien darauf hinzudeuten, daß Österreich in absehbarer Zeit berufen sein werde, Süddeutschland von der Hegemonie Preußens zu befreien und Preußen in die seinem Einfluß durch den Prager Frieden gezogenen Grenzen zurückzuweisen. Unter diesen Umständen gelang es Beust, die Bündnisverhandlungen mit Frankreich so rasch zu fördern, daß er schon am 2. Februar 1870 dem Fürsten Metternich in privater Form unter Berufung auf ein Schreiben Napoleons an Kaiser Franz Josef den Entwurf eines Vertrages übermitteln konnte, der in vier Punkten stipulierte:

1. Österreich-Ungarn und Frankreich erkennen die strikte Aufrechterhaltung des Prager Friedens und des Pariser Vertrages als durch identische vitale Interessen gebotene gemeinsame Pflicht und verpflichten sich, alle diesbezüglich ratsamen oder notwendigen diplomatischen und eventuell militärischen Schritte nur gemeinsam und im vollen Einverständnis zu tun.

2. Die Bedingungen und Details einer eventuellen bewaffneten Kooperation werden durch eine besondere, durch militärische Bevollmächtigte auszuarbeitende Militärkonvention festgesetzt.

3. In Ansehung der historischen Position Österreich-Ungarns in Deutschland wird Frankreich jeden Schritt unterlassen, der als gegen die

im Prager Frieden geschaffenen Zustände gerichtet angesehen werden könnte.

4. Österreich-Ungarn übernimmt die Mission, durch Herbeiführung eines Kompromisses in der römischen Frage Italien zum Anschlusse an das österreichisch-französische Bündnis zu bewegen.

In dieser Weise hat Graf Beust den Inhalt des Bündnisentwurfes, der im Wortlaute nicht bekannt geworden ist, in einem Schreiben an seinen vertrauten Freund Grafen Bray-Steinburg skizziert. Ob es zu einem faktischen Vertragsabschlusse gekommen, ist mit absoluter Sicherheit nicht festzustellen, doch sprechen schwerwiegende Gründe dafür. Ist der Vertrag tatsächlich abgeschlossen worden, dann hatte sich der eigenartige Zustand herausgebildet, daß Österreich zwei voneinander unabhängige Zweibündnisse abgeschlossen hatte, die zu einem Dreibund zu vereinigen die schwierige Aufgabe Beusts war. Auf jeden Fall war alles eher geschaffen worden als klare Verhältnisse.

Ein wichtiges Indiz für die tatsächliche Ratifikation des Februarvertrages ist in der Pariser Mission des Erzherzogs Albrecht zu erblicken, die als eine Erfüllung des Punktes 2 angesehen werden kann. Erzherzog Albrecht war, während offiziell verlautbart wurde, er weile zur Erholung in Südfrankreich, in den ersten Tagen des März im strengsten Inkognito in Paris eingetroffen, um mit dem Kaiser, dem Prinzen Jérôme Napoleon und dem General Lebrun die allgemeinen Grundzüge einer militärischen Kooperation, die in allen Details erst im gegebenen Augenblicke festgesetzt werden sollte, zu fixieren. Der Erzherzog kam mit einem fertigen Plane nach Paris, der, auf die österreichisch-italienische Dezemberkonvention bauend, die aktive Teilnahme Italiens am Kriege als sicher annahm. Danach sollte, während eine Diversion der französischen Flotte in der Nordsee möglichst starke preußische Streitkräfte im Norden binden werde, ein französisches Heer von 250 000 Mann die preußische Hauptmacht von der Saar aus gegen Mainz zurückdrängen und gleichzeitig ein französisches Heer von 150 000 Mann von Straßburg über Stuttgart nach Süddeutschland vorstoßen, „nicht als Feind, sondern als Befreier". Unterdessen sollten bei Kufstein 60 000 Italiener, bei Pilsen 100 000 Österreicher Aufstellung nehmen, sich in der achten bis zehnten Kriegswoche ungefähr bei Nürnberg mit der französischen Südarmee vereinigen und nun, während die Saararmee möglichst rasch nach Osten vormarschierte, vereint nach Norden vorgehen, um die Hauptschlacht zu schlagen. Der Erzherzog setzte voraus, daß Preußen unter diesen Umständen keine Offensive wagen, sondern sich auf die Defensive am Rhein und am Main beschränken würde. Unerläßliche Bedingung für die aktive Teilnahme Österreichs, betonte der Erzherzog, sei es aber, daß 1. keine deutsche Frage den Casus belli bilde, und 2. Frankreich den Krieg allein eröffne, da Österreich-Ungarn mindestens sechs Wochen zur Mobilmachung brauche und Rücksicht auf die Volksstimmung im eigenen Lande sowie in erster Linie in Süddeutschland zu nehmen habe. Diese letztere Bedingung erklärte ein französischer Marschallsrat für unannehmbar, und der Erzherzog verließ unverrichteter Dinge Paris.

Wenige Wochen später wurde die Frage der Kandidatur des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern für den spanischen Thron aktuell. Sie bot dem Kaiser Napoleon bzw. der Kriegspartei in Paris die erwünschte Gelegenheit, eine unzweifelhaft nichtdeutsche Frage zum Casus belli zu machen und so die unerläßliche Bedingung, von der Kaiser Franz Josef seine Teilnahme an einem Kriege gegen Preußen abhängig machte, zu erfüllen. Es scheint eine diesbezügliche vertrauliche Anfrage von Paris nach Wien ergangen zu sein, denn in einem Schreiben an Metternich vom 28. Mai führt Beust aus, in einem Konflikt, der wegen der Hohenzollernschen Thronkandidatur zwischen Frankreich und Preußen ausbrechen würde, könne die Haltung Österreichs eine für Frankreich kalte schon aus dem Grunde nicht sein, weil in dieser Frage das unbefangene Urteil nur gegen Preußen ausfallen könne. Eine Begünstigung der Hohenzollernschen Kandidatur durch Preußen könne nur zweierlei Deutung erfahren: entweder als Mißachtung des französischen Nationalgefühls oder als Versuch, sich für einen möglichen Krieg einen Bundesgenossen in Frankreichs Rücken zu verschaffen. Übrigens sei es unzweifelhaft, daß diese Frage als eine deutsche nicht betrachtet werden könne. Daß Metternich von diesen Eröffnungen Beusts in den Tuilerien Gebrauch machte, ist gewiß, und damit ist das Rätsel gelöst, warum sich die leitenden französischen Kreise derart in die Frage der Hohenzollernschen Kandidatur verbissen, daß diese sogar dann, als sie schon erledigt war, den Casus belli abgeben mußte: Napoleon erblickte eben in Beusts Schreiben die zwar inoffizielle, aber nicht weniger strikte Zusage der Heeresfolge Österreichs und glaubte die ihm winkende Gelegenheit, Preußen gänzlich zu demütigen, nicht vorübergehen lassen zu dürfen. Es muß hier jedoch die Frage aufgeworfen werden, ob Beust in diesem Falle in offiziellem Auftrag handelte oder, in der Hoffnung, schließlich die maßgebenden Faktoren mit sich fortreißen zu können, Politik auf eigene Faust trieb; eine Version, die nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen ist. Es läßt vieles darauf schließen, daß Beust zu wiederholten Malen sich nicht allzu gewissenhaft an die ihm gegebenen Direktiven hielt, aber mit vollkommener Sicherheit läßt sich darüber natürlich nicht urteilen. Tatsache ist in diesem speziellen Falle nur, daß es ziemliche Überraschung erregte, als — die Antwort Napoleons auf Beusts Eröffnungen — am 6. Juni General Lebrun in Wien erschien, um den gemeinsamen Feldzugsplan endgültig festzusetzen.

General Lebrun brachte einen fertigen, bis ins kleinste Detail ausgearbeiteten Feldzugsplan mit, der darauf basierte, daß Österreich und Italien sofort gemeinsam mit Frankreich den Krieg beginnen sollten. Diesen Plan erklärte Erzherzog Albrecht aus strategischen, Kaiser Franz Josef aus politischen Gründen für unannehmbar. Wie der Erzherzog wegen der zeitraubenden Mobilmachung, so betrachtete der Kaiser mit Rücksicht auf die Volksstimmung ein gleichzeitiges Losschlagen für unmöglich. „Vor allem", erklärte der Kaiser in der entscheidenden Konferenz am 8. Juni, „wünsche ich den Frieden. Wenn ich gleichzeitig mit Kaiser Napoleon den Krieg erklärte, so könnte Preußen

ohne Zweifel unter Ausnützung der neuen deutschen Idee zu seinem Vorteil die deutschen Bevölkerungen aufstacheln und zur Erhebung bringen, und zwar nicht nur seine eigenen und die Süddeutschlands, sondern auch die in Österreich-Ungarn, was für meine Regierung schlimm genug wäre. Wenn jedoch Kaiser Napoleon sich in Süddeutschland zeigte, nicht als Feind, sondern als Befreier, so wäre ich meinerseits gezwungen, zu erklären, daß ich gemeinsame Sache mit ihm mache." Alle Bemühungen Lebruns scheiterten an der Standhaftigkeit, mit der der Kaiser an der Bedingung festhielt, Napoleon müsse als Befreier Süddeutschlands von der preußischen Hegemonie den Krieg allein eröffnen, damit Österreich und Italien, das übrigens noch zu gewinnen war, Zeit hätten, zu mobilisieren, um dann, wenn die Stimmung in Süddeutschland günstig sei, nach einer entsprechenden diplomatischen Kampagne gemeinsam einzugreifen. Auf dieser Basis arbeitete Erzherzog Albrecht den Feldzugsplan Lebruns um und gab ihm eine Form, die nicht wesentlich abwich von jenem Aktionsplan, den der Erzherzog im März in Paris zur Beratung gestellt hatte.

In einem eingehenden Memorandum an Napoleon begründete der Erzherzog die Notwendigkeit dieses Feldzugsplanes, und Napoleon akzeptierte ihn schließlich in der Hoffnung, beim tatsächlichen Kriegsausbruch die beiden Mächte doch zu einem früheren Eingreifen bestimmen zu können. Die Aufgabe, Italien zum Anschluß zu bewegen, glaubte er ohne Sorgen für den Erfolg Österreich überlassen zu können, und er war seiner Sache so sicher, daß er am 8. Juli in Florenz und Wien einen Bündnisentwurf in drei Artikeln vorlegen ließ, der folgende Bestimmungen enthielt:

1. Frankreich, Österreich-Ungarn und Italien schließen ein Bündnis zu dem Zwecke, Preußen zur strikten Einhaltung der Bestimmungen des Prager Friedens nötigenfalls mit Waffengewalt zu zwingen.
2. Zu diesem Zwecke verbinden sich Österreich-Ungarn und Italien, Frankreich in dem bevorstehenden Kriege mit Preußen bewaffnete Unterstützung in der Weise zu gewähren, daß sie bei Eröffnung des Krieges durch Frankreich ihre Streitkräfte auf den Fuß der bewaffneten Neutralität setzen und im gegebenen Zeitpunkt Preußen gemeinsam unannehmbare Bedingungen in bezug auf die Einhaltung des Prager Friedens stellen, und darauf die militärische Aktion in der vereinbarten Weise beginnen.
3. Die drei Mächte verpflichten sich, den Frieden, durch den die im Prager Frieden in Deutschland geschaffene Lage nicht tangiert werden darf, nur gemeinsam zu schließen.

Viktor Emanuel beanstandete an diesem Entwurf vor allem den Umstand, daß er Italien keinen Lohn für die zu leistenden Dienste in Aussicht stellte. Napoleon erhielt deshalb den Entwurf zurück, vermehrt um einen zwischen Österreich und Italien vereinbarten vierten Artikel, der Napoleon verpflichtete, Italien die Okkupation Roms zu gestatten und den Papst zu einem modus vivendi Italien gegenüber zu bewegen. Eine Bedingung, die Napoleon unbedingt ablehnte. So klar nun die Haltung Italiens war, das einzig und allein gegen die Freigabe Roms zur Waffenhilfe zu haben war, so unklar

und schwankend war die Haltung Österreichs, die zu bestimmen zwei einander zuwiderlaufende Strömungen am Wiener Hofe bestrebt waren.

In der zweiten Juliwoche, in der nicht mehr an dem nahe bevorstehenden Ausbruch des Krieges gezweifelt werden konnte, begannen in Wien die Beratungen des sogenannten Kronrates, in denen die endgültige Entscheidung über die Haltung Österreich-Ungarns fallen sollte. An ihnen nahmen unter dem Vorsitze des Kaisers teil die drei gemeinsamen Minister Beust, Becke und Kuhn, die beiden Ministerpräsidenten Graf Potocki und Graf Andrassy und Erzherzog Albrecht. Über die Vorgänge im Kronrat hat erst der Briefwechsel Beusts genaue Kenntnis gebracht. Der Kaiser eröffnete am 10. Juli die Beratungen des ersten Kronrates mit der Erklärung, er für seine Person wünsche zwar den Frieden, stelle aber die Entscheidung seinen versammelten Vertrauensmännern anheim. Nun erstattete Beust ein eingehendes Referat, das in dem Antrag gipfelte, den französischen Bündnisentwurf, von dem Andrassy und Potocki erst jetzt Kenntnis erhielten, zu akzeptieren, bei dem faktischen Ausbruche des Krieges zwischen Frankreich und Preußen den Bündnisfall für eingetreten zu erklären und in der vorgesehenen Weise zu gelegener Zeit in den Krieg einzugreifen. Erzherzog Albrecht schloß sich rückhaltlos dem Antrage Beusts an; Finanzminister Becke aber erhob als erster Einspruch gegen alle Interventionspläne und erklärte sich rundheraus außerstande, die Verantwortung für die Beschaffung der finanziellen Grundlage für den Krieg zu übernehmen. Daran anknüpfend, führte nun Andrassy in nahezu einstündiger Rede seine Argumente gegen die Beusts ins Treffen. Er legte die Schwächen der Position Napoleons dar, erklärte einen durchgreifenden Erfolg Frankreichs für nahezu ausgeschlossen und entwickelte seine Theorie, daß die politischen Interessen Österreich-Ungarns nicht in Deutschland, sondern im Orient zu suchen und zu verteidigen seien, und wies zum Schlusse darauf hin, daß die Volksstimmung in Ungarn jedem Rachekrieg gegen Preußen prinzipiell abgeneigt und schon aus diesem Grunde eine Kooperation mit Frankreich ein nicht unbedenkliches Beginnen sei. Und als Beust ihm erwiderte, die Majorität der Bevölkerung Österreichs stehe einem solchen Revanchekrieg zum mindesten sympathisch gegenüber, spielte Andrassy seinen letzten Trumpf aus: er erklärte, die Haltung Rußlands lasse keinen Zweifel offen, daß der Donner österreichischer Kanonen am Main das Echo der russischen Geschütze am Pruth und an der Weichsel wecken werde. In einem solchen Kriege würden die Würfel über die Existenz Österreichs und das Schicksal der Dynastie fallen. Diese Ausführungen machten sichtlichen Eindruck auf Kaiser Franz Josef. Schnell entschlossen erklärte nun Beust, um eine sofortige Entscheidung hintanzuhalten, die Angelegenheit sei noch nicht dringend und bedürfe übrigens reiflicher Überlegung, es wäre also rätlich, den Ministern eine Deliberationsfrist zu gewähren. Der Kaiser griff diesen momentanen Ausweg aus schweren Zweifeln auf und schloß nach fünfstündiger Dauer den Kronrat. Es war augenfällig, daß er der Neutralität sich zuneigte. Unter dem frischen Eindruck dieser Tatsache expedierte Beust an Metternich die be-

kannte Note vom 11. Juli, in der er sich nachdrücklich gegen die Zumutung verwahrte, daß Österreich auf Grund der kaiserlichen Briefe — die Februarkonvention erwähnte er nicht — verpflichtet sein solle, Frankreich in einen Krieg zu folgen, und dezidiert erklärt, Frankreich könne nichts erhoffen als ein wohlwollendes Zusehen. Als Pflaster auf die Wunde fügte er die vielsagende Randbemerkung hinzu, er halte es allerdings nicht für ausgeschlossen, daß Österreichs eigenes Interesse es weiterhin veranlassen könnte, in den Krieg einzugreifen.

Beust gab seine Sache noch keineswegs verloren und begann mit Feuereifer an der Schaffung einer Situation zu arbeiten, die den Kaiser bewegen sollte, aus seiner Reserve heraus und entschieden auf die Seite Frankreichs zu treten. Damit begann das Duell zwischen Andrassy und Beust. Zuerst suchte Beust Bayern zu beeinflussen. Seinen inzwischen zum bayrischen Ministerpräsidenten vorgerückten Korpsbruder Grafen Bray-Steinburg erteilte er auf dessen Anfrage am 14. Juli den Rat, Bayern möge in der Weise „zugunsten des Friedens wirken", daß es in Berlin erkläre, es halte sich in einem wegen der spanischen Thronfrage ausbrechenden Kriege nicht zur Heeresfolge verpflichtet, in Paris aber mitteile, jeder Angriff auf deutsches Gebiet werde Bayern zwingen, auf Preußens Seite zu treten. Er machte aber kein Hehl daraus, daß es ihm mehr um die Befolgung des ersten als des zweiten Teiles seines Ratschlages zu tun war. Von dem überzeugten Partikularisten erwartete er nichts anderes, und dem König Ludwig traute er nicht jenes energische Nationalbewußtsein zu, das dieser im entscheidenden Augenblicke betätigte. Zugleich ließ Beust in der offiziösen Presse ein „wahres Österreichertum" gegen die „neue deutsche Idee" ausspielen und versuchte Stimmung zu machen durch ein Communique, das am 13. Juli in der streng halbamtlichen „Wiener Abendpost" ausführte, die Hohenzollernsche Kandidatur sei allerdings schon seit Wochen bekannt gewesen, es habe aber in Paris überraschen müssen, daß vor jeder Auseinandersetzung zwischen den Großmächten Abmachungen getroffen wurden. Der Versuch, ein fait accompli zu schaffen, habe in den Tuilerien peinlich berühren müssen. Aber die Stimmungmache schlug fehl. Denn während die Sympathien der österreichischen Deutschen sich immer entschiedener Preußen zuwandten, neigte sich die überwiegende Majorität der Bevölkerung der Neutralität zu, und nur gewisse slawische Heißsporne predigten, angefeuert durch das bekannte Memorandum des Tschechenführers Rieger an Gramont, das Frankreich aufforderte, den Weg nach Berlin über Prag zu nehmen, den Rachekrieg gegen Preußen. Glücklicher war in seiner ebenso eifrigen Agitation Beusts Gegenspieler Andrassy. Dieser ließ sich schon am 14. Juli im ungarischen Abgeordnetenhause über die Haltung der Regierung der Kriegsgefahr gegenüber interpellieren, beantwortete die Interpellation mit einer energischen, ungeschminkten Betonung der friedlichen Absichten der ungarischen Regierung und der Notwendigkeit der Erhaltung strenger Neutralität und führte so die einstimmige Annahme einer Resolution herbei, die, unbedingte Neutralität fordernd, die begeisterte Zustimmung des ganzen Landes fand.

Am 18. Juli fand in der Wiener Hofburg der entscheidende Kronrat statt. Beust eröffnete seinen Vortrag mit der Verlesung einer Depesche Metternichs, der, von den Ereignissen vollkommen überrascht, anzeigte, daß in Paris die Würfel gefallen seien, und die Schuld an dem Kriege Preußen zuschob, das mit der spanischen Thronkandidatur einen Zankapfel unter die Völker geworfen habe, eine Ansicht, der Beust sich anschließen zu müssen erklärte. Sodann verlas Beust seinen Briefwechsel mit dem Grafen Bray-Steinburg und schloß mit der Erklärung, bei dieser Sachlage — die am selben Tage erfolgende Votierung der Kriegskredite in den süddeutschen Kammern war zu dieser Stunde in Wien noch nicht bekannt — könne er sich auf die Konstatierung beschränken, daß für Österreich der Moment zur Erfüllung seiner historischen Mission in Süddeutschland gekommen sei; denn wenn Österreich jetzt Preußen nicht in den Arm falle, dann sei die Mainlinie gewesen. Andrassy seinerseits knüpfte kurz und trocken an die Verlesung der Neutralitätsresolutionen des Abgeordnetenhauses und diverser Munizipien und Handelskammern die Erklärung, angesichts der Stimmung in Ungarn sei strikte Neutralität unbedingt geboten, nicht zum mindesten im Interesse der Dynastie. Zu seiner eigenen Überraschung fand er einen warmen Fürsprecher für die Neutralität in der Person des als Pole naturgemäß franzosenfreundlichen Grafen Potocki, der ausführte, als genauer Kenner russischer Verhältnisse sei er der festen Überzeugung, daß ein siegreiches Vordringen der französischen Truppen am Rhein unbedingt eine Erhebung der Polen zur Folge haben müsse. Jede Diversion Österreichs, sei es auf diplomatischem oder militärischem Gebiete, welche die Siegeschancen Frankreichs verbessere, müsse auf den bewaffneten Widerstand Rußlands stoßen. Österreich-Ungarn müsse demnach streng neutral bleiben, werde aber, da der Sieg Frankreichs wahrscheinlich sei, gut daran tun, Vorbereitungen gegen ein mögliches Übergreifen der voraussichtlichen polnischen Revolution auf Galizien zu treffen. Andrassy war zwar von der Niederlage Frankreichs überzeugt, griff aber freudig die Argumente Potockis auf, die ihm die willkommene Gelegenheit gaben, die Aufmerksamkeit der aktionslustigen Militärpartei von dem Westen nach dem Osten abzulenken. Er identifizierte sich mit den Ansichten Potockis und stellte den konkreten Antrag, dem deutsch-französischen Kriege gegenüber zwar strikte Neutralität in jeder Beziehung zu beobachten, mit Rücksicht auf mögliche polnische Verwicklungen aber, die leicht zu einem Konflikte mit dem Österreich ohnedies nicht freundlich gesinnten Rußland führen könnten, dem Kriegsminister die Mittel zur Herstellung einer beschränkten Kriegsbereitschaft zur Verfügung zu stellen. Beust stimmte, allerdings mit Hintergedanken, zu, und der Antrag Andrassy wurde angenommen und dem Kriegsminister ein Kredit bis zur Höhe von zwanzig Millionen Gulden für Rüstungszwecke eröffnet. In Ausführung dieser Beschlüsse wurde durch Erlaß vom 19. und 21. Juli die Ausfuhr von Pferden, Waffen und Munition verboten.

Andrassy glaubte Beust geschlagen zu haben, hatte aber tatsächlich Wasser auf Beusts Mühlen geleitet. Beust schwor auf den Sieg der französischen Waffen und hoffte, ein mächtiger Vorstoß Frankreichs gegen Süddeutschland, den übrigens damals alle Welt erwartete, werde Österreich Gelegenheit geben, durch eine geschickte Intervention *als Retter Süddeutschlands aufzutreten*, allerdings nicht gegen Frankreich, und dort wieder festen Fuß zu fassen. Hochwillkommen war ihm dann die beschränkte Kriegsbereitschaft, die Andrassy nur beantragt hatte, um durch Vergrößerung der Furcht vor einer aus dem Osten drohenden Gefahr nach dem Westen gerichtete Aktionsgelüste zu dämpfen. Die Reservatio mentalis, mit der Beust dem Neutralitätsbeschlusse zugestimmt hatte, kommt auch in seinem Rundschreiben an die österreichischen Botschafter vom 20. Juli in dem Satze zum Ausdruck:

„Um die Wirkungen abzuschwächen und Österreich-Ungarn die schmerzlichen Erregungen zu ersparen, welche der unvermeidliche Gegenstoß des Aneinandergeratens zweier so mächtiger Nationen sind, muß die k. und k. Regierung *unter den gegenwärtigen Konjunkturen eine passive Haltung beobachten* und ist ihr die Neutralität von selbst geboten."

Ebenso vorsichtig und doppeldeutig wie diese Neutralitätserklärung sind die Zusagen, die Beust Frankreich in seiner berühmten, wenn man will, berüchtigten Depesche an Metternich vom 20. Juli machte, deren Hauptstellen lauten:

„Wollen Sie Sr. Majestät und Seinen Ministern wiederholen, daß wir, getreu unseren Verpflichtungen, wie diese niedergelegt sind in den im vorigen Jahre zwischen beiden Souveränen ausgetauschten Briefen, *die Sache Frankreichs als die unserige ansehen*, und daß wir zum Erfolge seiner Waffen in den Grenzen des Möglichen beitragen werden.

Unsere Neutralität ist uns nur ein Mittel, uns dem wahren Ziele unserer Politik zu nähern, das einzige Mittel, unsere Rüstungen zu vollenden, ohne uns einem plötzlichen Angriff Preußens oder Rußlands auszusetzen, bevor wir in der Lage wären, ihn abzuwehren."

Diese Depesche ist vielfach, vor allem wohl in den Tuilerien selbst, als eine direkte Zusage der bewaffneten Kooperation Österreichs interpretiert worden. Das reiche, neue Material, das die Privatkorrespondenz Beusts liefert, eröffnet aber jetzt neue Gesichtspunkte zur Beurteilung dieser Depesche, die drei Jahre später den Ausgangspunkt des sogenannten „Beust-Gramont-Skandales" bildete. Danach ist nicht mehr daran zu zweifeln, daß diese Depesche keinen anderen Zweck hatte, als, vulgär gesprochen, Frankreich bei guter Laune zu halten und Zeit zu gewinnen, nicht gezwungen zu werden Farbe bekennen zu müssen. Sie sollte nur eine jener „Kombinationen" schaffen, die Beust so sehr liebte, um seine wahren Pläne zu verhüllen. Aus seiner Korrespondenz, speziell mit dem Grafen Bray-Steinburg, geht hervor, daß in seinem Kopfe „die wahren Ziele der österreichischen Politik" schon damals andere waren als die Napoleons. Unter dem Eindruck des begeisterten Anschlusses Süddeutschlands an den Krieg hatte sich ein gewaltiger Umsturz in seinen Ansichten und Absichten vollzogen. Er war sich darüber klar geworden, daß bei dieser Sachlage ein Abschwenken auf Frankreichs Seite

Österreich für alle Zeiten um die Sympathien Süddeutschlands bringen müsse, zudem aber kritische innere Schwierigkeiten und gefährliche äußere Komplikationen zur Folge haben könne. Er glaubte noch immer an den Sieg Frankreichs und hoffte auf ihn, aber nur in der Absicht, nach den ersten Siegen der Franzosen und ihrem Einmarsch in Süddeutschland als Friedensstifter zwischen die Kämpfenden treten und, falls Preußen die Intervention ablehne, zur Rettung Süddeutschlands Österreich gegen Preußen zu den Waffen rufen zu können. Um deutscher Interessen willen sollte Österreich gegen Preußen zu Felde ziehen. Er war deshalb entschlossen, sich Frankreich „warm zu halten", keinesfalls aber sich von Frankreich mit fortreißen zu lassen.

In dieser Erwägung entschloß sich Beust, den stürmischen Bündniswerbungen Napoleons zurückhaltend zu begegnen. Napoleon, dem gerade in diesen ersten Mobilmachungstagen Zweifel an dem „erzbereiten" Zustand seiner Armee aufstiegen, ließ alle Zurückhaltung fallen und arbeitete mit Hochdruck an der Realisierung seiner Allianzpläne. Immer wieder wies er nachdrücklich auf die Septemberkonvention, wie er die Monarchenbriefe bezeichnete, hin und versuchte, aus ihnen die moralische Verpflichtung zum Abschlusse des Dreibundes zu konstruieren. Er hätte zwar gern den Dreibundgedanken fallen lassen, um sich mit dem österreichischen Bündnis zu begnügen, und ließ diesbezüglich in Wien anfragen, aber Beust antwortete, die militärische Lage Österreichs erfordere in seinem wie im französischen Interesse die Kooperation Italiens. Zwar hatte Beust in seiner Depesche vom 20. Juli — ebenfalls ein Indiz für den Abschluß des Februarvertrages — erklärt, „Österreich habe keine Zeit verloren, sich mit Italien bezüglich der ihm von Napoleon überlassenen Vermittlung ins Benehmen zu setzen", gleichzeitig aber benützte er, um Zeit zu gewinnen, die römische Frage, die auch Viktor Emanuel einen willkommenen Vorwand abgab, die Entscheidung hinauszuschieben. Der König von Italien befand sich in einem peinlichen Dilemma. Er hielt sich Preußen gegenüber wegen 1866, Frankreich gegenüber wegen 1859 in gleicher Weise für verpflichtet, durfte die öffentliche Meinung Italiens nicht durch eine antipreußische Politik gegen sich aufbringen, ebensowenig aber Napoleons Wünsche rundweg abschlagen. Denn siegte Frankreich, ohne daß Italien „Revanche für Solferino" gegeben hatte, dann hatte er von Napoleon alles eher als Entgegenkommen in der römischen Frage zu erwarten. Napoleons Niederlage, an die er freilich nicht glaubte, hätte ihm dagegen Rom als reife Frucht in den Schoß fallen lassen. Es kam also auch für ihn alles darauf an, abzuwarten, bis die Entscheidung an der Saar gefallen war, und er fand in diesem Bestreben einen Bundesgenossen in Beust, der in der gleichen Absicht seine römischen Forderungen eifrig unterstützte. Er hatte diesbezüglich schon vorgebaut, indem er in seiner Depesche vom 20. Juli dem auf die Vermittlung Italien gegenüber bezüglichen Passus die Worte folgen ließ:

„Am Tage, an dem die Franzosen Rom verlassen, müssen die Italiener mit vollem Recht und mit Zustimmung Frankreichs und Österreichs dort einziehen. Niemals werden wir die Italiener mit Herz und Seele an unserer Seite sehen,

wenn wir ihnen nicht den römischen Dorn ausziehen. Mit diesem Akt unzweifelhaft freisinniger Politik würde Frankreich zudem seinem Feinde eine Waffe aus der Hand nehmen und einen Damm gegen jenes Überfluten des Teutonismus aufwerfen, welchen Preußen, eine vorwiegend protestantische Macht, in Deutschland aufzunehmen gewußt hat, und welchen wir wegen seiner ansteckenden Macht doppelt zu fürchten haben."

Es scheint also, als hätte Beust mit seinem Verlangen nach Regelung der römischen Frage in italienischem Sinne zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen gehofft. Gelang die Vermittlung, so brachte sie auch ihm Vorteil. Auf jeden Fall aber mußte das Aufwerfen der römischen Frage die Verhandlungen derart in die Länge ziehen, daß sie nicht zum Abschlusse kommen konnten, bevor nicht auf dem Kriegsschauplatze die ersten entscheidenden Schläge gefallen waren.

Am 24. Juli fand in Paris die Bündniskonferenz statt, die die Entscheidung bringen sollte. An ihr nahmen teil für Frankreich Prinz Jérôme Napoleon und Gramont, für Österreich-Ungarn Fürst Metternich und der als Spezialbevollmächtigter zu den Verhandlungen delegierte Gesandte in Brüssel Graf Vitzthum, für Italien der Gesandte Graf Nigra und der Militärbevollmächtigte Graf Vimercati. Gramont legte einen Bündnisentwurf vor, der nach langer Debatte und Vornahme diverser Abänderungen folgende Gestalt erhielt:

Österreich-Ungarn und Italien setzen ihre Heere und Flotten auf den Fuß der bewaffneten Neutralität und richten gegen Ende August gemeinsam eine Sommation an Preußen des Inhalts, es möge sich bindend verpflichten, in Deutschland den Status quo des Prager Friedens für alle Zeiten zu respektieren und ausreichende Garantien dafür bieten. Auf Grund der voraussichtlichen Ablehnung dieses Ansinnens sollte Österreich-Ungarn sofort die Feindseligkeiten beginnen, und zwar sollten die Österreicher von Böhmen, die Italiener von Tirol aus mit je 100 000 Mann in Bayern einbrechen, während gleichzeitig eine Diversion der vereinigten französisch-österreichisch-italienischen Flotte gegen die preußische Nord- und Ostseeküste zu erfolgen hatte.

Als die Einigung darüber erzielt war und Gramont die Konferenz mit den üblichen Glückwünschen schließen wollte, traten Nigra und Metternich gemeinsam unvermittelt mit ihrer Conditio sine qua non auf: Preisgabe Roms an Italien. Nach einer peinlichen Pause der Verblüffung erklärte Prinz Jérôme Napoleon im Namen des Kaisers diese Bedingung für unannehmbar, und Gramont schloß mit dem Bedeuten, er müsse unter diesen Umständen die Konferenz als ergebnislos betrachten, die Sitzung. Wohl suchte Gramont den Kaiser für ein Kompromiß in der römischen Frage zu gewinnen, Napoleon aber erklärte, die bindenden Zusagen, die Italien verlangte, nicht geben und sich äußersten Falles nur zu einer diplomatischen Erörterung der römischen Frage verstehen zu können. Am selben Tage noch richtete er ein eigenhändiges Schreiben an Viktor Emanuel, in dem er diesen mit seiner Ehre und Loyalität persönlich dafür haftbar machte, daß die Italiener nach dem Abzug der französischen Besatzung, die für den 5. August in Aussicht genommen war, Rom nicht angreifen würden. Zugleich forderte er Beust nachdrücklich auf, die Zusage Österreichs, den Anschluß Italiens an

das Bündnis zu erwirken, einzulösen. Beust tat das, aber durchaus nicht in Napoleons Sinne. Der Entwurf, den Österreich und Italien gemeinsam am 1. August in Paris vorlegten, sah zwar eine österreichisch-italienische Aktion im Sinne der vorgeschlagenen Vereinbarungen vom 24. Juli vor, enthielt aber zwei einschneidende Bedingungen:

1. Die geplante diplomatische Kampagne gegen Preußen hat erst nach dem 15. September, und nur dann zu erfolgen, wenn Frankreich zu dieser Zeit bereits siegreich in Süddeutschland eingedrungen ist.
2. Österreich-Ungarn verpflichtet sich, Italien tatkräftigen Beistand zur Erwirkung der seinen Interessen entsprechenden Bedingungen in der römischen Frage zu leisten.

An Stelle des Dreibundes, den Napoleon wünschte, hatte also Beust einen Zweibund gesetzt, der nur unter für Napoleon sehr peinlichen Bedingungen den Anschluß an Frankreich vollziehen sollte. Trotz des Drängens Jérôme Napoleons verlangte der Kaiser, dem Vimercati den Entwurf erst am 3. August in Metz vorlegen konnte, die bedingungslose Streichung des römischen Artikels und die sofortige Fixierung des Augenblicks, in dem sich die bewaffnete Neutralität in eine bewaffnete Kooperation verwandeln sollte, und zwar für einen näheren Zeitpunkt. Dieses Verlangen erklärten nun ihrerseits Österreich-Ungarn und Italien für unerfüllbar, und als Napoleon endlich, nach Weißenburg, Wörth und Spichern, die Forderung Italiens in bezug auf Rom vorbehaltlos akzeptierte, da wußte Viktor Emanuel bereits, daß er um Napoleons Erlaubnis willen sich nicht in Unkosten zu stürzen brauchte, und auch Beust wußte, woran er war.

Beusts Situation war eine überaus peinliche und schwierige geworden. Noch in den letzten Julitagen hatte er in der Hoffnung, sich zum Retter Süddeutschlands aufwerfen zu können, eifrig jedes Aufflammen einer deutschnationalen Stimmung in Österreich zu unterdrücken versucht, während er die antipreußischen Hetzereien der Slawen, wenn auch nicht direkt unterstützte, so doch duldete. Jetzt aber, da die Tage von Weißenburg und Wörth alle seine Kombinationen über den Haufen geworfen hatten, wurde er die Geister, die er rief, nicht mehr los. Ungestümer denn je drängte die Militärpartei, aufgemuntert durch die angeordneten Rüstungsmaßregeln, die den Rahmen einer „beschränkten Kriegsbereitschaft" weit überschritten, zum Losschlagen, und die von ihr inspirierten Blätter widerhallten von dröhnendem Säbelgerassel. Beust mußte befürchten, auf einen Weg gedrängt zu werden, der nicht mehr gangbar war, und zweifelte bereits, ob er stark genug sein werde, der Kriegstreiberei, die er selbst ermuntert hatte, Widerstand zu leisten. Da erschien ihm als Retter in der Not der Gesandte in London, Graf Apponyi, der meldete:

„Die preußische Regierung beklagt sich hier über Rüstungen und diplomatische Umtriebe Österreichs. Die russische Regierung teilt die Befürchtungen, welche unsere Haltung in Berlin einflößt, weil sie Rußland nötigen könnte, seine Neutralität zu modifizieren. Im Interesse des guten Einverständnisses zwischen den Nationen und um den Krieg zu begrenzen, bittet Lord Granville Sie, auf Ihrer Hut zu sein."

Den Kommentar zu diesen Eröffnungen Apponyis lieferte eine am selben Tage eintreffende Depesche des Botschafters in Petersburg, Grafen Chotek, der berichtete, Kaiser Alexander habe sich ihm gegenüber sehr mißfällig über die Kriegsvorbereitungen Österreichs geäußert. Das wirkte. Andrassys Theorie, der Donner österreichischer Kanonen am Main müsse das Echo russischer Geschütze an der galizischen Grenze wecken, schien ihre unerwünschte Bestätigung erfahren zu haben; die Militärpartei begann zum Rückzug zu blasen.

Aber noch war die Mißstimmung der Militärpartei auszugleichen, und auch Beusts persönlicher Ehrgeiz vertrug einen ruhmlosen Rückzug nicht. Er brauchte eine neue »Combinatione«, und ein Wort des Fürsten Gortschakow wies ihm den Weg. Dieser hatte, als er dem Grafen Chotek gegenüber — mit größerer Delikatesse und Zurückhaltung als Kaiser Alexander — die Interventionsgelüste Beusts berührte, gesagt: »Le moment viendra, ou la grande Europe interviendra sans cocarde.« Daran klammerte sich jetzt Beust. Eine Intervention, die es verhindern sollte, daß Preußen durch einen vollständigen Sieg über Frankreich zu mächtig werde, war nunmehr sein Ziel. An die Aufrechthaltung des Prager Friedens dachte er nicht mehr. Diesen seinen Lieblingsplan, an dem er vier Jahre gearbeitet, hatte er schon am 10. August in einem resignierten Schreiben an den Grafen Bray-Steinburg endgültig begraben. Beust ergriff nun in London und Petersburg die Initiative zu einer Verständigung der Neutralen, um eine »ligue de neutres« zu bilden, die vor der gänzlichen Niederwerfung Frankreichs dem Kriege durch einen Kollektivschritt der Neutralen ein Ende machen sollte. Die führende Stimme sollte dabei Österreich-Ungarn zufallen, dessen Prestige durch einen Erfolg der Intervention, an dem Beust nicht zweifelte, eine mächtige Erhöhung erfahren mußte. Zu seiner Überraschung fand er die Unterstützung Gortschakows, der die vollständige Niederwerfung Frankreichs aus dem Grunde zu verhindern wünschte, weil nach seiner Ansicht eine Landabtretung an Preußen, die in diesem Falle nicht ausbleiben konnte, eine stete Gefährdung des Friedens zwischen Deutschland und Frankreich und damit der Ruhe Europas bedeuten müßte. Aber England verhielt sich kühl und zurückhaltend, und alles, was Beust und Gortschakow vereint erreichten, war die Übereinkunft vom 10. September, durch welche sich Österreich-Ungarn, Rußland, England und Italien über ihre Neutralität formell verständigten unter der Verpflichtung, daß keine der sich bindenden Mächte vereinzelt einen Vermittlungsversuch machen werde, ohne sich mit den anderen darüber zu verständigen, und daß jeder vereinzelte Vermittlungsversuch den anderen Mächten sofort die volle Freiheit des Handelns verleihe. Beust bezeichnete dieses Übereinkommen als ein Nichts, das sich einfach konjugieren ließe: »je suis neutre, tu es neutre, nous sommes neutres«. Aber es war ernsterer Natur und weittragender, als Beust zugeben wollte. Es machte ein Einschreiten einer einzelnen Großmacht zugunsten Frankreichs ebenso wie einen Kollektivschritt der Neutralen nahezu unmöglich. Beust hatte sich selbst die Hände gebunden, als er die »ligue de neutres« errichtete.

Unmittelbar nach der Katastrophe von Sedan, noch vor dem Abschluß der »ligue de neutres«, hatte sich Beust in Petersburg persönlich exponiert, um Gortschakow zu der gemeinsamen Anregung einer Intervention für die Erhaltung des Kaisertums in Frankreich zu bewegen. Er führte, wie er an Bray-Steinburg schreibt, ein Argument ins Treffen, von dem er sichere Wirkung erhoffte: Er erklärte, die voraussichtliche Wiederaufrichtung der Republik in Frankreich müsse den demokratischen Gedanken in Europa bedenklich stärken und könne innere Schwierigkeiten für die monarchischen Staaten Europas zur Folge haben. Dem privaten Schreiben folgte am 28. September eine auch in London überreichte offizielle Depesche, die nochmals — allerdings mehr pour l'honneur de drapeau und um dem Drängen der Militärpartei zu genügen — einen kollektiven Schritt im Interesse des Friedens anregte. Sie blieb ohne Erfolg. Kaiser Alexander lehnte jeden Schritt ab, der König Wilhelm hätte verstimmen können, und England wollte seinen Fabriken das ihnen winkende schöne Lieferungsgeschäft nicht verderben.

Beusts Situation wurde immer peinlicher, sein Fiasko immer offenbarer: Italien besetzte Rom; Rußland schickte sich unverkennbar an, aus den Niederlagen Frankreichs Kapital im Orient zu schlagen; Preußen griff nach der deutschen Kaiserkrone und nach neuem, reichem Landerwerb; England begann aus dem Blute, das in Frankreich floß, ungezählte Millionen zu münzen; nur Österreich hatte das Nachsehen und hatte für nichts und wieder nichts 20 Millionen Gulden ausgegeben. Beust war nunmehr dem heftigen, letzten Angriff der Militärpartei ausgesetzt, die, als infolge der ersten unglücklichen Kämpfe an der Loire die militärische Lage in Frankreich sich für die Deutschen kritisch zu gestalten schien, abermals in aggressive Stimmung geriet und ungestüm eine Intervention verlangte, eventuell eine Intervention mit den Waffen in der Hand. Beust tat den aussichtslosen Schritt und rief zum dritten Male Europa zur Intervention auf, diesmal im Namen der Humanität, um von den Frauen und Kindern von Paris die Schrecken der Belagerung abzuwenden. Aber Rußland, England und Italien hatten andere Sorgen als das Wohlergehen der Pariser Frauen und Kinder, und tief deprimiert schrieb Beust an den Grafen Chotek: »Le moment d'intervenir est peut-être venu et en effet je ne vois pas de cocarde, mais je ne vois pas non plus d'Europe . . .«

Beusts Reichskanzlerschaft hätte diesen letzten Echec kaum überdauert, denn nun wandte sich der Zorn der Militärpartei gegen ihn. Zum Glück für ihn trat jetzt ein Ereignis ein, das einerseits einen Wechsel des Portefeuilles des Äußeren nicht ratsam erscheinen ließ, andererseits der Aktionslust der Militärpartei eine andere Richtung gab: die Aufrollung der Pontusfrage durch Rußland in dem berühmten Rundschreiben Gortschakows vom 9. November. Das schlug jedes Verlangen der Militärpartei, die jetzt im Osten durch Aufstellung von Observationskorps in Galizien und an den Grenzen der Donaufürstentümer Beschäftigung fand, zu einer Aktion im Westen endgültig nieder, und Beust war von einem erbarmungslosen Bedränger befreit.

Trotzdem gab er die Hoffnung nicht auf, auch im Westen noch Erfolge zu erzielen und seine wiederholten Niederlagen wettzumachen. Im Dezember folgte eine neue »Combinatione«, die sein schwindendes Prestige retten sollte. Es war bereits bekannt, wie die Neugestaltung Deutschlands in Aussicht genommen war, und daß die Abtretung Elsaß-Lothringens den Preis des Friedens bilden werde. Beust wandte sich nun vertraulich an die Höfe von London und Petersburg, um eine gemeinsame Aktion der Neutralen zur Lösung der „Lothringischen Frage" zu erwirken. Er führte aus, daß einem neuen Deutschen Reiche die Revindikation ehemals deutschen Landes allerdings nicht verwehrt werden könne. Die Einverleibung Elsaß-Lothringens in Preußen, den alten Feind Frankreichs, müßte jedoch jede Annäherung zwischen dem durch Preußen geführten Deutschland und Frankreich für alle Zukunft unmöglich machen. Es sei daher zu erwägen, ob diese Schwierigkeit nicht dadurch umgangen werden könne, daß *Elsaß-Lothringen als selbständiger, gleichberechtigter Bundesstaat dem deutschen Reiche angegliedert werde. Auf den Thron des neuen Großherzogtums wäre der Großherzog von Toskana*, dessen Vorfahren über Lothringen geherrscht, *zu berufen*. Wenn Elsaß-Lothringen für sein früheres Herrschergeschlecht und nicht direkt für Deutschland revindiziert werde, sei nicht zu befürchten, daß es den ständigen Zankapfel zwischen Deutschland und Frankreich bilden werde. Beusts geheimer Gedanke war, daß dieser Modus im Grunde genommen doch den Habsburgern den Siegespreis zuwandte und ihnen eine Stimme im Rate Deutschlands verschaffte. Auch dem Grafen Bray-Steinburg teilte er diesen Vorschlag mit, in der Absicht, Bayern zu bewegen, seinen Plan in Versailles zu vertreten. Doch die Antwort lautete von allen Seiten ablehnend, Beust hatte abermals eine Niederlage erlitten.

In tiefer seelischer Depression empfing Beust nun die bekannte Depesche Bismarcks an den preußischen Gesandten in Wien, Grafen Schweinitz, welche die bevorstehende Gründung des Deutschen Reiches anzeigte und mit den Worten schloß: „Deutschland und Österreich-Ungarn — wir dürfen es zuversichtlich hoffen — werden mit den Gefühlen des gegenseitigen Wohlwollens auf einander blicken und sich zu Förderung der Wohlfahrt und des Gedeihens der beiden Länder die Hand reichen." Die dargebotene Hand zu ergreifen, hieß auf alles verzichten, was durch vier Jahre das Ideal Beusts und das Ziel seiner Arbeit gewesen war. Er mußte den unabänderlichen Tatsachen Rechnung tragen. Aber rückhaltlose Resignation spricht gewiß nicht aus dem Memorandum, mit dem Beust am 25. Dezember die Entscheidung des Kaisers Franz Josef anrief, und dessen charakteristischste Stellen hier wiedergegeben sein mögen:

„Es durchzieht das ernste patriotische Gemüt das Gefühl, daß Preußen — und etwas anderes ist das preußische Norddeutschland nicht — kein aufrichtiger Freund gewesen ist und kein aufrichtiger Freund sein werde; *daß in diesem Augenblicke Preußens Lage eine schwierige, vielleicht gefahrvolle* ist, und daß dieser Lage jene entgegenkommende Sprache des Berliner Kabinetts zu

verdanken sei; daß jetzt noch der Moment sei, Preußen mit günstigen Chancen entgegenzutreten, während nach völliger Niederwerfung Frankreichs hierfür und damit auch für die eventuell notwendige Verteidigung jede Möglichkeit abgeschnitten sein werde.

„Es handelt sich jetzt einfach darum, ob man, anstatt die preußische Eröffnung entgegenkommend und freundlich zu beantworten, in der Erwiderung eine Haltung einnehmen soll, welche, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, ein demnächstiges ‚Anbinden' mit Preußen offen lassen soll."

Beust bespricht weiter die Chancen einer solchen Haltung, verweist auf die Gefahr eines Eingreifens Rußlands und auf die militärische Schwäche Österreich-Ungarns und kommt zu dem Schlusse:

„Es genügt, auf die Erschöpfung hinzuweisen, welche Preußen und Deutschland auf längere Zeit hinaus selbst im Falle eines sieg- und erwerbreichen Ausganges des Krieges erwarten. In diesem Falle wird nun die Zeit günstig sein, unsere Verteidigung für kommende Eventualitäten zu vollenden. Welche Chancen aber bieten sich für den Fall, daß militärische Niederlagen Preußen ereilen sollten, für ein erfolg- und ruhmreiches Eingreifen Österreichs? Dann liegt das Schicksal Deutschlands in Österreichs Hand und wird ihm um so mehr zufallen, wenn es jetzt freundschaftlich und wohlwollend gesprochen hat.

„Unter solchen Verhältnissen darf aber schließlich um so mehr daran erinnert werden, daß durch diesseitige Depeschen eine beifällige Äußerung in sichere Aussicht gestellt wurde."

Trotzdem Beust überzeugende Argumente für die politische und militärische Unmöglichkeit eines „Anbindens" mit Preußen vorbringt, kann man sich des Eindruckes nicht erwehren, dieselben Velleitäten, die Beust ablehnt, wären ihm lieber gewesen als ein aufrichtiges Einschlagen in die dargebotene Hand. Wie Kaiser Franz Josef in dieser ernsten Stunde entschied, beweist der nachfolgende Schlußpassus der Depesche Beusts an den Grafen Wimpffen in Berlin vom 26. Dezember:

„Mit hoher Genugtuung muß uns die Tatsache erfüllen, daß die Gesinnungen der Völker Österreichs-Ungarns in der Person Sr. Majestät des Kaisers und Königs, unseres Allergnädigsten Herrn, einen erhabenen Schützer und Förderer finden. Allerhöchstderselbe wird freien und hohen Sinnes die erhebenden Erinnerungen, die Seine Dynastie in der glänzenden Geschichte von Jahrhunderten mit den Geschicken des deutschen Volkes verbanden, nicht anders auffassen, als mit der wärmsten Sympathie für die ferneren Geschicke dieses Volkes und mit dem rückhaltlosen Wunsche, daß es in den neuen Formen seines staatlichen Daseins die wahren Bürgschaften einer glücklichen, für seine eigene wie für die Wohlfahrt des ihm in geschichtlicher Überlieferung, in Sprache, Sitte und Recht so vielfach verwandten Kaiserstaates gleich segensreichen Zukunft finden möge."

Kaiser Franz Josef hatte, wie so oft, die Politik seines Reiches auf die geraden Bahnen der Aufrichtigkeit und ritterlichen Ehrlichkeit zurückgeleitet. Beusts „Revindikationspolitik" war abgetan, die Zeit für Andrassys „Versöhnungspolitik" gekommen.

Auf der Oder.

Eine Bootfahrt.

Von

Marie von Bunsen.

7. August 1909.

Alles war in Ordnung, die „Formosa“ lag friedlich im Rudervereinshaus; ich bat, sie ins Wasser zu stellen, und konnte beruhigt mir Brieg ansehen. Nur noch eine Vorbereitung, die umständlichste einer Wasserfahrt; aller Schmuck mußte als Wertpaket nach Hause geschickt werden. Es dauerte sehr, sehr lange, bis die Verpackung der Post zusagte; endlich hatte ich meinen Schein in der Tasche, und schmucklos, als ginge ich ins Kloster, war ich nun zur Wasserfahrt bereit.

Ich ging durch die stillen Straßen, lernte eine schlesische Stadt kennen; haben die einer anderen Provinz einen so scharf gezeichneten Charakter? Immer der „Ring“, der Marktplatz mit wichtigen, stattlichen Häusern, in der Mitte das Rathaus, und zwar nicht vornehm abgeschlossen, sondern mit anderen Gebäuden verwachsen, gemütlich mit kleinen Buden umstellt. Trotzdem groß und eindrucksvoll, die Hauptsache. An steinernen Brunnen schöpfende Frauen, an den Stufen spielende Kinder; Seite des Platzes die Kirche, fast immer eine gotische aus rotem, nachgedunkeltem Backstein. Von Krakau her kannte ich diesen polnischen Grundplan; aber dies sind deutsche Städte, jene deutschen Städte, welche Schlesien schufen. Durch sie, nur durch sie, wurde Schlesien deutsch, verblieb nicht bei Polen noch Böhmen.

Der Typus ist nicht nur symbolisch bedeutsam, er ist architektonisch wirksam; freigelassener Raum, in dem alle Kundgebungen, Aufzüge stattfanden und die Häuser zur Geltung kommen. Dieses Brieger Rathaus ist pittoresk, mit Giebeln und Türmen und Laubgängen. Ich kam durch Straßen mit guten Familienhäusern; bis in das späte 18. Jahrhundert hielt man noch am Giebeltypus fest, bis in die Biedermeierzeit wurden behagliche Einzelhäuser gebaut. Sie sind nicht besonders interessant, hier wie in all den später gesehenen schlesischen Städten sind sie aus Stuck; so fehlt die vornehme

Echtheit. Aber doch angenehme Typen, man kann sich die besseren Familien der Stadt in ihnen vorstellen, die, bei denen Eichendorff und Holtei verkehrten. Nun aber das Piastenschloß; im ersten schlesischen Kriege wurde es zur Ruine zerschossen, aber das historisch ansprechendste, wichtigste Glied eines Gebäudes, das Portal, ist erhalten. Eine überraschend schöne Ornamentik, edle Renaissance, Ranken und lustige Grotesken. Aus Mailand war der Meister verschrieben. Über dem Eingang stehen zwei fast lebensgroße Gestalten, der Erbauer Herzog Georg mit seiner brandenburgischen Gemahlin. Ein herrlicherer Fürst läßt sich nicht denken, groß, schlank, mit wallendem Bart, mit edlen Zügen; wie steht ihm die geschmackvolle, reiche Tracht aus der Mitte des 16. Jahrhunderts! Daß er tatsächlich so aussah, verbürgt die Statue der Gattin; auch sie ist prächtig gekleidet, hat jedoch ein plattes, reizloses Gesicht. Es ist ein Vergnügen, an den Herzog Georg zu denken; er war ein trefflicher, fürsorglicher Landesvater, hatte Freude am Schönen. Unter seinen Nachfolgern diente Friedrich v. Logau, der Dichter. Ein edelempfindender Mensch, litt er schwer unter dem Drucke der Zeit. Unzählig oft ist er hier aus- und eingegangen, seinem Herzog Ludwig war er treu gesinnt, er schwärmte von der Anmut und Güte der Herzogin Anna Sophie, einer Mecklenburg-Strelitzschen Prinzessin. Diese persönlichen Beziehungen waren die Sonnenstellen seines Daseins; das Hofamt war kärglich besoldet, er war unglücklich verheiratet, der Dreißigjährige Krieg füllte sein Leben fast aus. Beinahe ausschließlich hatte er hier gelebt; nach seinem Tode versicherte ein Trauergedicht, „das große Brieg" würde sich vor „Kummer rühren".

Die Hofkirche ist uralt, wurde in der Mitte des 16. Jahrhunderts neu aufgeführt, dann wieder Ende des 18. Jahrhunderts. Aus dieser Zeit stammt das Altarbild; die Lieblingsheilige Schlesiens, die Schutzpatronin, Hedwig, jene fromme und milde Fürstin aus der Zeit des Mongoleneinfalles prangt dort in ausgeschnittener französischer Hoftracht, schaut süßlächelnd gen Himmel. Oben ist die Fürstenloge, eine kleine Tür führt ins Schloß. Hier hindurch sind alle jene Herzoge und Herzoginnen allsonntäglich getreten, auch der schöne Georg II. Er trug einem Pastor die Hofpredigerstelle an; dieser schlug sie aus, er getraue sich nicht vor Fürsten zu sprechen, er sei nur an bäuerliche Zuhörer gewöhnt. „Lieber Martin, die Bauern und ich kommen in denselben Himmel, wir brauchen dieselbe Predigt." Kürzlich hat man die Fürstengruft geöffnet, die Särge aufgestellt; da liegt Dorothea Sibylle von Brandenburg, man fand sie im goldbraunen Samtkleid; ihr Page Friedrich v. Logau hat dieses Gewand seiner Herrin und Gönnerin wohl oft getragen. Er war ein vielversprechender Schüler des dicht dabei liegenden Gymnasiums, und bei einer Feier deklamierte er zur allgemeinen Bewunderung das Gebet des Äneas an den Delischen Apoll. Die Schüler hatten ihr eigenes, aus Schülern gebildetes Gericht. Noch zeigt das einfache Gebäude die Wappen der fürstlichen Gründer, die gewölbten Durchgänge jener Zeit.

Als ich wieder das Bootshaus erreichte, fand ich einen der Herren, um mir im Namen des Vereins einen Rosenstrauß zu überreichen und bei der

Abfahrt behilflich zu sein; liebenswürdiger kann man nicht aufgenommen werden! So ruderte ich im strahlenden Nachmittag davon. Über den Uferhäusern erhob sich das formlose, große Schloß, halb von Bäumen verdeckt, die rund geschwungenen Jesuitentürme, die starren, schlanken der alten protestantischen Kirche blieben lange in Sicht. Überall badende Kinder, es ist richtiger Sommer, das günstigste Wetter. Im schimmernden Blau schweben weiche und doch kühngeformte Wolken, eine jede spiegelt sich im glatten, hellblauen Wasser. Im übrigen! — Man hatte es mir ja gesagt, von verschiedenen hatte ich es gehört: „Sie wollen die Oder hinunterfahren. Etwas Langweiligeres könnten sie schwerlich finden, hohe Deiche, Steinbuhnen, Weidenbüsche." Ich hatte es nicht geglaubt, aber tatsächlich war es so, genau so. Regelmäßig kurzes Weidengestrüpp verschloß jede Aussicht, kein Schilf, keine Blume, nichts als in bestimmten Absätzen herausragende Buhnen und dazwischen sandige Buchten. Mir kam es vor, als durchzöge ich eine unendlich einsame Steppengegend; ich überdachte die vor mir liegende langgedehnte Strecke und war bedrückt, tröstete mich mit dem etwas flauen Trost der gesunden Bewegung in der guten Luft.

Dann aber erschienen vereinzelte schöne Bäume, dann Wälder, prächtige Eichenwälder, manchmal hart am Ufer. Die Eichen wirkten geheimnisvoll, lebend und grün und doch stumm und ernst. Hier war eine kleine Erhöhung im Wald; dort, im damaligen Oderwald, lag im 11. Jahrhundert die Hauptfeste des Landes, die umwallte Burg Ritschen (Rezen), eine Zufluchtsstätte der Bischöfe, wenn die heidnischen Polen die neue verhaßte Religion wieder einmal ausrotten wollten.

Zwischen zwei Buhnen sah ich eine kleine Weideninsel, diese würde die „Formosa" vollständig verdecken, gäbe ein vorzügliches Nachtquartier. Etwas entfernt, aber doch den Augen erfreuend sichtbar, lagen große Wälder; die schönste Sommernacht stand bevor. Ich ruderte in die kleine Bucht und schlang meine Leine um die Weiden. Allerdings schwirrte es von Mücken; ich war jedoch überzeugt, daß ich im Schlafsack unter dem Netz vollständig geschützt ruhen würde, ging daher nach raschem Abendessen, sobald die Sonne rotgolden zwischen langgezogenen Schichten purpurner, goldverbrämter Wolken verschwand, zu Bett. Das Zeltdach hißte ich nicht, wollte diese schöne Sommernacht möglichst intensiv in mich aufnehmen, wollte ganz frei unter dem Himmel liegen.

Nun kamen lange Stunden, qualvoll und poetisch schön. Beständig schlüpften die Mücken durch, trompeteten mit hellem Triumph und saugten mein Blut. Ich erschlug sie, hatte etwas Ruhe; dann fühlte ich wieder den kleinen Luftzug, hörte wieder das Geschwirr der dünnen Flügelchen, erlitt wieder aufreizende Stiche, hörte wieder die höhnende Jubelfanfare. Es klang nämlich ganz anders, ehe sie eingedrungen waren, auch wenn sie dicht vor dem Netz herumtollten.

Es kamen die ersten Sterne, hellenchtende Planeten, dann immer neue Scharen; der große Bär spiegelte sich unmittelbar neben dem Boot im schweigsamen, dunklen Wasser. Nur selten ein Vogellaut, nur selten fauchte

ein Dampfer vorbei; bis in mein Inselversteck kamen dann leise, schaukelnde Wellen. Der Himmel war dunkel, aber nicht schwarz; wundervoll leuchteten die Sterne in der weichen Tiefe.

Und diese sanfte, grundlose Nacht mit ihren Juwelenlichtern bleibt uns Tagesmenschen, uns Alltagsmenschen verborgen.

Dann wurde es heller, aber die Sterne waren noch da; der große Bär sank, die Kassiopeia erschien oben, über mir war die Milchstraße, und aus ihr löste sich ein mir, wahrscheinlich auch anderen wohlbekanntes, wenn auch nicht astronomisch sanktioniertes Kreuz; wie segnend breitete es sich aus. Es wurde immer heller, ein Silbergrau, und als ich einmal meine Hand ausstreckte, schimmerte sie blaß; mich erhebend, sah ich den leuchtenden Viertelmond und ringsumher weißen, flatternden, zerstiebenden Nebel. Es war traumhaft schön. Alles war naß, der Tau rieselte sanft hernieder wie in wehmütiger Ekstase, ab und zu schwebten weiße Wölkchen in dem blauen Blaßsilber der Luft. Die Sterne verschwanden, der Mond glänzte immer heller, wie Gold, die Strahlen erschienen warm getönt in dem kalten Milchweiß der Nebelluft. Ein lila Anflug im östlichen Himmel, taubengraue Wolken zogen an der helleren Luft vorüber, und bald kam der erste goldene Strahl hinter dem Wald hervor, und die Vögel begannen zu singen. Langsam flatterten große, schwarze Krähen durch die Luft, der einzige tiefe Ton in der Morgendufthelle.

Um halb fünf stand ich auf, das Waschen, das Anziehen auf schwankendem Boot muß sehr vorsichtig gehandhabt werden; um halb sieben ruderte ich fort. In blauem Morgenschatten aufgelöst, kamen herrliche Wälder; die Luft war frischduftend, blaßsonnig durchstrahlt. Ein Dorf kam in Sicht, weiße, hellbeschienene Häuser spiegelten sich lange im Wasser. Kein besonders interessanter Stil, aber schöne Bäume, nette Gärtchen. Dann hörte ich ein fernes Brausen, ein feiner, heller Gischt lag auf dem Wasser, es war das Wehr; an der anderen Seite einer Insel stauten sich Kähne und Dampfer. Die Bootleute sagten mir freundlich Bescheid, wo ich mir den Durchschleußschein holen solle; man half mir beim Landen. Als der Zettel beschrieben und abgestempelt war und ich mir im Garten eines Hauses einen neuen Vorrat Trinkwasser an der Pumpe geholt hatte, schlug mir ein Schiffer vor, sich seinem Kahn anzuschließen, dann käme ich gleich dran. Er befestigte die „Formosa" an dem großen, zinnoberrot bemalten Steuer, war erbötig, mich — ohne Kosten — gleich bis Breslau mitzuschleppen, gab aber doch zu, daß das Rudern, wenn es einem Spaß mache, schon eine hübsche und gesunde Beschäftigung sei.

Ohlau kam in Sicht; ich fand am Sandstrand spielende Knaben, denen ich die „Formosa" übergab, und ging in die Stadt.

Graue Nüchternheit, nur durch einzelne gute altmodische Häuser unterbrochen. Der Ring war nicht so übel, hatte Giebelhäuser, in der Mitte das Rathaus mit Zwiebeltürmen. Teile sind aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. An diesem Rathaus ließ Wallensteins General, Hans Ulrich v. Schaffgotsch — seinen Spuren begegnete ich noch öfter — den

einzigen Ratsherrn, welcher der Pest entronnen war, zugleich mit dem Stadtschreiber aufknüpfen. Ein Stimmungsbild jener Zeit.

Die Glocken läuteten, eine Honoratiorentochter kam im Blumenhut, in der frischgewaschenen Mullbluse, Gesangbuch in der Hand, vorbei. Ich fragte sie nach der „Konditorei". Diese anständige Labestätte ist eine Annehmlichkeit des Reisens in Deutschland, schmerzlich vermissen wir sie in romanischen Ländern. Es war ein glühend heißer Tag; ich erhielt unvergeßliches Aprikoseneis; vielleicht war dies der raffinierteste Genuß, den die Stadt zu bieten vermochte.

An der Brücke fand ich die Knaben im Fluß, auch sonst plätscherte alles umher. Ein Mann brachte Stiere ins Wasser. Seine Knaben in ihren roten Schwimmhosen wuschen die schwarzen Tiere, das etwa fünfzehnjährige blonde Töchterchen im rosa Badehemd mit blonden, rings um den Kopf gesteckten Zöpfen, nahm ein schwarz und weißes vor. Merkwürdig, der Gegensatz des zarten, jungen Geschöpfes zu dem gedrungenen, kräftige männliche Kraft verkörpernden Tier, das sie so sorgsam wusch. Die Gruppen waren unerhört malerisch, vollendet in Farbe und Form.

Nun weiter; es kam ein Wald, hart am Ufer erstreckte er sich, ragte der alte, dichte Eichenschlag empor. Man glaubte sich in irgendeinem verlassenen, unberührten Waldsee. In einer schattigen Bucht lief ich an, band die „Formosa" fest und erging mich im kühlen Wasser. Dann erschien etwas Rasches, Schlankes, Helles, ein Sportboot mit einem leicht und weiß bekleideten Ruderer. Er grüßte, hielt auf der anderen Buhne meiner Bucht, stieg, wie er war, ins Wasser und schwamm ebenfalls herum. Wir tauschten unsere Erfahrungen, fachsimpelten über Ausleger, Rollsitze, Segel, sprachen über den intimen Genuß des einsamen Wanderns. Der Ruderer war aus Breslau, war seit drei Uhr morgens unterwegs, hatte, wie ich, die Schönheiten der Sommernacht, des Sonnenaufganges intensiv genossen. Dann stiegen wir an das Ufer und betrachteten unsere Fahrzeuge. Ich hatte mein Takelzeug seit dem vorigen Jahre ändern lassen, nahm die Gelegenheit wahr, unter sachkundiger Hilfe alles in Ruhe auszuprobieren; so setzten wir die Segel, hißten das Zeltdeck. Nun schwammen wir über die Bucht, um das Breslauer Boot und seine Einrichtungen zu besehen; als wir uns gelegentlich umdrehten, zog eben die „Formosa" mit dem rot- und weißgestreiften Zeltverdeck ruhig den Strom hinunter, also wieder eiligst ins Wasser und ihr nach, ein hangendes Tau ergriffen und sie schwimmend zurückgezogen. Angenehmere Beschäftigungen lassen sich bei Sommerwärme gar nicht denken. Aber alles nimmt ein Ende; ich wollte in Tschirne zu Mittag essen und übernachten; dies hatte mir ein an der Schleuse zuschauender Herr geraten; „Mutter Nachtigall" wäre das beliebteste Ruderquartier. Ich zog mich unter dem Zeltverdeck an; der liebenswürdige Kollege verpackte und verstaute mir indessen alles aufs schönste. Darauf zog ich stromab und er stromauf.

Herrliche Waldstrecken, dann ein hübsches, hochgelegenes Dorf mit großen Bäumen. Es kam Tschirne, auch dieses freundlich gelegen, baumbestanden, am anderen Ufer ein von Linden umgebenes Fährhaus. Das Gasthaus lag

am Ende, etwas erhöht, von Kastanien und Ulmen beschattet. Ich ging in die Küche, sagte der Wirtin, „Mutter Nachtigall", freundlichst, ich wünschte ein Zimmer zur Nacht. „Ja, ich muß doch erst wissen, wer Sie sind!" Würdevoll nannte ich meinen Namen; er machte nicht den geringsten Eindruck; ich fügte hinzu: „Ich bin hier mit meinem Boot." „So, so, ja, wenn Sie mit ihrem Boot gekommen sind, will ich Sie aufnehmen." Die Gemächer des Ehepaars wurden mir eingeräumt; in der guten Stube auf der Kommode eingerahmte Familienphotographien, das Bild des Kronprinzenpaares. Das Gesangbuch, der schwarze Kirchenkapotthut lagen noch umher.

Nach Tisch, nach einer Ruhepause, besah ich mir das Dorf, ziemlich langweilige Häuser, oft mit Stuck bedeckt, immerhin niemals die Greuel der Mark, keine Stuckfassaden und Brandmauern. Hübsche Gärten, Georginen, Sonnenblumen, Balsaminen, Wein, oft neben dem Wohnhaus die alte strohbedeckte Scheune.

Dann saß ich mit einem Buch bei „Mutter Nachtigall" im Schatten der Ulmen. Ein Tisch voll Ruderer, sie aßen früh zu Abend, um noch Breslau zu erreichen. Dann brachen sie auf, und am Ufer war das an allen Flußläufen jetzt vorkommende Bild zu sehen. Dunkel stehen die Gestalten gegen die schimmernde Luft, knien, tiefe blaue Schatten werfend, am hellbeleuchteten Strand, falten die Sachen sorgfältig, klettern in das schmale, schwanke Fahrzeug und rudern mit dem schönen flirrenden, die Wasserfläche leicht spritzenden Schlag davon.

Es ist hübsch unter den Bäumen, mit dem Blick auf den Strom, auf das gegenüberliegende Fährhaus; aber während die übrigen Gäste wenig leiden, werde ich durch Mücken der Verzweiflung nahe gebracht, das Neue sagt ihnen bekanntlich zu. Da wird ein Stück morsche, verfaulte Eiche angezündet, es schwelt und raucht, das Gezücht verträgt dies nicht, und man ist erlöst. Übrigens will ich gerecht sein, die Rheinschnaken sind schlimmer; nach ihren Stichen sieht man ausschlagbehaftet aus, bei den Odermücken verschwindet spurlos der Stich. Sie kommen auch nicht überall vor; so war keine einzige trotz weitgeöffnetem Fenster nachts in mein Zimmer gedrungen.

Morgens schien die Sonne grün durch die Kastanienblätter herein, und ich schnürte mein Bündel.

„Mutter Nachtigall" war schließlich ganz liebevoll geworden, setzte sich zum Frühstück zu mir und wünschte mir Glück zu der ihr abenteuerlich vorkommenden Reise.

Zu meiner freudigen Überraschung gab es immer wieder Bäume, immer wieder Waldstrecken. Es war oft so schön, daß ich mit dem Rudern aufhörte, langsam mich hintreiben ließ, um diese sich im Wasser spiegelnden Baumherrlichkeiten, diese Waldgeheimnisse langsam zu genießen.

Auf das nahende Breslau wiesen einzelne, gut angelegte Wirtshäuser. Wie schrecklich, wie landschaftsmordend sind fast alle Wasseretablissements bei Berlin, und es kümmert sich niemand darum. Hier waren geschnittene Hecken, Baumreihen, lange, einfache Hallen, eine zweckmäßig und geschmackvolle Anlage. Noch eine Ankündigung: es sprengte ein weißer Reiter auf einem

Vollblutrappen am Uferweg entlang. Ein Bursche, bewußt, als wolle er jedem sagen: „Die Breslauer Kürassiere sind so ziemlich das teuerste und vornehmste Regiment der Armee, bei uns stehen noch mehr Grafen als bei den Gardedukorps, und mein Graf ist der Schikste von allen." Es kamen, weniger schön, ferne Gasometer, einzelne Fabriken, Ziegeleien, zwischendurch großartige Baumgruppen; dann näherte ich mich der Schleuse, schon hörte ich das Branden. Wieder das zeitraubende Durchschleusen, und dann fand ich mich zu meiner Enttäuschung in dem Breslau umführenden Schiffahrtskanal. Ich hatte darauf gerechnet, durch das Herz der Stadt zu fahren, vorbei an der Sandinsel mit den alten Brücken, an der Stätte des alten Piastenschlosses vorbei. Es half nichts, und der Kanal war wenigstens recht hübsch, mit alten Bäumen, altmodischen Häuschen, Schilf, weißen Winden, blauen Libellen. Auf den Rat einiger Angler bog ich außerhalb der Stadt bei der Werft der Wasserwerke ein, übergab die „Formosa" und ging auf dem Damm entlang nach der Stadt. Ein sehr heißer, sehr sonniger Weg in der Mittagsglut, aber zwei schöne Bilder. Zwischen Kanal und Deich sind üppig bewachsene Niederungen, Weidengebüsch, Teiche; in einem dieser badeten Knaben, einige wälzten sich im Sand, liefen dann, bis zur Mitte braun, genau wie zottige kleine Satyre, freudeschreiend ins Wasser. Dann sah ich vom Deich herunter auf einen alten Garten, unter dem Baumschatten standen steinerne Statuen, verwittert, pathetisch dekorativ. Hier lustwandelten wohl damals geschnürte, gepuderte Damen und sprachen von dem Huldigungsfest, von dem Ball im Locatellischen Redoutensaal, der junge König Friedrich gab ihn dem Adel, und tanzte mit den vornehmsten und hübschesten Frauen.

Auf der Brücke wartete ich auf die Elektrische; sind wir dankbar genug? Für zehn Pfennig fuhr ich im Schatten, im offenen Wagen bei leichtem Windzug dahin, kam erfrischt, abgekühlt bis zu der Mitte der Stadt. Dort, am einstigen Polnischen oder Salzring, dem jetzigen Blücherplatz, aß ich zu Mittag. Früher bezog ganz Polen hier seinen Salzbedarf, da standen aufgereihte Karren, da gab es ein Gewühl dieser fremdartigen Käufer.

In welchem Hause mag jener italienische Mönch Capistran gewohnt haben? Als das Hussitentum in Schlesien eindrang, wurde er in besonderer Mission nach Breslau gesandt; seine Persönlichkeit, seine Stimme wirkten so hinreißend, daß er täglich hier aus einem Fenster am Salzring der zu Tausenden zählenden Menge auf lateinisch predigte. Wie gebannt, andachtsvoll lauschten sie; als der Begleiter die Rede verdeutschte, entfernte sich alles.

Dicht daneben ist der Große Ring, in der Mitte das berühmte, vielerzählende Rathaus. Es ist wundervoll mannigfaltig; hier die mit spätgotischen Friesen und Statuen verzierte Südwand, hier die Staupsäule, auf ihr der Scharfrichter mit Rute und Schwert. In dankenswerter Weise ließ man die alten Buden fortbestehen, da werden Korbwaren, Holz, Pantoffeln, Obst und Leinewand wie seit urdenklichen Zeiten ausgeboten. Von der bedenklich fälschenden, skeptische Zweifel erweckenden Restaurierung will ich schweigen.

Innen sind vorzügliche Steinornamente, spätgotisch oder in italienischer Renaissance, angenehm diskret eingelegte Täfelungen, prachtvolle alte Kachelöfen, reiche Gewölbe. Alles geschmackvoll; jene Auswüchse der Schreiner-Renaissance, die man so oft ungern sieht, kommen nicht vor.

An der einen alten Tür sieht man noch die Axthiebe der aufrührerischen Zunftmänner; sie drangen ein, der Bürgermeister, fünf Ratsherren wurden vor dem Rathause an der Staupsäule enthauptet. Es kommt der Fürstensaal, in dem die schlesischen Stände dem jungen König Friedrich huldigten. Wohl ein jeder Teilnehmer wußte, daß er in den Augen vieler Verwandten und Freunde dadurch Hochverrat beging; sie unterwarfen sich der Macht, viele ungern, viele freudig im Glauben an eine bessere Zukunft. Für Friedrich war es ein berauschender Moment.

Draußen im Großen Ring stehen noch viele alte Häuser; sie haben ihn an dem Tage gesehen, in Blau und Silber gekleidet, die Kutsche in gelbem Samt ausgeschlagen, von acht Falben gezogen. Sie sahen seine dreißig Dragoner, die dreimal langsam umherritten und für zweitausend Dukaten Münzen unter die Menge warfen.

Der Gesamteindruck des Platzes ist noch gut. Da gibt es das gewaltig hohe, fensterreiche Dach, das in Straßburg so häufig vorkommt, auch Giebelhäuser, eines sehr lustig mit heraldischen Löwen in den geschnörkelten Stufen; da sind vornehme Portale, mit Wappen, mit schmiedeeisernen Ornamenten, mit gewölbten stuckverzierten Durchgängen, alle einstmals hochherrschaftlich, jetzt den Geschäften überlassen. Dies freskenbemalte Haus, die sieben Kurfürsten, war das Absteigequartier der böhmischen Könige, an dieser Ecke wurden Aufrührer, Ketzer hingerichtet, hier wurde im reich geschmückten Pallas den Königen von den Bürgern gehuldigt. Auf der anderen Seite, im sogenannten alten Rathaus, wohnten die polnischen Könige. In diesem Haus, mit seinen späten Rokokkoornamenten, verlebte, dem Gymnasium gegenüber, Karl von Holtei einen Teil seiner freudlosen Jugend. Die Hoffnung, sich einmal dem leidenschaftlich geliebten Theater widmen zu können, war ihm der Hoffnungsstern.

In allen alten Straßen, man braucht sie nur zu durchwandern, gibt es gute Patrizierhäuser, Rokokko wie Barock, leider ist alles nur Stuck. Breslau war schon früh eine reiche Stadt, ihre Kaufleute vermittelten den Handel zwischen Polen und Deutschland und Böhmen, kauften Landgüter, liehen den Herzögen Geld. Wäre Breslau eine steinerne oder backsteinerne Stadt gewesen, noch heute könnte man sich an herrlicher Bürgerarchitektur erfreuen. Aber auch so wäre es schon lohnend, tagelang den Erinnerungen der Straßen nachzugehen. Hier an diesem klassizistischen Eckhaus zeigte sich Friedrich am Einzugstag dem Volk, gewann ihre Herzen. Hier in der Nikolaistraße, in welcher die Trompeten so mancher Truppen erklungen sind, waren an diesem Tage viele Illuminationen zu sehen. Eine zeigte die Landkarte Schlesiens und die Zeilen:

Vor diesem ging man hier nach Wien,
Nunmehro aber nach Berlin!

Hier in der alten, Schmiedbrücke genannten Straße wohnte Freiherr von Stein. All diese Häuser haben die Erregung des „Aufrufs an mein Volk" miterlebt, hier wurde er gedruckt, hier erst verbreitet. Gerade in den Ostprovinzen, sowohl oben im Norden als hier im Süden, begann die Auflehnung gegen die Fremden; nicht in den ältesten Provinzen, nicht im Herzen der Monarchie, nicht im altkultivierten Westen.

Hier ist das Tauenziendenkmal, selten wird einem Monument eine so bedeutsame Stelle zuteil. Während der General, unermüdlich alles anspornend, die Verteidigung der Stadt leitete, schlug gerade hier, dicht neben ihm, eine Geschützkugel nieder; er bestimmte, später hier beerdigt zu werden. Es wäre hübsch, nicht nur das Wohnhaus seines Sekretärs Lessing aufzusuchen, sondern auch das „Goldene Horn", in dem dieser nachts mit den Offizieren saß, die „Goldene Gans", in der ein kleines Begebnis den Anstoß zur Fabel der „Minna von Barnhelm" gab, zu der ersten Verherrlichung des preußischen Geistes. Breslau war, wie er sagte, „die ernstliche Epoche seines Lebens", trotz seines Zechens, trotz seines Pharaospiels. Da ist das Molinarische Bankhaus, hier lebte Gustav Freytag als Hauslehrer, in dieser Umgebung, in dieser Stadt fand er die Typen zu „Soll und Haben".

Stattlich, schön ist die Universität; sehr glaublich, daß dieser vornehme Barock die schlesische Architektur stark beeinflußte. Sie steht an Stelle der alten Burg. In diesem Wasserschloß lebten die Piastenherzöge, als ansprechendste Erinnerung Herzog Heinrich IV. „von Breslau", der glänzendste Ritter Schlesiens, Veranstalter prächtiger Turniere, Beschützer der Sänger. Tannhäuser hat als Gast hier geweilt, der Herzog hat selber Minnelieder gedichtet, wie meistens bei geschmackvollen Dilettanten, nach guten Mustern. Er war nicht nur ein kühner Krieger, er war ein gewissenhafter, energischer Regent, ein humaner, geliebter Landesfürst. Seine dankbaren Untertanen nannten ihn „den Biederen" nach dem lateinischen »probus« ganz ohne den gutdümmlichen Beigeschmack, den wir dem Wort gaben.

In ähnlich gediegenem Barockpomp ist die jetzige Universitätsbibliothek. Ich hielt das Gebäude für den erzbischöflichen Palast, die Kirche daneben für den Dom. Es hätte gut gepaßt; ein alter schattiger, ummauerter Garten liegt an der Oder, der alte gotische Backsteinbau ist innen hell geweißt, einheitlich im reich vergoldeten, bemalten, verschnörkelten Barock geschmückt. An jedem Pfeiler geschnitzte, schwere Altäre mit tieffarbenen Bildern, das eichene Gestühl nachgedunkelt, prächtig geschmackvolle Logenfenster. Nichts restauriert, eine satte, harmonische, ungemein malerische Wirkung. Wahrscheinlich werden gelegentlich alle Spuren des „bedauerlichen Schnörkelstils" entfernt werden, dann prangt sie in der Gotik des 20. Jahrhunderts. Für einen so künstlerischen Zweck wird das Geld nicht fehlen.

Nicht weit davon kommt nun der Dom. Interessant das Portal mit seinen romanischen Löwen; hier büßte am 12. Dezember 1262 der Herzog Boleslaw. Er hatte den Bischof, mit dem er haderte, in den Kerker geworfen, und wie meistens hatten die klugen Herren dieser Sandinsel, dieser Hochburg der Klerisei, das Spiel gewonnen. Boleslaw, ein toller, wunder-

licher, leidenschaftlicher Mensch, zog barfuß mit hundert Rittern und Knechten im wollenen Büßergewand von Goldberg nach Breslau; hier vor dem Portal demütigte er sich vor dem Erzbischof, berührte kniend das von diesem ihm entgegengehaltene Kreuz. Innen ist es ein wirres Durcheinander; Gotik, Barockaltäre, schlechte neue Glasbilder, stilvoll-schlimme Restauration. Daneben der unbedeutende, nüchterne erzbischöfliche Palast; in keiner Weise entspricht er dem Glanz der Stellung. Lebhaft gedachte ich meiner Begegnung mit dem Kardinal; auf einer flüchtigen Durchreise war ich in Breslau zu Besuch, nahm an einem großen Diner teil. Alle waren versammelt, da geleitete der Hausherr, der Kommandierende General, den Kardinal herauf, die Erbprinzessin, Schwester des Kaisers, ging ihm entgegen und machte ihm eine Verbeugung. Im Saal waren wir aufgestellt, er ging herum und hielt Cercle. Zufälligerweise habe ich diesen Vorgang bei sehr vielen Purpurgeborenen erlebt, nur einige verstanden ihre Sache und, mit Ausnahme einer greisen Fürstin, keiner und keine besser als dieser ehemalige Telegraphist. Eine absolute Ruhe, Leichtigkeit und Würde. Der Name meines Großvaters hat einen etwas aggressiv protestantischen Klang, aber mit gemessenen höflichen Worten ging Seine Eminenz auf dessen Persönlichkeit und Bedeutung ein. Die Note war zur Vollendung getroffen.

Das Durchschleusen durfte ich nicht zu lange hinausschieben und fuhr weiter. Der Schleusenmeister nahm sich meiner freundlich an, besonders als er hörte, daß ich nach Potsdam wollte. „Das ist ja meine alte Garnison, ich stand im Ersten Garderegiment." Sein Wuchs war auch entsprechend breitschultrig und stattlich. Er hieß mich in den Schleusenraum hineinrudern, ganz vorn hielt ich, sah tief unter mir den Kanal mit wartenden Kähnen angefüllt. Ganz dicht, fast handgreiflich nah und doch ganz unten. Ein sonderbarer Eindruck. Langsam schob sich der große tiefbraune Kahn, mit dem zusammen ich durchgeschleust werden sollte, vor. Mit meinem Boothaken hielt ich mich an den mit riesigen Eisenbolzen beschlagenen Sporn, zu beiden Seiten des Hecks hingen gewaltige Anker. Es dröhnte und donnerte, wir begannen zu sinken; dicht neben mir öffnete sich ein gähnender Schlund, das wirbelnde Wasser jagte hinunter. Der kreisende Abgrund war unheimlich nah von meinem schmalen, schwanken Boot. Dann öffneten sich die Tore, und es ging weiter. Irgendwie beschädigte ich mir etwas am Steuer, so war ich unangenehm behindert. An einem Baggerkahn bat ich um Hilfe; das Steuer wurde aus der Niete losgefeilt, nun konnte ich mit vollen Kräften mich wieder in die Riemen legen. Das war auch sehr nötig, es dämmerte; nach Masselwitz würde ich nimmermehr kommen, so wollte ich in Ostwitz bleiben, zum Draußen-Übernachten war es hier zu kultiviert.

Es kamen große Baummassen, Musikklänge, lustwandelnde, weißgekleidete Mädchen. Ich landete, befestigte notdürftigst die „Formosa" und verlangte in dem nächsten Gartenlokal ein Zimmer zur Nacht. Nein, keine Unterkunft, vielleicht im Schillergarten; nein, vielleicht nebenan bei Krügers, dort wären Sommergäste vor kurzem verzogen. Dort alles dunkel und finster; eine Nachbarin sagte mir, Krügers wären in Breslau, die Zimmer unmöbliert. Unter-

dessen wird es Nacht, die „Formosa“ mit allen Sachen liegt unbewacht dicht an der Dampferhaltestelle, jedes Kielwasser könnte sie losspülen, vielleicht schwimmt sie bereits die Oder hinunter. Im nächsten Lokal ein tanzender Schwarm, ein lallender Wirt; Nachtquartier gäbe es überhaupt nicht im Ort. Ich werde rabiat, packe einen halbwüchsigen Knaben trotz seines Sträubens an der Schulter; er behauptet, seiner Mutter Aufschnitt holen zu müssen. Ich bringe ihn zur „Formosa“, sie war nicht fortgeschwommen, und er soll sie vorderhand bewachen. Ein Mann mit fühlendem Gemüt stellt sich ein, rät mir, im Hauptgartenlokal den Besitzer noch einmal zu bitten. Dieser und das Mädchen sind freundlich und nett, aber eine Speisewirtschaft dürfe unter keiner Bedingung Gäste beherbergen, auch hätten sie kein Zimmer. Ich bringe vor, eine von der Nacht infolge eines Steuerdefekts überraschte Reisende dürfe und müsse man aufnehmen, der hilfsbereite Mann von draußen schlägt den Nebenraum mit dem Sofa vor. Freudig gehe ich darauf ein, ich hätte ja einen Schlafsack. — Nein, das ginge nicht, das Sofa hätte die Schwiegermutter mitgenommen. — Dann wolle ich im Sack auf dem Boden schlafen. — Nein, denn vor fünf Uhr holten sich die Angler ihre Geräte aus dem Raum. — Dann würde ich vor fünf Uhr aufstehen. — Dies entwaffnete den Besitzer, meine Sachen wurden hereingebracht, der hilfsbereite Mann zog die „Formosa“ herauf, und ich bestellte mir Abendessen, im Gefühl, geborgen zu sein.

Unterdessen kamen die Herren Angler. Ist das eine kuriose Welt. Kleine Leute, welche Tag für Tag mit der Angel verbrachten. Einer nach dem anderen erschien mit einer langen, kunstvollen Rute, jeder mit einer ausführlichen Schilderung seiner Erlebnisse. Mit vorbildlicher Geduld und Teilnahme lauschten der Wirt und das Mädchen.

Bald zog ich mich in den Nebenraum zurück; das Mädchen brachte mir Wasserkanne, Eimer und Schüsseln; ich hatte meinen Toilettensack, konnte in aller Gemütsruhe mich waschen und kühlen, mich der Haut- und Haarpflege widmen. Der Boden war ja hart, überwältigend hart, weit härter als der meiner „Formosa“. Als ich nach einigen Stunden aufstehen wollte, um durch die Läden herauszusehen, war mein Kreuz so steif, daß ich mich kaum rühren konnte. Immerhin, die Fenster waren geöffnet, daher die Luft tadellos frisch. Um vier Uhr klopfte, wie vereinbart, der Wächter an der Tür; nach dem Waschen, nach einigen Freiübungen war der Körper wieder gelenk, und ich fuhr in der rosigblauen, nebligen Dämmerung davon.

10. August.

Bald kam der große Komplex von Cäsar und Wollheim in Sicht; mit mehreren Kähnen dieser Firma hatte ich bereits kollegialische Betrachtungen getauscht. Ich gedachte der liebenswürdigen kunstverständigen Besitzer, der verfeinerten Schätze ihres Hauses in der Regentenstraße — diese stehen in naher Wechselwirkung mit diesen Werften und Gebäuden.

Wieder herrliche Wälder und Bäume; es ist erstaunlich, von allen Seiten war mir die Oder als trostlos langweilig geschildert worden, etwa drei Viertel

ihres Laufes, so schien es mir am Ende der Wanderung, führen durch schönen Wald oder an Bäumen vorbei. Eigenartig reizvolle Bilder, erquickend, immer anders. Bald undurchdringlich erscheinender Hochwald, dann einzelne, herrlich gegliederte Gruppen, dann Waldwiesen und Lichtungen, auf denen vereinzelte Baumriesen sich erheben. Sehr oft sind es Eichen, sie geben der Landschaft eine ernste, altertümliche Größe. Jetzt kommen viele Silberpappeln; die Böschungen sind viel ansprechender als damals zu Anfang in Brieg, die Regulierung ist wohl älter. So haben die Ufer ein organisches Gepräge; auf ihnen wachsen goldleuchtende Rainfarne, weiße Chrysantemenstauden, gelber Wasserdost. An den sandigen Buchten liegen oft angeschwemmte Stämme und verknorpelte Wurzeln, dunkelgrau, verwitttert, als entstammten sie vorgeschichtlicher Zeit.

Weiße Möwen flattern umher, oft sitzen Hunderte braun und weißer Wasservögel auf den herausragenden Buhnen. Leicht beschwingte, flüglige Schwalben schweben vorbei, vergeistigt zarte Libellen.

Der Tag war leicht verschleiert, nur selten schien die Sonne ungebrochen durch den Silberdunst; mit den weichschattigen Baummassen glich das Strombild einsamen Strecken der Themse. Überaus poetisch waren leise heruntertreibende Kähne; am Steuer stand ein Mann, gelegentlich peilte ein anderer am Bug; der Fluß geht stark, die mühevolle Arbeit des Stakens fällt hier weg. Sanft, unaufhaltsam glitten die schweren, altertümlichen Fahrzeuge dahin, oft rot bemalt, aber heute in der verschleierten Luft waren die Töne zu einem milchigen Rosa gedämpft. Hinter großen Bäumen lugte ein Turm, der Umriß eines Schlosses hervor; ich legte neben einigen leeren Fischerkähnen an, laut Inschrift gehörten sie dem Freiherrn von Sch. auf Arras.

Durch morgendlich betaute Wiesen, an großen Bäumen vorbei ging ich auf das Schloß zu, kam auf große Alleen und Kanäle. Das Schloß ist noch teilweise von Wasser umgeben, ein helles, unregelmäßiges Gebäude mit einem prächtigen, hochaufragenden, großen Turm. Eine neuere Veranda war mit Wein und Efeu behangen, erinnerte an einen Trübner. Altmodisch hübsche Nebengebäude, dahinter der Kirchturm des kleinen Städtchens. Besonders poetisch die Flußseite; hohe Bäume warfen grünliche Schatten auf Mauern, die sich auf den Fundamenten feudaler Türme erhoben. Alles spiegelte sich im dunkeln Wasser. Die Fenster waren auf, ließen die Morgenluft herein. Jetzt frühstückte wohl die Familie; aus der nahen Schule ertönte ein Choral.

Zurückgekehrt, kochte ich mir einen Kakao, blieb dann an der nächsten Werft halten, um das Steuer instand setzen zu lassen. Immer stärker geht der Fluß, um jede Buhne bilden sich kräftige Strömungen, das Einbiegen und Landen sind eine Muskel und Geduld stärkende Übung. Die Ausbesserung sollte ein Stündchen dauern, so zog ich mit meinen Badesachen nach dem benachbarten Wald. Der Deichpfad war mit blauem Wegwart umstanden, entzückende blaue Schmetterlinge umspielten sie; Tausende dieser nämlichen umtanzten damals vor zwei Jahren die blauen Disteln auf dem Aufstieg zum Langobardenkastell über Salerno. Wie freundlich ist so ein blumen-

geschmückter Pfad, hellrosa Seifenkraut, Kamillen, Odermennig schießen empor. Hier sah ich das Hinterland, die Flußufer hatten es bisher verborgen; in der Ferne bewaldete Hügel, Windmühlen, die Ernte in vollem Gang. Ein nettes Häuschen kam, weißbeworfen, mit rotem, abgeschrägtem Dach, ein häufiger Typus. Im Feld arbeitete eine junge Frau in den üblichen blauen Werktagkleidern, ein weißes Tuch über dem Kopf, neben ihr spielte ein etwa fünfjähriges Kind. Ich fragte, ob es das ihre sei, sie müsse sehr früh geheiratet haben; sie war noch ganz jung, eine schlanke, eher feine Erscheinung. „Ach ja, die Kleinen stellen sich immer ein, daran läßt sich nichts ändern!" — Ein neues mußte unmittelbar in Aussicht stehen, dabei grub sie im schweren Boden. „Wie halten Sie nur jetzt diese harte Arbeit aus?" „Je nun, es braucht ja nicht alles auf einmal geleistet zu werden; wenn es gar nicht mehr geht, grabe ich am nächsten Tag weiter." Sie sagte es ganz natürlich, ohne Klage.

Ich erreichte das Wäldchen, grünes, sonnendurchstrahltes Dickicht, Nußsträucher, wuchernder, wilder Hopfen, junge Eichen, blaue Glockenblumen im hohen Gras. Durch Weidengebüsch bahnte ich mir einen Weg an den Fluß, kam an eine ideale Bucht mit weichem, hellgelbem Sand. Ich schwamm umher, fand die sonderbarsten Gegenströmungen, hier einen kleinen Wirbel, hier eine kalte Flutwelle, hier war das Wasser leblos, unbeweglich. Bis zu den Knien im Wasser, saß ich dann auf dem abschüssigen Strand; durchsichtige, sandfarbene Fische spielten umher. Ein Schwarm der allerkleinsten in seichtem Wasser, die größeren wagten sich tiefer herein. Langsam zog eine Muschel dahin, ließ eine tiefe Furche im Sand, aus dem Muschelspalt quoll eine weiche Masse heraus. Als ich sie aufhob, schlossen sich die Schalen, ich ließ die Muschel ins Wasser zurückfallen, sie lag regungslos da. Ich befürchtete einen Nervenchok, hatte Gewissensbisse, aber sie erholte sich und zog hastig in das tiefe Wasser.

Es war wundervoll hier in der Bucht. Am anderen Ufer erstreckten sich Wiesen mit großen, weichumflossenen Bäumen; ein Storch flog langsam vorüber, wirkte geheimnisvoll exotisch. Hat er im Winter Phylae gesehen? Abwechselnd war ich im Wasser oder ruhte am Strand. Nichts brennt so ein; ich rechnete mir aus, daß ich in sechs Wochen ausgeschnittene Kleider tragen müsse; Kismet!

Jetzt wäre das Steuer wohl in Ordnung; ich kehrte um und fuhr fort. Als ich die Bucht verließ, geriet ich auf den unter dem Wasser befindlichen Ausläufer der verwünschten Buhnen, das Steuer brach. Also ein neues, festeres, eines, das wie eine moderne Großstädterin „einen Puff verträgt".

Ich ging ins Dorf; der über den Unglücksfall etwas geknickte Schlosser versicherte mir, ich würde im nächsten Wirtshaus „ein sauberes Mittagsessen" erhalten. Ich wartete in der kahlen guten Stube auf dem schwarzen, glanzledernen Sofa, während die jüdische Wirtin (wie städtisch, wie unländlich wirkt der Typus) mir das Mahl bereitete. An der Wand hing ein hübscher alter Stich von Breslau, mit demütigen Schnörkeln einem schlesischen Magnaten gewidmet. Ich sah auf nette Gärtchen; in dem der Gendarmerie waren orangene Ringelblumen, Kapuzinerkresse in all ihren raffinierten Tönen,

duftende Reseden, Georginen, Skabiosen, Wicken und Balsaminen. Vor dem Schloß — denn dort waltet ein herrschaftlicher Gärtner — gab es natürlich nur Geranien und Begonien. Das ist bei uns üblich. Eine beglückende Ausnahme sah ich vor wenigen Wochen, als ich mit dem Urenkel der Charlotte von Stein dessen Tante in Kochberg besuchte. Auch um dieses alte Schloß zog sich der Wassergraben, es spiegelten sich darin Goldrute, Phlox, Sonnenblumen und Malven, wie zu Goethes Zeiten. Es war entzückend. Hier fehlte der gelernte Gärtner, ein einfacher Mann besorgte die Rabatten.

Ich kam zurück, noch wurde am Steuer geschmiedet, so setzte ich mich auf den Weidenabhang und wartete; das ist überaus öde in der Stadt, nicht auf dem Land. Im hellen Lichte wirkten die Weiden hellgraugrün, um mich herum wuchs eine zerzauste Menge von weißer Schafgarbe und von hellila Disteln, alles von hohen, sich neigenden hellgrünen Gräsern durchschossen, von weißen Schmetterlingen umflogen. Im Schatten des Sonnenschirmes legte ich mich hin, die Erde war warm, das Gras duftete stark.

Dann weiter.

Man hat mir die öde Langeweile der Oder geschildert; da widerspreche ich lebhaft, man hat mich vor den tückischen Gefahren ihrer Buhnen gewarnt. Ja, das ist so eine Sache. Alle hundert Schritt lauert ein Alligator, stachlich, grau beschuppt, mit Pfählen und Senksteinen, mit bösartigem Gebiß, das sich unsichtbar weit hinausschiebt, von Strömungen und Strudeln umgeben. Schon zu verschiedenen Malen war ich nur eben den Ungeheuern entgangen; man kommt doch leicht dazu, in quietistischem Naturgenuß versunken, ihnen zu nahe zu kommen. Und dazu die Transport-Schleppdampfer! Die neuesten sind schrecklich groß, das ganze Heck ist ein breiter, zehn Fuß hoher Katarakt, dessen gewaltiger, tosender Wogenschwall die Oder aufrührt und erregt. Diese neuen Riesen ziehen oft zwei Reihen großer Kähne, manchmal achtzehn Stück, das Ende eines solchen Zuges ist manchmal gar nicht zu überblicken. Immerhin besser in ihr Kielwasser zu gelangen, als in die Nähe der verborgenen Buhnenausläufer zu geraten. Wenn die Dampfkolosse frech in die Nähe des Ufers kamen, grollte ich — hatte ich nicht auch ein Recht auf den Fluß, war ich nicht auch ein Mensch? — und flüchtete in die Buchten. Schon zweimal mußte dieses geschehen. Wie wird es mit dem Segeln gehen? Das wird eine wundervoll aufregende Sache; vorderhand war Flaute oder widriger Wind.

Eine hübsche Gegend, malerisch jene Fähre mit großen aufgespannten Fischernetzen, dahinter mächtige Kiefern. Junge Kiefern gleichen armen unterernährten Proletarierkindern, alte sind prachtvoll, wie vornehm ergraute Hünen.

Einige Male kam ein wundervoller Duft vom Ufer her, ich sah den goldgelben Streifen der Lupinenfelder.

Hinter einer herrlichen Baumreihe blickten, halbversteckt, freundliche, rotdächrige Häuser hervor, dann erschien im blaugrauen Schatten, von den Bäumen eingerahmt, das Schloß Dyrenfurth mit Türmen und Terrassen. Im französischen Stil, etwa an den modernen Teil des Chantilly-Schlosses erinnernd. Der Typus sagt mir nicht zu, aber ein

stolzes Schloß, in herrlicher Lage. Gleich darauf kam die Fähre, hübsch unter alten Eichen gelegen. Ich beschloß hier zu übernachten, der Fährmann nahm die Sachen und trug sie mir ins Haus. Die Kretschamswirtin hatte einen furchtgebietenden Ausdruck und sagte, sie hätte kein freies Zimmer mehr, ich müsse in das Städtchen. Der Knecht legte ein gutes Wort für mich ein; schließlich versprach sie, mir ein Bett in den freistehenden Gartensaal zu stellen. Dies war mir ganz recht. Im Obstgarten standen hölzerne Tische und Bänke, dort erhielt ich frische Milch, Brot und Butter. Hier gefiel es mir außerordentlich gut; unter mir das grüne Gras, über mir die fruchtbehangenen Äpfelzweige, ringsumher rauschende Pappeln. Im schimmernden Wasser spiegelte sich das beschattete Schloß, erstreckte sich der alte Park. Großartige lilapurpurne Wolken türmten sich auf, ein Gewitter zog langsam heran; ich wollte es abwarten, ehe ich meine Post abholte und im Schloß meinen Besuch machte, aber ehe Donner, Blitz und Regen aufhörten, war es schon zu spät . . . Noch ein Gast wohnte im Fährhaus, ein ältlicher Städter; er brachte mir meinen Imbiß, „um sich doch eine Beschäftigung zu machen", und erzählte mir ausführlich den Leidensgang einer Wurstvergiftung, von der sollte er sich durch eine Luft- und Milchkur erholen. Die übertenergische Wirtin hegte freundliche Gesinnungen, bat mich abends bei ihnen zu sitzen, es wäre doch sonst zu einsam und traurig. Ich schützte notwendige Briefe vor.

11. August, 6 Uhr abends.

Eine wundervolle Sommerabendkühle, ein windgeschützter, mückenloser Strand. Hinter mir der Wald, tief dunkelgrün gegen die durchsonnte, blasse Luft, das Wasser ist wie leuchtender Opal. Hier will ich bleiben; verbrachte ich die vorige Nacht auf Daunen, will ich heute auf Planken unter dem Sternenschein ruhn.

Als ich morgens im Gartensaal aufwachte, dämmerte draußen der blasse Frühmorgen, aber die Kretschamswirtin schaffte bereits im Hofe. „Abends die Letzte, morgens die Erste auf dem Platze, so muß es auch sein", sagte sie mir mit fester Betonung. Nach dem Frühstück ließ ich mich hinübersetzen, ein altmodisches, gut geplantes Städtchen, freundliche Häuser mit Bänken, auf dem Platz eine Zopfkirche, nette Blumengärtchen. Zu so früher Stunde kam es mir indiskret vor, im Schloß vorzusprechen; ich freute mich an dem nah am Eingang liegenden einfach herrschaftlichen Haus aus dem achtzehnten Jahrhundert. Jetzt anscheinend Beamtenwohnung, damals wohl das Schloß des Besitzers, des bekannten Ministers Grafen Hoym. Steinvasen, ein stattliches Portal, gegenüber bewachten Statuen den Eingang zu den Alleen, zum schattigen Park. Nicht nur wird dieser dem Publikum geöffnet, es wird durch Wegweiser am Bahnhof in der Stadt auf den nächsten Zugang gewiesen. Freigebiger kann man nicht sein! Minister Graf Hoym legte ihn „englisch" an; die „englischen Parks" des Festlandes sind unerfreulich, aber dieser ist sehr gemäßigt modern, hat noch vortreffliche Traditionen: Alleen, Kanäle, als Übergang Wiesen mit einzelnen Bäumen und Gruppen.

Nun ging es weiter; ein frischer, durchlüftender Wind, er zauste die weißen Zirruswolken; Wolkenjungfrauen mit zurückgewehten Schleiergewändern.

Wieder die herrlichsten Bäume, weiche, graugrüne Weiden, eine Ulmenreihe dunkel gegen die Sonne, hinter ihnen eine leuchtend grüne Wiese im Wald. Die Stimmung war umgeschlagen, gestern zartweiche Molltöne, heute frisches Dur. Es kam eine Besitzung, guter bodenständiger Stil, ein großes, einfaches Gebäude mit schwerem Dach. Dies ist unser echtester, bester Typus, sei es für Landhaus oder Schloß. Seit dem Dreißigjährigen Krieg hat man bis zum ersten Drittel des unseligen neunzehnten Jahrhunderts überwiegend so gebaut, jede Generation mit Änderungen, mit geringfügigen Modifikationen, immer das behagliche, schlichte Gebäude mit dem schweren Dach, der sich anschließende Park, die Wirtschaftsgebäude. Oft ein weißer Anstrich, manchmal, wie in diesem Fall, ist er orangegelb. Eine herrlich zur Luft, zu den Bäumen stehende Farbe; in Breslau verschönerte ein Empirehaus in diesem Ton die ganze Gegend.

Hier gab es mächtige Wälder, und viel Holz wurde verladen; vor Maltsch lagen Kähne, gewährten ein wundervolles Bild; der dunkelbraune Teer ließ goldrotbraune Töne hindurch; die schweren Fahrzeuge lagen am tief beschatteten Waldsaum, unsäglich die satte Farbentiefe dieser Töne. Wie dies meistens der Fall ist, hatten sie einen fröhlich blühenden Blumenkasten an Deck, daneben wurden rosigfette Kinder in einem Waschzober gebadet. Waren das Farben!

Die Ufer wurden mannigfacher, höher, und hinter großen Waldmassen trat plötzlich ein großmächtiges Gebäude, das altberühmte Kloster Lebus hervor. Dies ist geschichtlicher Boden; im elften Jahrhundert berief der erste schlesische Herzog deutsche Zisterzienser-Mönche aus Pforta an der Saale. So beschreibt eine lateinische Urkunde das von ihnen vorgefundene Schlesien: „Das Land war von Wald bedeckt und ohne Bebauer. Das polnische Volk war arm und faul. Es pflügte den sandigen Boden mit krummen Hölzern ohne Eisen und verstand nur mit zwei Kühen oder Rindern zu ackern. Im ganzen Lande war keine Stadt, kein Flecken, sondern nur bei den Bürgern ein offener Marktplatz, Äcker, Bruchland und eine Kapelle. Kein Salz, keine Münzen, kein Metall. Weder gute Kleider noch Schuhe besaß das arme Landvolk; es weidete nur das Vieh. Solche Herrlichkeiten fanden die ersten Mönche."

Sie haben Bewunderungswürdiges geleistet; unter einem einzigen Abt wurden zu Anfang des zwölften Jahrhunderts fünfundsechzig Dörfer gegründet; die Brüder trieben Wissenschaft, wie Gartenkunst, Ackerbau, wie lateinische Poesie, sie entwässerten Sümpfe und erbauten Kirchen. In Schlesien ist dies die Heimstätte deutscher Kultur.

Ein Knabe versprach mir, auf die „Formosa" zu achten. Ich betrat den freundlich sich erstreckenden Ort, aß in dem Laubenportal des Gasthofs zu Mittag und zog dann zum Kloster. Über ein Flüßchen führte eine Brücke mit malerischen Barockheiligen, Blumensträuße waren zu ihren Füßen hingestellt worden. Auch das nun kommende stattliche Tor war mit ähnlichen

Statuen geschmückt. Mir sind die Lebuser Mönche des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts weniger gewärtig als die traurige Schar der Geisteskranken. Seit der Säkularisierung unter Friedrich Wilhelm III. ist das Kloster Irrenanstalt. Wie viele Trauerspiele fanden in diesem sich hier auftuenden Gebiet ihr Ende, wieviel verzweifelte Angehörige gaben das Geleit. Eine unübersehbare Schar, über tausend Irrsinnige, beherbergt die Anstalt. Gewährt ihnen die sie umgebende großzügige Schönheit eine Freude? Man möchte es hoffen. Nach den Stürmen des Dreißigjährigen Krieges wurde wohl das Meiste erneuert; ein guter Geschmack hat geherrscht, hier sind prächtige Portale, ganz bemerkenswerte schmiedeeiserne Gitter. Mehrere Fenster zeigen großartige stilisierte Blumenornamente, um einige der alten eisernen Stäbe schlangen sich blühende Rosen. Nun kam die Kirche mit einer großen Überraschung, dem „Engelchor". Er ist aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts, aus Holz geschnitzt; große Gewinde entquellen märchenhaften Blumenkelchen, in den verschlungenen Blättern und Zweigen schweben musizierende Engel. Nicht die üblichen Putten, sondern individuelle, gut gearbeitete und doch feine Gestalten. Einige dirigieren, andere singen und spielen. Jubilate, Cantate ist überall zu lesen, spricht aus der frohlockenden, gesteigerten Freude des Ganzen. Die unwissenden Vorurteile unserer Zeit würden in diesem Chor das gerade Gegenteil des religiösen Stils erblicken. Es ist der Geist jeder lebendigen, vollblütigen Religion. Cantate, Jubilate. Das Lob des Herrn wird jauchzend gesungen, Kinder und Blumen, das reinste und freudigste auf Erden, stimmen den Lobgesang an. Wer war der Meister mit diesem schönen Können, mit dieser üppigen Phantasie?

Überaus malerisch steht dieser Chor in der geweißten gotischen Kirche; graurötliche Steinfließen, prächtige, hellblau bemalte, schmiedeeiserne Gittertore, das tiefe Braun des eichenen Gestühls, das Weiß und Gold der Engel und Pflanzenornamente. Im Hintergrund sattfarbene, nachgedunkelte Bilder in schweren, goldenen Rahmen, noch einige Beichtstühle von der Hand des Engelchorkünstlers. Eine selten harmonische Kirche, mit Ausnahme der modern hergerichteten altgotischen Kirchenstühle (angeblich wurden sie vom Herzog Heinrich und der Heiligen Hedwig benutzt) drang fluchwürdige Restauration nicht über die Schwelle. Von Willmann, einer Berühmtheit Schlesiens, stammen die vielen, pittoresk wirkenden Gemälde. Ein Maler des siebzehnten Jahrhunderts, ganz unter dem Einfluß der Flämen stehend; er malte über tausend Bilder, wurde der deutsche Rubens genannt. Danach kann man sich ja wohl die Bilder denken.

Der Fürstensaal ist kolossal, in pomphaftem, etwas wohlfeilem Barock. Ein junger, schöner Erzherzog tritt mit hochmütiger Grandezza auf die zu seinen Füßen winselnden Feinde, riesengroße Mohren grinsen einen an, auf der Decke flattern wüste allegorische Gestalten herum. Tiefe Fensternische; dies ist eine der größten Bauten Deutschlands, weit größer als das Berliner Schloß, alle Mauern sind übermächtig. Der Blick fällt auf das bewegte Land, auf große Obst- und Gemüsegärten, auf alte Bäume. Anderswo wären gekrönte Wappen zu sehen, wäre die Abtwürde eines

solchen Klosters Sonderrecht der vornehmsten Familien; aber nur bürgerliche Namen kommen hier vor, der Abt Reich, der Abt Bauch werden als Bauherren genannt.

Dann ging es weiter, die hohen Türme vom Kloster Lebus verschwanden, es kam tiefer Wald; in einer baumumgebenen Bucht lagerte ich mich auf dem Strande, befestigte die „Formosa“ an das Wurzelwerk eines angeschwemmten Baumes und stieg in den Fluß.

Überreste von sturmvernichteten Bäumen lagen halb im Sand vergraben umher, auch, wie ich beim Schwimmen herausfand, unter dem Wasser; gut, daß ich mit der „Formosa“ nicht auflief. Gegenüber am Waldessaum trat etwas hervor, ein Reh; am Gras unter dem Weidengebüsch äst es ruhig; weiße Möwen schwangen sich anmutsvoll in der Luft. Ein anderes Reh schwamm herüber, trotz der starken Strömung auffallend rasch, ruhig, mit anscheinend müheloser Kraft. Weiterhin waren weiße Gänse auf der Buhne gelagert. Jetzt, da es Abend ward, kam eine Dorffrau, klatschte die Hände und rief „Pütt, Pütt“. Darauf erhoben die Gänse ein unharmonisches Geschnatter, watschelten gehorsam und platt einzeln auf der schmalen Landzunge, plumpsten ins Wasser und schwammen selbstgefällig, als brüsteten sie sich ihrer Nützlichkeit, ihrer weißgewaschenen Bravheit, nach Haus.

Ein wundervoller Sonnenuntergang, dicht neben mir hatte ich einen Durchfluß hinter einer vorgelagerten, baumbestandenen Insel entdeckt. Hierher ruderte ich auf rosa leuchtendem Wasser und band das Boot an eine quer über den kleinen Flußarm liegende Weide.

In der Bucht war die Mückenstunde bereits angebrochen, hier im überwucherten Buschversteck war es eine Orgie, die Mücken umschwirrten mich in besessener Freude. Das vertrauensvoll in Breslau gekaufte Nelkenöl und der Alkohol nutzten gar nichts, nun setzte ich die letzte Hoffnung auf das sorgsam ausgebesserte Netz der Jagdsack-Kapuze. Nein, sie schlüpften hindurch und stachen in unheiliger Gier.

Schön war ja die Nacht; über den Bäumen der Insel erschien die Leier, stieg höher und höher, und goldene Sternschnuppen fielen. Nur ganz zuletzt leuchtete eine schlankgewordene dünne Mondsichel, vermochte nicht die Sterne zu dämpfen. Klar wurde mir heute der Begriff Morgengrauen, es war in der frühsten Dämmerung so trüb, daß ich auf einen bedeckten Himmel schloß. Dann aber kam der erste Vogelsang, die ersten rosa Wölkchen, und als ich mich fertig angezogen hatte, strahlte die Sonne hinter dem Wald. Wieder stand dort ein Reh; als ich herausfuhr, sah es mich langsam an.

(Schluß folgt.)

Ungedrucktes von Ferdinand Freiligrath.

Mitgeteilt
von
Luise Wiens.

Mein Vater schrieb am 30. Juli 1862 an seinen Freund, den Geh. Justizrat Otto Preuß in Detmold, bei Übersendung der Handschriften einiger seiner Gedichte für die Fürstliche Landesbibliothek in Detmold (Buchner, Bd. II, S. 344):

Alles, wie Du sehen wirst, Brouillons, erste Niederschriften, die einen mehr die andern weniger durchcorrigirt, hin und wieder mit Abweichungen von den Drucken; z. T. von der komisch contrastirenden Folie sonstiger Skripturen sich abhebend (so namentlich das biedere Billet worauf der Blumen Rache) und dadurch deutlich genug verrathend, daß sie hastig zwischen andrer Arbeit hingeworfen wurden. Du hast hier eben die Werkstatt, Staub, Gehämmer und Hobelspäne! u. s. w.

Die Schriftstücke — es sind über siebzig, von denen ich hier eine kleine Auswahl der Öffentlichkeit übergebe — sind Späne aus derselben Werkstatt. Es sind meistens Bruchstücke, unter augenblicklicher Eingebung, größtenteils mit Bleistift, aufs Papier geworfen, aufs erste beste Blatt, das eben zur Hand war — dann liegen gelassen und, vielleicht, in vielen Fällen nie wieder durchgesehen. So lagen sie wohl fünfzig bis über achtzig Jahre in Mappen, Büchern und dergleichen, bevor es mir vergönnt war, diese durchzusehen und die Blätter zu finden.

Nur die Hälfte etwa scheint meine Mutter gekannt zu haben. Diese wurden von ihrer Schwester, Marie Melos, in ein Heft eingetragen, auf das meine Mutter schrieb:

„Perlen aus der Tiefe des Papiermeeres
gehoben von der Taucherin Marie."

Meiner Mutter schwaches Augenlicht, meiner Tante Tod und meiner Schwester vielseitige Beschäftigung erklären wohl den Umstand, daß es mir aufbewahrt wurde, die anderen zu heben.

Äußerlich wie innerlich ist es eine sehr verschiedenartige Sammlung. Da sind gut erhaltene, obschon vor beinahe drei Menschenaltern beschriebene Blätter, aber die meisten sind stark vergilbt und manche zerrissen. Da sind Blätter, dick wie Löschpapier, und andere dünn wie Seidenpapier, manche sind Papierstreifen, viele Folioseiten, zum Teil für Rechnungen liniiert;

auch einige kleine Notizbücher mit mancherlei anderem Inhalt enthalten einen Teil der Gedichtentwürfe. Auf der Rückseite sind sehr häufig, auf der Vorderseite manchmal, Kalkulationen mehr oder weniger komplizierter Art in verschiedenen Münzsorten und Gewichtseinheiten, angefangene Briefe, Buchhaltungsnotizen in mehreren Sprachen, auch hier und da eine Zeichnung, die man aber schwerlich mit dem Text in Verbindung bringen kann.

Ich habe immer das Gefühl gehabt, daß das Anschauen der Skizzen und Entwürfe zu Werken der bildenden Kunst mich dem Künstler persönlich näher bringt, mich gewissermaßen in sein Atelier einsetzt. Vor seinen vollendeten Werken fühle ich seine Persönlichkeit entrückt und meiner Vorstellung entzogen.

Vielleicht geht es anderen beim Lesen der ersten Entwürfe zu Gedichten ebenso. Poetische Skizzen haben jedoch vor denen der bildenden Kunst dieses voraus: sie können vollendete Gedichte sein und werden in vielen Fällen höher gestellt als das von dem Dichter vielleicht in längeren Zwischenräumen fertig gestellte Werk — während für die bildende Kunst die Skizze nur das Vorbild ist, nach dem in einem anderen Medium ein Kunstwerk geschaffen werden soll.

Inwiefern die hier veröffentlichten Entwürfe als Kunstwerke betrachtet werden oder nur zur Beurteilung des Werdeganges des Dichters dienen können, darf ich nicht entscheiden. Ich habe es jedenfalls für meine Pflicht gehalten, sie nicht zu unterdrücken, und muß sie dem Urteil der Leser anheimstellen. L. W.

I.

Drück' in die Stirne tief ich meinen Hut,
Dann schatt' er bis ans Kinn und eine Fluth
Von Straußenfedern überschwemme
Und kühle wogend mir der Wange Brand,
Und breche brandend sich an meiner Hand,
In die mein sinnend Haupt ich stemme!

Dann immer, wenn ich so beschattet bin,
Erschließt, wie eine Blume, sich mein Sinn;
Kein Geist dann, der mir nicht erschiene!
In meiner Krämpe schmalem Schattenraum
Drängt Bild auf Bild sich, folgt sich Traum auf Traum,
Rollt auf der Vorhang, wie 'ner Bühne!

Durch Rauch nun lodert meine Flamm' empor;
Wo ihr nur Nebel schaut und trüben Flor,
Steh' ich ein Seher, trunknen Muthes! —
Nur in der Finsterniß reift mein Gedicht;
Laßt mich allein! Stört meinen Zirkel nicht!
Laßt mir den Schatten meines Hutes!

Wahrscheinlich in Soest entstanden.

II.

Gewühl, Getöse! Gaslicht und Laterne!
Zu Ball und Schauspiel donnern die Karossen!
Es eilt der Seemann in die Grogtaverne,
Und springt zur Seite fluchend vor den Rossen.

Ich aber theile finster das Gedränge;
Das Pflaster siedet unter meinen Sohlen!
Ich schreite zitternd; — Platz, du lose Menge!
Macht Platz, ihr Lüstler! — Kerzen will ich holen!

Geweihte Kerzen! Meinem todten Dritten
Zu Häupten glühn sie, eine Stunde später!
Die Kammer meß ich mit . . . .[1]) Schritten;
Ich steh' am Sarg, ein Knirscher, doch kein Beter.

Auf der Rückseite ist eine deutsche Faktura &c. in Talern usw. Der Inhalt würde (der Seemann, die Karossen) auf Amsterdam deuten.

III.

Das Segel rauscht, im Winde stoehnt die Rah',
Die gute Kriegesbrigg entschwebt der Adria;
Es hebt die Welle sich, den Bord ihr zu bespritzen.
Wachthaltend auf dem Deck ein einzig Schifferpaar:
Schnurrbärtig Inselvolk, auf dunkelbraunem Haar
Die dunkelrothen Phrygermützen!

'S ist frühe Morgenzeit; — aufblitzt zum letzten Mal,
Und stirbt erzitternd dann der Leuchte blöder Strahl;
In Dämm'rung zieht die Brigg mit ihren Flaggenschwingern.
Da plötzlich flammt der Ost; zur Helle wird das Grau'n,
Und lächelnd, wie Homer den Dulder sie läßt schau'n,
Steigt Eos auf mit Rosenfingern.

Amsterdam wahrscheinlich Entstehungsort des Gedichtes. Das Papier hat holländische Wassermarke.

IV.

O Tag von Abukir! — Als grade der Befehl
Aus Nelson's Munde ging zu jenem blut'gem Entern,
Da durch die Wüste ritt, zu Roß und zu Kameel,
Langsam ein düst'rer Zug von staub'gen Regimentern.

Sie hatten im Gefecht geschlagen Murad's Troß,
Sie wußten nichts von dem, was vorging auf dem Meere,
Doch Jeder schaute trüb' und mehr als Einem floß
Zum Barte niederwärts des Jammers bitt're Zähre.

[1]) Hier fehlt das Beiwort, vielleicht „erregten".

Denn manches gute Thier ging ohne Reiter heut'
Und mancher Kamerad war in der Schlacht geblieben;
Als Sieger zwar, doch ernst, verließen sie den Streit,
Daß die Gebliebenen im Sande sie begrüben.

Die Pauk' erscholl gedämpft und was von Trauerflor
Ein Krieger mit sich führt, flog um die Kriegeshörner.
'S war um die Mitte just des Monats Thermidor,
Und hoch auf wirbelten der Wüste glüh'nde Körner.

Es folgt eine Anzahl durchstrichener Zeilen. Das Papier hat holländisches Wasserzeichen, also in Amsterdam entstanden.

V.

Des Lagers Hunde bellten,
Die Rosse wiehern hell;
So wohl bei Abrams Zelten
Scholl Wiehern und Gebell.
Die Nacht rauscht in den Zäumen;
Fernab des Jordans Schäumen; —
Nun Wüste magst du träumen
Von Hagar und von Ismael!

Aus einem kleinen Notizbuch, das der Dichter auf seiner Fußreise durch Westfalen (Frühjahr 1839) bei sich führte.

VI.

Laßt mich herein! — Platz für die Karawane!
Ihr kennt sie schon, es ist der alte Troß!
Das alte Heer mit einer neuen Fahne,
Ein frischer Sattel auf dem alten Roß!
Zum vierten Mal, seit ich dieß Völkchen führe,
Verweg'nen Sinnes braust es keck heran:
Ihr lieben Fünf, es pocht an Eure Thüre —
Reicht ihm die Hand, daß es sich lagern kann!

Verweg'nen Sinnes braust es keck heran!

Dieses Gedicht bezieht sich wohl auf die vierte Auflage der „Gedichte" bei Cotta und datiert anscheinend von St. Goar. Wasserzeichen des Papiers I. H.
Die „Fünf" könnten die Familie in Soest sein.

VII.

An dieser Brust hat sie gelegen,
Mein Lied, mein Leben, mein Gebet;
Die Lilie, die auf meinen Wegen
Wie eine Votin Gottes steht!

Die Lilie ſchlank, die Lilie ſtolz,
Die Lilie keuſch, die Lilie rein!
Kein Kelch, wie ihrer, rings im Holz —
Und ſie iſt mein, und ſie iſt mein!

Wahrſcheinlich Unkel 1840.

VIII.

Aus Ida Melos' Album.

Neu Strolchenfels, 2./6. 1840.

Fels des Drachen, Rolandseck,
Inſelkloſter, tief in Zweigen:
Jeden liebgewordnen Fleck,
Nimm ihn mit, als wie dein eigen!

Strolchenfelſer Lenzenidyll,
Morſchen Zaun und Seufzerbrücke,
Laube, kühl und grün und ſtill —
O, denk' oft an ſie zurücke!

Denn die Laube, kühl und grün,
Und wer lauſchend drin geſeſſen,
Ihre Reben, ihr Jasmin,
Werden nimmer dich vergeſſen!

Klingt es dir im rechten Ohr
Manchesmal in ſpäten Stunden:
Raſch vom Lager ſpring' empor;
Denk': das ſind die Vagabunden!

In dieß Blatt dann horch' hinein,
Was ſie reden, was ſie ſingen;
Horche, wo herum am Rhein
Ihre Gläſer dir erklingen!

Hör' den Strolch, und hör' den Spatz,
Hör' auch den ſoliden Maler!
Ehrbar auf dem Ehrenplatz
Sitzt er, Vormund und Bezahler!

'S gilt! — Bei Rheinſchem Rebenblut
Lebſt Du fort an unſern Wellen!
Bleib' auch Du dem Rheine gut
Und den Rheiniſchen Geſellen!

Nennen sie dich gern beim Wein,
Laß sie! — Sei nicht böse solchen
Weinerlichen Strolcherein:
Strolche leben um zu strolchen!

ffth.

Strolch nannte sich Freiligrath selbst, nachdem er seine Wohnung in Unkel Neu-Strolchenfels getauft hatte und seinen Hund „Strolch".
Spatz war F. W. Dralle — Freiligraths Hauskamerad, Schriftsteller.
Der Maler war Karl Schlickum.

IX.

Wie Gold erglänzt des Ufers Kies,
Wie Gold erglänzt der Berge Kamm;
Das ist das schönste gold'ne Vließ,
Dem je ein Kahn entgegenschwamm.
Wo dämmernd aus der Fluth des Rheins
Der Pfalzburg Thürme sich erheben —
Da soll, im Golde rhein'schen Weins,
Die Sängerin des Rheines leben.

St. Goar 1842.

Frau Ida Freiligrath berichtet: Wir, Ferdinand, Longfellow, Frl. von Gall und ich, fuhren nach einem vergnügt verlebten Tage bei Adelheid von Stolterfoth in ihrer Mühle im Wisperthale, von Lorch im Nachen nach St. Goar zurück, und erlebten da einen unvergleichlich prachtvollen Sonnenuntergang, der den Strom und die ganze Landschaft, uns mit, in „flüssiges Gold" tauchte, eigentlich aber in ein leuchtendes Purpurmeer. Die drei Dichter waren so begeistert von der Schönheit des Abends, daß Jeder zum Preise desselben einen Vers improvisirte. Die Dichterin des Rheins, die Ferdinand noch außerdem leben ließ, ist natürlich Adelheid von Stolterfoth.

Longfellows Vers, auch ungedruckt, in Freiligraths Handschrift aufgefunden in demselben Notizbüchlein:

To sail at eve with those we love,
To mark the quiet waters flow; —
The clouds like molten gold above,
The stream like molten gold below.

X.

Wie nahm ich einst im Geiste
Die Wildniß mir aufs Korn!
Des Jünglings Muse reiste
Mit Ruder, Segel, Sporn!
Mich schreckten keine Weiten —
Und auch zu Deinen Leuten,
Den kupferfarb'gen Häuten,
Trieb mich die Sehnsucht und der Zorn!

„Der ausgewanderte Dichter" —
Mein Volk vernahm den Sang;
Aufsahn die Blaßgesichter,
Es war ein fremder Klang.
Sie konnten's nicht begreifen:
Fürwahr, ein seltsam Schweifen!
Ins Land der Friedenspfeifen
Ein wunderlicher Dichtergang!

1842 in St. Goar, an Longfellow gerichtet.

XI.

Weil ihr alltäglich mit dem Koenigthume
Das Christenthum auf einem Blocke schlachtet;
Weil ihr alltäglich uns zu ködern trachtet
Mit communistisch und socialer Krume:

Deßwegen meint ihr, steht der Freiheit Blume

Auf demselben Blatt — Rückseite:

Noch sitzt er hoch auf seiner Wetterwolke,
Noch lenkt das Herz er, wie er lenkt die Schlacht,
Noch ist er Herrscher über Fürst und Volke,
Der alte Gott, der die Geschichte macht!

Wahrscheinlich in St. Goar 1843 geschrieben. Das Papier scheint holländisch zu sein, aber der Inhalt deutet auf jenen Konflikt mit Herwegh, Heinzen, Schults u. a. früh im Jahre 1843. Siehe Buchner, Bd. II, S. 50, 54 ff.

XII.

Er zeugte dich, du süßes Kind der Schmerzen,
Im Land Helvetien, wo die Gletscher ragen;
Vom Fuß der Alpen unter ihrem Herzen
Hat deine Mutter nordwärts dich getragen.

Drum auf der Insel, der vom Meer umgrauten,
Drum in den Nebeln dieser Angelsachsen
Soll auf dem Grabe, dem wir dich vertrauten,
Von jenen Alpen eine Rose wachsen.

Marie Mathilde Freiligrath, geboren in London 24. September 1846, starb 1. November desselben Jahres, und liegt begraben auf dem Abney Park Cemetery (Buchner, Bd. II, S. 191). Noch heute (Mai 1910) blühen Rosen auf dem Grabe, zu dessen Häupten ein hübsches Kreuz in englischem Granit nach der Zeichnung eines deutschen Künstlers errichtet ist.

XIII.

Du trittst zu guter Stunde
An meines Heerdes Loh'n;
Ansag' ich frohe Kunde
Dir auf der Schwelle schon: —
Auf's Neue will ein Leben
In meine Hut sich geben:
Geboren ward mir eben
Mein fünftes Kind, mein zweiter Sohn.

Otto Freiligrath, geboren 10. August 1850 zu Bilk, war das fünfte Kind und der zweite Sohn, gestorben 1. März 1873. Die Verse sind vermutlich an Gottfried Keller gerichtet, der damals in Bilk war.

XIV.

Im Weihnachtsmond ein Vöglein roth,
Ein Vöglein roth von Brüstchen,
Es bettelt um ein Krümchen Brot,
Ein Krümchen oder Krüstchen.
Roth ist sein Brüstchen, O!
Roth ist sein Brüstchen, O!
Es bettelt um ein Krümchen Brot,
Ein Krümchen oder Krüstchen, O!

Es hat ein herziges Schnäbelein,
Es hat zwei liebe Äuglein!
So kommt es mit dem ersten Schnei'n,
Und zirpt auf seinem Zweiglein.
Roth ist . . .

Wir haben Krumen ihm gestreut
Jahraus Jahrein wie lange!
Und artig hat es allezeit
Bedankt sich mit Gesange.
Roth ist . . .

Und immer war es gut und fromm,
Und dachte nicht an Kratzen,
Drum haben wir es auch vor Tom
Beschützt und andren Katzen.
Roth ist . . .

Nun aber hört die jüngste Mähr!
Das Vöglein wohlgezogen
Ward plötzlich ungezogen sehr,
Und kam ins Haus geflogen!

Roth ist sein Brüstchen, O!
Roth ist sein Brüstchen, O!
Es war zufrieden nicht mit Brot,
Mit Krümchen oder Krüstchen, O!

Es flog auf Tisch und Bücherbrett,
Es flog uns in die Schränke,
Es flog sogar in unser Bett, —
Das waren böse Schwänke.
Roth ist . . .

So hat es uns denn angesteckt
Mit seinem rothen Brüstchen,
Wir waren alle rothgefleckt,
Und nährten uns von Krüstchen.
Roth ward das Brüstchen, O!
Roth ward das Brüstchen, O!
Wir aßen nur geröstet Brot,
Nur Wasser und ein Krüstchen, O!

Und die die Krüstchen uns gereicht,
War unsre liebe Mutter!
Vöglein und Fieber fortgescheucht,
Hat unsre gute Mutter.
Roth ward das Brüstchen, O!
Roth ward das Brüstchen, O!
Sie gab uns Pflege, gab uns Brot,
Gab Tränkchen uns und Krüstchen, O!

Von Bett zu Bett, bei Tag und Nacht,
Wie ist sie gut gewesen!
Wie hat sie treu bei uns gewacht, —
Und so sind wir genesen!
Roth war . . .

Und heut ist unsrer Mutter Fest,
Da kommen wir wieder gesprungen,
Da jubelt wieder das ganze Nest,
Die Mädchen und die Jungen:
Dank, liebe Mutter, O!
Hoch, liebe Mutter, O!
Leb' lange, lange lang' nun noch,
Du liebe gute Mutter, O!

Ein Winterlied fürs Haus. Die Kinder nach den Masern.

XV.

Verödet liegt des Gaelen Heerd;
Mehr als sein Pflug und als sein Schwert
Ist Lämmertrift und Wildbahn werth
Dem Clansherrn heuer: —
So ward das rauhe Land geklärt
Mit Schwert und Feuer!

Eine Klage über die fortschreitende Verwandlung der kleinen Bauerngüter in Schottland in Weideland und Jagdgebiet (eine Klage, die jetzt verschärft ist). Wahrscheinlich in den fünfziger Jahren in London verfaßt.

XVI.

Ich schritt hinauf den luft'gen Doon,
Umweht von Baum und Hag,
Den Staub des Ackers auf den Schuhn,
Den deine Pflugschaar brach;
Ein Gast, o Burns, auf deinen Au'n,
Hinzog ich still den Pfad,
Den du einst gingest, wetterbraun,
Hinaus zu Saat und Mahd!

Ja, dies dein Land! wie mahnten mich
Der Fluß, das Korngefild,
Wie mahnten, die du sangst, an dich
Geisblatt und Rose wild.
Wohin ich aussah, deine Spur;
Und jubelnd schritt ich zu:
Du bist die Seele dieser Flur,
Ihr Odem, Burns, bist du!

Da schreit ich deine Pfade nun,
Ein Gast in deinen Gränzen;
Dies ist der Ayr, dies ist der Doon,
So sahst auch du sie glänzen.
So sahst auch du längs Busch und Korn
Sie sprühn durch ihre Brücken;
So sahst auch du den Hagedorn
Um ihre Kiesel nicken.

Die erste Version der Anfangsverse des Fragment gebliebenen Gedichtes „Hinauf, hinab den luft'gen Doon", zuerst mitgeteilt von Buchner (Bd. II, S. 286), und dann in die neuen Ausgaben von Freiligraths Werken übergegangen.

Literarische Rundschau.

Erich Schmidt als Biograph Lessings.

Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. Von Erich Schmidt. Zwei Bände. Dritte, durchgesehene Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1909.

Die Not der Zeit lehrt ihn uns verehren. Unser Interesse für Lessing wächst mit der Sehnsucht nach einem Mann von seiner klaren, schneidigen Art, der in den Wirren unserer grübelnden, tastenden Zeit eine feste Stütze böte. Wenden wir von der Gegenwart den Blick rückwärts, so führt der Weg unserer geistigen Entwicklung bergan zu den hohen Gipfeln: Kant, Schiller, Goethe; in ihrem Lichte leben wir. Lessing ist nicht unter ihnen. Nicht so sehr seine Werke, unter denen wohl ein jedes uns zum Bewußtsein bringt, daß es einer uns entrückenden Zeit entstammt, seine Wesensart ist es, Selbständigkeit, Mut und Entschlossenheit im Kampfe, die Schärfe seines Verstandes, die schonungslose Kritik gegen sich selbst und andere, „das Gewissen und die Kraft", die in diesem deutschen Manne elementar wirkten und ihn gerade uns so teuer machen. Er steht, wie wir, an der Grenzscheide zweier Zeiten: die seit der Reformation in Deutschland bestehende Herrschaft der Theologie wurde abgelöst durch eine freiere Entfaltung aller geistigen Kräfte auf dem Boden der Humanität. Zwar durchbrach die Energie der Empfindung in Klopstocks „Messias" die engen Formen dogmatisch verhärteter Anschauungen, seine drei ersten Gesänge erschollen wie ein machtvolles Präludium, ihr gefeierter Sänger aber blieb weltfremd schwärmerischen Gefühlen und fruchtlosen Spekulationen ergeben. Erst Lessing war es, der frei, ein Gelehrter, der auf Titel und Ehren verzichtete, ein Theologe ohne Priestergewand, ein Dichter, den weder Harfe noch Leier zierte, der sich in der Gottesgelahrtheit, Ästhetik und Dichtung ganz individuell mit allen hervortretenden Strömungen auseinandersetzte, an die Stelle der Tendenz das Problem treten ließ und in harten Mühen dem anschwellenden Strom deutschen Geistes ein neues Bett grub. Darum hat ein persönliches Bedürfnis stets unsere besten Männer zu ihm geführt, um aus seinem Wesen und seinem Schaffen ihren Geist für die Aufgaben der Gegenwart zu schulen. In den tiefsten Grund seiner Weltanschauung hat er uns nicht blicken lassen; wir ahnen sie nur aus seinem Tun, aus seinen Kämpfen.

Seit Lachmann ihm als dem ersten neueren Dichter eine textkritischen Anforderungen entsprechende Ausgabe seiner Schriften gewidmet hatte, mühte sich die Literaturgeschichte eifrig um ihn. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gab der hochbegabte, früh im Elend gestorbene Wilhelm Danzel den ersten Band seiner großangelegten, ergebnisreichen Biographie, der den zweiten, nach seinem Tode von

fremder Hand vollendeten beträchtlich hinter sich ließ; Diltheys tiefschürfender Aufsatz bot eine in ihrer Kürze unübertroffene Darstellung vor allem der theologisch-philosophischen und ästhetischen Anschauungen Lessings, Kuno Fischer schilderte Lessing als Reformator des deutschen Dramas. Da trat 1883–92 Erich Schmidt mit seiner Biographie „Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften" auf den Plan, die die vielgeschäftige Einzelforschung sammelte und zu einem monumentalen Abschluß brachte. Mit tiefer greifenden Änderungen, die der Anordnung, der sprachlichen Form, aber auch der kritischen Auffassung galten, erschien bereits 1899 die zweite Auflage, ihre Gestalt wurde in der nunmehr vorliegenden dritten Auflage im wesentlichen beibehalten und darf daher wohl als die endgültige angesehen werden.

Ohne die anderen Lessingarbeiten zu verdrängen, behauptet dieses Werk durch seine künstlerische Form und die in ihm mit durchschlagendem Erfolge angewandte historische Methode eine überragende Stellung. Als es erschien, trat es in bewußten Gegensatz zu zwei extremen Richtungen literarischer Arbeit. Die eine hatte Herman Grimm zu höchster Blüte gebracht. Zeichnete er in seinen geistvollen Vorlesungen das Bild Goethes, so löste er, geleitet von dem romantischen Glauben an die Souveränität des Genies, ihn von seiner Zeit, seiner Umgebung los und verfolgte, selbst ein Künstler, mit kongenialem Blick das Weben seiner Seele, das Schaffen seines Geistes, nicht ohne aristokratischen Stolz auf die methodische Forschung niederblickend. Auf der anderen Seite spürten Männer wie der vielgeschmähte Düntzer, die es auf „vollständige" Erläuterungen abgesehen hatten, in Briefen, Tagebüchern und Nachlässen steuerlos allen Beziehungen, Anklängen, Verbindungen zwischen den einzelnen Werken der Dichter in blindem Eifer nach, ohne der Persönlichkeit zu achten oder Wertvolles von Wertlosem unterscheiden zu können. Erich Schmidt wählte den mittleren Weg und schritt damit auf der Bahn voran, die Wilhelm Scherer gewiesen hatte. Er ließ Lessing vor uns hintreten aus seiner Zeit heraus, durchforschte den Boden, in dem er wurzelte, untersuchte, was er seiner Umgebung, der Heimat und Schule, seinen Freunden, was er der geistigen Arbeit früherer Geschlechter und seiner Zeit verdankt. Sein Werk steht ebenbürtig neben den anderen modernen Biographien großen Stils, die in Goethes „Dichtung und Wahrheit" ihren Ursprung haben, neben Justis Winckelmann, Rudolf Hayms Herder, Diltheys gewaltigem Torso Schleiermacher und Scherers unvergeßlichem Jakob Grimm.

War sonst überhaupt eine erschöpfende Darstellung möglich bei einem Lessing, der selbst aus der Bekämpfung des Irrtums zur Wahrheit durchzudringen pflegte, dessen Kraft sich erst an der Inkonsequenz, den Fehlern anderer entzündete? Wie war objektive Erkenntnis möglich, wenn man nicht Lessing an seinen Gegnern maß und sie ihrerseits aus sich selbst verstehen lernte? Die Aufgabe war höchst anspruchsvoll, so reichen Gewinn sie auch versprach; Schritt für Schritt mußte erobert werden; zugleich erforderte die Universalität Lessings, seine ungeheure Belesenheit ein gleiches Maß an Kenntnissen und ästhetischem Urteil von seinem Biographen; sie forderte die Darstellung mehr als eines halben Jahrhunderts deutscher Geistesgeschichte.

Erich Schmidt, der diese Aufgabe löste, hat eine innere Verwandtschaft zu Lessing geführt, die in der Doppelnatur seines Wesens begründet liegt: der Gelehrte, dessen Erkenntnistrieb erst bei der völligen Durchdringung seines Gegenstandes rastet, und der Weltmann, in dessen gemessenen Formen und sicherem Takt eine künstlerische Begabung wirksam ist. Wenn jüngst Roosevelt von der Rede, die Schmidt als Rector magnificus ihm bei der Promotion zum Ehrendoktor hielt, sagte: »It was solemn and at the same time what You call ‚gemütlich'«, so liegt in diesem naiven und gewiß nichts weniger als scharfen Urteil eines Laien angedeutet, wie sich die Würde, der strenge Ernst des Forschers unlöslich mit dem Affekt, der seinen Worten die persönliche Note gibt, vereinigt hat. Beide Kräfte spielen in

seinen Schriften: die eine, die dem Wort das Gewicht gibt, die andere, die es verbindend formt.

Ohne den Leser mit einer Vorrede aufzuhalten, stellt Schmidt in dem knappen Eingangskapitel fest, was von Lessing in der Gegenwart lebendig geblieben ist. Dann taucht Kamenz vor uns auf, Kirche und Schule werden charakterisiert, die Familie uns in ihren Hauptvertretern vorgestellt — unter Heranziehung der erst jüngst im Auftrage des Geheimrats Robert Lessing, des späten Nachkommen, von Arend Buchholtz verfaßten Chronik. Und wie wir mit den häuslichen Verhältnissen vertraut sein müssen, um zu verstehen, was die innere Trennung des Sohnes vom Vaterhause notwendig machte: „Das Herz blutet mir, wenn ich an unsere Eltern denke" (1769); so lernen wir mit dem Dichter, wohin immer er zieht, Land und Leute kennen. In lebhaften Farben ausgeführte Bilder deutscher Kultur- und Literaturgeschichte müssen der Charakteristik des Dichters zum Hintergrund dienen: die Sachsen, deren zahme Poesie die Zensur unter Brühl darniederhielt, oder die in Halle dem Wein und der Liebe ergeben der „Kopfhänger vom Waisenhause" spotteten; Berlin, das unter Friedrich vorübergehend freie, öffentliche Diskussion pflegte; Hamburg, wo die Entreprise der Ackermannschen Truppe trotz ihres Mißerfolges dem deutschen Theater zuerst ein nationales Gepräge gab; Wolfenbüttel, in dessen Nähe der Hof Braunschweigs die Humanitätsbewegung tätig förderte; das sind die großen Stationen auf Lessings Wege. Aber so wuchtig Erich Schmidt die Hauptakzente zu setzen weiß, er hat einen liebevollen Blick für das Kleine und weist ihm ohne Herablassung eine Stätte an. Wenn er uns etwa in die Kirche führt, wo der orthodoxe „Vater Lessing seinen Leuten die Leviten las", wenn er uns mit dem jungen Dichter einziehen läßt in Meißen, erst an der Porzellanmanufaktur draußen vor den Toren der Stadt vorbei, dann die engen Straßen und Stiege hinauf zu St. Afra, so folgen wir willig einem Poeten und merken ebensowenig von der registrierenden Beobachtung des Philologen, als wenn er uns etwa Hagedorns fröhliche Weisheit schildert.

„Du sollst nicht töten, sondern lebendig machen." Gerade in der Lessingbiographie hat Schmidt diese seine Forderung erfüllt. Freund und Feind stehen wieder auf, die Szene belebt sich, und um so schärfer wirkt durch den Kontrast der Held: der Hauptpastor Götze, dem der Verfasser gerecht wird, selbst auf Kosten Lessings; oder etwa Mylius, jener bedenkliche Literat, an den sich Lessing trotz des heftigsten Widerspruchs seiner Familie anschloß. Gerade diese objektive Erfassung der Nebenfiguren zeigt, daß Schmidt von einer Voreingenommenheit für seinen Helden völlig frei ist. Von den scharfumrissenen Porträts literarischer Persönlichkeiten: Gottsched, die Neuberin, Kleist, Bayle, Diderot, hebt sich durch warmen Ton das der weiblichen Hauptfigur, Eva Lessing, ab.

Jede Dichtung wird als Individuum behandelt und zwar ohne Unterschied des Wertes nach derselben Methode, als deren höchster Grundsatz gilt, daß jedes Kunstwerk aus sich selbst verstanden werden muß. Die Stoffgeschichten (z. B. Virginia, miles gloriosus) zeugen von einer umfassenden Belesenheit in der europäischen Literatur. Die psychologische Analyse, die beweist, wie meisterhaft Schmidt die Untersuchung der Entstehungsgeschichte und die dabei erkennbaren Einflüsse voll auszuwerten versteht, deckt zugleich die Technik und die Charakteristik der Personen auf; hier nimmt meist der Dichter dem Philologen die Feder aus der Hand, ohne daß jedoch der Sturm der Empfindung jemals den Verfasser hinderte, seine Worte zu wägen. Und das Dasein, das dem einzelnen Drama auf dem Theater beschieden war, das Verhältnis, das große Schauspieler zu den einzelnen Rollen hatten, wird ebenso umsichtig in Betracht gezogen wie die zeitgenössische Kritik und die Nachwirkung auf die spätere Literatur.

Den streng entwicklungsgeschichtlichen Standpunkt wahrt Schmidt der Philosophie Lessings gegenüber, über die sich dieser nie in systematischem Zusammenhang ausgesprochen hat. Mit großer Sorgfalt zergliedert er die einzelnen Schriften,

um Lessings Stellung zur Lehre von der Willensfreiheit, der Seelenwanderung und zur Theodicee, sein Verhältnis zu Leibniz, Spinoza, Bruno zu untersuchen. Diltheys grundlegende Arbeiten dankbar nutzend, verzichtet Schmidt in kluger Vorsicht darauf, „die sehr komplizierten, auch dämmerhaften Prozesse in Entwicklungsformeln von falscher Klarheit zu zwängen". Er schildert sie in ihrem Werden und Wandel.

Die Sprache der Biographie spiegelt die Vielseitigkeit und zugleich die Etappen der vorbereitenden Arbeit. Sein Stil, „ungesucht", wie Schmidt von ihm bekennt, wimmelt von Anspielungen und fordert höchste Aufmerksamkeit vom Leser. Vielverschlungene Perioden, wie sie den Gelehrten nach lateinischem Muster stets unentbehrlich schienen, wechseln mit leichter dahinfließenden Partien, aus deren anmutigem Ernst ein Meister der Causerie spricht. In großen Linien baut sich die Rede auf, Einzelbeobachtungen, lebhafte Aperçus sind eingeflochten, eingeschmiedet. Man darf, ja man muß diese Fülle charakterisierender Adjektiva und Partizipia unter die Lupe nehmen, in ihnen steckt ein großer Teil scharfsichtiger Detailuntersuchung. Sie führen uns in die Anfänge seiner Forschung, und man wird die zähe Kraft bewundern müssen, die hier vom Kleinsten emporsteigend den zuerst empfangenen Eindruck in unverkümmerter Schärfe festzuhalten wußte. Die anschauliche Kraft eines Künstlers hat diese Worte, die wie frischgeprägte Münzen stark und glänzend zugleich erscheinen, geformt und den trockenen Stoff einer methodischen Untersuchung mit einer überquellenden Bilderfülle ausgestattet. Einige Beispiele: „der gleißende Marinismus hat das Kleid der Sprache mit Blümchen überschüttet", „die unpopuläre Gelahrtheit hat im theologischen Gefilde Luthers Pfund vergraben". Freundliche Ironie lacht aus den Worten von „E. J. Schlegels jungen Lorbeeren, die Meister Gottsched fleißig begossen", und wie aus einem Märchen tritt der „Frankfurter Glücksprinz Johann Wolfgang" in die harte Jugend unseres Lessing. Eindrücke, nicht Worte gibt das Buch. Ruft die Wendung: „Die flatternde Syntax einer mit sich allein beschäftigten Aufregung" ein lebhaftes Bild hervor, so führt der Satz: „Schreibt unsre werte Pfälzerin Lieselotte . ." mit schlichtem, altfränkischem Ausdruck der Ehrerbietung die wohlbekannte Gestalt der Herzogin in den Kreis der Zeugen ein. Der Sprache fließt Farbe und Reichtum aus der Zeit zu, der der Gegenstand angehört. Die burschikosen Auswüchse des Stils, die in der ersten Fassung so beredt von einem elementaren Kampf zwischen schöpferischer Phantasie und forschendem Verstand zeugen, sind in der zweiten Auflage getilgt, und in der dritten hat wieder die glättende Feile nach dieser Richtung ihre Spuren hinterlassen. Wir dürfen das nicht bedauern, die maßvolle Natur des Künstlers heischt hier ihr Recht für sein Werk.

Aus dem tiefen Gefühl der Verantwortung, der Nachwelt unverlierbar und lebensfrisch zu erhalten, was Lessing Großes geschaffen hat, ist dieses Werk geschrieben worden. Und dieser Geist webt in den Blättern, die frohe, helle Farben tragen, wie auch dort, wo schwere wissenschaftliche Diskussion getrieben wird. Wem aber zuviel erscheint, was hier an Scharfsinn und schier unversieglicher poetischer Darstellungskraft aufgeboten ist, um der Geschichte dieses Lebens und dieser Werke, nicht nur der großen, auch der kleinen, der verworfenen und vergessenen nachzuspüren, der denke an die tiefsinnige Antwort, die von Chinas großem Weisen berichtet wird: Als Confuzius das königliche Heiligtum betrat, erkundigte er sich sorgfältig nach jeder einzelnen Verrichtung. Da sprach jemand: Wer will behaupten, daß der junge Mann die Religion kennt, da er doch nach allem erst fragen muß? Der Meister hörte es und sprach: Das eben ist Religion.

Bruno Hake.

Ein Amerikaner über Amerika.

The Spirit of America. By Henry van Dyke. New York, Macmillan. 1910.

Jeder deutsche General, Professor oder Bankdirektor, der in den letzten Jahren „drüben" war, hat gewissenhaft seine Eindrücke veröffentlicht, so ist es ganz gut, auch einmal die Auffassung eines Amerikaners über sein Land zu hören. Professor van Dyke ist wohl dazu befähigt; er gehört, wie Roosevelt, zu den holländischen Altinsassen, ist viel gereist, ist fein gebildet und schreibt ein gutes Englisch. Wie selten das letztere jenseits des großen Wassers zu finden ist, wie oft die Sprache zwischen geschwollenem, papiernem Pathos und der nachlässigen Umgangssprache Halbgebildeter pendelt, ist hier nur wenigen bekannt. Das Buch beruht auf Vorträgen, die Herr van Dyke in Frankreich hielt.

Van Dyke will den Geist seines Volkes darlegen und bringt anregende Tatsachen und Gedanken. Er betont den festen Glauben des Volkes, daß ihm das Amt verliehen wurde, der Freiheit eine dauernde Stätte zu bereiten. Die republikanische Form wurde nicht gewählt, weil keine andere denkbar, vernünftig oder berechtigt war, sondern weil in ihr die Gesamtheit im Gefühl der Selbständigkeit sich am wohlsten und sichersten befand. Diese Selbständigkeit erklärt die leidenschaftliche Anhänglichkeit an die engere Heimat, an den einzelnen „Staat". Der partikularistische Drang war so stark, daß er bald nach der Revolution die Union fast vereitelte, daß er in der Mitte des 19. Jahrhunderts sie fast untergrub. Noch immer ist dieser Lokalpatriotismus ein bedeutungsvolles Element des politischen Lebens. Der große, ewige Kampf der Parteien beruht auf der strengeren oder weiteren Auffassung dieses Selbständigkeitstriebes. Die Demokraten wollen die Macht verteilen, lokalisieren, die Republikaner wollen sie in einer Zentralgewalt zusammenfassen. Nach der Ansicht des Verfassers ist dieser Hang zur Selbstverwaltung in den Vereinigten Staaten stärker als irgendwo anders; Tocqueville drückt dies mit den Worten aus: „Diejenigen, welche die Pöbelherrschaft, und diejenigen, welche den Absolutismus fürchten, müssen die allmähliche Entwicklung der lokalen Freiheiten verlangen." Dieser Drang begünstigt die in Amerika bemerkenswerte, fast instinktiv sich äußernde Fähigkeit der Organisation, sei es im Gedränge vor einem Schalter, sei es bei einem Straßenunglück. Und eine wichtige Blüte dieses Lokalstolzes findet sich in der ehrgeizigen Förderung der Erziehungsanstalten in jedem einzelnen Staate. Vor den anderen bleibt man nicht zurück! So liegen die gedeihlichsten staatlichen Universitäten gerade im äußersten Westen, und dort findet sich der höchste Prozentsatz der schulebesuchenden Kinder. — Der Geist Amerikas beruht nicht auf utopistischer Gleichheit, sondern auf der Gleichheit der einem jeden gebotenen Möglichkeiten des Fortkommens. Die schwerwiegende Ausnahme der „untergeordneten Rasse" fällt jedem ein. Mögen Religionslehrer, mögen Philosophen dagegen eifern, die große Masse hängt unerschütterlich an diesem Glaubenssatz. Möge man früher oder später den neun Millionen Negern das volle Bürgerrecht gewähren, nun und nimmermehr wird man die Blutvermischung gestatten.

Ebenso unbekümmert um Freiheitstheorien halten die Vereinigten Staaten an ihrem Schutzzoll, an den Trusts, an der Monopolwirtschaft fest; eine Tonne amerikanischer Stahlschienen kostet 26 Dollars in Amerika und 20 Dollars in Europa. Diese und ähnliche Zahlen weiß dort jeder, aber mit dem bezeichnenden Optimismus der Rasse achten sie dergleichen Unfreiheiten gering.

Viele werden mit Verwunderung lesen, daß von 612 Colleges 158 nur für Männer, 129 nur für Frauen, 325 für beide Geschlechter bestimmt sind; wenn sie Amerikaner der besten Kreise kennten, wüßten sie, daß nur „getrennte"

Colleges für jene Schichten in Frage kommen. Man muß Amerikaner kennen, womöglich „drüben" gewesen sein, um van Dykes Behauptung der schwer zu überschätzenden Bedeutung der bei ihnen herrschenden schlichten Gottesfurcht und strengen Moral zu unterschreiben. Aber viele, die dort geweilt haben, werden lächeln, wenn sie lesen, daß der Amerikaner wenig auf das Urteil Europas gibt, daß er wenig Wert auf gute Formen legt. Ihre Bewunderung guter Formen mag oft (nicht übertrieben oft) unerwidert, platonisch sein, aber nirgends wird so viel darüber gesprochen und nachgedacht wie gerade dort in dem neuen, gesellschaftlich unsicheren Land. Daß Armut in Amerika vorkommt, würde man, nach diesem Buch zu urteilen, fast für ausgeschlossen halten; der Verfasser erwähnt nirgends den Druck der Plutokratie, nennt das Volk „an adult nation", merkt anscheinend nicht die an so vielen sympathischen wie bedenklichen Zeichen erkennbare grüne Jugend der Nation. Er weist auf ein junges Ehepaar, das ein beglückendes, schlecht besoldetes Lehramt der unerfreulichen, aber einträglichen Geschäftsarbeit vorzieht. Hieran erkennt er den amerikanischen Idealismus; so etwas kommt auch anderswo vor, und wenn gewiß kein Kundiger im Amerikaner schlechthin einen Dollarjäger sieht, so ist Professor van Dykes Verlangen, ihn schlankweg als Idealisten zu betrachten, eine unbillige Übertreibung. Wir glauben nicht recht, daß Ordnungsliebe besonders bezeichnend für Amerika sei, auch teilen wir nicht des Verfassers Begeisterung über die staunenswerte Minderung der Korruption im öffentlichen Leben. Wenn er den unleugbaren amerikanischen Humor für die Begünstigung der Posse und Operette verantwortlich macht, vermuten wir näherliegende Gründe, und wir empfinden geradezu eine Kluft zwischen uns und dem Verfasser, wenn er den Beifallssturm einer politischen Versammlung schildert. Neulich wurde in Chicago bei der Erwähnung von Roosevelt 47 Minuten lang geschrien, gejauchzt, gebrüllt, gesungen, die Palmen wurden geschwenkt, es heulten die Megaphone. Bald darauf erfolgte bei den Demokraten in Denver ein Erdbeben der Begeisterung, als Bryans Name genannt ward. Hier dauerte der Beifallstumult über 80 Minuten, und hierin sieht der Verfasser eine erstaunliche organisatorische Begabung. Wir würden es Massenhysterie nennen. — Auch wo wir dem feinsinnigen Verfasser nicht folgen, ist seine Ansicht immer anregend und wertvoll.

v. B.

Der andere Weg.

Erzählung
von
Ernst Zahn.

(Schluß.)

VII.

Es war ein Nebeltag im Herbst. Hugo Grob war nun sechs Jahre von Hause weg und hatte seit drei Jahren keine Nachricht mehr geschickt. Meister Gottfrieds und Adlis Hoffnungen begannen schon wie müde Lichter ein wenig zu flackern und zu sinken. Da ging an diesem grauen Tage, an dem man weder das Weltendach, den Himmel, noch selbst Hausdächer zu erblicken vermochte und die Menschen auf den Straßen einander aus feuchten Rauchschichten auftauchen und in solchen wieder verschwinden sahen, das Fräulein Grandjean mit dem Armkorb zu Markte und kam nach einer halben Stunde in höchster Aufregung in die Werkstatt zu Meister Grob gefahren: Sie sei Hugo auf der Straße begegnet.

Der Schreiner fragte das Nächstliegende: Wo er sei, und was er gesagt habe?

Das Fräulein aber konnte nicht Worte genug finden, die so rasch, als ihr Eifer es wollte, alles das schilderten, was sie zu sagen wünschte. So kam eine sehr verwirrte Meldung heraus. Der Meister entnahm ihr, daß seine Schwägerin behauptete, Hugo Grob sei im Nebel an ihr vorbeigegangen, dicht, so daß sein Arm den ihren gestreift habe. Er habe sich sehr verändert, trage keinen Schnurrbart mehr, dafür nach amerikanischer Art einen kleinen Bocksbart, aber sie werde doch Hugo kennen. In all seinen Gebärden, seinem Schritt, sie könne darauf schwören, daß er es gewesen sei. Sie habe ihm nachgeblickt, bis er, freilich rasch genug, im Nebel wieder verschwunden, sei ihm dann auch nachgegangen, eilig, aber so dunkel und verhängt sei alles in den Straßen, daß sie ihn nicht mehr habe finden können.

Meister Gottfried nahm seine Arbeit wieder auf. „Räubergeschichten," brummte er halb ärgerlich, halb scherzhaft; er glaubte dem Fräulein kein Wort. Diese tat beleidigt und redete und redete, wollte es sich nicht nehmen lassen, daß sie recht habe. Sie redete wochenlang davon und wartete, daß irgend etwas für die Wahrheit ihrer Behauptung zeuge. Aber es kam nichts ihr zur Hilfe.

Es ging schon an Weihnachten, als Meister Gottfried auf einem seiner Arbeitsgänge vom Verkauf eines großen Hauses hörte, das in seinem Erd-

geschoß stattliche Ladenräume hatte und über dem Flusse schräg gegenüber dem alten Schipfequartier stand. Man sprach von diesem Verkauf in der Stadt deshalb, weil das Gebäude umgebaut und darin zum erstenmal in St. Felix ein sogenanntes Warenhaus nach ausländischem Muster errichtet werden sollte. Ein Amerikaner, hieß es, stünde hinter dem Unternehmen, ein Mann namens Grob, ursprünglich wohl ein Schweizer, der aber in der Stadt nicht anwesend sei, sondern nur vorübergehend dagewesen und eine Architektenfirma mit dem Umbau des Hauses beauftragt habe.

Meister Gottfried sprach von seiner Neuigkeit nicht weiter. Einen Augenblick lang hatte er an seinen Sohn gedacht und dann über sich selbst gelacht: Woher hätte der Windbeutel Hugo in wenigen Jahren die Mittel zu einem solchen Unternehmen gewinnen sollen? Er schenkte der Geschichte länger keine Wichtigkeit, sondern lebte seine Tage weiter, ohne auch ferner die Sache gegen irgend jemanden zu erwähnen. Andere aber ließ die Neuigkeit nicht zur Ruhe kommen, und es dauerte nicht lange, bis das Fräulein Grandjean in der Stadt davon hörte. Sie war außer sich. Das war Hugo und kein anderer! Und sie konnte darauf schwören, denn sie, die ihm begegnet war, wußte doch, daß er in der Stadt gewesen. Meister Gottfried und Adli, die eben auf einen Sprung herübergekommen war, saßen auf dem Wohnstubensofa, als das Fräulein ihre Neuigkeit auskramte. Adli wurde bleich und sah auf den Meister. Der aber entgegnete, während ein Zittern um die Lippen eine irgendwo in seinem Innern versteckte kleine Unruhe verriet: „Du mußt das Zeug, das du in deinen Romanen liesest, nicht auf das Leben anwenden, Schwägerin.“ Und nachdem er sich besonnen, fügte er hinzu: „Wenn es aber so wäre und der Sohn steckte hinter der Gründergeschichte da drüben, so hätten wir wahrhaftig keinen Anlaß zur Freude. Ich würde mich vor den Leuten nicht mehr zeigen, wenn mein einziger Bub so den Schwindel in die Stadt trüge.“

Nun wehrte sich aber das Fräulein. Das sei noch lange kein Schwindel, sondern ein groß gedachtes und angelegtes Unternehmen. Der Schwager habe eben kein Verständnis für die neue Zeit und ihre Aufgaben.

Sie wehrte sich mit einer Art Überlegenheit, während sie sonst der Ruhe und Nüchternheit des Schwagers gegenüber stets den kürzeren gezogen hatte.

Meister Gottfried sah sie verwundert an und schwieg dann, benutzte auch die Gelegenheit, um mit der sich verabschiedenden Adli hinauszugehen. Er mußte allein sein. Die Sache bereitete ihm ein tiefes Unbehagen, und er ärgerte sich über sich selbst, daß er irgendwie dessen, was er behauptete und behaupten mußte, nicht ganz sicher war.

„Es ist unmöglich, ganz unmöglich“, sagte er noch vor der Tür zu Adli. Aber auch sie schien die Möglichkeit nicht ganz auszuschließen.

„Es könnte ja wohl ein anderer sein“, sagte sie, aber mit einer leisen Unsicherheit und Bangigkeit.

Da wiederholte er aus seiner inneren Bedrängnis heraus: „Will's Gott, ist er es nicht, der Hugo! Will's Gott, verschimpfiert er unseren guten Namen nicht so.“

Aber Hugo Grob war es, und er kam im Spätherbst des folgenden Jahres in St. Felix an, als das Haus drüben am anderen Flußufer als etwas Fremdes, Marktschreierisches, Häßliches mit Reklamen und Firmentafeln unter den alten übrigen Bauten stand. Die ganze Stadt stellte sich noch immer davor und gaffte es an. Man hatte es schließlich nicht nur umgebaut, sondern abgerissen und neu aufgebaut. „Aus Eisen und Glas", sagte Meister Gottfried, und es bestand in der Tat aus mit Eisen konstruierten Mauern und großen Scheiben bis unter Dach.

Und Hugo Grob kam.

Eines Abends, als Meister Gottfried beim Schein seiner Petrollampe noch an einem Sarg hämmerte, stand er in der Werkstattür. Hugo Grob stieß die Tür auf. Er kam aus Nebel und Regen und hatte den nassen Schirm in der einen Hand und den schwarzen Hut in der anderen. Dann trat er mit einer gewissen Weltmannshöflichkeit in die Werkstatt. Den Hut legte er auf einen Stuhl, von dem er erst den Staub blies. „Guten Abend, Vater", sagte er.

Meister Gottfried hatte zuerst mit der ruhigen Höflichkeit, mit welcher er Fremden begegnete, gegrüßt und seine Arbeit verlassen. Jetzt, als er Hugos Stimme erkannte, durchschoß ihn heftige Freude. Gleich darauf kamen das Erstaunen und der Schrecken.

„Guten Abend", sagte er und streckte die Hand aus, und der andere legte die seine hinein.

Sie betrachteten einander flüchtig und doch lange genug, daß jeder das Bild des anderen in sich aufnahm. Der Sohn war jedoch kaum verwundert, denn der Vater hatte sich nicht verändert, war höchstens einen Schimmer grauer und noch etwas breiter, stämmiger geworden. Meister Gottfried aber erlebte blitzähnlich Erkenntnis um Erkenntnis. Der da vor ihm war derjenige, den die Schwägerin im Nebel gesehen hatte! So war er auch derjenige, dem drüben das Haus gehörte und — und war seiner Zucht entwachsen, und — und war irgendwie doch noch der alte, um den er sich zeitlebens gesorgt! Er trug einen schwarzen Gehrock unter dem Überzieher, hatte den Schnurrbart nicht mehr, dafür aber ein schwarzes, spitzes Kinnbärtchen. Die schwere Hand des Vaters griff er mit weichen Fingern flüchtig und fast mit etwelcher Herablassung an. Und nun stellte er den einen Fuß, an welchem ein langer spitzer Schuh saß, auf den Stuhl, wo der Hut lag, und begann zu sprechen: „Hast du — du wirst schon gehört haben, daß ich da bin?"

„Man hat von dir gesprochen, aber ich habe nicht glauben können, daß du es bist", antwortete Meister Gottfried. Seine Miene verbarg die üble Meinung nicht, die er von dem anderen hatte.

Hugo schien das nicht zu sehen. Er war schlanker und zierlicher gebaut als der Vater, obgleich er ungefähr zur gleichen Körperlänge sich gestreckt hatte. Dieser Unterschied des Äußeren wiederholte sich im Wesen, indem der Junge mit einem Schwung sich über die Schwerfälligkeit des Alten erhob. Er wartete gar nicht ab, bis Meister Gottfried den Vorwürfen, die in seinem Gesicht zu lesen waren, Worte gab, sondern fing gleich an zu erzählen: Seit

drei Jahren sei er in einem riesigen Basar in Brooklyn gewesen, habe nach wenigen Monaten die Gunst der Tochter seines Prinzipals erworben und sie geheiratet. Jetzt gedenke er einmal für eine Zeitlang in der alten Heimatstadt zu wohnen und den Spießbürgern von St. Felix zu zeigen, wie man in der anderen Welt Geschäfte mache. Auf die Zeit seiner Lehre, sein Weglaufen und sein langes Stillschweigen kam er gar nicht zu sprechen. Alles, was ihm unbequem war, übersprang er. In seiner Schilderung brauchte er eine Menge Superlative, rückte sich selbst ins hellste Licht und zeigte dem Vater gegenüber wie vorhin im Händedruck, so jetzt in der Rede dieselbe ein wenig mitleidige Herablassung.

Meister Grob ließ ihn zu Ende reden. Er erprobte inzwischen den Deckel des Sarges, an den er die Scharniere geschlagen hatte, und als er ihn so zuklappte, war ihm, als lege er selber etwas in die vier Grubenbretter. Die kleine Freude, die ihm durch und durch gefahren war, als Hugo eintrat, war jetzt tot, ganz tot. Er mußte an den Kunden denken, dem er am anderen Morgen den Sarg ins Haus tragen sollte, und er fürchtete sich auf einmal vor dem Gang, fürchtete sich überhaupt vor dem Unter-die-Menschen-kommen. Es mußte bekannt werden, daß der, der da drüben den Schwindelbau hinstellte, sein Sohn war! Er — schämte sich, schämte sich so, daß es ihm heiß den Rücken heraufkam.

Plötzlich wendete er sich zu Hugo, und als er nun mit ihm sprechen wollte, merkte er erst, wie fremd er ihm war. Er fühlte sich fast verlegen, wie er ihm begegnen sollte.

„Was du da unternimmst," begann er endlich, „kann zu keinem guten Ende kommen. Ich weiß nicht, wie weit deine Mittel reichen, aber — hier in der Stadt ist kein Platz für derlei Schwindelgeschäfte. Das mag in Amerika recht sein oder anderswo. Es gibt ja wohl Orte, wo die Leute betrogen sein wollen, wo sie etwas Scheiniges dem Wirklichen vorziehen. Aber hier sind wir noch altväterisch und sehen auf „fest und gut", nicht auf „fein und flott" — du wirst es bald merken und zu deinem Schaden. Aber — du hättest dir einen anderen Ort für deine Künste aussuchen können, als hier, wo ich bekannt bin. Ich bin meiner Lebtag nie in der Leute Mäuler gewesen. Jetzt — jetzt bringst du mich hinein. Und — und — ich mag mich schon gar nicht mehr zeigen unter ihnen."

Er trat einen Augenblick von seinem Sarge zurück und sah nach der Tür. Es war etwas Verlorenes und Verwirrtes in seinem Wesen, und wenn er es sich auch nicht merken ließ, vielleicht selbst sich dessen nicht ganz bewußt war, so brannte ihn doch inwendig eine wütende Glut von Schmerz um den Sohn, an den er einmal vor Jahren seine ganze Freude und Erwartung und Liebe gehängt hatte.

Hugo ließ sich durch die Worte des Vaters nicht aus der Fassung bringen. Mit einem abermaligen Schwung kam er auch über diese hinweg.

„Das und ähnliches werde ich noch oft zu hören bekommen", sagte er lustig. „Aber unsereiner ereifert sich nicht über derlei Mißkennung. Wir reden nicht, wir Amerikaner, wir handeln."

In scheinbar großer Eile unterbrach er sich dann und sagte: „Übrigens, ich muß weiter. Ich habe noch eine Verabredung.“ Er fragte noch nach der Tante und sagte, er werde nächstens einmal wiederkommen und dann auch sie aufsuchen. Damit trat er unter die Tür. Die Laterne drüben warf ihren roten Schein auf den nassen Pflasterplatz. Er stand einen Augenblick auf der Schwelle der Werkstatt und öffnete seinen Schirm. Dabei schaute er über die Gasse nach den nächsten Häusern. Es war, als ob sein Blick flüchtig und verwundert auf dem Hause des Spenglers Locher hafte, dessen Laden verschwunden war; aber er fragte nichts, fragte auch nicht nach Adli. Er wendete sich noch einmal um und streckte dem Vater die Hand hin, so aber, daß dieser ihm nachkommen mußte. Dann ging er als ein eiliger und in Anspruch genommener Herr mit einem nochmaligen: „Also, ich komme nächstens wieder!“ Es klang, als ob er dem Vater zeigen wollte, daß er seine Sohnespflicht kenne und ihr auch gerecht zu werden gedenke, soweit es ihm bei seinen vielen Geschäften eben möglich.

Meister Grob war ihm an die Schwelle nachgekommen, wider Willen. Es bohrte in ihm, als ob er sich von ihm lossagen müßte, und doch schnürte sich ihm die Kehle zu, wenn er das brechende Wort sagen wollte, und er fühlte jetzt, da er ihn wieder vor sich sah, doppelt, wie er mit schmerzlich heißen, starken Fäden an ihm festgewachsen war.

Hugo verschwand in der Säulenlaube, seine Schritte hallten noch eine Weile seltsam herüber. Meister Gottfried stand noch immer unter der Tür und blickte mechanisch auf die klatschnassen Pflastersteine, auf denen er davon geschritten war. Eine Menge der verschiedensten Empfindungen drang auf ihn ein. Ein Zufall lenkte seinen Blick in die Nachbarschaft hinüber, und Adli fiel ihm ein. Nach — der — nach der Adli hatte Hugo nicht gefragt, kein Wort von ihr gesagt und die — wartete doch auf ihn, das wußte er selber, Gottfried Grob, wohl. Und — Herrgott, verheiratet war Hugo, und die Adli hoffte — hielt ein Ereignis aus der Jugend immer noch für wichtig und groß, an das der andere sich vielleicht nicht einmal mehr erinnerte! Ein Quell von Bitterkeit sprudelte in ihm auf. Was für ein gleichgültiger, windhafter, verächtlicher Mensch!

Er ging zurück und machte die Werkstattladen zu, löschte die Lampe, ohne die noch nicht fertige Arbeit noch einmal anzurühren. Morgen beizeiten wollte er daran gehen. Jetzt konnte er beim besten Willen nicht mehr, mußte erst die Pille hinunterwürgen, die ihm das Leben heute wieder zu schlucken gab. Er brachte es auch nicht über sich, jetzt zur Schwägerin hinüberzugehen und ihr zu gestehen, daß sie recht gehabt. Er schloß die Werkstattür von außen und ging in das vom Herbst getötete Gärtlein hinüber. Ein paar schon sterbende Astern standen noch auf ihren Stengeln und hielten ihm im roten Laternenschein die hängenden Köpfe hin; etwas Hündisch-teilnehmendes lag in dem sonderbaren Zufall, daß zwei derselben seine herabhängende Hand streiften. Er ging bis an die Mauer zum Flusse vor. Die eine Aster hatte er mit den Fingern gepackt und vom Stengel gerissen und zerrieb sie jetzt gedankenlos in der Hand, und als er es getan hatte, tat es ihm, der sonst auf der Welt nichts mutwillig umkommen ließ, leid. Er setzte sich auf die Mauer. Dann

kamen die Erwägungen wieder: Was würden sie in der Stadt sagen, daß das sein Sohn war! Der da drüben in dem Lügenhause! Schande, Schande! Und wenn der sichere Zusammenbruch kam? Wie würden sie lachen, die einen! Und die anderen die Köpfe schütteln! Und ihn ansehen: Wir begreifen es nicht, Meister Grob, Ihr seid zeitlebens ein so gerader Mensch gewesen! Schande, Schande! Was — was sollte er nur tun? Auswandern wäre das beste! Wenn — aber — er konnte doch nicht aus seiner alten Hütte fort, wo er von Jugend auf zu leben gewohnt war!

Gottfried Grob hockte jetzt auf der Mauer, und sein Kummer hieb mit Fäusten auf ihn. Hageldicht fielen die Hiebe, wie er so geduckt saß. Der Regen hatte aufgehört, und der Nebel zerging. Neben dem Dasitzenden zog das Wasser vorbei. Das trug wie rote Spieße den Widerschein von Lampen und hellen Fenstern in sich und zerriß ihn in Stücke und trug diese weiter in leisem, geschäftigem Spiel. Auch das Licht der Reklamelaternen war darunter, welche drüben am „Amerikanischen Basar" des Hugo Grob hingen.

Durch die Säulenlaube näherten sich indessen wieder Schritte, leisere als die vorhin darin verhallten. Adli Locher kam langsam gegangen, hatte im Geschäfte über die Zeit gearbeitet und schlenderte, einen kleinen Korb am Arm, etwas müde nach Hause. Sie ging dicht am Flußufer, dachte nicht viel, hielt nur den Blick auf das Lichterspiel im Wasser gerichtet und achtete mit halbem Interesse auf das Aufleuchten der einzelnen Wellen Auf einmal bemerkte sie die zusammengekauerte Gestalt auf der Flußmauer. Sie erschrak, sah dann näher hin und erkannte Meister Gottfried. Sie stand jetzt am Zaun des Gärtchens, lehnte sich darüber und war einen Augenblick unschlüssig, ob sie ihn anrufen oder weitergehen solle. In Grobs Haltung prägte sich aber so sehr die Last seiner schweren Gedanken aus, daß die Angst Adli überfiel.

Sie rief ihn zaghaft an.

Er erkannte ihre Stimme gleich, stand auf und kam an den Zaun heran. Das Licht der Laterne zeigte ihnen ihre Gesichter Adli fragte nicht, aber Meister Gottfried las ihr die Bangigkeit aus den Zügen.

„Du hast mich nie gefragt, wer das Haus da drüben baut", begann er ohne Zögern und wies nach dem jenseitigen Ufer.

„Nein", sagte sie und wurde rot. Sie wußte so gut wie andere um das Gespräch von dem neuen Unternehmen, das in der Stadt war. Auch sie hatte ihre heimlichen Gedanken gehabt, aber sie nicht aufkommen lassen, hatte in den Jahren das Warten und Schweigen gelernt.

„Du hast es nicht geglaubt," fuhr Grob fort, „so wenig wie ich. Aber es ist doch so. Heute abend ist er bei mir gewesen."

„Hugo?" sagte die Adli.

Er sah, wie der Name ihr mit einer jähen Freude aus dem Herzen sprang, und wie Hoffnung mit ihm aufschoß, ebenso jäh und wider alles Vermögen. Da legte er die Hand auf die des Mädchens, die sich auf den Zaun stützte. Er wollte die jähe Hoffnung mit einem Schnitt wegschneiden. „Er ist verheiratet", sagte er. Adlis Hand fiel vom Zaun. Es war nur ein augenblickliches Versagen der Muskeln, und so knickte auch die ganze schlanke Gestalt ein wenig in sich zusammen. Es war nur ein Ruck, gleich nachher

legten sich die Finger wieder ruhig um die Zaunlatten, und der Körper hob sich und streckte sich. Es schien nur, als sei irgendwo ganz inwendig eine kleine Sehne zerrissen, etwas, was das Leben des Körpers nicht weiter beeinträchtigte, was sie auch mit einiger Anstrengung ganz zu überwinden und zu verbergen vermochte. Und während sie der Erzählung Grobs wieder lauschte, hatte sie nur das Gefühl eines Brennens im Innern, wie manchmal eine lächerliche kleine Wunde am Finger brennt, auf die man nicht achten will, und die doch immer sticht und bohrt und gehässig sich merkbar macht: da bin ich.

Meister Gottfried teilte ihr indessen alles mit, was er wußte. In seine Worte drängte sich, ohne daß er sie direkt aussprach, seine eigene Qual, die Angst vor der Schande, seine Überzeugung, daß der Sohn, der Großtuer, nun vor der ganzen Stadt eine Prahlerei erhebe, und daß sich bald genug vor dieser ganzen Stadt die Hohlheit seines Wesens zeigen werde. Er meinte, Adli zu trösten, deren Enttäuschung er fühlte, und schilderte gewissermaßen die Unwürdigkeit des Sohnes, um ihr zu zeigen, wie wenig sie verliere; aber seine eigenen zerbrochenen Hoffnungen deckten sich dabei auf, und Adli konnte aus seinen Worten die beste Erklärung entnehmen, warum sie ihn vorher so zusammengeworfen gefunden hatte.

Leise redeten sie über den Zaun herüber und hinüber.

„Siehst du," sagte zum Beispiel Meister Gottfried scheu und dumpf, „ich darf mich vor den Leuten kaum mehr zeigen."

Und Adli widersprach: „Es weiß doch jeder, daß Sie ein Ehrenmann sind", und fügte nach einer kleinen Pause aus der eigenen Herzensnot die Klage hinzu: „Ich habe nicht geglaubt, daß er einmal Ihnen und — und mir so ganz fremd werden könnte."

Ihre Hände fanden sich am Ende alle vier auf dem Zaun, und als ihnen die Worte ausgingen, drückten die Hände einander und zitterten. So standen sie eine ganze Weile in einer stummen Not, die sie sich von einem zum anderen durch fliegende Pulse gestanden, und der sie doch keine Worte und keine Tränen gaben.

Endlich nahm Meister Gottfried sich zusammen, drückte Adlis Hand noch einmal und sagte mit seiner alten Festigkeit, fast mit einem ermunternden Lächeln: „Aber wir können hier nicht den ganzen Abend stehen. Den Lauf lassen müssen wir den Dingen."

Damit schob er das Mädchen auf den Weg nach Hause hinüber, in die Bewegung dieselbe Ermunterung legend wie in seine Stimme.

VIII.

Adli mochte vielleicht mit ihrem Kummer nicht leicht fertig werden. Sie spürte ihn vielleicht Tag um Tag und Nacht um Nacht und mühte sich, seiner Herr zu werden. Aber sie sagte davon nichts. Sie sprach auch beim nächsten Zusammentreffen mit Meister Gottfried nicht von dem, was ihr geschehen war, sondern da und von da an, wenn sie auf Hugo zu sprechen kamen, stand ihnen im Vordergrund das Verhältnis desselben zur öffentlichen Meinung in der Stadt und die Furcht vor seinem Zusammenbruch, dessen frühere oder spätere Unvermeidlichkeit ihnen nach wie vor gewiß war.

Unterdessen wiederholte Hugo seinen Besuch, saß eines Tages, als Meister Gottfried zum Nachmittagskaffee in seine Wohnstube hinüberkam, bei dem Fräulein Grandjean auf dem Ruhebett und hatte sich von der Tante zu einer Tasse Kaffee einladen lassen. Er war im schönsten Zuge, von Amerika zu erzählen, und das Fräulein hatte ganz rote Backen vor Interesse und Eifer und sperrte gläubig Augen, Ohren und Mund auf, damit ihr ja nichts von all dem Neuen und Großen entgehe. Sie war, was sie ihm von Jugend auf gewesen, Hugos dankbare Anhängerin, die ihm auf allen Wegen folgte, mochten sie noch so sehr in den Nebel der Übertreibung sich verlieren. Als Meister Gottfried sich mit einem kurzen, stillen Gruß an den Tisch gesetzt hatte, streifte sie mit triumphierendem Blick ein über das andere Mal sein Gesicht, als ob sie ihm bedeuten wollte: Habe ich es nicht immer gesagt, daß der Junge noch etwas Erstaunliches werden wird?

Hugo fühlte sich durch die Anwesenheit des Vaters beengt. Sie kamen beide nicht recht weiter miteinander. So stand er bald auf und entfernte sich, wobei Meister Gottfried am Tisch sitzend ihm die Hand reichte, die Tante aber es war, die ihn bis unter die Tür geleitete. Ohne diese ins Schloß zu ziehen, stand sie noch lange auf der Schwelle und unterhielt sich mit dem Neffen, so daß Meister Gottfried, der gern hinaus und an seine Arbeit zurückgegangen wäre, sitzen bleiben mußte, weil er dem Sohne nicht noch einmal zu begegnen wünschte. Er konnte dabei hören, wie Hugo eine offenbar früher schon ausgesprochene Einladung nachdrücklich wiederholte, die Tante möge doch bald einmal kommen, um sich die Räume seines Hauses anzusehen, worauf das Fräulein Grandjean mit überschwänglicher Freude versicherte, sie werde gleich morgen kommen. Endlich ging Hugo, und Anny Grandjean kam strahlend in die Stube zurück und begann ihr Entzücken und ihren Triumph kübelweise über den Schwager auszugießen. Es sei ein Jammer, daß er nicht dagewesen sei, hob sie an, Hugo habe wundervoll erzählt von seinen Reisen und Erlebnissen, aber auch von seinen Absichten und Zukunftsplänen. Es sei einfach bewunderungswürdig, welche Phantasie er habe, und wieviel Beharrlichkeit, durchzuführen, was ihm im Kopfe stecke. Hahaha, in der Stadt würden sie noch einmal schöne Augen machen, wenn Hugo alle seine Pläne verwirklicht haben würde! So etwas, nein, so etwas! Einfach groß gedacht sei alles!

Dem schwungvollen Fräulein traten Tränen der Begeisterung in die Augen, und ihr Entzücken ging so weit, daß sie mit einem mitleidigen Lächeln gegen den sonst gefürchteten Schwager schloß: „Siehst du, so müssen wir kleinen altmodischen Leute uns eben ducken, wie es unserer Beschränktheit zukommt. Unsere Zeit ist vorbei, und wir verstehen den weiten Flug der neuzeitlichen Ideen nicht, haben mit unseren Gedanken nur ein ungeschicktes Flattern gelernt."

Meister Gottfried hatte sich in der Not, und da er der Geschwätzigen nicht entkam, noch eine Tasse eingeschenkt und schlürfte bedächtig daran. „Wir werden ja sehen", murmelte er. „Es soll mich freuen, wenn — — alles so gut geht!"

Er nahm die Schwägerin nie ernst und merkte auch nicht groß mehr auf das, was sie sagte, wartete nur mit Ungeduld, daß sie fertig werde.

Sie ließ ihn aber, als er nun aufstehen und gehen wollte, noch nicht hinaus, sondern kramte zwischen ihm und der Tür stehend die Neuigkeit aus, nächste Woche werde auch Hugos Frau ihm nachkommen, um noch die Wohnung einzurichten. Auch der Schwiegervater wolle dann im Sommer einmal Besuch machen.

Gottfried Grob tat das Herz weh bei ihrem Erzählen. Alles das mußte er von einer dritten hören! Ihm selbst hatte Hugo davon nichts gesagt, ließ ihn, den Vater, wie einen fremden Zuschauer außerhalb seines Lebens stehen.

Er entrann dann endlich dem Wortsturzbad der Schwägerin und kehrte in seine Werkstatt zurück. Er teilte keine der Hoffnungen, von denen ihm ein Lied gesungen worden war. Er empfand nichts als Groll und Furcht und Scham.

Zunächst kam nun freilich nichts, was Meister Gottfrieds Befürchtungen bewahrheitet hätte. Der Winter fiel über die Stadt her, und ein ungewohnt heftiger Schnee dämpfte den Lärm der Gassen. Meister Grob hatte viel Arbeit, und Adli war vom Morgen zum späten Abend angebunden; denn es wurde lebhafter in den Läden und Werkstätten. Die emsigen Tage des Weihnachtsgeschäftes rückten näher. Zuweilen kam Hugo auf kurzen Besuch, der aber immer mehr nur der Tante galt. Einmal äußerte er dabei zum Vater, daß seine Frau angekommen, aber durch allerlei Pflichten zu Hause festgehalten sei und nach Neujahr einmal vorsprechen wolle.

In wenigen Tagen sollte der Basar eröffnet werden. Hugo wollte die Kauflust ausnützen, die beim Publikum in den Vorfeiertagen herrscht. Eines Tages waren in der Stadt an allen möglichen und unmöglichen Orten schreiend rote Zettel angeklebt, welche die Eröffnung des Basars für den nächsten Samstag in Aussicht stellten und den Käufern an diesem Tage ganz wunderbare Vergünstigungen und Geschenke versprachen. Das Tageblatt der Stadt brachte ebenso zwei seiner großen Seiten voll Reklamen für das neue Unternehmen, und ein halbes Hundert rot gekleideter Männer trugen Tafeln mit solchen durch die Gassen von St. Felix. Gottfried Grob begegnete am frühen Morgen bei einem Geschäftsgange einem solchen Reklameträger. Es schoß ihm heiß zu Herzen, als er den Aufzug sah, dem die Gassenjugend nachjohlte. Er sah sich scheu um, meinte fünfzig Augen auf sich gerichtet zu sehen und schlich sich wie ein Dieb in eine schmale Seitengasse und durch diese weiter. Aber gleich darauf traf er nacheinander zwei Bekannte, und weder sie noch der Kunde, bei welchem er arbeiten ging, erwähnten das geringste von seinem Sohne. Darüber wunderte sich Gottfried Grob. Die ganze Stadt schien ihm doch von dem Reklamelärm Hugos widerzuklingen.

Die Stadt hallte auch wirklich wider, aber die Menschen dachten nur an das Neue und Ungewohnte, das in dem Lärm lag, und übersahen das Nebensächliche, Kleine, daß der bescheidene Handwerker in der Schipfe der Vater des Lärmmachers war. Im Laufe des Tages konnte Meister Gottfried auch ein paar Urteile über den Sohn und sein Geschäft hören, und sie klangen weniger absprechend, als er erwartet hatte. Man vergnügte sich über das Neumodische der Sache. Einer meinte, der Basar werde ein Bombengeschäft machen, da laufe jeder schon aus Neugier einmal hin. Meister Grob ver-

wunderte sich zum zweitenmal. Dann hörte er das Wort „Schwindel". Das hatte doch einer in das Rühmen der anderen hineingeworfen. Grob fing es auf und stahl sich hinweg. Jetzt kam es, jetzt erkannten sie schon, was er für einen Sprossen hatte!

Die Eröffnung des Basars fand statt. Wenn Meister Gottfried an diesem Tage aus seinem Werkstattfenster über den Fluß blickte, so konnte er drüben die Straße schwarz von Menschen sehen. Die Menge staute sich vor der mächtigen Eingangstür in die Magazine. Am Abend stand in der Zeitung, die Leute hätten das Geschäft förmlich gestürmt.

Meister Gottfried ging ein paar Tage nicht auf die Straße. Er wollte nichts hören, nicht gefragt sein.

Das Fräulein Grandjean sorgte dafür, daß er über die Ereignisse im Hause des Sohnes auf dem Laufenden blieb. Sie erzählte von der Eröffnung. Die Zeitungen hätten viel zu wenig gesagt, förmlich geschlagen hätten sich die Käufer um die Waren; aber auch jetzt, täglich noch, sei der Andrang ein wunderbarer, unglaublicher. Es sei aber auch erstaunlich, was da zu sehen sei. Ein kleiner uniformierter Neger empfange die Leute an der Tür, drei galonnierte Portiers wiesen ihnen, je einer in jedem Stockwerk, den Weg zu den verschiedensten Verkaufsräumen. Und zu haben sei alles, und alles erstaunlich neu und schön und fabelhaft billig. Und Hugo erklärte, das sei nur der Anfang, und er werde das ganze Geschäftsleben der Stadt reorganisieren.

Grob brummte. Das war Hugos alte Prahlerei! Je höher der Sohn jetzt stieg, um so tiefer war nachher der Fall!

Die Zeit verstrich dann wieder.

Meister Grob war so still und scheu, daß einzelne seiner alten Kunden ihn nach seiner Bedrücktheit fragten. Er aber schüttelte den Kopf, sagte, davon spräche er nicht gern, und erkundigte sich dann nur angelegentlich, ob man auch mit seiner Arbeit zufrieden sei. Er war auf einmal ängstlich, ob er selber immer noch bei den Leuten in Schätzung stehe. Aber so mißtrauisch er zu werden begann, er konnte nichts finden: die Leute waren freundlich wie je. Er hatte Arbeit übergenug, und — er hörte selten ein Wort des Spottes oder des Vorwurfs wider den Sohn.

Hugo ließ sich nur selten sehen. Vater und Sohn fühlten beide, daß sie bei ihren Begegnungen befangen waren; so schränkten sie diese auf das Mindestmaß ein. Die Frau hatte Hugo dem Vater wohl zugeführt; allein die dicke und energische Amerikanerin kam nicht wieder, hatte den Besuch als etwas zum Geschäft Gehörendes erledigt und keinerlei weitere Beziehungen zu dem Schwiegervater gefunden, als sie zu irgendeinem anderen Zubehör ihres Mannes, vielleicht zu seinem Hut oder seinem Überrock hatte.

Mit dem Fräulein Grandjean pflegte Hugo die Freundschaft, die sie schon früher verbunden hatte. Sie waren innerlich einander mehr verwandt als er und der Vater, und sie hatten wohl daher eine im Grunde lustige Freude aneinander. Hugo bat die Tante öfter zu sich, und sie wiederum ging nie an dem Kaufhaus vorüber, ohne auf einen Augenblick einzutreten. Ihre Begeisterung für Hugos Geschäftsbetrieb wuchs dabei noch immer, und

sie äußerte mehr als einmal, kein Mensch habe ein schöneres und interessanteres Leben als die Verkäuferinnen hinter Hugos Ladentischen. Wie sie es nun miteinander anstellten und ausmachten, sagten sie weiter nicht, aber die Schwägerin überraschte Meister Gottfried eines Tages durch die Mitteilung, der Neffe habe ihr einen Posten hinter einer seiner Verkaufskassen angeboten, und sie gedenke ihn anzunehmen, wenn der Schwager nichts dagegen habe und eine tüchtige Magd an ihre Stelle zu nehmen gewillt sei. Sie brachte das Anliegen in einem kleinlauten Tone vor, fühlte wohl, daß sie keine übertriebene Dankbarkeit bewiese, indem sie in den Tagen seines Alters denjenigen im Stiche ließ, der ihr so lange eine Heimat gewährt hatte. Sie tat scheu und verschämt wie ein junges Ding, das ums Heiraten gefragt ist, und zupfte an der Schürze, während sie in der Werkstatt, wo sie beide standen, auf Meister Gottfrieds Antwort wartete. Dieser wäre zuerst beinahe zornig aufgefahren; dann glaubte er die Schwägerin vor der Unsicherheit der in Aussicht stehenden Zukunft warnen zu müssen, und dann überkam ihn, noch ehe er sprach, eine überlegene und fast heitere Ruhe; denn nun erkannte er auf einmal die mancherlei fast belustigenden Beweggründe, die das Fräulein leiteten. Er sann nach: Ja, ja, so war es: ihr überspanntes, wortlustiges Wesen, ihre etwas gezierte Lebhaftigkeit, alles das paßte weit besser hinter den Ladentisch des Großkramladens als in seine bescheidene Stube. Und Putz konnte sie dort eher machen, die Schwägerin, so wie sie es liebte, als hier, wo niemand es sah, und — und — nun lächelte Meister Grob wirklich — einen Mann bekam sie am Ende auch noch!

Es schien ihm — gerade jetzt blitzte ihm der Gedanke so auf — daß sie am Ende gern noch einen hätte, einen Mann, die alte Schachtel!

„Ich will dich nicht hindern," sagte er jetzt, „wenn du glaubst, daß es dein Glück sei." Und noch während er sprach, kehrten ihm die Bedenken zurück und er fügte hinzu: „Aber vergiß nicht, daß die Herrlichkeit da drüben nicht lange dauern kann."

Dazu lächelte nun freilich das Fräulein wieder, und froh, daß Grob ihr keinen zu starken Widerstand leistete, begann sie eifrig ihm Vorschläge zu machen, wie sie für seinen Haushalt am besten zu ersetzen wäre. Plötzlich kam ihr dabei ein Gedanke: „Wie wäre es mit der Adli Locher? Ihr seid ja ohnehin unzertrennlich ihr zwei, und — —"

Meister Gottfried schüttelte den Kopf. „Adli", sagte er ruhig, „hat ihr Auskommen und ihre Befriedigung in ihrer Stellung. Sie ist zu jung, um ihr Leben bei einem alten Manne wie ich zuzubringen, und wen ich mir nehme, den möchte ich für den Rest meiner Tage nicht noch einmal verlieren."

Die Schwägerin verfolgte die Sache im Augenblick nicht weiter. Sie benutzte nur die Zeit und sah sich noch am selben Tage nach Mägden um, ohne jedoch im ersten Anlauf zu finden, was sie suchte.

Gottfried Grob beschäftigte die Geschichte mehr als er sich merken ließ. Er ging immer mehr als ein Grübler und Groller herum. Er zürnte sich selbst, daß er gerade die Menschen, die ihm am nächsten standen, Sohn und Schwägerin, nicht zu seinen Ansichten zu erziehen vermocht hatte. Es war

ihm ein unerträglicher Gedanke, daß man von ihm sagen könnte, er hätte bei der Erziehung Schwäche und Blindheit gezeigt. Und er wußte doch, daß nicht Zorn noch Stecken die Eigenart eines Charakters in ihrer mächtigen Entwicklung zu hindern vermögen.

IX.

Meister Gottfried Grob war ein einsamerer Mensch geworden, als er, der nie viel Gesellschaft gebraucht hatte, je gewesen war. Noch war das Fräulein Grandjean bei ihm, aber er fühlte wohl, wie sie mit ihren Gedanken und ihrem Interesse schon viel mehr jenseits des Flusses weilte, der Hugos Haus von dem alten Wohnbau des Vaters trennte. Es fand sich schwer eine passende Magd, und das Fräulein konnte Grob nicht ohne Haushälterin sitzen lassen; aber sie wurde ungeduldig und verdrossen über dem Warten.

Da brachte ein Feiertag Adli Locher wieder einmal in Meister Gottfrieds Stube. Sie kam nach der Kirche und um zu fragen, ob der Meister, wie früher öfter, gegen Abend mit ihr einen Gang in den Wald zu tun bereit sei. Grob war selbst erst vom Kirchgang zurück und saß in seinem dunkeln Anzug und schneeweißen Hemdsärmeln hinter seiner Zeitung, als Adli eintrat.

Der Meister bot ihr einen Stuhl und sagte mit dankbarer Freundlichkeit den Gang zu. Bald kamen sie in eine Unterhaltung. Sie bedauerten, daß sie in letzter Zeit wenig voneinander gesehen, und Adli erzählte aus ihrem geschäftigen Leben. Meister Gottfried konnte aus ihrer schlichten Schilderung wohl entnehmen, wie beliebt sie sich in kurzer Zeit in ihrer Stellung gemacht hatte, und wie von außen immer öfter mancherlei an sie herandrängte, was ihr Leben hätte verändern und verschönern können. Zugleich aber klang durch ihre Erzählung eine seltsame Furcht vor einer solchen Veränderung. Auf einmal war sie dann mitten in einer Art Beichte, in welcher sie ungefähr folgendes sagte: „Sehen Sie, lieber Herr Grob, sie sind alle gut und freundlich mit mir, die Menschen. Sie suchen mir allerlei Freude zu machen und können nicht begreifen, wenn ich nichts um neumodische Kleider und Putz und lautes Vergnügen und dergleichen gebe. Da kommt immer wieder ein Punkt, wo ich nicht mit ihnen weiter kann, wo ich lieber zurück bleibe oder beiseite gehe, immer ein Punkt, wo ich mich unbehaglich fühle. Für mich ist eben nichts Höheres als dieser alte Winkel, in welchem ich aufgewachsen bin, das Haus, so dunkel und wüst es ist, wo ich mit dem Vater gewohnt habe und Ihr Gärtlein gegenüber und die Säulenlaube mit dem Wasser, das daran vorübertreibt. Und wenn ich so denke, wie ich immer in Ihrer Werkstatt gesessen bin, dann meine ich, daß das das Schönste in meinem Leben gewesen ist."

Meister Gottfried hätte blind und taub sein müssen, wenn er nicht aus ihren Worten erkannt hätte, wie sie mit tausend feinen Fäden an all das festgewachsen war, was auch für sein altväterisches Empfinden das wichtigste und nötigste im Leben war.

Der Stelle gegenüber, wo Adli saß, befand sich ein Fenster. Durch dasselbe hinaus sah man die alten Bäume des Lindenhofs, eines ehemaligen Stadtwalles, grün über den Hausdächern stehen, und über die grünen Bäume

zogen weiße blitzende Wolken. Diese mochten es sein, die ihrerseits eine große Helligkeit in die Scheiben warfen und Schuld hatten, daß über Adlis Gesicht sich ein weißes schönes Licht ergoß. In diesem Licht saß aber eine Adli, die — Meister Grob sah das wohl — im Laufe der Jahre sich kaum verändert hatte. In ihrem einfachen schwarzen Sonntagskleide, die schwarzen Zöpfe nach Landmädchenart um den Kopf gelegt, das Gesicht braun, durch keinerlei Künsteleien stadtfrauenhaft verfeint, war Adli ein Stück alte Zeit, ein Stück von dem halb vergessenen kleinen Stadtquartier, der Schipfe, in welchem sie beide immer gewohnt hatten. Und Meister Gottfried fühlte, daß etwas bestand, was sie beide, ihn, den alten Mann, und das junge Mädchen zusammenband, fast als ob sie Vater und Kind seien. Einen Augenblick wandelte ihn das Verlangen an, Adli anzubieten, daß sie zu ihm ziehe, aber noch schien es ihm selbstisch, und er hielt die Worte zurück.

Sie kamen nun im Gespräch auf ihn selbst und sein Ergehen, und er hatte keine Ursache, es vor Adli geheim zu halten, daß die Schwägerin ihn verlassen wolle und daß er nach einer Magd suche.

„Wer weiß, ob sie für immer geht", fügte er in seinem ruhigen, gefaßten und doch von seinen Kümmernissen durchbebten Ton hinzu. „Vielleicht ist sie eines Tages froh, zurückkommen zu dürfen."

Das war wiederum ein Hinweis auf die Zeit, zu welcher des Sohnes Wirtschaften zu einem schlimmen Ende gekommen sein würde.

Adli war bei seinen Worten stumm und nachdenklich geworden. Nach einer Weile schaute sie auf, und der Zufall wollte, daß ihre Augen denen Meister Grobs begegneten. Dieser las einen Wunsch daraus, bevor sie ihn aussprach, der ihn mit einem frohen Schrecken erfüllte.

„Wenn sie mich brauchen könnten, Herr Grob", begann das Mädchen.

Meister Grob unterbrach sie und machte Bedenken, wie er es für seine Pflicht hielt.

Adli aber setzte ihm auseinander, daß ihr eine häusliche Tätigkeit immer besser zugesagt hätte als der Beruf, dem sie nun oblag.

Aus den Bedenken kamen sie in ein Besprechen ihres Planes. Wie sie vorhin sich eins gefühlt hatten in ihren altväterischen Ansichten, so gewann jetzt Grob deutlicher noch als je die Erkenntnis, daß das Mädchen einer Heimat entbehrte und mit beinahe ängstlicher Erwartung seines Entscheides harrte. Sie sahen vielleicht selbst nicht so tief in ihre eigenen Seelen, aber sie hatten im Leben einen und denselben Menschen teuer gehalten und verloren, und es verlangte sie unbewußt darnach, einander die Leere ausfüllen zu dürfen, die jedem geblieben war.

Sie wurden dann rasch einig, daß Adli Locher unverzüglich ihre Stellung kündigen und, sobald sie frei wäre, in Grobs Haus übersiedeln sollte.

Es trat auch kein Hindernis mehr ein, und als einen Monat später das Fräulein Grandjean zum ersten Male hinter einem der Ladentische des Basars Grob stand, hatte Adli ihr Haushälterinnenamt bei Schreiner Grob übernommen.

Es begann für die beiden ein stilles und friedliches Hausen. Ihre Bedürfnislosigkeit und ihre Genügsamkeit waren so groß, daß sie oft und oft

sich versicherten, sie hätten es schöner als alle anderen Leute. Meister Gottfried tat nach wie vor seine Arbeit und hielt sich neben dieser nur noch mehr als früher in der Einsamkeit. Sie hatten an dem Gärtlein Freude, das sie pflegten, an der sauberen, behaglichen Stube, an einem Sonntagsgange dann und wann und an den Abenden, an welchen sie, der Meister lesend, das Mädchen arbeitend, beieinander saßen. Ihr gespanntes Interesse aber hing nach wie vor an dem Unternehmen Hugos.

Noch immer blieben die Klagen und Vorwürfe aus, die Meister Grob von seinen Mitbürgern erwartet hatte. Abfällige Urteile über den Basar Grob, wie er sie wohl dann und wann hörte, wurden seltener. Man sprach in der Stadt viel häufiger und mit heimlicher Bewunderung von der Geschäftstüchtigkeit, ja von der Kniffigkeit des Hugo Grob. Schon zwei Jahre nach Eröffnung des großen Kaufhauses jenseits der Limmat wurden eines Tages zwei angesehene alte Geschäftshäuser in anderen Stadtteilen von Hugo Grob erworben und mit seinem eigenen Unternehmen verschmolzen, und mehr und mehr wuchs die Schar seiner Kunden und sein Übergewicht über kleinere Ladengeschäfte, was ihm freilich in manchen Kreisen wenig Freundschaft eintrug.

Von Zeit zu Zeit sah Hugo noch immer den Vater. Er war stets derselbe, warf mit großen Worten um sich und behauptete, es gebe nichts Veralteteres als Sorgfalt und Genauigkeit. Das Verhältnis der beiden blieb daher kühl und gespannt.

Ein- oder zweimal begegnete Hugo auch Adli. Als er sie zum ersten Male traf, tat er, als ob er sie völlig aus dem Gedächtnis verloren, und erst, als er sah, in welch nahem Verhältnis das Mädchen zum Vater stand, und wie froh derselbe offenbar über seine Hausgenossin war, fand er sich veranlaßt, in einer oberflächlichen, scherzhaften Weise sich dann und wann kleiner gemeinsamer Erlebnisse aus der Jugendzeit zu erinnern. Adlis Blut kam und ging in ihrem Gesicht, wenn er so redete. Manchmal faßte sie ein stummer Zorn, dann wieder überwog der heimliche nagende Schmerz, den sie nie ganz verwunden hatte. Aber im Gleichmaß ihres Tagwerks und im Umgang mit Grob fand sie bald ihr inneres Gleichgewicht wieder.

Eine Zeitlang lebten sie so dahin, ohne daß große Ereignisse ihrem Leben Abwechslung gebracht hätten. Meister Gottfrieds Haar war überstäubt wie dunkle Wiesen vom ersten Schnee, und beinahe weiß umlief der Bart ihm Kinn und Wangen; Adlis Gestalt aber wuchs in die Breite, bekam etwas Gedrungenes, Frauenhaftes, und aus ihrem braunen Gesicht mit den lebhaften dunklen Augen und Brauen sprachen Kraft und Selbstvertrauen und die Überlegenheit des Menschen, der sich zu bescheiden gelernt hat.

Hugos Haus stand den beiden zu dicht vor Augen, als daß sie nicht immer wieder an ihn gemahnt worden wären. Als nun jedoch der erwartete Zusammenbruch des Prahlers immer und immer nicht kam, als derselbe sich nach und nach vielmehr in eine gewisse Achtung der Städter hineinlebte, geschah den beiden Einsamen im Schreinerhaus das Seltsame, daß sie erst merkten, wie sie ein wenig sogar jenem ein schlimmes Ende gewünscht und erhofft hatten. Es war nicht Schadenfreude, sondern die sonderbare heimliche

Erwartung, die sie jahrelang genährt, daß derjenige, an welchem trotz allem ihr Herz am meisten gehangen, ihnen aus irgendeiner Not zurückkommen und die letzte Zuflucht bei ihnen suchen werde. Langsam, in Wochen, Wochen und Monaten verging ihnen diese Hoffnung. Als damit auch die Überzeugung ihnen abhanden kam, daß Hugo es im Leben zu nichts bringen werde, erlitten sie innerlich wiederum beide eine Art Strafe, wie nur wirklich gute und gutherzige Menschen sie erleiden können. Meister Gottfried hatte und hatte es nicht begriffen, daß seine Lebensansichten sich als falsch erweisen sollten; aber als er nun sah, daß der Sohn, trotzdem er ihm in Zorn und Kummer oft und oft den Untergang prophezeit hatte, gedieh, schämte er sich seines Zorns und Kummers ebenso bitterlich, wie er sich eine Weile um des Sohnes willen vor den Leuten geschämt hatte. Oft und oft schüttelte er für sich den Kopf über den sonderbaren Gang der Welt und kam sich klein und unverständig vor, weil er sie nicht begriff. Er wurde dadurch immer mehr ein spintisierender, blieb aber gegen alle Menschen ein gütiger und freundlicher Mann.

Ähnliche Gedanken erfüllten Adli. Weil sie aber zu Hugo jene erste heilige, Fehler verzeihende und verklärende Liebe gehegt hatte, so war sie jetzt manchmal geneigt, gleichsam aus der Rumpelkammer der Jugendgefühle wieder die Bewunderung hervorzukramen und in Hugo Grob einen Menschen zu sehen, dessen große Fähigkeiten sie und der Vater nicht erkannt und zu würdigen vermocht hätten. So schlicht und bescheiden war sie selbst, daß sie nun manchmal sich sagte, sie wäre viel zu gering gewesen, um an der Seite dieses weitsichtigen Geschäftsmannes durchs Leben zu gehen.

Auch die Zeit dieser Erkenntnisse und Selbstprüfungen ging aber für die beiden Haus- und Lebensgenossen vorbei, und es kam der Tag, an welchem sie sich gegenseitig über die Erfahrung ihres Lebens auszusprechen vermochten, und an dem das klare Licht über ihnen beiden lag, das ihnen aus der Friedlichkeit und Güte ihrer beiden Seelen, End' aller Enden, aufgehen mußte.

Noch immer benutzten sie die Feierabende und Sonntage zu gemeinsamen Gängen. Ein solcher Abend fand sie eines Sommers auf dem Lindenhofe auf einer Bank sitzend und auf die Stadt hinabschauend. Nachtessenszeit war vorüber, und Meister Gottfried hatte Adli veranlaßt, die letzte Hausarbeit eine Stunde liegen zu lassen und mit ihm zu gehen. „Morgen werden wir ohnehin Regen haben", sagte er, und in der Tat rüstete die Natur schlecht Wetter zu und zeigte, indem sie es tat, noch einmal alle Schönheit, die sie besaß. Der Wind blies aus Westen und sammelte kleine wollige Wolken am Himmel, eine unendliche Herde. Die sinkende Sonne entzündete sie alle. Wie riesige Fetzen brennenden Zunders standen sie, und es war, als züngelten hinter ihnen geheimnisvoll die Flammen eines größeren Feuers. Sie warfen aber ihren Widerschein über das ganze Land, so daß er nicht nur in den Fenstern der Häuser und im Wasser des Flusses spielte, sondern selbst an weiße Hausmauern und droben am St. Felixberge auf grüne Hügel ein seltsames Leuchten malte. Auch Meister Gottfrieds und Adlis Züge waren von Abendglut überschienen, und wenn sie einander ansahen, so war jedem von ihnen, als ob das andere von einer leisen Scheu erröte, wie man etwa in

Gesichtern schon Worte zu lesen vermag, die gesagt werden wollen und müssen, und die doch nicht leicht zu sagen sind. Es war ein Abend zum Reden, einer von denen, da die tiefsten und geheimsten Gedanken Wort zu werden verlangen. Unter den alten Linden war es ganz still. Zuweilen kam drüben aus der einen Gasse ein Mensch herauf, ging über den Wall und stieg in die andere Gasse hinab. Jenseits des den Wall schneidenden Weges, weit entfernt von den beiden, die auf der Bank saßen, spielten ein paar Kinder, und ein Lachen oder ein heller Ruf drang manchmal zu diesen herüber. Sonst störte sie nichts. Sie sprachen in geruhsamer Weise von dem, was sie sahen, von den Wolken und dem St. Felixberge und den Wegen, welche die Stadt dort oben überall anlegte. Dann glitten ihre Blicke nieder und sahen die Häuser drüben am Flusse stehen, unter denen das höchste und neueste dasjenige Hugos war. Es war natürlich, daß sie damit auf ihn zu sprechen kamen, und Meister Gottfried erwähnte eines Gerüchtes, wonach in diesen Tagen abermals ein bedeutendes Kaufhaus in einer der günstigsten Geschäftslagen von Hugo Grob erworben werden sollte.

„So macht er unsere Meinung von ihm zuschanden", sagte er, die ein wenig zitterig werdende Hand auf den Stockknopf gestützt, und fuhr fort: „Es ist eine andere Zeit. Es gilt freilich noch immer, daß die Menschen sich ihr Leben zu einem sicheren Asyl aufzubauen suchen. Aber sie haben andere Bedürfnisse bekommen und andere Wege zum Ziel gefunden. Das habe ich mir so zurechtstudiert, nach und nach, und habe gelernt, daß einer unrecht haben kann, wo er das größte Recht zu haben meint."

Und jetzt brach ein leises, wehmütiges Lachen ihm aus den braunen Augen und gab seinem ernsthaften Gesicht einen gütigen und gewinnenden Ausdruck. „Hugo und viele andere", sagte er, „hätten Ursache, uns auszulachen, wie wir ihm auf den Weg Unglück und Niedergang prophezeit haben, und wie er statt dessen nun höher und höher geht. Wir sind unwissende Leute, wir zwei, Adli, verstehen nichts, wir, von der großen Welt."

Das weise Lachen, das in seinen Zügen war, steckte auch Adli an. Es war der Augenblick da, da sie sich beide zur Bescheidung durchgerungen, da sie Hugo seine unerwarteten Erfolge ohne Neid und Enttäuschung gönnten und ihre eigenen Wünsche still, ganz still geworden waren.

Und noch ein anderes verborgenes Gespinst von feinen Seelenfäden war in diesem Augenblick zu Ende gesponnen und fest geworden. Das Leben hatte sie in ein Verhältnis zusammengeführt, wie es manchmal zwischen einem früh verwitweten Vater und seinem unverheirateten Kinde besteht, in eine Art Verwandtschaft, die fester war als eine solche des Blutes, und deren sie selbst mit einem Gefühle tiefer Ruhe und Zufriedenheit inne wurden.

Das kräftige, arbeitsfrohe, braune Mädchen und der weißhaarige Alte, dem die langgewohnte Arbeit vielleicht bald schwer werden konnte, erhoben sich dann bald und schritten den kurzen Weg heim zu.

Noch glühte der Himmel. Der Lindenhof lag ganz verlassen.

Drüben am Basar Grob zündeten sie schon die großen roten Reklamelaternen an.

Neue Briefe von Wilhelm v. Humboldt an Schiller.

1796—1803.

Bearbeitet
von
Friedrich Clemens Ebrard.

Vorbemerkung.

Wenn ich, obgleich nicht Literarhiſtoriker von Fach, die im vergangenen Jahre für die Stadtbibliothek Frankfurt a. M. von mir erworbenen, gänzlich unbekannt gebliebenen Briefe Wilhelm v. Humboldts an Schiller im nachſtehenden der Öffentlichkeit übergebe, ſo wird man, hoffe ich, das Wagnis dem berufenen Hüter dieſes Schatzes zugute halten. Ich glaubte es um ſo eher unternehmen zu dürfen, als der bewährteſte Humboldtkenner, Herr Univerſitätsprofeſſor Dr. Albert Leitzmann in Jena, die große Güte gehabt hat, bei der Drucklegung eine Korrektur nach den Originalen mitzuleſen, mich auch ſonſt durch ſeinen wertvollen und maßgebenden Rat zu unterſtützen und insbeſondere meinen Kommentar durch Hinzufügung einer Anzahl von Anmerkungen zu bereichern. Es iſt mir eine angenehme Pflicht, ihm auch an dieſer Stelle aufrichtig und herzlich hierfür zu danken!

Über die Herkunft der Briefe, mit denen ich zugleich zwei ebenfalls bisher unbekannte, im 31. Band des Goethe-Jahrbuchs von mir veröffentlichte Briefe Humboldts an Goethe — vom 9. Februar 1796 und vom 18. Auguſt 1800 — ſowie einige ſonſtige Schriftſtücke erwarb, ließ ſich nur feſtſtellen, daß ihr Vorbeſitzer alle dieſe Papiere von einem im Jahre 1864 verſtorbenen, aus Norddeutſchland ſtammenden Verwandten geerbt hatte. Indes gibt der Umſtand, daß die letzterwähnten Schriftſtücke meiſt an den General der Infanterie Ludwig Freiherrn v. Wolzogen — geboren am 4. Februar 1773, geſtorben am 4. Juli 1845 und bis zum Jahre 1836 preußiſches Mitglied der Militärkommiſſion des Bundestags in Frankfurt a. M. — gerichtet waren, vielleicht einen weiteren Fingerzeig. Wir wiſſen aus den von Karl Schmidt in „Schillers Sohn Ernſt“ [1]) mitgeteilten Briefen Ernſt v. Schillers, ſeiner Tante Karoline v. Wolzogen und des Generals Ludwig v. Wolzogen, daß

[1]) Neue Ausgabe. Paderborn 1905. Vgl. beſonders die Seiten 304, 307, 308, 310, 314, 343—346, 351—353, 359.

der letztere es übernommen hatte, die ihm von Ernst im Jahre 1826 in Frankfurt übergebenen Originale der Briefe Humboldts an Schiller durch seinen Sekretär für die geplante Veröffentlichung des Briefwechsels beider abschreiben zu lassen. Die fertige Abschrift ging zuerst an Ernst v. Schiller und wurde dann von diesem im Oktober 1829 an Humboldt behufs Ausscheidung desjenigen, was er nicht gedruckt zu sehen wünschte, weitergesandt. Humboldt fand hierbei, wie er am 6. März 1830 an Karoline v. Wolzogen schreibt[1]), die „von so zahllosen und fürchterlichen Fehlern wimmelnde, so ungeschickt (wie ein Acteurheft) gemachte Abschrift" als Druckvorlage gänzlich ungeeignet und ließ deshalb, nachdem er sich hiezu die Originale hatte kommen lassen, eine neue saubere Kopie herstellen. Daß unsere Briefe nun weder in jener ersten in Frankfurt angefertigten Abschrift mitenthalten waren noch unter den Humboldt nachträglich übersandten Originalen sich befunden haben können, ist ganz zweifellos. Denn dieser hat zwar in den Briefen „alles zu Streichende gestrichen"[2]), aber gewiß nicht ganze Briefe und am wenigsten gleich alle unsere 36 auf einmal ausgemerzt; hat er doch selbst in seiner vom Mai 1830 datierten „Vorerinnerung" zum Briefwechsel[3]) es beklagt, daß „eine gute Anzahl" ihrer Briefe fehle, und hinzugefügt: „Schiller muß meine Briefe nicht vollständig aufbewahrt haben." Steht es somit einwandfrei fest, daß unsre Briefe Humboldt bei der Redaktion des Briefwechsels überhaupt nicht mehr vor Augen kamen, so läßt auf der anderen Seite die Tatsache, daß mit ihnen jetzt zugleich eine Anzahl auf den General v. Wolzogen bezüglicher Schriftstücke aufgefunden wurde, die Vermutung als nahezu gewiß erscheinen, daß die Briefe im Jahre 1826 noch einen Bestandteil der dem General von Ernst v. Schiller übergebenen bildeten, aber während der Herstellung jener ersten Frankfurter Abschrift auf eine nicht mehr feststellbare Weise abhanden gekommen sind.

Wie dem aber auch sei, man muß hoch erfreut sein, daß dieser Schatz nunmehr für alle Zeiten gerettet ist, und es gebührt dem Manne, der der Frankfurter Stadtbibliothek die Mittel zu seiner Erwerbung gegeben hat, Herrn Stadtrat Konrad Binding, hierfür der Dank auch der Wissenschaft!

Schon eine rein äußerliche Wertung der Briefe ergibt die Bedeutung des Fundes. Die erste Ausgabe des Briefwechsels (1830) enthielt überhaupt nur 37 von Humboldt an Schiller geschriebene Briefe und darunter nur vier aus der Zeit von 1796 bis 1803. In der dritten, im Jahre 1900 veranstalteten Aus-

[1]) Abgedruckt in „Literarischer Nachlaß der Frau Caroline von Wolzogen". Zweite Auflage. Bd. II, S. 54—57. Leipzig 1867.

[2]) In dem in der vorigen Anmerkung zitierten Brief an Karoline v. Wolzogen vom 6. März 1830 in „Literarischer Nachlaß", Bd. II, S. 55. Und übereinstimmend damit schreibt er ihr am 10. April 1830 (ebenda S. 57—60) bei der Mitteilung, daß er den Briefwechsel nunmehr zum Druck redigiert habe: „Er ist sehr zusammengeschmolzen, da viele Stellen wegbleiben mußten, theils weil sie compromittirend waren, theils weil sie gar kein Interesse für das Publikum haben konnten."

[3]) „Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm v. Humboldt. Mit einer Vorerinnerung über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung von W. v. Humboldt," S. 3, Anm. 1. Stuttgart und Tübingen 1830.

gabe konnte Albert Leitzmann aus diesen Jahren drei weitere Briefe und die Nachschrift zu einem vierten, im übrigen verlorenen mitteilen; noch zwei weitere sind seitdem 1905 im zwölften Band des „Euphorion" und 1909 im dritten Band des „Marbacher Schillerbuches" hinzugekommen, so daß ihre Gesamtzahl auf sieben bzw. acht gestiegen war. Zusammen mit den jetzt von mir veröffentlichten 36 Briefen besitzen wir nunmehr, da einer davon mit der erwähnten Nachschrift zusammengehört, nicht weniger als 43 aus den Jahren 1796 bis 1803, und es fehlen, wenn wir Schillers von Ernst Müller 1893 herausgegebenen Kalender heranziehen, jetzt nur noch 21 Briefe aus der Zahl derer, die er in diesen Jahren von Humboldt erhalten hatte.

Auf die einzelnen Jahre verteilen sich unsere neuen Briefe wie folgt: Es sind aus 1796 : 16; aus 1797 : 8; aus 1798 : 5; aus 1799 : 1; aus 1800 : 2; aus 1802 : 2; aus 1803 : 2. Dem Orte der Absendung nach stammen aus Berlin 16, sämtlich von 1796; aus Dresden 5, Wien 1, München 1, sämtlich von 1797; aus Paris 9, nämlich 1 noch von 1797, 5 von 1798, 1 von 1799 und 2 von 1800; aus Tegel 1 von 1802; endlich aus Rom 3, wovon 1 von 1802 und 2 von 1803.

Noch größere Bedeutung als ihr äußerer Umfang hat der inhaltliche Wert der neuen Briefe. Wie so oft in den bereits früher bekannten, so bespricht Humboldt auch in diesen mit Vorliebe eigene literarische Pläne, sowohl begonnene und wieder beiseite gelegte als zur Ausführung gelangte, mit dem Freund, dessen Urteil für ihn die höchste kritische Instanz bedeutete; es sei in dieser Hinsicht u. a. auf die begonnene, aber nicht vollendete Würdigung des Reineke Fuchs (Brief Nr. 3), besonders aber auf das von ihm geplante große Werk einer Charakteristik des achtzehnten Jahrhunderts (Nr. 9 und 10), von dem dann freilich nur die Einleitung und auch diese erst aus seinem Nachlaß erschien, und auf seine Abhandlung über Goethes Hermann und Dorothea (Nr. 26 und 28) hingewiesen. Ebenso eingehend verbreitet er sich über noch ungedruckte Dichtungen Schillers, die dieser ihm zur Beurteilung sandte, wie die für den Musenalmanach 1797 bestimmte Klage der Ceres (Nr. 11) und die im Jahrgang 1798 dieses letzteren zuerst veröffentlichten Balladen (Nr. 19); über diese sprach er sich dann nochmals, nachdem sie im Druck erschienen waren, ausführlich aus (Nr. 24). Von größter literarhistorischer Bedeutung in dieser Beziehung ist aber die Abhandlung über den Wallenstein (Nr. 31), ein um so wichtigeres Dokument, als Humboldt in seiner „Vorerinnerung über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung" dem Wallenstein nur eine kurze Bemerkung gewidmet hat. Seine Beurteilung des Gesamtwerks, seine Charakteristik des Helden und der übrigen Hauptpersonen, seine prägnante Würdigung des Genius Schillers, seine Vergleichung der Bedeutung Schillers mit derjenigen Goethes und Shakespeares, endlich seine Erörterung über die Behandlung der Sprache durch Schiller und die Beziehungen der Sprache zur Dichtkunst überhaupt wird man nicht ohne das größte Interesse lesen. Daß in den Briefen übrigens jeweils auch literarischer Hervorbringungen anderer Autoren kritisch gedacht wird, braucht wohl kaum gesagt zu werden.

Was Humboldts Briefe unter anderem so bedeutsam macht, seine Gewohnheit, an die Besprechung irgendeines von ihm oft nur nebenher erwähnten Gegenstandes allgemeinere, aber in die Tiefe gehende und philosophisch begründete Erörterungen anzuknüpfen, das findet sich auch in unseren Briefen in reichem Maße. Ich erwähne hier die Darlegungen über die antiken und modernen Silbenmaße, den Reim und „das vollkommenste Produkt des modernen Versbaues", die Stanze (Nr. 5); über die Anwendung des Verses in dramatischen Werken (Nr. 6); über die Ballade als Dichtungsgattung im allgemeinen und bei Schiller im besonderen (Nr. 19); über den größeren Wert dichterischer Bearbeitung — „Umwandlung des Fremden in die eigene Natur" — gegenüber der bloßen Übersetzertätigkeit (Nr. 24); über den „Unterschied zwischen dem Individuellen und Idealen, dem Antiken und Modernen" (Nr. 18); über das Ideale und Individuelle in den antiken Statuen (Nr. 20); über die Poesie und Schauspielkunst der Franzosen (Nr. 25) und über den Nationalcharakter dieser letzteren überhaupt (Nr. 30); sodann die Berichte über seine wiederholten Redeturniere mit französischen Gelehrten über metaphysische Fragen (Nr. 25 und 27) und endlich die tiefgründige „Klassifikation aller intellektuellen, wissenschaftlichen und künstlerischen Tätigkeit", deren Ergebnis für Humboldt die Unterscheidung von vier Arten von Wissenschaften ist, der technischen, der spekulativen, der ästhetischen und der teleologischen (Nr. 2).

Es ist freilich nicht wohl zu leugnen, daß manche dieser Exkurse nicht ganz leicht zu verstehen und mitunter auch in einer für heutige Begriffe schwerfälligen, fast möchte man sagen schwülstigen Sprache geschrieben sind, wie denn bekanntlich auch schon Schiller wie Körner seinen Stil wiederholt getadelt haben. Aber auf der anderen Seite imponiert Humboldt doch immer wieder durch die Tiefe seiner Gedanken, den Adel und die Reinheit seiner Gesinnung und die Vornehmheit seines Charakters. So sind denn auch die zahlreichen Briefstellen, in denen er über sich selbst, über seine Neigung und seinen Beruf zur ästhetischen Kritik, aber auch über die Grenzen seiner Begabung und die Schwierigkeit, seine Ideen in fruchtbringende Arbeiten umzusetzen, ja selbst über seinen Stil mit überraschender Objektivität spricht (Nr. 13, 14, 22, 25, 28, 32 und 35), besonders reizvoll. Geradezu rührend aber ist Humboldts innige Verehrung Schillers, der er in fast allen Briefen einen lebhaften, mitunter sogar einen schwärmerischen Ausdruck gibt.

Bei der Bearbeitung der Briefe habe ich die Schreibung der Originale beibehalten, jedoch alle Abkürzungen aufgelöst, die Anwendung der Antiqua auf fremdsprachliche Sätze und Worte beschränkt und die Interpunktion, soweit erforderlich, verbessert. In den Anmerkungen habe ich wichtigere Stellen aus Briefen anderer, namentlich Goethes, Schillers und Körners, herangezogen, insoweit es zum Verständnis oder zur Ergänzung notwendig erschien. Für die in den Briefen erwähnten literarischen Erscheinungen der Zeit habe ich tunlichst stets die erste Ausgabe angeführt, endlich für nicht ganz allgemein geläufige Persönlichkeiten die Vornamen und Lebensdaten angegeben; Literatur über jede einzelne beizufügen, hätte zu weit geführt.

Der Enkelin Wilhelms v. Humboldt, Frau Constanze v. Heinz geb. v. Bülow auf Schloß Tegel, bin ich für die gütige Gewährung ihrer Zustimmung zur Drucklegung der Briefe zu wärmstem Danke verpflichtet.

Durch literarische Nachweisungen und sonstige Gefälligkeiten haben mich nachstehende Herren gütigst unterstützt: Die Bibliothekare an der Stadtbibliothek Dr. Traut, Dr. Sarnow, Dr. Hohenemser und Lafrenz; Archivdirektor Professor Dr. Jung; Direktor Professor Dr. Heuer und Archivar Dr. Hering vom Goethemuseum; Bibliothekar Dr. Schiff und Sekretär Dessoff von der Rothschildschen Bibliothek; Buchhändler Sondheim und Dr. Leo Baer vom Hause Joseph Baer & Co. Ihnen allen sei auch hier aufrichtig von mir gedankt!

Frankfurt a. M., 31. Mai 1910.

Professor Dr. **Friedrich Clemens Ebrard,**
Geheimer Konsistorialrat
und Direktor der Stadtbibliothek.

Ständige Abkürzungen.

Bratranek = Goethe's Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt (1795–1832). Im Auftrage der von Goetheschen Familie herausgegeben von F. Th. Bratranek. Leipzig 1876. Auch unter dem Titel: Neue Mittheilungen aus Johann Wolfgang von Goethe's handschriftlichem Nachlasse. Dritter Theil.

Briefe, 11.–16. Band = Goethes Briefe. Weimar 1892–1894. 11. Band. 1796. — 12. Band. 1797. — 13. Band. 1798. — 14. Band. 1799. — 15. Band. 1800. 1801. — 16. Band. 1802. 1803.

Briefe, Bd. 4–7 = Schillers Briefe. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas. Kritische Gesamtausgabe. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. Ohne Jahr.

4. Band. 1. September 1794 — 28. Juni 1796.
5. Band. 2. Juli 1796 — 31. Dezember 1798.
6. Band. 1. Januar 1799 — 29. November 1802.
7. Band. 7. Januar 1803 — 25. April 1805.

Briefwechsel = Schillers Briefwechsel mit Körner. Von 1784 bis zum Tode Schillers. Zweite, wohlfeile Ausgabe. Leipzig 1859.

3. Theil. 1793–1796.
4. Theil. 1797–1805.

Kalender = Schillers Calender. Nach dem im Jahre 1865 erschienenen Text ergänzt und bearbeitet von Dr. Ernst Müller. Stuttgart 1893.

Leitzmann = Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt. Dritte, vermehrte Ausgabe. Mit Anmerkungen von Albert Leitzmann. Stuttgart 1900.

---

1. 1796 Februar 9.

Antwort auf Schillers Brief vom 1. Februar, Leitzmann Nr. 55, Kalender S. 18; am 13. Februar bei Schiller eingetroffen, Kalender S. 19.

Berlin, 9. Februar 96.

Sie halten eine so freundschaftliche Rechnung, lieber Freund, über unsern Briefwechsel, daß mich der Antheil, den Sie dadurch an unserm gegenseitigen Ideenumtausch beweisen, unendlich freut. Aber ja müssen Sie Sich deshalb

nicht geniren, oder Sich auf irgend eine Weise in Ihren Antworten grade an den Inhalt meiner Briefe binden. Ich gewinne schon sehr viel, wenn ich Ihnen über jede Materie, die mich grade interessirt, ausführlich schreiben darf. Beantworten Sie sie auch nicht so bald, so kommen wir gelegentlich doch immer einmal darauf zurück und Sie erinnern Sich dann des früher Geschriebenen. Nur darum bitte ich Sie recht herzlich, wie auch Ihre eignen Beschäftigungen fortgehn oder still stehn möchten, mir doch gewiß immer wöchentlich Nachricht von Sich zu geben. Ich sehne mich zu sehr von Ihnen zu hören, und lebe in Gedanken zu viel mit Ihnen, um hier eine längere Entbehrung füglich ertragen zu können.

Die reducirte Stelle des Don Carlos, die Sie mir mittheilen[1]), hat mir viel Freude gemacht, weil ihre Wahrheit grade da, wo Sie sie citiren, so frappant ist. Ehe ich noch das Blatt umschlug, wo Sie sagen, woher sie genommen ist, sahe sie mir so aus, als müßte sie zum Carlos gehören.

Den Gedanken, die ich Ihnen über das Charakteristische mitgetheilt habe[2]), werde ich gewiß nicht versäumen, weiter nachzugehen. Auch ist mir die Aufgabe, zu der sie gehören, wie Sie sehr richtig bemerken, zu sehr, durch meine Natur selbst aufgegeben. Ueber die Form und Art aber, sie darzustellen, bin ich noch immer verlegen, und in der That ist es nicht leicht, eine Materie von so weitem Umfang und so vielfacher Anwendung, in festen Schranken zu Einem Ganzen zu verarbeiten. Ihre Idee mit einer Charakteristik der Götter Ideale will mir nicht ganz in den Kopf. Das Historische setzt da, wie willkührlich man es auch behandeln möchte, immer der philosophischen Ausführung Schranken. Auch möchte ich nicht, bei der schon großen Schwierigkeit der Materie, noch die der Form zu sehr erhöhen, und endlich riskire ich bei einer solchen Behandlung, daß ich durch zu gesuchte Einmischung der Phantasie ins Pretiöse verfalle, da ich viel weniger Gefahr laufe, in einem simpeln Vortrage trocken zu werden. Sonst aber ist Ihre Unterscheidung des ästhetischen und moralischen Ideals (der Götter und des Gotts) eine sehr schöne und fruchtbare Idee. Nur scheint es mir, als gäbe es außer dem ästhetischen und moralischen Ideal noch ein drittes und als wäre dieß vorzüglich für den Charakter wichtig. Ich bin hierauf bei Gelegenheit einer Klassification aller intellectuellen (wissenschaftlichen und künstlerischen) Thätigkeit gekommen, durch die ich mit 4 großen Fächern die ganze Sphäre des Wissens und Bildens mir zu erschöpfen getraue. Doch denke ich dem allem noch erst reifer nach, und rede dann weiter in einem meiner nächsten Briefe mit Ihnen davon[3]).

---

[1]) Im Briefe vom 1. Februar, Leitzmann Nr. 55. Die Stelle lautet:

O schlimm, daß der Gedanke
Erst in der Sprache todte Elemente
Zerfallen muß, die Seele zum Gerippe
Absterben muß, der Seele zu erscheinen;
Den treuen Spiegel gieb mir, Freund, der ganz
Mein Herz empfängt und ganz es wiederscheint.

[2]) Wohl in einem der nicht erhaltenen Briefe aus dem Januar.

[3]) Im folgenden Brief Nr. 2 vom 13. Februar.

Auf nichts bin ich eigentlich jetzt für den Augenblick so begierig, als auf die Xenien, die ich doch leider wahrscheinlich erst spät sehe. Es ist ein guter Einfall, Ihre beiderseitigen Eigenthumsrechte daran ganz und gar nicht zu sondern, und die enge Verschränkung zweier so heterogener Individualitäten wird schon allein ein wunderbares Produkt hervorbringen.

Gegen Reichardt[1]) haben sowohl Sie als Göthe sehr Recht. Wunderbar ist es, daß gerade vor einigen Monaten ich gewißermaaßen ihm näher getreten bin, und ihn sogar in Giebichenstein zu besuchen versprochen habe. Er veranlaßte mich aber durch die zuvorkommendste Freundlichkeit dazu, als ich ihn einmal mit der Li einen Mittag bei Herz[2]) sah. Damals sprach er auch mit sehr vieler Achtung und Antheil von Ihnen. Gegen Göthe aber schien er schon damals einigen Mismuth merken zu lassen. Ich glaube sie sind über den Groß Cophta, aus dem Göthe einmal eine Oper machen wollen, an einander gekommen. Wenigstens blickte so etwas aus einigen Aeußerungen durch.

Das Deutschland[3]) muß sinken, so sehr es sich auch durch Polemik zu halten strebt. Auch Wolf beginnt darin einen literarischen Briefwechsel gegen Heyne[4]), in dessen erstem Brief Herder's Aufsatz über Homer[5]) wieder ziemlich in Unehren, jedoch mit eignen Verwahrungen in Rücksicht auf die sonstigen Verdienste Herders gedacht wird.

Auch in der Oberdeutschen Literatur Zeitung sind die Horen recensirt[6]). Alles äußerst flach, bloßes alltägliches Lob. Ich hätte indeß Ursach mit dieser Recension am meisten zufrieden zu seyn. Aus meinem ersten Aufsatz[7])

---

[1]) Johann Friedrich Reichardt (1752—1814), Komponist und Kapellmeister, seit 1791 in Giebichenstein. In seinem im nächsten Absatz von Humboldt erwähnten Journal „Deutschland" erschienen Friedrich v. Schlegels Rezensionen, die Schiller und Goethe durch ihren Ton verletzten. Am 30. Januar hatte Goethe an Schiller geschrieben (Briefe, Bd. XI, Nr. 3625): „Aus Ihrem Briefe seh ich erst daß die Monatschriften Deutschland und Frankreich Einen Verfasser haben. Hat er sich emancipiret, so soll er dagegen mit Karnevals-Gips-Drageen auf seinen Büffelrock begrüßt werden, daß man ihn für einen Perückenmacher halten soll. Wir kennen diesen falschen Freund schon lange und haben ihm bloß seine allgemeinen Unarten nachgesehen, weil er seinen besondern Tribut regelmäßig abtrug, sobald er aber Miene macht diesen zu versagen, so wollen wir ihm gleich einen Bassa von drey brennenden Fuchsschwänzen zuschicken." Vgl. auch unten den Brief Nr. 17 vom 18. Juni 1797.

[2]) Markus Herz (1747—1803), Professor und Arzt in Berlin, waldeckischer Hofrat und Leibarzt, Gatte von Henriette Herz, geb. de Lemos.

[3]) Das von Reichardt herausgegebene Journal „Deutschland". Vier Bände. Berlin 1796.

[4]) Band I, S. 223—240 und S. 349—373; Band II, S. 48—91.

[5]) Herders Aufsatz „Homer, ein Günstling der Zeit", erschien im 9. Stück des Jahrganges 1795 der „Horen", S. 53—88.

[6]) „Oberdeutsche, allgemeine Litteraturzeitung." Neunter Jahrgang. Salzburg 1796. Erste Jahreshälfte, Spalte 17—22, gezeichnet m. n. o. (Wieder abgedruckt bei J. W. Braun, „Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen." 1. Abt.: Schiller. Bd. II, S. 82 bis 87. Leipzig 1882.)

[7]) „Ueber den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur" im 2. Stück des Jahrganges 1795 der „Horen", S. 99—132; in den von Albert Leitzmann herausgegebenen „Gesammelten Schriften", Band I, S. 311—334. Berlin 1903. Hieran

ist ein ganz kurzer Satz, der aber den ganzen Inhalt bestimmt aussagt, ausgehoben, und hinzugesetzt, daß dieser Satz genug thuend ausgeführt sey. Der Ehre, daß diese Abhandlung einen wirklichen, in wenig Worten bestimmt und deutlich ausdruckbaren Inhalt habe, war ich bisher noch von keinem Recensenten gewürdigt worden.

Ich mußte heute Göthe schreiben, und bei Gelegenheit seines Mährchens habe ich mich verleiten lassen, so tief in den Text einzugehn, daß mir jetzt keine Zeit vor Abgang der Post mehr übrigbleibt. Es wäre mir lieb, wenn Sie diesen Brief an Göthe ansehen könnten. Wahrscheinlich redet er Ihnen davon, und ich wünschte wohl Ihre Meynung über den Begriff zu hören, den ich dort vom Mährchen überhaupt aufgestellt habe [1]).

Leben Sie recht herzlich wohl. Mit nächster Post hoffentlich mehr. Von ganzem Herzen Ihr H.

2. 1796 Februar 13.

Antwort auf Schillers verlorenen Brief vom 8. Februar, Kalender S. 18; am 17. Februar bei Schiller eingetroffen, Kalender S. 19.

Berlin, 13. Februar 96.

Ich erwähnte neulich, liebster Freund, wenn ich nicht irre, in meinem letzten Briefe [2]), einer Klassification aller intellectuellen Thätigkeit, auf die ich in diesen Tagen gefallen bin, und da ich seitdem keinen Brief von Ihnen erhalten, der mir einen andern Gegenstand näher legte, so lassen Sie mich ein wenig bei diesem verweilen.

Der Gedanke an den Unterricht meines Mädchens [3]), zu dem es nun doch nach gerade Zeit zu werden anfängt, brachte mich darauf, nach Grundsätzen zu forschen, nach welchen man wohl nicht bloß die Ordnung, sondern die Gegenstände selbst wählen müßte, mit welchen der Lehrling nach und nach bekannt gemacht werden soll. Bei der gewöhnlichen Methode überläßt man dieß beinah ganz dem Zufall; man fängt mit dem Lesen und Schreiben an, läßt Sprachen, nebenher Geschichte, jetzt wohl auch Naturkunde folgen, und beschließt mit einer Teintüre von Philosophie. Das Aesthetische wird nebenher mehr oder weniger zugleich mit getrieben. Dennoch muß es, wenn man, ohne allen eigentlich bestimmten und bedingten Zweck, die allgemeine Bildung des Geistes zum Gesichtspunkte nimmt, eine gewisse Sphäre geben, welche nothwendig ausgefüllt seyn muß, es müssen Foderungen zu machen seyn, die man keinem, der sich einen Gebildeten nennt, nachlassen kann, ein Zusammenhang von Ideen, die er nothwendig überschauen, und ein Kreis von factis, den er nothwendig kennen muß, um diese Thatsachen jenen Ideen unterzulegen.

---

schloß sich Humboldts Abhandlung „Ueber die männliche und weibliche Form", „Horen" 1795, 3. Stück S. 80—103, und 4. Stück S. 14—40; in den „Gesammelten Schriften", Bd. I, S. 335—369.

[1]) Dieser seither verloren gewesene Brief Humboldts vom 9. Februar 1796 an Goethe ist von mir im 31. Band des „Goethe-Jahrbuchs" (S. 49—54) veröffentlicht worden.

[2]) Im vorstehenden Briefe Nr. 1 vom 9. Februar.

[3]) Karoline, geboren in Erfurt am 16. Mai 1792, unvermählt gestorben in Berlin am 19. Januar 1837, Humboldts ältestes Kind.

Diese Sphäre muß, wegen der großen Mannigfaltigkeit dessen, was sie enthält, gleichsam von verschiednen Seiten aus erobert und in Besitz genommen werden können, und diese Seiten müssen nach der Individualität der Köpfe gewählt werden, wenn die intellectuelle Thätigkeit mehrerer einzelnen zu einem allgemeinen Resultat führen soll. Diesen Gedanken mehr nachzugehen, schien mir für die ganze Geistesbildung und Beurtheilung von der äußersten Wichtigkeit, wie mich vorzüglich meine eigne Erfahrung lehrte. Seitdem ich nemlich völlig frei von allen eigentlichen Geschäften bin, habe ich sehr häufig das Bedürfniß gefühlt, hierüber klar zu sehen. Sie können davon kaum einen Begriff haben. Wer eine solche Kraft eigner Hervorbringung besitzt, hat völlig bestimmte Neigungen und Richtungen zu einzelnen Gegenständen, er braucht diese nur zu leiten, und dürfte vielleicht Einseitigkeit, nie aber Unbestimmtheit und Formlosigkeit fürchten. Ganz anders ist es hingegen mit demjenigen, der wenig geneigt und fähig ist, seine Kraft nach außen auf die Gegenstände zu richten, sondern vielmehr nur immer die Gegenstände auf sich selbst nach innen zu zu reflectiren. Dieser muß, wenn er sich von ganz zufälligen Neigungen, die nur auf ein Spiel führen würden, loszumachen weiß, von selbst zu einer gewissen Allgemeinheit gestimmt seyn, die ihm kein Object fremd läßt, und auch keins vorzugsweis nah bringt. Dieser muß immer zwischen den beiden Extremen schweben, entweder völlig charakterlos und also unthätig, oder nicht zufolge eines innern Triebes, sondern einer zufälligen, oder willkührlichen (gleichsam verzweifelten, um nur dem Müssiggang zu entgehen) Wahl einseitig zu werden. Kommt es nun noch hinzu, daß bei ihm, wie gerade bei mir, der wirklich vorhandene innere Trieb auf etwas seiner Natur nach sehr allgemeines und weit umfassendes gerichtet ist, so muß niemand so sehr als er das Bedürfniß fester Principien fühlen, da er gerade am meisten gemacht ist, objectiven Principien mit völliger Zustimmung seiner subjectiven Neigung zu folgen. Und in der That habe ich dieß immerfort an mir selbst erfahren, es ist kein halbes Jahr verflossen, in welchem ich nicht schreckliche Fehler der Methode in meinen intellectuellen Beschäftigungen bemerkt und verbessert, und in welchem ich nicht den Weg, den ich nehmen muß, mehr und mehr bestimmt hätte, ob ich gleich noch jetzt auf einer leider nur zu breiten Straße herumtaumle.

Die ganze Summe der Erkenntniß (im allerweitesten Verstande) soll dazu dienen, dem Geiste Objecte zu seiner Uebung und der Erhöhung seiner Kräfte zu geben. Einen andern letzten Zweck alles Wissens, Erkennens und Bildens kann ich mir wenigstens nicht denken. Die Erkenntniß ist also gemacht, auf den Geist zu wirken, den sie selbst hervorgebracht hat, und beide müssen in Wechselwirkung mit einander stehen. Diese wird in dem Grade reger und wohlthätiger seyn, in welchem die Erkenntniß dem Geiste selbst homogen ist, und da sie dieß nur in ihrer Form seyn kann, so wird die unmittelbare Wichtigkeit und Würde der Erkenntniß nur auf ihrer Form beruhen. Der Stoff wird nur insofern Aufmerksamkeit verdienen, als ohne ihn die Form nicht denkbar wäre, und die Bestimmtheit sowohl als die Wirksamkeit dieser letzteren mit der Menge des gut bearbeiteten Stoffs nothwendig zunimmt. Die wesentlichste Eigenschaft des Geistes ist die Einheit in der lebendigen

Wirksamkeit aller seiner Kräfte. Soll also die Summe der Erkenntniß ihr homogen seyn, so muß sie gleichfalls Vollständigkeit, Zusammenhang und Einheit besitzen. Dieß ist das Allgemeine, worin alle gebildete Köpfe einander vollkommen gleich seyn müßten, und worauf die Möglichkeit ihrer Vereinigung beruht. Es sagt dieß aber mehr aus, als daß bloß das Wissen und die Fertigkeiten eines jeden Menschen ein Ganzes ausmachen müssen, sie müssen nicht bloß ein Ganzes überhaupt ausmachen, sondern auch ein solches, das demjenigen Ganzen der Form nach äqual ist, welches alle Erkenntniß überhaupt bildet. Jeder Gegenstand der Erkenntniß nemlich steht in einer gewissen Beziehung auf das Ganze und mithin auf den menschlichen Geist selbst. Alle diese Beziehungen nun wenigstens sollte der Gebildete kennen, wenn er gleich bei weitem nicht in dem Besitze derjenigen Gegenstände zu seyn braucht, welche in diesen Beziehungen stehen. Das Erste und Wichtigste ist daher das Geschäft, das Ganze, die Sphäre, die völlig allgemein ist, aufzustellen, das zweite, die einzelnen Haupt Standpunkte festzusetzen, von welchen aus dieß Ganze überschaut werden kann. Denn das Ziel muß immer das seyn: das ganze Feld der Erkenntniß, aber aus Einem bestimmten Standpunkt zu übersehen. Nur dadurch wird zugleich Einseitigkeit und Charakterlosigkeit vermieden. Um beides hier kurz zu verbinden, lassen Sie mich Ihnen das Ganze nicht an sich selbst in seiner Einheit, sondern nach seinen Haupttheilen aufzählen.

Alle Erkenntniß betrift entweder wirkliche Gegenstände, oder Ideen, das Bedingte oder Unbedingte. Hiernach mache ich zwei Abtheilungen, von denen jede sich mit einem von beiden allein und abgesondert beschäftigt. 1., Technische Wissenschaften und Künste, welche die wirklichen Erfahrungsgegenstände zu einem bestimmten und bedingten Zwecke bearbeiten. 2., Speculative Wissenschaften, welche rein außer aller Erfahrung liegende Begriffe behandeln — Mathematik, speculative Philosophie.

Das Bedingte aber soll nach der Regel des Unbedingten, nach einem Ideal, behandelt werden. Dieß Ideal ist entweder ein Ideal der Anschauung, Phantasie, oder der Erkenntniß, Vernunft. Hiernach entstehn zwei neue Fächer: 3., Aesthetische Wissenschaften, Künste. 4., Teleologische Wissenschaften, welche die wirklichen Gegenstände nach dem Ideal der Vernunft, dem Vollkommenen, behandeln. Hieher rechne ich die ganze intellectuelle und moralische Bildung des Menschen im weitesten Verstande, und daher alles, was bisher das Gebiet der praktischen Philosophie ausmacht.

Diese vier Fächer, nach denen sich auch eine vierfache Geistesbildung und ein vierfacher intellectueller Charakter unterscheiden läßt, sind, dünkt mich, nicht allein völlig von einander abgesondert, sondern sie erschöpfen auch schlechterdings alles, was den Geist des Menschen zu beschäftigen im Stande ist. Auch entspricht diese Eintheilung den einzelnen Kräften des menschlichen Geistes: das Technische dem Verstande, das Speculative der reinen Vernunft, das ästhetische der Beziehung der Sinnlichkeit auf die Vernunft durch die Phantasie, das Teleologische der praktischen Vernunft. Im Aesthetischen sowohl als im Teleologischen werden die Gegenstände der Sinne und der Empfindung auf

eine Idee der Vernunft bezogen, aber in jenem der Form nach und durch die Phantasie, in diesem dem Stoff nach und durch den Verstand.

Jeder Mensch nun sollte in dieser vierfachen Rücksicht ausgebildet seyn, aber die Bildung eines jeden sollte von Einer vorzugsweise ausgehen, und sie sollte bestimmen, in wie weit er sich auch die übrigen zu eigen machen müßte. Hiebei müßte vorzüglich das verschiedne Verhältniß in Betrachtung kommen, in welchem diese vier Bildungsarten unter einander stehen. Das Technische nemlich muß allemal dem Teleologischen untergeordnet werden, und insofern auch Rücksicht auf das Aesthetische nehmen. Dieß zeigt sich z. B. sehr gut bei der Politik. Diese, als die Auflösung der Aufgabe: wie bestimmt eine Anzahl von Menschen am besten ihre gegenseitigen Pflichten und Rechte um den Endzweck der bürgerlichen Sicherheit zu erreichen? ist schlechterdings, da dieser Zweck bedingt ist, technisch. Aber da es hier Menschen betrift, und die Politik zugleich als Bildungsmittel betrachtet werden muß, so hat sie gleichsam auch einen teleologischen Theil, oder muß vielmehr die allgemeinen Gesetze, welche in diesem ausgesprochen werden, auch für sich gelten lassen, und eben so ist es nun mehr oder weniger mit jeder andern technischen Kunst. Hingegen sind die übrigen drei Theile völlig unabhängig, und daher verschmäht der Künstler so wie der speculative Philosoph mit Recht alle sogenannte moralische Rücksicht.

Das Wichtigste an dieser Klassification scheint mir vorzüglich das, daß dabei in dem teleologischen Gebiet eine Menge von Wahrheiten zusammengestellt werden, für die es bisher wenigstens an einem Platz fehlte, und die man daher auch selten oder nie vollständig aus Einem Princip ableitete. Es gehört nemlich hier alles dasjenige her, was Bezug auf die Charakterbildung hat, und was nur immer in jenen andern drei Theilen enthalten seyn mag, muß hier noch einmal nach seiner Beziehung auf den menschlichen Charakter gemustert werden. Hier muß ferner das moralische Ideal aufgestellt, und hier gezeigt werden, auf welche verschiedene Weise es in der Wirklichkeit dargestellt werden kann, woraus diejenigen Charaktere entstehn, die man zugleich idealisch und doch individuell nennen kann.

Von hier aus werde ich mich nun auch bestimmter über die Einheit des ästhetischen und moralischen Ideals erklären können. Ich gestehe Ihnen nemlich, daß ich den Unterschied, den Sie zwischen beiden festsetzen (Göttern und Gott) [1]) nicht erkennen kann. Ich stelle mir die Sache folgendermaaßen vor:

Das eigentliche höchste Ideal, das sich aber allein nach seinen Bedingungen denken, auf keine Weise anschaulich machen läßt, wäre für das Moralische die höchste oder vielmehr die absolute Wirksamkeit aller Kräfte in ihrer absoluten Harmonie. Ebenso für das ästhetische das absolute Untergehen der Materie in der Form, oder vielmehr die absolute Verschmelzung beider in einander.

Dieß wirklich zu erreichen ist schon und vorzüglich darum unmöglich, weil es uns unmöglich ist vollkommnes Gleichgewicht mit der höchsten Kraft zu

[1]) Im Briefe vom 1. Februar, Leitzmann Nr. 55.

verbinden. Soll die letzte vorhanden seyn, so müssen wir immer in der Schönheit, wie in der Moralität einseitig seyn, wir müssen aber nur eine Einseitigkeit wählen, welche, indem sie sich durch sich selbst bis ins Unendliche hin vermindert, sich immer mehr der Allgemeinheit nähert. Bei Charakteren, die einer progressiven Vervollkommung fähig sind, ist dieß leicht zu begreifen. Aber es findet auch in Kunstwerken Statt. Das Kunstwerk muß nemlich, durch das was es ist, die Möglichkeit einer solchen Progression andeuten, und die Phantasie des Betrachters nöthigen, in sich, diesen Weg gleichsam im Voraus zu durchlaufen. Auf diese Weise erhält man Formen, die man Ideale der Mannigfaltigkeit, der Individualität, so wie jenes das Ideal der allgemeinen Vollendung nennen könnte. Freilich aber sind sie nur in Rücksicht auf die zufällige und beschränkte Wirklichkeit der Individuen, nicht aber auch in Rücksicht auf die nothwendige Beschaffenheit der Idee — Ideale zu nennen.

In beiden nun, im Aesthetischen und im Moralischen, muß jenes erste Ideal nur Eins seyn; und in beiden können diese letzteren sehr gut mehrere, obgleich nur von einer, ihren Hauptgattungen nach bestimmbaren Anzahl seyn. In Ansehung der Geistescultur z. B. kann es, dünkt mich, nach jener Classification, vier verschiedne Hauptideale geben.

Freilich verdient nun aber das Wort: moralisch hier noch eine eigne Erörterung. Gewöhnlich versteht man unter diesem Ausdruck bloß das, was der Idee des Guten (im Kantischen Sinn) entspricht, und so scheint es sich bloß auf den Willen des Menschen, nicht auf seine übrigen Fähigkeiten zu beziehen. Würde aber freilich der gute Wille in einem Menschen **durchaus** herrschend, so würde er der Maaßstab aller Handlungen, Gedanken, Empfindungen, und würde alsdann freilich auch auf die Ausführung der Idee des Höchstvollkommnen im ganzen Menschen führen. Auf alle Fälle aber versteht man unter moralischem Ideal wohl immer die Ausführung einer rein speculativen Idee, und so kann freilich das moralische Ideal nur Eins seyn. Diejenigen Ideale, die eigentlich aus einer Anwendung der rein speculativen Idee auf die beschränkte Wirklichkeit entstehen, müßte man alsdann anders, etwa praktische oder teleologische nennen. Im Aesthetischen hingegen, wo man doch auch das Ideal noch immer anschauen will, scheint man sich unter Ideal nicht das Absolute, schlechterdings nicht anschaubare, sondern nur dasjenige zu denken, was die Phantasie des Betrachters jenem Absoluten näher führt. Könnte ich mir mehrere Gesichter z. B. vorstellen, in welchen das absolute Ideal der Schönheit ganz ausgedrückt wäre, so müßten sich diese auch, meiner Vorstellung nach, schlechterdings, wie zwei gleiche Triangel, mathematisch decken.

Wenigstens kann ich mir es so erklären, warum es mehrere Götter und nur Einen Gott geben kann. Der Letztere ist die Ausführung der bloß speculativen, bloß denkbaren Idee. Die ersteren sind das Ideal in den verschiednen Gestalten, in welchen die Phantasie dasselbe anschauen kann. Diese Gestalten kennen wir nun von den Griechen her nur von ihrer ästhetischen Seite. Allein ich glaube das Ideal ließe sich auf ähnliche Weise auch für

die moralische Seite darstellen. Man erhielte alsdann nemlich diejenigen moralischen Formen, in welchen das unendliche Ideal ohne Vertilgung der Endlichkeit, praktisch ausführbar wäre.

Ihre Idylle[1]) muß, wie ich es mir vorstelle, solche Götter darstellen, oder sie muß vielmehr die bloß ästhetischen Formen, welche die naive Dichtkunst aufstellte, durch den Vorzug der sentimentalen zugleich moralisch erfüllen.

Soweit für heute, lieber Freund. Vielleicht zu weit schon für Ihre Geduld. Indeß weiß ich wie groß diese ist, und wünsche bloß, daß Sie einmal gelegentlich diese Gedanken Ihrer Aufmerksamkeit würdigen. Ueber die Beantwortung bitte ich Sie, wenn sie Ihnen nicht gerade gelegen ist, Sich ja keine Sorge zu machen. Es macht mir schon soviel Freude, Ihnen nur etwas vorlegen zu können.

Ich habe neulich vergessen, Lieber, über Körners Besuch in Jena zu antworten[2]). Daß ich selbst gleichfalls hinkäme, kann ich nicht füglich versprechen. Gewiß komme ich früher, als die Li, nach Jena. Aber ich möchte es von Burgörner[3]) aus. Von hier ist mir, da ich wieder hieher zurück müßte, der Weg zu groß, und im May kann ich noch nicht in Burgörner seyn. Ueberhaupt schwebe ich wegen des Sommers in Sorge. Ich fürchte nemlich, die Li möchte ein Bad gebrauchen müssen, und welches es dann auch sey, so ist mir jedes Bad, so wie auch ihr schrecklich. So hängt auch der Unabhängigste ewig vom Zufall ab.

Unsre Wohnung steht Körnern herzlich gern zu Dienst. Ich sehe nicht ab, was die Kinder ihr schaden können, und Lolo hat ja wohl die Güte, das, wobei etwa Schaden zu besorgen wäre, zu entfernen. Auch von unsern Betten wird es ihm angenehm seyn, Gebrauch zu machen. Bei einem Aufenthalt von 14 Tagen etwa, wird auch Hellfeld[4]) keine Umstände machen; nur wird es doch gut seyn, daß ich ihm deshalb schreibe, und ich bitte Sie daher, mich einige Wochen vorher zu avertiren.

Leben Sie herzlich wohl, theurer lieber Freund. Mit der Li ists beim Alten. Sie grüßt Sie beide herzlich. Tausendmal adieu!

Ihr Humboldt.

3. 1796 Februar 27.

Antwort auf Schillers verlorenen Brief vom 22. Februar, Kalender S. 19; am 2. März bei Schiller eingetroffen, Kalender S. 20.

Berlin, 27ten Februar, 96.

Mit herzlichem Bedauern, lieber Freund, sehe ich aus Ihrem letzten Briefe, daß Ihr Befinden wieder schlimmer ist, und Ihnen die schöne Zeit raubt, die Sie so herrlich brauchen könnten. Das Gute bei dem Uebel ist

[1]) „Die Vermählung des Herkules mit der Hebe", die Schiller plante und wovon sein Brief an Humboldt vom 30. November 1795 (Leitzmann Nr. 42) ausführlich berichtet.

[2]) Vgl. Schillers Brief vom 1. Februar, Leitzmann Nr. 55.

[3]) An der Wipper, im Regierungsbezirk Merseburg, Gut des Kammerpräsidenten Karl Friedrich Freiherrn v. Dacheroeden, Humboldts Schwiegervaters.

[4]) Humboldts Hausherr in Jena. Schiller nennt ihn in seinem Brief vom 1. Februar an Körner „einen eigensinnigen Esel", Briefe Bd. IV, Nr. 1001.

doch nur immer das, daß Sie nicht in einer einmal angefangenen Arbeit unterbrochen werden.

Auch mit uns gehts nicht ganz zum Besten. Zwar sind die Kinder und ich gesund, und die gute Li läßt sich durch ihre immer noch fortdauernden Schmerzen nicht an Umgang und Genuß stören. Aber meine Mutter[1]) ist jetzt so schlimm, leidet soviel Schmerzen, schläft so fast im buchstäblichen Verstande keine einzige Nacht, daß es in der That ein höchst trauriger, und da er so täglich wiederkehrt, nicht wenig störender Gegenstand ist. Glücklicherweise ist sie nicht mürrisch, oder verdrießlich, noch weniger klagend, aber desto niedergeschlagner und melancholischer. Das Schlimmste bei der Sache ist, daß ein Ende dieser Leiden doch noch nicht nah abzusehen ist. Ebendarum aber wird die jetzige Verschlimmerung in unsrer Abreise auch schwerlich eine Aenderung hervorbringen. Denn ich glaube sicherlich, daß sie sich noch bis in den Herbst und Frühjahr hinein halten kann.

Außer den Störungen, die diese traurige Lage veranlaßt, fehlt es freilich auch nicht an andern, gesellschaftlichen, die durch meines Bruders Ankunft (ich erwarte ihn spätestens bis morgen) wahrscheinlich noch an Zahl zunehmen werden. So ist freilich theils die Zeit des Arbeitens sehr beschränkt, theils die Ruhe des Gemüths, die niemand so sehr, als ich, zum eignen Hervorbringen braucht, sehr gestört. Aber wozu diese Klagen? Das Uebel ist nur vorübergehend und die Zeit wird ja wiederkommen, wo wir wieder gemeinschaftlich uns unsrer Nähe erfreuen, und wo ich die Früchte von demjenigen ernte, was ich jetzt aussäe. Denn ganz ohne Aussaat ist diese Zeit nicht. Vielmehr hat sie mich doch auch wieder in eine neue und verschiedenartige Thätigkeit versetzt. Vieles ist mir klarer geworden, und auch auf manches Neue bin ich gestoßen, vorzüglich aber hoffe ich soll die Beweglichkeit und Fruchtbarkeit des Geistes in mir gewonnen haben. Um dieß noch mehr zu befördern, habe ich mir fest vorgesetzt, mich mit der modernen Literatur bekannter zu machen, besonders mit der englischen, die mir noch sehr fremd ist. Die Alten thun wegen ihrer Naivetät gerade hierin meinem Geiste nicht wohl, und ich fühle daß ich den Umgang mit ihnen abkürzen muß, oder daß ich mich demselben wenigstens nicht ausschließend widmen darf.

Ein zweites Mittel, was ich mir jetzt doch mit glücklicherm Erfolg als sonst, anzuwenden scheine, ist, daß ich mich zwinge, aus demjenigen, was ich in mich aufnehme, schneller und unmittelbarer Resultate zu ziehen. Kein Mensch kann mehr als ich, den Fehler an sich haben, gar zu leicht alles, was er lernt, oder findet, nur zu künftigem Gebrauch niederzulegen.

So bin ich, sehn Sie, doch immer nicht in der schlechtesten Stimmung zur eignen Arbeit. Auch habe ich am Fuchs[2]) wirklich schon nicht wenig

---

[1]) Elisabeth Freifrau v. Humboldt, geb. v. Colomb, verw. v. Holwede (1741—1796), seit 1779 Witwe von Alexander Georg v. Humboldt, Erbherrn auf Ringenwalde und Tegel, Major und Kammerherrn.

[2]) Schiller hatte Humboldt am 25. Januar (Leitzmann Nr. 54) vorgeschlagen, statt seiner eine Rezension des „Reineke Fuchs" für die „Allgemeine Literatur-Zeitung" oder

gethan, nur will es, wie immer, und hier in dreifachem Grade mit dem Schreiben nicht fort. Mit den Gedanken, oder vielmehr mit der Ansicht der Sache, (denn über ein so naives Produkt muß auch eigentlich nur Ein Urtheil gefällt werden) sollen Sie, hoffe ich, zufrieden seyn. Vielleicht gehe ich auch etwas tiefer in die Theorie des komischen Heldengedichts ein. Denn zu dieser Gattung muß ich den Fuchs im Allgemeinen doch rechnen, ob er gleich in derselben eine ganz eigne Species ausmacht, und ich, obgleich ich ziemlich alle ähnliche englische, französische und italienische Produkte dieser Art in diesen Tagen angesehn habe, ihm kein andres gleiches Werk an die Seite zu setzen weiß. Den Gottsched[1]) habe ich auch gefunden, auch den alten Text in mehrern Ausgaben verglichen. Ob ich hievon gleich gar keinen eigentlichen Gebrauch machen, sondern alles Literärische ganz mit Stillschweigen übergehen werde; so habe ich doch diese Vergleichung sehr gut genutzt. Sie hat mir gedient zu sehen, was Göthe eigentlich selbst gethan hat, und dieß ist nicht sowohl viel, als vielmehr alles. Im Einzelnen hat er fast nichts abgeändert, oft dieselben Worte gelassen, aber dennoch ist das Ganze durch ihn schlechterdings etwas anderes geworden. Dasjenige nemlich, was eigentlich poetische Form daran ist, dasjenige, wodurch es zu der Phantasie des Lesers spricht und seinen ästhetischen Sinn rührt, gehört ihm ganz und ganz allein. Der alte Fuchs wirkt auf den Verstand, wenn Sie wollen auf die Empfindung, er unterhält, aber durch seine Materie; denn er läßt (den Plan und die Anordnung des Ganzen abgerechnet) die Einbildungskraft kalt, er erscheint nicht als ein schönes, bloß als ein gutgeordnetes Produkt voll gesunden Verstandes, geradem Biedersinn, und unterhaltendem Witz. Wodurch Göthe dieß bewirkt hat, ist schwer zu bestimmen, und ich habe an einzelnen Stellen vergeblich darüber gegrübelt. Das Silbenmaaß, das es dem Griechischen näher bringt, thut viel, aber da es so äußerst lose und leicht behandelt ist, auch wieder nicht viel. Die Hauptsache liegt wohl in der Sprache, in dem Periodenbau, endlich und vorzüglich in der Behandlungsart des Genies, die sich nicht einzeln und mit Worten bestimmen läßt.

Mit den Ideen zu meiner Arbeit bin ich vollkommen in Richtigkeit, es fehlt nur das Schreiben. Auch dieß habe ich angefangen, aber außer den alten Schwierigkeiten noch die neue einer deutlichen Einsicht meiner Fehler (die mich furchtsam macht) und eine Ungewohnheit eines Jahres gefunden. Indeß sind mir andre Ideen in den Kopf gekommen, die ich zu fixiren wünschte. Ich habe also kurz und gut den Entschluß gefaßt, erst diese ganz frei und kühn, ohne alle Rücksicht und Zweck auf öffentlichen Gebrauch hinzuwerfen, und denke, daß, wenn ich damit ein Paar Wochen lang fortfahre, ich ein wenig mehr in den Zug des Schreibens hineingekommen seyn, und den Fuchs leichter vollenden werde.

---

für die „Horen" zu schreiben, und dieser hatte am 2. Februar (Leitzmann Nr. 56) den Vorschlag angenommen. Doch hat Humboldt eine solche nicht erscheinen lassen.

[1]) Gottscheds Übersetzung des „Reineke" ins Hochdeutsche. Leipzig, Breitkopf. 1752. Fol.

Ihren Schluß der sentimentalischen Dichter habe ich heute noch einmal mit großem Vergnügen durchgelesen; nach allem aber, was wir schon seit den vorigen Aufsätzen über diese Materie mit einander geredet, weiß ich nichts heute hinzuzusetzen. Die Gegeneinanderstellung der beiden Charaktere haben Sie sehr schön durchgeführt. Freilich hätte ich gewünscht, daß Sie noch in ein größeres Détail eingegangen [wären] und allenfalls das Gesagte mit Beispielen belegt hätten. Aber freilich gehörte dieß eigentlich nicht zu Ihrem Zweck, und Sie mochten die Materie auch nach gerade überdrüssig geworden seyn. In Rücksicht auf den Stil habe ich nirgends Anstoß, hingegen göttlich schöne Stellen gefunden. Ob indeß dieß Stück ebenso populär, als der Aufsatz über das Naive gehalten werden möchte, daran zweifle ich dennoch. Indeß hatte auch die Materie mehr Schwierigkeit[1]). — —

Eben kam Friedländer zu mir. Er hat 24 Friedrichsd'or an Engel bezahlt und heute schickt mir Cotta 20 Carolin, die ich dagegen berechnen werde[2]). Ich muß heute schließen. Verzeihen Sie den unbedeutenden Brief. Ich ging gestern Nacht sehr spät zu Bett, und davon ist mir der Kopf noch wüst. Tausendmal Adieu! H.

4. 1796 März 5.

Antwort auf Schillers verlorenen Brief vom 29. Februar, Kalender S. 19, der sich mit dem Humboldts vom 2. März (Leitzmann Nr. 58) gekreuzt hatte; am 9. März bei Schiller eingetroffen, Kalender S. 20; fehlt in Leitzmanns Übersichtstafel, S. 433. Er kreuzte sich seinerseits mit Schillers verlorenem Brief vom 7. März, Kalender S. 20.

Berlin, 5. März, 96.

Volle acht Tage lang, liebster Freund, war ich für alles, was nur irgend einige Stimmung foderte, verloren. Flußfieber und ein schlimmer Hals machten mich zu jeder besseren Beschäftigung unfähig und ich mußte meine Zeit mit oberflächlichem Plaudern und leichter Lectüre verbringen. Heute habe ich Medicin genommen, und ich kann Ihnen also erst an unserm nächsten Posttag einen Brief versprechen, wie ich ihn gern schriebe.

Mit Begierde sehe ich der Nachricht entgegen, daß es mit Ihnen wiederum besser geht, daß Ihre Krämpfe völlig ruhig sind, und Sie eine bestimmte Arbeit angefaßt haben, die Ihnen Ihren gewöhnlichen Muth und Ihre Thätigkeit wiedergiebt. Mich verlangt unglaublich zu wissen, auf was Ihre neue Wahl wird gefallen seyn. Ich hoffe und wünsche auf etwas Poetisches. Vielleicht nehmen Sie gar gleich den Wallenstein vor. Freilich begreife ich

---

[1]) „Ueber das Naive" in den „Horen" 1795, elftes Stück S. 43—76. „Die sentimentalischen Dichter" ebenda, zwölftes Stück S. 1—55. „Beschluß der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichter, nebst einigen Bemerkungen, einen charakteristischen Unterschied unter den Menschen betreffend", ebenda 1796, erstes Stück S. 75—122.

[2]) David Friedländer (1750—1834), Bankier in Berlin; Johann Jakob Engel (1741—1802), Schriftsteller in Schwerin. Am 11. Januar (Nachschrift zum Brief vom 9. Januar, Leitzmann Nr. 52) hatte Schiller Humboldt gebeten, diese Summe, die eine Abschlagszahlung Cottas an Engel darstellte, vorzustrecken. Vgl. hierzu Schillers Briefe, Bd. IV, Nr. 1023.

nicht recht, wie es mit den Horen werden wird, und wie Sie Ruhe bekommen sollen, solange diese Sorge jeden Monat zurückkehrt. Wenn indeß Göthe das Versprochene liefert[1]), so muß das doch viel Masse geben. Daß das Honorar vermindert werde, finde ich äußerst billig, und es wird nur darauf ankommen, daß Sie Sich mit Cotta genauer über den Verlust besprechen, den er erlitten hat. Auf die Fortsetzung der Recension der Horen in der Allgemeinen Literatur Zeitung scheinen wir beinah vergebens zu warten.

Von Gentz[2]) ärgert es mich sehr, Ihnen nichts für die Horen zu schaffen, und um so mehr, als er jetzt etwas für Vieweg arbeitet, was für die Horen gleichfalls recht paßlich wäre. Vieweg hat sich nemlich von Unger in Absicht der Kalenderpacht getrennt, aber sich den Verlag Eines Kalenders vorbehalten und für diesen liefert Gentz die Geschichte der Königin Maria von Schottland[3]). Ich habe ihm gesagt, daß dieß ein sehr taugliches Horensüjet sey, aber im Grunde übernimmt er diese geschichtliche Arbeit, die ihn in seiner Geschichte der Französischen Revolution[4]) nur unterbricht, ungern, und ist nur zu schwach gewesen Viewegs Zudringlichkeiten (mit dem er vielleicht auch in Geldverhältnissen steht) zu widerstehen.

Voß Brief[5]) erhalten Sie inliegend zurück. Ich kann es nicht läugnen, daß mir dieser Stil widersteht. Lesen Sie nur gleich im Anfang: „als Ihr Brief, mich huckenden aufrichtete". Es ist in dieser sonst so idyllenmäßigen Natur eine gewisse Prätension, ein Aufhebens über das liebe Ich, das mir wenigstens eher Aerger als Lachen abnöthigt. Dabei zeigt der Brief wieder recht, wie der arme Voß aus seiner Realisten Natur auch nicht einmal mit einem hellen Blick herausseben kann. Ihre sentimentalischen Dichter hat er reinweg nicht verstanden. Indeß habe ich das erwartet. Zu seinen Uebersetzungen wünsche ich Ihnen übrigens recht viel Glück. Der Ausdruck des „Byzantinischen" ist mir, wie Ihnen fremd und unverständlich. Da es der Verbindung nach ganz und gar nicht einem Lobe ähnlich sieht, so soll es vielleicht etwas nicht mehr recht ächt Griechisches, etwas nicht mehr rein Geschmackvolles heißen. Auch die Noth um die Druckfehler ist nicht minder charakteristisch. Indeß ist es wahr, daß Ihr Aufsatz im Januarstück zwei schreckliche (einmal poetisch für politisch und dann Realist und Idealist verwechselt) hat. Wie wenig ich auch, wie Sie aus diesem offenherzigen Be-

---

[1]) Gemeint ist wohl „Benvenuto Cellini", der im vierten Stück der „Horen" von 1796 zu erscheinen begann.

[2]) Friedrich v. Gentz (1764—1832), der berühmte Publizist und spätere literarische Beistand Metternichs.

[3]) Erschienen im Braunschweiger Taschenbuch und Kalender für 1799.

[4]) Erschienen unter dem Titel: „Von dem politischen Zustande von Europa vor und nach der Französischen Revolution". Heft 1 und 2. Berlin 1801.

[5]) Er ist im „Marbacher Schillerbuch" (Bd. I, S. 337 f.) gedruckt und vom 7. Februar datiert. Der Anfang lautet: „Ich saß eben wie ein Schneider an der Festarbeit, und stückte und bügelte an meinem Kommentar zu Virgils Eklogen; als Ihr Brief" usw. Später heißt es vom Hexameter: „Es macht mir Freude, daß Sie und Göthe dem Hexameter sein Recht ertheilen. Etwas Byzantinisches haben Sie ihm doch eingeräumt." Zugleich überschickte Voß Übersetzungen aus Theokrit und Tibull für die „Horen".

kenntniß sehn, im Voraus auf Uebereinstimmung mit Voß rechne, so wäre ich doch auch mit seinetwegen sehr gern im Frühjahr bei Ihnen. Körner, Sie und Göthe sähe ich so gern mit einander, und vielleicht machte sich Voß auch gut darunter; wo nicht, wäre es immer, wie Sie von seinem Briefe sagen — ein Curiosum für die Betrachtung.

Sie wollten in einem Ihrer letzten Briefe etwas über Abrahamson[1]) von mir wissen. Ehe ich aber noch (denn ich selbst kannte ihn gar nicht) die nöthigen Erkundigungen über ihn einziehn konnte, kam er zu mir, und zeigte mir Ihren Brief, worin Sie ihm Erlaubniß, Sie zu medailliren geben und ihn an mich verweisen. Ich vermuthete wohl daß Ihre Absicht dabei seyn würde, daß ich vielleicht sottisen verhüten sollte, und schickte mich an, auf diese corrective Weise zu verfahren. Jetzt hat aber die Sache eine andre Wendung genommen. Er wollte im Sommer eine Reise nach Dresden, Leipzig, Jena, Weimar ect. machen, aber seinem ersten Plane nach, Ihre Medaille vorher fertig arbeiten. Da er indeß nach Ihrem Kupferstich und der Silhouette mit dem Kopf nicht recht ins Reine kommen konnte, so hat er sich nun entschlossen, die Reise erst zu machen, und dort Ihre Büste deren Gebrauch auf einige Tage Sie ihm ja wohl verstatten, zu benutzen. Er redete zwar auch davon, ob Sie ihm wohl selbst sitzen würden, allein ich habe schon gesagt, daß ich dieß schwerlich glaubte. Die Idee auf dem Revers für Sie ist bis jetzt: Eine sitzende Klio, in der einen Hand eine Rolle, in der andern eine Leier, auf der Leier eine Eule. Die Allegorie, sehn Sie, ist nicht gespart, für eine Médaille indeß mag es immer, denk' ich, hingehen. Abrahamson hat mich gebeten, Ihnen diesen Brief und eine Médaille zur Probe seiner Geschicklichkeit beizulegen. Die Medaille wünschte er aber **bald** zurück und deprécirt im Voraus, daß es ein schlechter Abdruck sei. Allein auch außerdem gefällt mir das Kunstwerk nicht sonderlich. Ueberhaupt ist der Beifall, den Abrahamson hier hat, wenigstens sehr getheilt. — Ein andres Anliegen von ihm ist, auch von Göthe eine Médaille zu machen. Nun wünschte er Göthens Genehmigung zu erhalten, und ihn vorläufig mit der Idee bekannt zu machen. Ich habe ihm gesagt, daß ich Ihnen davon schreiben, und es Ihnen freistellen wollte, ob Sie mit Göthe davon reden wollten. Seine Idee ist nemlich: ein stehender Apollon in nachdenkender Mine, dem, indem er nachdenkt, ein Lorbeersprößling vor den Füßen wächst. Wie Herr Abrahamson dieß Graswachsen médailliren wird, bin ich begierig zu sehn. Wollen Sie die Güte haben, Göthe allenfalls zu fragen? Ich glaube nicht, daß er es abschlagen wird, da er es im Grunde kaum hindern kann. Abrahamson

---

[1]) Abraham Abramson (1754—1811), königl. preußischer Münzmeister. In dem bei J. G. Meusel, „Teutsches Künstlerlexikon", 2. Aufl., Bd. I (Lemgo 1808), S. 4 ff. abgedruckten Verzeichnis seiner Medaillen findet sich keine auf Schiller. Letzterer hatte schon am 7. Februar bei Goethe gefragt, ob er „einen Medailleur Abramsen in Berlin" kenne. Briefe, Bd. IV, Nr. 1007. Goethe hatte am 13. Februar geantwortet, Abramson sei geschickt. Briefe, Bd. XI, Nr. 3272.

wünschte aber freilich gern eine recht baldige Antwort[1]). Und nun genug von diesen Elendigkeiten!

Alexander ist seit 8 Tagen hier, und ich freue mich recht sehr an seiner Gegenwart. Er ist mehr als je in Ideen beschäftigt, und hat einige recht große Entdeckungen in der Chemie gemacht, die auf die Physiologie von sehr glücklichem Einfluß seyn können. Er wird bis zum 1. April hier bleiben, und alsdann werden auch wir nach Tegel gehen. Mit Carlsbad wirds leider immer mehr Ernst. Meine Frau befindet sich um nichts besser; der Schmerz ist und bleibt beständig derselbe. China, was Sie für gut hielten, ist auch schon und vergeblich versucht worden, und Herz will nun noch eine Kräuterkur im Frühjahr versuchen. Bliebe indeß auch diese unwirksam, so besteht er auf Carlsbad. Auch darum ist es mir nicht gut möglich, noch von hier aus im Frühjahr zu Ihnen nach Jena zu kommen.

Leben Sie herzlich wohl, theurer Freund, und schreiben Sie mir recht bald wieder. Ich erwarte eigentlich noch heute einen Brief von Ihnen. Denn Sonnabend pflege ich gewöhnlich Ihre Briefe zu bekommen. Die Li grüßt mit mir Sie und Lolo recht freundlich. Ihr H.

5. 1796 März 12.

Antwort auf Schillers verlorenen Brief vom 7. März, Kalender S. 20; am 16. März bei Schiller eingetroffen, Kalender S. 21. Der Brief kreuzte sich mit dem verlorenen Schillers vom 11. März, Kalender S. 20.

Berlin, 12. März, 1796.

Ihr Brief, lieber Freund, hat mir große Freude gemacht, weil ich daraus sehe, daß meine Besorgnisse in Absicht der Horen ungegründet sind, daß Göthe, Funk[2]) und Woltmann[3]) Ihnen Muße verschaffen, und Sie wirklich mit einem neuen Stoffe beschäftigt sind. Es würde mich sehr interessiren, von Ihrer Erzählung in Stanzen[4]) mehr zu hören, und ich bin um so begieriger darauf, da Sie mir sagen, daß Sie Ihre Kräfte darin zum erstenmal prüfen. Ich sehe daraus, daß Sie etwas recht eigentlich Episches im Sinn haben. Denn kleinere Erzählungen, wenn gleich nicht in Stanzen (in denen Sie ja aber geübt genug sind) hat ja schon der Almanach geliefert. Ich freue mich sehr über diese Wahl, und schon die poetische Form, die Sie dem Produkte geben wollen, ist mir lieb. Ich kann es nicht läugnen, daß ich Sie doch immer am liebsten in einem gereimten und jambischen Silbenmaaß höre. Ganz und gar nicht, weil ich nicht mit Ihrer Behandlung der griechischen Metren zufrieden

[1]) In dem erwähnten Verzeichnis der Medaillen Abramsons findet sich auch keine auf Goethe.

[2]) Karl Wilhelm Ferdinand v. Funck (1761—1828), zuletzt königl. sächsischer Generalleutnant.

[3]) Karl Ludwig Woltmann (1770—1817), Professor der Geschichte in Jena.

[4]) Diese romantische Erzählung, von der Schiller schon in seinem Briefe vom 5. Oktober 1795 (Leitzmann Nr. 31) gesprochen hatte, ist nicht zur Ausführung gekommen (vgl. darüber Leitzmann, S. 386).

wäre. Sie haben, wenn ich auch nur die Elegie[1]) nennen will, genug gezeigt, wie glücklich sich Ihr Genie auch dieser Form bemächtigt hat. Aber da ich mir Sie am liebsten als von den Alten (im beßten Sinne) verschieden, als den Repräsentanten der modernen Dichtung, und der sentimentalischen Gattung denke, so sehe ich Sie auch lieber in der modernen Form. Auch gestehe ich, daß mich die Stanze und ich möchte sagen, der Reim überhaupt in eine ganz eigne Bewegung setzt. Er erweckt meine Phantasie zu einer größeren Lebhaftigkeit, und bringt vorzüglich unmittelbar die intellektuellen Kräfte in eine gewisse höhere Spannung. Ich möchte nicht gerade behaupten, daß diese Geistesstimmung, so wie ich sie in mir fühle, eben ästhetischer wäre, allein sie ist doch gewiß nicht das Gegentheil, obgleich, wenn ich es ganz genau untersuche, die Sache eigentlich darin liegt, daß ich bei den modernen Silbenmaaßen mehr an die Materie des Gedichts neben seiner bloß künstlerischen Form, und an die Kunst erinnert werde, insofern sie als ein Werk des menschlichen Geistes der Natur entgegen gesetzt werden kann. Wenn in dieser Ansicht Wahrheit ist, und ich sie nicht für etwas bloß Subjectives ansehen darf, so muß auch wohl der eigentliche Hauptpunkt in der offenbareren Künstlichkeit unsrer Silbenmaaße liegen. Ein Hexameter, ein Pentameter, so wunderbar künstlich er auch gebaut ist, hat doch im Grunde einen Gang, der, scheint es, von selbst und natürlich so hinrollen könnte. Auch läuft vorzüglich der bloße Hexameter in so langen, so sehr von einem Vers in den andern übergehenden Perioden ohne alle andern Abschnitte fort, als die, welche das Ohr selbst fodert, daß jede Silbe nur durch ihre Nachbarn, das Ganze nur durch sich selbst gehalten scheint, und daß es dadurch einem völlig freien natürlichen Wohllaut ähnlich wird. Dagegen hat schon der Reim, wenn er auch noch so natürlich ist, und dem Gedanken so wenig als dem Ausdruck den mindesten Zwang auflegt, unmittelbar, wie er auftritt, etwas künstliches; noch mehr aber sind der Stanze symmetrische Abschnitte, eine wiederkehrende auffallend bemerkliche Regel, und eine gewisse cadencirte Haltung eigen. Mit diesen allen aber läßt sich zugleich der höchste und auf gewisse Weise auch ein sehr reicher Wohllaut verbinden, und nun dünkt mich, wird eigentlich mehr als durch jene Silbenmaaße erreicht. Was ich Künstlichkeit nannte spannt unsern Geist zur Erwartung, und setzt schon indem es sich ankündigt, die Phantasie mehr in plötzliche Bewegung, und auf der andern Seite ruhen doch die Sinne und die Empfindung auf dem freien Wohllaut und der ungezwungnen Leichtigkeit gleich sanft, als bei jenen andern, gleichsam natürlicheren Formen. Unser Geist sowohl, wenn er sich zum Nachdenken anstrengt, als unsre Empfindung, wenn sie sich für einen Gegenstand mit Heftigkeit interessirt, geben, dünkt mich, dem Ausdruck von selbst immer eine gewissermaaßen künstliche Stellung d. h. eine solche, in welcher eine bestimmte und man möchte hinzusetzen beinah willkührliche Regel sichtbar ist. Denn beide eilen einem bestimmten Zweck zu, und arbeiten auf den Effect. Sie ordnen daher das Einzelne so, daß es in die Augen springt.

[1]) Gemeint ist „Der Spaziergang", der im zehnten Stück der „Horen" von 1795, S. 72—85, mit dem Titel „Elegie" erschienen war.

Dagegen nimmt die rein ästhetisch gestimmte Phantasie, der es nur beschäftigt zu seyn, nicht ein Geschäft zu vollenden, wichtig ist, einen freieren, reicheren, minder auffallenden, obgleich bei weitem kunstvolleren Gang. So, dünkt mich, bringt der Reim und besonders die Stanze (die ich als das vollkommenste Produkt des modernen Versbaus ansehe) nicht gerade *mehr* Spannung, Lebhaftigkeit und Bewegung in dem Leser hervor, als die griechischen Silbenmaaße, aber wohl eine plötzlichere, und eine, die mehr einzelne Kräfte des Geistes, als die ganze Natur, die Stimmung überhaupt ergreift, und darum sagte ich, daß ich bei den modernen Silbenmaaßen mehr an die *Materie* des Gedichts erinnert werde. Daher kann ich mir didaktische Gedichte, die eigentlich poetisch seyn sollen, d. h. in welchen der Leser nicht den Stoff müssig empfangen, sondern immer zugleich selbst und zwar vermöge der Kraft seiner Phantasie hervorbringen soll, eigentlich nicht anders als in modernen Silbenmaaßen denken; und wenn ich an Gedichte erinnere, welche im eigentlichsten Verstande die materielle Empfindung anregen, und also gar nicht poetisch wirken, so scheint mir für diese eine solche Form nun ganz unentbehrlich; und wenn endlich Gedichte in dieser Form völlig leer an Gehalt sind, wie einige Französische, so bleibt doch noch eine künstliche Eleganz übrig, für die ich wieder bei den Alten kein Beispiel finde, weil was bei ihnen ungefähr eben so ist, gleich dadurch auf eine andre Stufe tritt, daß es bloß Natur und mithin naiv ist. — Ich weiß nicht, wieviel oder wenig Sie, liebster Freund, an dem hier Gesagten wahr finden werden, aber soviel nur scheint mir dennoch offenbar, daß man in allen bisherigen Untersuchungen über diese Materie den Reim bloß in Absicht auf den Wohlklang behandelt, und nun mit leichter Mühe rauh, und barbarisch erklärt hat, daß man dagegen übersieht, daß der Reim, und unsere ganze moderne Prosodie (zu der ich nun vorzüglich die Herrschaft des Accents vor der Quantität rechne) die Natur unsrer Poesie weit tiefer afficirt, und schlechterdings auf das innigste mit dem Charakter unsrer sentimentalischen Stimmung verwandt ist, daher ich ein ganz naives Produkt immer lieber in den Silbenmaaßen der Alten lese. In meiner Arbeit über den Fuchs werde ich dieser Sache nothwendig mit einigen Worten erwähnen müssen, da es mir ein höchst glücklicher Einfall von Göthe scheint, diesen in Hexameter umgesetzt zu haben, obgleich diejenigen, die den Reineke Fuchs überhaupt aus ganz schiefen Standpunkten ansehen, wie die Recension in der Bibliothek der schönen Wissenschaften es sogar geradezu tadeln[1]).

Ich bin wieder völlig hergestellt, und sogar gesünder, als vorher. Aber die arme Li leidet schlechterdings immer an demselben Rückenschmerz. Möchten doch Sie und Lolo, die wir herzlich grüßen, recht heiter und froh seyn.

Ihr H.

[1]) In einer Besprechung des zweiten Bandes von Goethes Neuen Schriften in „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste". Bd. 54, S. 243—274 Leipzig 1795. (Wieder abgedruckt bei Braun, Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen. Zweite Abtheilung: Goethe. Bd. II, S. 199 ff. Berlin 1884.) Die angezogene Stelle findet sich auf S. 266 (Braun S. 213).

6. 1796 März 26.

Antwort auf Schillers Brief vom 21. März, Leitzmann Nr. 59, Kalender S. 21; am 2. April bei Schiller eingetroffen, Kalender ebenda.

Berlin, 26. März, 1796.

Werden Sie mir nicht böse, liebster Freund, daß unser Briefwechsel jetzt besonders an meiner Seite[1]) so ins Stecken geräth. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie theuer er mir ist, und wie er mich noch hier fast einzig an eine bessere und gehaltvollere Existenz anknüpft. Aber die Anwesenheit meines Bruders führt eine so große Menge neuer Störungen, und zwar großentheils auch solcher herbei, die ich selbst nicht gern entfernen mag, daß mir sehr wenig Zeit und noch weniger ruhige Muße übrigbleibt. Indeß hoffe ich Ihnen doch heute mehr sagen zu können, als am letztvergangnen Posttag, wo Sie kaum einige Zeilen von mir empfingen.

Die Xenien fangen immer lebhafter an, mich zu interessiren, um so mehr, da sie jetzt gar den Almanach wenigstens auf ein Jahr verdrängen sollen. Hiermit, gestehe ich Ihnen offenherzig, bin ich nicht recht zufrieden. Der Almanach war ein so hübsches und für Sie nicht außerordentlich schwieriges Unternehmen, und es thut ihm immer einen beträchtlichen Schaden, sollte ich meynen, wenn er auch nur Ein Jahr ausbleibt. Den Versicherungen, wären sie auch noch so bestimmt gefaßt, ist man schon einmal gewohnt, nicht recht zu trauen, und aufs allermindeste müssen Sie im nächstfolgenden Jahr die Sache ganz von neuem beginnen, ohne noch, wie Sie in diesem könnten, irgend einigen Gewinn von der Folge und Fortsetzung zu ziehen. Wahrscheinlich verläßt man sich auf diese auch alsdann noch nicht, und schon dieser Umstand kann die Zahl der Käufer verringern. Indeß werden Sie diese Gründe, die so bloß das Aeußere angehn, auch selbst gewiß schon in Betracht gezogen haben.

Von den Xenien selbst wünschte ich außerordentlich selbst einmal einige zu sehen. Trotz allem dem, was mir Ihre Briefe nacheinander davon gesagt haben, kann ich mir noch keine hinreichende Idee davon machen. Der Gedanke, sie abgesondert, mit großer typographischer Pracht, und besonders unter Ihren beiden Namen erscheinen zu lassen, gefällt mir sehr, wenn es Ihnen nur möglich seyn wird, dem Ganzen eine hinlänglich große Mannigfaltigkeit zu geben. Denn nur dafür, wie auch Sie selbst einmal äußerten, kann ich besorgt seyn. Jede andere Foderung erfüllen Sie gewiß; allein auch dieser zu genügen könnte Ihre Lage Ihnen hinderlich seyn, und gerade der Satyre und einer solchen ist gewiß nichts so nachtheilig, als ein gewisses Appesantiren (wie Sie selbst es einmal nannten) auf eine kleine Zahl von Gegenständen. Gelingt es Ihnen indeß, wie ich doch gewiß hoffe, auch diese Klippe zu vermeiden, so ist Ihr Werk in jeder Rücksicht eine wichtige Erweiterung unserer Literatur, und gerade in der leichten, behenden, und launigen Gattung, die wir sonst nur an fremden Nationen zu sehen gewohnt

[1]) Schiller hatte an Humboldt auch am 11. und 14. März geschrieben, Kalender S. 20; beide Briefe sind verloren.

sind. Auf die Scheidung Ihrer Arbeit von der Göthischen freue ich mich sehr, ob ich gleich in dieser Art der Kritik, wie ich aus Erfahrung weiß, nicht selten Fehlgriffe thue. Es ist eine sehr treffende Bemerkung von Göthe, daß man keins seiner Stücke Ihnen zuschreiben wird, und es beweist aufs neue, in wie festen Gränzen seine Natur eingeschlossen ist, und wie wahr und richtig Sie ihn immer beurtheilt haben. Erhält denn jedes einzelne Distichon einen Titel? oder ist die Beziehung von selbst aus den Gedichtchen selbst klar. Die typographische Schönheit würde durch das letztere gar sehr gewinnen.

Der wichtigste Vortheil, den ich jetzt von diesem neuen arrangement absehe, ist, daß Sie Muße gewinnen, an Ihr Schauspiel zu gehen, und auch hier stimme ich Ihrer Wahl des Wallensteins durchaus bei. Sogar die Schwierigkeit des Stoffs muß Sie, denk' ich, für denselben bestimmen. Es ist doch in Dingen dieser Art nicht möglich, oder wenigstens nicht rathsam, gleichsam stufenweis vom Leichtern an fortzuschreiten, vielmehr muß das erste Feuer, die Stärke des gegenwärtigen Augenblicks benutzt werden. Dazu kommt noch, daß der Wallenstein auch eben durch seinen Stoff Sie selbst mehr trägt. Freilich begreife ich sehr gut, wie auch das so wunderbar einfache Süjet der Maltheser Sie in hohem Grade reizen muß. Indeß kann dieser Reiz, als ein rein ästhetischer nur auf den Künstler selbst, und ihm gleich gestimmte Naturen mächtig wirken. Dieser aber ist immer die geringere Zahl, und daher ist selbst beim vollkommnen Gelingen, der Erfolg hier minder entschieden. Bei einem Schauspiel aber würde mir auch der ausgebreitete und allgemeine Beifall schlechterdings wichtiger seyn, als bei jedem andern obgleich auch poetischen Produkt. Das wahre Schauspiel kann seiner Natur nach, dünkt mich, nur unter vielen, nur vor einem Volke leben, und es ist in der That ein charakteristisches Kennzeichen unserer Zeit, daß auch die Schauspiele bei uns so häufig nur zu Büchern geworden sind.

Ich erinnere mich nicht genau, ob Sie den Wallenstein in Versen machen wollten. Indeß denke ich doch ja, da diese Foderung bei einem poetischen Stück eigentlich unerlaßlich ist. So sehr ich jedoch hievon überzeugt bin, so kann ich nicht läugnen, daß ich mich mit dem Gedanken des Wallensteins in Versen nicht recht vertragen kann, ehe ich ihn nicht in der Ausführung fertig sehe [1]). Wenn andre, deren Geschmack nicht ganz vernachlässigt ist, hierin

[1]) Schiller erörterte diese Ansicht Humboldts wiederholt brieflich mit Körner, der sich entschieden dafür aussprach, daß der „Wallenstein" in Jamben geschrieben werden müßte. Am 20. November 1797 endlich teilte ihm Schiller seinen Entschluß mit den Worten mit: „Es ist nun entschieden, daß ich ihn in Jamben mache; ich begreife kaum, wie ich es je anders habe wollen können, es ist unmöglich, ein Gedicht in Prosa zu schreiben. Alles was ich schon gemacht, muß anders werden, und ist es zum Theil schon. Es hat in der neuen Gestalt ein ganz anderes Ansehen, und ist jetzt erst eine Tragödie zu nennen." Hierauf antwortete Körner dem Freund am 1. Dezember: „Daß ich wegen der Jamben recht behalte, freut mich. Ich habe manchmal mit Humboldt darüber gestritten. Nach meiner Ueberzeugung gehört eine gewisse rhythmische Pracht zu der Würde eines solchen Gedichts." Vgl. Schillers Briefe Bd. V, Nr. 1134 u. 1272; Briefwechsel Bd. III, S. 400, Bd. IV S. 36 u. 62.

mit mir übereinstimmen, so dürfte es interessant seyn, den Ursachen dieser Erscheinung tiefer nachzugehen. Soviel ich jetzt einsehe, liegt es in einer gewissen Vorliebe für die Natur, insofern man sie der Kunst entgegensetzen kann, und in einer Besorgniß, daß die erstere durch die letztere leiden könne. Ich sehe dieß daraus z. B. daß in der Iphigenia und im Karlos der Vers mir ungemein wohlthut, hingegen im Götz, selbst in dem hie und da so schwärmerischen und feenartigen Egmont, in den Räubern, Fiesko, vorzüglich in Kabale und Liebe geradezu undenkbar ist. In der Iphigenie liebe ich ihn, weil dieß Stück aus einem fremden Gebiet und zwar aus einem solchen ist, wo die Kunst und sogar eine gewisse pathetische Form herrscht; im Karlos weil er, ungeachtet seiner mächtigen Wirkung auf die Empfindung, doch auch den Verstand so anhaltend beschäftigt, und zwar, wie der Dichter immer soll, in eine idealische Welt versetzt, aber nicht genug, wie man doch auch fodern kann, diese wieder an die wirkliche anknüpft. Jene andern genannten Stücke aber greifen so sehr in das Leben, das uns immer umgiebt, ein, sie stellen so sehr wirkliche und großentheils auch bürgerliche Scenen dar, daß für mich hieraus nun bei Versen ein Misverhältniß zwischen dem Stoff und der Form entsteht. Ich verlange hiermit nicht diese Ansicht der Sache zu vertheidigen; ich bin vielmehr schlechterdings der Meynung, daß eigentlich alles ächt poetische auch metrisch seyn müßte, um auch an der Vollkommenheit der Form nichts einzubüßen, ich bin auch überzeugt, daß das Vorurtheil in mir nur aus einem Mangel an rein ästhetischem Sinn herkommt; indeß wollte ich nur zwei Folgen daraus herleiten, die, wenn man dieß Vorurtheil unter uns allgemein nennen könnte (worüber ich mir die Entscheidung nicht anmaaßen will) nicht unwichtig seyn würden. Einmal, dünkt mich, deutet es auf eine gute Quelle hin, auf eine Schätzung des Natürlichen, und Gehaltvollen, womit die oft leere, und unnatürliche Künstlichkeit der Franzosen, hie und da der Engländer und sogar der Griechen im Widerspruch steht. Ich sage auch der Griechen. Denn ungeachtet des Geschreis von Einfachheit und Natur kann es dem unpartheiischen Leser nicht entgehn, daß die Griechischen Tragiker (und nicht bloß der wirklich manchmal bombastische Aeschylus) eine viel höhere, gesuchtere, mehr opernartige Diction haben, als wir auf unsrer Bühne dulden würden. Die simple Frage: woher kommst Du gegangen? wollte ich Ihnen durch sonderbare Wendungen an mehr als einer Stelle zu einer Aufsehen erregenden Zeile ausgedehnt zeigen. Dagegen verräth jene Vorliebe für den prosaischen Vortrag auch, und noch mehr, wie ich schon vorhin sagte, Mangel an rein ästhetischem Sinn, ein Kleben an dem Stoff der Dichtkunst mit Vernachlässigung ihrer Form. Denn nur in einer solchen nicht reinen Geistesstimmung läßt sich Kunst und Natur, die für den Griechen immer zusammen fallen mußten, noch getrennt denken. Wenn aber die Neuern überhaupt in einen von beiden Fehlern verfallen, die Form zu leer, oder den Stoff zu formlos zu lassen, so scheint mir der letztere ganz vorzüglich dem Ende des Jahrhunderts, in dem wir leben, und dem Deutschen Nationalcharakter eigen.

Welcher berühmtere Dichter hat wohl vor Göthe unter uns prosaische Trauerspiele geliefert?

Ueber die poetische Prose und ihre verschiednen Gattungen, über die, und ihren Zusammenhang mit unserm Nationalcharakter ich neuerlich allerlei ausgefunden zu haben glaube, nächstens einmal.

Der Kaviar kostet 8 Reichsthaler Courant. Die 2 Horenstücke sollen Sie gelegentlich (Sie scheinen es nicht mit der Post zu wollen) zurückerhalten.

Mit der Li geht es weder besser, noch schlimmer. Sie grüßt Sie beide und Göthe von ganzem Herzen.

Ich lege den Brief an Hellfeld wegen Körners bei. Er soll die Antwort Ihnen geben, und ich bitte Sie, dieselbe zu erbrechen.

Leben Sie herzlich wohl! Ihr Humboldt.

Inliegende Anzeige[1]) bittet mein Bruder, der herzlich grüßt, doch sogleich in dem Intelligenz Blatt der Literatur Zeitung abdrucken zu lassen. —

Mein Bruder ist nicht fertig geworden; ich schicke es Dienstag.

7. 1796 April 9.

Am 13. April bei Schiller eingetroffen, Kalender S. 22. Der Brief kreuzte sich mit Schillers verlorenem vom 10. April, Kalender ebenda.

Berlin, 9. April, 1796.

Es war mir nicht möglich, liebster Freund, am letzten Posttag zum Schreiben zu kommen, so sehnlichst ich es auch gewünscht hätte. Ich war den ganzen Tag in Gesellschaft. Selbst heute kann ich Ihre Erwartung nicht befriedigen. Mein Bruder reist eben heute ab, und es ist bei unserm engen Zusammenwohnen an keine Ruhe zu denken. Indeß ist auch eben diese Abreise für die Ruhe ein günstiges Ereigniß. Denn auch wir verlassen nun in einigen Tagen die Stadt, und ich genieße dann wieder einer ungestörten Einsamkeit.

Heute Morgen habe ich Nicolais Reisebeschreibung Band 11. welche die Herzenserleichterungen über die Horen enthält, gelesen[2]). Sie können sich das Ding gar nicht platt, unwissend, langweilig, und anmaaßend genug vorstellen. Die Anmaaßung gründet sich einzig und allein, wie es scheint, auf eine 45jährige Erfahrung, auf die er einen literarischen Thron zu erbauen scheint.

In Absicht des Umfangs der Recension (denn eine solche ist es im Grunde doch) habe ich mir jedoch die Sache zu arg vorgestellt. Von den Horen betrift es eigentlich bloß Sie und mich und Körnern, und auch diesen nur in Absicht einer Stelle, wo er vom Ausdruck der Männlichkeit und Weiblichkeit

[1]) Gemeint ist die Voranzeige von Alexander v. Humboldts „Versuchen über die gereizte Muskel- und Nervenfaser", die im Intelligenzblatt vom 25. Mai, Nr. 64, gedruckt erschien.

[2]) Fr. Nicolai, „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781". Bd. XI, S. 177—312. Berlin und Stettin 1796.

redet, und die Nicolai so gütig ist, auch mir beizumessen[1]). So mischt er alles in Einen Topf.

Dagegen kommen eine Menge anderer Leute und Schriften in buntem Gemisch unter einander vor, Fichte, Niethammer, Pölitz, Goeß, Schilling, Heidenreich, ein gewisser D. Reichardt, Friedrich Schlegel, Gentz, Weishuhn, Snell cet. cet. Der Zusammenhang ist nemlich der, daß er eigentlich den Misbrauch der Kantischen Philosophie zu züchtigen vermeint. Am ärgsten und unhöflichsten ist er mit Niethammer und Fichte. Sie behandelt er doch noch mit einiger Achtung, und auch ich, den er gar nicht mit Namen nennt, erhalte einiges allgemeines Lob. Von Ihren Aesthetischen Briefen giebt er eine kurze Definition „Sie sind ein angenehmer Traum eines guten Kopfes." Das heißt doch die Impudenz weit treiben[2]).

Ich habe seit 6 Wochen, wie Sie wissen, gar nichts selbst thun können. Die Lust nach eigner Thätigkeit hat sich aber indeß angesammelt, und ich hoffe sie soll nicht unfruchtbar seyn. Meine erste Arbeit ist die Vollendung der Recension des Fuchs, die schon lange angefangen ist.

Ich werde wieder unterbrochen, und da ich heute Mittag nicht zu Hause esse, will ich diesen Brief nicht der Gefahr aussetzen, heute gar nicht auf die Post zu kommen, wenn das Diner zu lange dauerte Ich schließe also hier. Leben Sie recht herzlich wohl. Heute über 8 Tage, wenn Sich nicht alle Götter verschwören, recht viel, vorzüglich über Wallenstein.

Ihr H.

Sie haben doch meinen letzten nach Weimar addressirten Brief, der eine Ankündigung von Alexander enthielt, bekommen[3]); sonst bitte ich Sie, es mir mit umgehender Post zu melden.

(Fortsetzung folgt.)

[1]) In Körners Aufsatz „Ueber Charakterdarstellung in der Musik" im 5. Stück der „Horen" von 1795, S. 97—121. Vgl. Nicolai, Bd. XI, S. 266—269.

[2]) Nachschrift quer über den ganzen linken Rand: Die Horen im Ganzen, und im Vergleich mit der Ankündigung aber müssen tüchtig herhalten.

[3]) Am 7. April bei Schiller eingetroffen (Kalender S. 22) und nicht mehr vorhanden. Die Anzeige, unterzeichnet „F. A. v. Humboldt", erschien erst im Intelligenzblatt der „Allgemeinen Literatur-Zeitung" Nr. 64 vom 25. Mai 1796, Spalte 524—526.

Hundert Jahre Berliner Universität.

Von
Paul Ritter.

Das Fest der Universität ist vergangen, und aller Glanz, der diese Feier umgab, wird bald vergessen sein. Ein Zeuge bleibt: das Buch, in welchem der Geschichtschreiber, den sich unsere Hochschule gewählt hat, berichtet, wie diese Anstalt entstanden ist und gewachsen und gediehen zur ersten wissenschaftlichen Lehrstätte der deutschen Zunge [1]).

Ein Werk, welches das Leben einer deutschen Universität in seiner ganzen Fülle zur Anschauung bringt. Verhältnis zur Regierung, Verfassung, Hilfsmittel, Lehrbetrieb, Professoren — in ihren Persönlichkeiten und in ihren Leistungen als Forscher und Lehrer, Studenten — im Hörsaal und im Schmuck und Hochgefühl des freien Burschen: alles zieht an uns vorüber, sich wandelnd im Wechsel der Zeit, und wieder als Kontinuität, ernstes Streben und Schaffen, wichtige Probleme und schwere Konflikte, und auch manch heiteres Bild. Daß ferner diese Darstellung überall aus den primären Quellen schöpft, den Akten, Briefen, Schriften der beteiligten Behörden und Personen, daß sie den unermeßlichen Stoff, den solche Quellen lieferten, kritisch durchdringt, im großen und im kleinen, versteht sich bei diesem Verfasser von selbst. Nicht minder der vornehme Freimut, der alles sagt, was gesagt werden muß. Und als Max Lenz den Auftrag übernahm, die Geschichte der Berliner Universität zu schreiben, hegte man noch eine andere Erwartung: daß er uns den Zusammenhang aufzeigen würde zwischen den Schicksalen dieser Anstalt und dem Geist und der Politik des Staates, in dessen Zentrum sie gestellt ist. Daß diese Hoffnung erfüllt wird, daß in dieser Hinsicht Beziehungen nachgewiesen werden, an die wohl niemand gedacht hat, bis in die Tiefen persönlichen und wissenschaftlichen Lebens hinein, verpflichtet zu besonderem Dank.

Aber ich möchte nicht in billigen Beteuerungen über ein solches Werk referieren. Ich möchte, aus freier Hand, einige seiner Linien nachzeichnen. Eigene Beschäftigung mit mancher Frage und Quelle zur Geschichte der

[1]) Max Lenz, Geschichte der Königlichen Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin. Vier Bände, Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, 1910.

wissenschaftlichen Organisation verleitete mich zu solchem Beginnen, und dieses individuelle Interesse mag es nun auch entschuldigen, wenn ich hier und da einen Strich hinzufüge oder wohl nur isoliere und dadurch verstärke. Eben in dieser selbständigen Nachprüfung unseres Buches habe ich seine Bedeutung ganz empfunden.

I.

Wie so mancher andere von den Gedanken, die in der Epoche Steins und Hardenbergs ein neues Preußen geschaffen haben, so reicht auch der Plan der Universität Berlin in die letzte Phase des alten Staates zurück.

Es waren die Jahre zwischen dem Frieden von Basel und der Katastrophe, die glücklichen Anfänge der Regierung Friedrich Wilhelms III. Die Lebensarbeit des großen Königs trug jetzt ihre Früchte. Der preußische Staat behauptete unter den Mächten die Stellung, die Friedrich ihm erobert hatte. Er erweiterte noch immer seine Grenzen, und nachdem er sich aus dem französischen Abenteuer zurückgezogen hatte, wahrte er sich und dem deutschen Norden den Frieden, während ringsum alles in Flammen stand. Im Innern aber wurde jetzt erreicht, was sich Friedrich als Ziel gesteckt hatte: das Wohl des Staates und Volkes einer Beamtenschaft anvertraut zu sehen, die ganz von ihrer Aufgabe erfüllt sei, und in welcher der König nur die Spitze bilde, durch dieses Verhältnis vor allen persönlichen und dynastischen Extravaganzen behütet. Keinen Vorwurf verdient dieses Beamtentum weniger als den, daß es kurzsichtig und pflichtvergessen die anstürmenden Forderungen des Tages abgewiesen habe. Man wollte durchaus nicht stehen bleiben, und man sah auch die Wege, die man einschlagen mußte. Reorganisation der Behörden, Trennung der zentralen Instanzen von den provinzialen und Zusammenfassung der einen zu einem Konseil von Fachministern, der andren zu kollegialen Regierungen, Entfernung der Zoll- und Steuerschranken, die zwischen den Provinzen und vor allem zwischen Stadt und Land errichtet waren, Aufhebung der politischen und wirtschaftlichen Privilegien des Adels, Verbindung zwischen Heer und Volk: alles das ist schon damals erwogen, teilweise auch schon versucht worden. Ja, eine Reform, die Befreiung der Bauern auf den königlichen Domänen, ist damals auch schon gelungen: ein Beispiel, dem wenigstens einige Mitglieder des Adels folgten. Und keinen Augenblick unterbrochen wurde die köstlichste Arbeit des alten Staates, die Aufklärung und Erziehung des Volkes in Schule und Kirche. Diese Juristen und Theologen im geistlichen Departement verzweifelten auch dann nicht an ihrer Aufgabe, als die weiten polnischen Provinzen hinzutraten, verkommen in einer Barbarei von Jahrhunderten, oder die katholischen Gegenden im Reich, in denen die Gegenreformation gründlich ihr Werk getan hatte. Sie zogen auch in diese steinigen Felder ihre Saatfurchen, in unerschütterlichem Vertrauen auf die sieghafte Gewalt der Gedanken ihres Luther, Leibniz, Friedrich und Kant. Sie hofften auch den Tag der Ernte noch zu grüßen. Der Zwiespalt der protestantischen Konfessionen war schon jetzt, wie es schien, überwunden: man erörterte die Union.

Kein Wunder, daß sich dieses Preußen als den Staat des Fortschrittes fühlte, und daß die Nation diese Hoffnung teilte, allen Pamphleten der österreichischen Partei und allen Xenien zum Trotz. Man suchte den Dienst dieses Staates oder folgte seinen Einladungen. Damals fand Fichte in der Residenz der Hohenzollern den Ort, wo er den Vorwurf des Atheismus „mit dem lieben Gott allein abmachen sollte". Damals kamen Loder und Steffens nach Halle, Hufeland, Thaer und, mit der ganzen Begeisterung seines empfänglichen Herzens, Johannes Müller nach Berlin. Schiller hatte die glänzenden Bedingungen, die man ihm bot, schon so gut wie angenommen, als er wieder andern Sinnes wurde.

Und so ist der alte Staat auch an die Reform seiner Universitäten gegangen. Handelte es sich doch um die Stätten, an denen die regierende Beamtenschaft selber, geistliche wie weltliche, ihre wissenschaftliche Rüstung empfing.

Preußen besaß, als Friedrich Wilhelm III. zur Regierung gelangte, fünf vollständige Universitäten: Frankfurt, Königsberg, Duisburg, Halle und Erlangen, und zwei unvollständige: Braunsberg und Breslau; dazu gesellten sich mit den Erwerbungen von 1803: Erfurt, Paderborn und Münster, und 1806 mit Hannover: Göttingen. Indessen die stolze Georgia Augusta hat nur ein halbes Jahr den preußischen Namen geführt, und Duisburg, Braunsberg, Breslau, Erfurt, Paderborn und Münster zählten entweder kaum noch Lehrer und Studenten, oder sie hingen mit der Verfassung und dem Geist der katholischen Kirche zu eng zusammen, als daß man mit ihnen rechnen konnte. In Betracht kamen also allein: Frankfurt, Königsberg, Halle und Erlangen, und für den Hauptteil des Staates schied auch Erlangen aus.

Diese Universitäten waren Staatsanstalten, nicht nur insofern, als der Staat sie gegründet hatte, sie unterhielt und beaufsichtigte, ihre Lehrstühle ziemlich eigenmächtig besetzte und in ihre Selbstverwaltung beständig eingriff, sondern auch weil sie fast ausschließlich der Aufgabe dienten, Staatsbeamte, vorzüglich Theologen und Juristen, zu liefern. Ihr Schwerpunkt lag in den beiden ersten Fakultäten. Die Leistungen dieser beiden Fakultäten zu steigern, darauf richteten sich die Bemühungen der Regierung, und diese Leistungen bestimmten Ruf und Zulauf der Hochschulen. Die medizinische Fakultät trat überall zurück. Die Masse der Ärzte empfing eben noch immer ihre Abrichtung handwerksmäßig als Barbier und Feldscher, und soweit das Bedürfnis einer besseren Unterweisung fühlbar geworden war, hatte der Staat andere Gelegenheiten dazu geschaffen. Den medizinischen Unterricht auf den Universitäten hielt er gerade nur aufrecht, weil er nun einmal zu ihrer überlieferten Lehrverfassung gehörte; es fehlte überall an Professoren, Instituten, Apparaten. Die philosophische Fakultät nun gar litt noch immer unter ihrer alten Auffassung als einer allgemeinen Vorschule; noch immer avancierten Professoren und Studenten aus ihr in die drei „oberen" Fakultäten. Es gab ja auch noch keinen besonderen, nicht aus der Theologie hervorgegangenen höheren Lehrerstand. Zahlen machen das alles deutlich: in Halle studierten 1803 unter 578 Studenten 260 Theologen, 231 Juristen, 49 Mediziner und

38 Philosophen. Eine Änderung in diesen Verhältnissen vollzog sich nun allerdings im Laufe des 18. Jahrhunderts, aber auf den Universitäten der protestantischen Mittel- und Kleinstaaten. Göttingen entwickelte einen neuen Typus: die deutsche Hochschule im Dienst der reinen Wissenschaft, und daher mit einer kräftigen philosophischen Fakultät. Der preußische Staat versagte sich einstweilen dieser Bewegung, weil er ihrer entraten konnte. Seine Universitäten waren nicht auf den Zulauf der „Ausländer" angewiesen, brauchten sich also auch nicht beständig zu modernisieren wie die andern draußen im Reich. Sie sollten ihm seine Beamten bilden, und da sie das taten, so war er in dieser Hinsicht ganz mit ihnen zufrieden. Umsoweniger dachte er daran, den „Universitätenzwang" fallen zu lassen, die Bestimmung, daß seine Untertanen nur auf preußischen Universitäten studieren dürften. Daß infolgedessen die fremden Studenten wieder die preußischen Hochschulen mieden, galt als das kleinere Übel. Halle mag auch hier als Beispiel dienen: von den 578 Studenten des Jahres 1803 waren nur 62 „Ausländer".

Man sorgte sich um nähere Dinge. Vor allem um das Leben und Treiben des Studenten. Seine Freiheit, zu studieren wie er wolle, also auch nicht zu studieren, seine Verachtung gegen Philister, Polizei und Militär, seine Verbindungen, Kneipen und Duelle, seine ganze Eigenart — die in der Tat zu häßlichen Auswüchsen geführt hatte: das alles war dieser vernünftigen, humanen, aber auch an Ordnung und Gehorsam gewöhnten Bureaukratie zuwider. Man erklärte also diesem Unwesen den Krieg, begegnete ihm mit Studienplänen, Ermahnungen, Verfügungen ohne Zahl; ein Augenblick höchster Erbitterung inspirierte jenes Edikt von 1798, welches die akademische Gerichtsbarkeit ausschaltete und Polizei und Militär, Gefängnis und Prügel zu Hilfe rief. Ob man viel erreicht hat? Die Klagen über die „Studentenfreiheit" wollen nicht verstummen. Dafür verschwand in diesen Kämpfen mit dem „civis humanissimus", wie Friedrich August Wolf einmal den Studenten bezeichnet, der letzte Respekt vor der Verfassung unserer Universitäten. Was sollten diese Formen, wenn sie so deutlich versagten? Sie waren ja an sich ein Unding in diesem alles ausgleichenden und unterwerfenden Staat, diese Fakultäten, diese frei gewählten, jährlich wechselnden Behörden, diese eigene Finanzwirtschaft und Gerichtsbarkeit, nicht zu vergessen diese Promotionen: Zunftzwang und Zunftgeist, die hier wie überall sonst beseitigt werden mußten.

Ein anderes Problem für die Verwaltung der preußischen Universitäten war die Ausbildung der katholischen Geistlichen. Diese Frage ließ sich nicht mehr umgehen, seitdem sich ein Drittel der Bevölkerung zur römischen Kirche bekannte. Wie sicher fühlte sich doch dieser Staat seiner politischen und geistigen Macht! Es gab für ihn nur *eine* Lösung: paritätische Staatsanstalten, um auch den katholischen Klerus zu Toleranz und Staatsbewußtsein zu erziehen. Im Osten plante man eine solche paritätische Hochschule zunächst für Thorn oder Kulm. Dann entschied man sich für die Errichtung katholisch-theologischer Lehrstühle in Frankfurt und Königsberg — und fand begreiflicherweise niemand, dem man eine solche Professur übertragen konnte.

Desgleichen wollte man Erfurt, Paderborn und Duisburg aufheben und Münster zu einer großen Universität für alle Bekenntnisse entwickeln. Hier kam der Ausführung der Krieg zuvor.

Und je länger, je weniger genügten die Universitäten allen Bedürfnissen des Staates nach wissenschaftlich gebildeten Personen. Immer mehr übernahmen technische Lehranstalten die Ergänzung. Im 17. Jahrhundert hatte diese Entwicklung eingesetzt, im 18. wurde sie weitergeführt, um im 19. zur Macht zu gelangen. Sie begleitete die Differenzierung der Wissenschaften, von denen eine nach der andren die Stufe erreichte, auf der sie für die Praxis verwertet werden konnte. Und sie vollzog sich außerhalb unserer Universitäten. Die enge Lehrverfassung der alten Hochschulen enthielt für sie keinen Platz, und außerdem hatte der Staat das Interesse, sich hier durch die alten Formen nicht binden zu lassen, sondern diese technischen Anstalten ganz nach seinen Plänen zu bilden, wie er sie denn auch nicht mit den Universitäten unter dieselbe Zentralverwaltung stellte, sondern sie in der festen Hand derjenigen Behörden beließ, denen sie die Beamten liefern sollten. Und vor allem, er konzentrierte sie in der Hauptstadt. Es war doch schon eine stattliche Fülle, die das Berlin von damals an solchen technischen Schulen aufwies. Voran das Collegium medico-chirurgicum, die geniale Stiftung Friedrich Wilhelms I., seine Akademie der Wissenschaften, wie er sie stolz genannt hatte, die nun leisten sollte, was die medizinischen Fakultäten versagten. Er und seine Nachfolger hatten keine Kosten gescheut, dieses Institut, die Pflanzstätte ihrer Feldchirurgen, zur höchsten Entwicklung zu bringen. Sein Ruf reichte weit über die preußischen Grenzen hinaus. Zwei andere Anstalten, die in der Geschichte des medizinischen Unterrichtes in Deutschland einen Namen führen, standen ihm zur Seite, die Charité und die Pepinière. Dann die Tierarzneischule, die Akademie der Künste, soweit sie Lehranstalt war, die Bauakademie, das Bergeleveninstitut, dir Académie des Nobles, die Kriegsakademie, die Artillerieschule. Ansätze zu andern Anstalten waren in gewissen regelmäßigen Vorlesungen gegeben, die der Staat bezahlte oder begünstigte.

Waren unter diesen Umständen die Universitäten überhaupt noch notwendig? War es nicht vielmehr das richtigste, auch sie in Fachschulen zu verwandeln? Es gab auch Stimmen, die solche Fragen aufwarfen — und entschieden bejahten. Eben der letzte Kultusminister des alten Staates, Julius von Massow, stellte sich auf diesen Standpunkt. Er erklärte die Universitäten schlechthin für anormale Gebilde; man müsse sie also aufheben und in eine Reihe von „Akademien" zerlegen, die ganz in der Hand des Staates wären und im übrigen den künftigen Beamten nicht mit wissenschaftlichen Untersuchungen quälten, sondern ihm nur diejenigen Kenntnisse und Fertigkeiten vermittelten, die er einmal verwenden könnte. Und wenn dieser hartgesottene Utilitarier seufzte, „für die nächsten fünfzig Jahre" werde man diese Abnormitäten wohl noch dulden müssen, so hoffte er an einer Stelle doch schon jetzt zum Ziel zu kommen. Er verabredete im Februar 1802 mit dem Minister des Innern den Plan, die medizinischen Fakultäten in den Provinzen auf zwei oder drei zu reduzieren und ihnen im wesentlichen nur den ersten theoretischen Unterricht

zu überlassen, die ganze praktische Ausbildung dagegen nach Berlin, an das zweckmäßig zu reorganisierende Collegium medico-chirurgicum zu ziehen. In Hufeland, dem Direktor dieser Anstalt, fanden die beiden Bureaukraten einen Verbündeten. Ein Professor in Halle, Johann Christian Reil, verdarb ihnen das Konzept. Er, in dessen Person sich das Ideal des Arztes mit allen Vorzügen des akademischen Lehrers und des philosophisch gerichteten Forschers vereinte, protestierte gegen diese Zerlegung des Unterrichtes in Theorie und Praxis und die dann unvermeidliche Auslösung der Medizin aus dem allgemeinen Zusammenhang der Wissenschaften. Er trat vielmehr für den vollen Ausbau der medizinischen Fakultäten ein, und machte von der Bewilligung dieser Forderung für Halle sein Verbleiben dort abhängig. Um ihn nicht zu verlieren, mußte man sich fügen, das Projekt mit Berlin zurückstellen und für Halle sorgen. Und nachdem man sich einmal entschlossen hatte, blieb man bei der medizinischen Fakultät nicht stehen, sondern nahm sich der ganzen Hochschule an. Der Zuschuß des Staates wurde von 14000 auf 29000 Taler erhöht. Man konnte die alten Professuren und Institute aufbessern, neue errichten, konnte Loder, Steffens, Schleiermacher berufen, Schütz und Ersch mit ihrer Literaturzeitung zurückgewinnen. Es war wie eine Neugründung. Halle hatte einst in seinen ersten Jahrzehnten die Führung unter den deutschen Universitäten behauptet; dann hatte das junge Göttingen die Palme an sich gerissen: jetzt konnte der Wettstreit wieder aufgenommen werden. Die Zahl der Studenten stieg von 578 im Jahre 1803 auf 944 im Jahre 1805.

Massow hatte freilich das geringste Verdienst an dieser Reorganisation der wichtigsten preußischen Universität. Sie war das Werk des viel, und wie sich nun zeigt, zu Unrecht gescholtenen Kabinettsrates Beyme. Dieser erwirkte die Geldbewilligungen und vermittelte die Berufungen. Wie wir denn Beyme in diesen Jahren überall tätig finden, wo es geistige Eroberungen gilt. Er führte auch jene Verhandlungen, die uns Hufeland und Thaer, Fichte und Johannes Müller gewannen, Schiller, ja Goethe gewinnen sollten. Ein Mann, ganz aus der Schule der Friderizianischen Aufklärung; sein Wirken zeigt, bis zu welcher Freiheit sich diese Geistesrichtung entwickelt hatte.

Auf Beyme geht nun auch der erste Entwurf zu einer Universität in Berlin zurück. In denselben Tagen, da Massow die Umbildung des Collegium medico-chirurgicum plante, erörterte Beyme — vielleicht kein Zufall — mit Johann Jakob Engel für die Hauptstadt die Errichtung einer „allgemeinen Lehranstalt". Mit der Denkschrift, die infolgedessen der „Philosoph für die Welt" am 15. März 1802 seinem Gönner einschickte, beginnen die Akten unserer Universität. Der Gedanke selber lag nahe und war in der Literatur, die sich damals mit der Reform der deutschen Hochschulen beschäftigte, wiederholt berührt worden. Die zahlreichen wissenschaftlichen Einrichtungen, über die Berlin verfügte, schienen nur auf die Zusammenfassung und Ergänzung zu einer Universität zu warten: die Akademie der Wissenschaften und die mit ihr verbundenen Institute, wie die Sternwarte, das chemische Laboratorium, der botanische Garten und die Königliche Bibliothek, dann die Akademie der Künste, die reichen Sammlungen der Krone, die technischen Lehranstalten, endlich die populären

Vorlesungen, die schon 1786, als Nicolai seine Beschreibung von Berlin und Potsdam neu herausgab, fast alle Disziplinen berücksichtigten. Dazu kam die Hoffnung, daß sich in der Hauptstadt die allgemein gewünschte Umwandlung des Studenten in einen fleißigen, ruhigen, gebildeten Staatsbürger am leichtesten vollziehen würde. Auch Engel führt diese Gründe, überaus redselig, ins Feld, und sicher waren sie auch für Beyme die entscheidenden. Was und wie nun freilich diese „allgemeine Lehranstalt" werden sollte, bleibt ziemlich dunkel. Ein Institut, welches die alten Universitäten ablösen oder auch nur, als ein besonderer, höherer Kursus, ergänzen sollte, hat Engel jedenfalls nicht geplant, und ebensowenig wohl Beyme. Aber eine Musterhochschule sollte in Berlin erstehen, und das bedeutete für diese Männer vor allem den Bruch mit der alten Verfassung. Engel verwirft daher eine eigene Gerichtsbarkeit, Examina — medizinische ausgenommen — Promotionen, Disputationen, einen Rektor „mit seiner eingebildeten Würde", und wir dürfen nicht folgern, daß er alles andere zu bewahren wünschte; Beyme hat jedenfalls später, 1807, recht gründlich mit dem „Zunftzwang" aufräumen wollen. Für das Verhältnis der „allgemeinen Lehranstalt" zur Akademie der Wissenschaften verweist unsere Denkschrift — wieder in Übereinstimmung mit Beyme — auf Göttingen, so daß die Akademie der wissenschaftliche Ausschuß der Lehranstalt werden sollte. Die andere Frage, inwieweit die technischen Schulen in die neue Anstalt aufgehen sollten, scheint sich Engel nicht vorgelegt zu haben; Beyme hat sich 1807 mit Wolf gegen eine Vereinigung erklärt.

Die Akten melden nicht, was aus dieser Idee einer „allgemeinen Lehranstalt" in Berlin geworden ist. Indessen läßt eben solches Schweigen darauf schließen, daß Beyme damals keine Möglichkeit gesehen hat, sie zu verwirklichen. Wollte er sie erst reifen lassen, oder fürchtete er den Widerspruch eines Massow, oder sagte er sich, daß man nicht zugleich Halle emporbringen und eine neue Hochschule in Berlin errichten könne? Wir wissen es nicht.

Was dergestalt der preußische Staat vor Jena für die Reorganisation seiner wissenschaftlichen Verfassung geplant und versucht hat, hielt sich innerhalb der Grenzen, die all seinem Tun und Lassen gezogen waren, durch seine Struktur als Beamtenstaat und durch den Geist, der diese Bureaukratie erfüllte, politische Energie im Verein mit der Gedankenwelt der Aufklärung. Aber eben darum hatten diese Bemühungen so geringen Erfolg. Das wissenschaftliche Leben erwachte jetzt allenthalben zum Bewußtsein seines Eigenwertes, und die „anormalen" Universitäten samt „Zunftzwang" und „Studentenfreiheit" wurden die Träger dieser Entwicklung. Der alte Staat hatte nun zwar ein deutliches Gefühl dafür, daß hier etwas Neues, Selbständiges sich regte und nach Anerkennung verlangte: aber er gewahrte noch keine Möglichkeit und auch noch keine Notwendigkeit, solche unberechenbaren Kräfte in das System seiner Machtmittel einzufügen. Er hoffte, ohne sie, ja im Gegensatz zu ihnen, zum Ziel zu gelangen — und mußte erfahren, daß er sich täuschte.

Das war ja das allgemeine Schicksal der Gedanken dieser so reformeifrigen Zeit. Man sann und entwarf unverdrossen. Alles war ehrlich gemeint, vieles richtig, ja großzügig erdacht. Aber sobald man die Aus-

führung ins Auge faßte oder unternahm, zeigten sich Hindernisse und Widerstände, die kein Räsonnement überwinden konnte, oder Konsequenzen, die sich nicht übersehen ließen. Denn wie weit auch die Absichten gingen: die Grundlagen des Staates wollte man nicht ändern. Auf wen, wenn nicht wieder auf König, Adel und Beamtentum, hätte man auch den Neubau stützen sollen! Ein kräftiges, geistig und wirtschaftlich selbständiges Bürgertum war nicht vorhanden, oder bildete sich doch erst in den großen Städten. Das Volk aber ging auf in der harten Arbeit des Tages, und wußte es nicht anders, als daß Gott und der König alles wohl machen würden. Daß nicht einmal die religiösen Gedanken der Aufklärung weit in die Tiefe gedrungen waren, hätte sich herausgestellt, wenn man mit der Union der Kirchen Ernst gemacht hätte. Man wollte also sicher gehen, wollte etwa die Verwaltung reorganisieren, aber nicht das Kabinett, die Fiktion, daß der König persönlich regiere, preisgeben oder die Bauern befreien, aber nicht den Kampf mit dem Adel aufnehmen, oder das Heer modernisieren, aber nicht die allgemeine Wehrpflicht einführen. Und da sich nun ergab, daß solche halben Mittel versagten, so verlor man die Kraft des Entschlusses und ließ im wesentlichen alles, wie es war. Nicht, als ob man nun das Verderben des Staates gefürchtet hätte. Der eigenen Untertanen wußte man sich sicher, und äußere Gefahren hoffte man immer mit Ehren zu bestehen — wenn es nicht gelang, den Frieden ferner zu behaupten. Weshalb also die Reformen überstürzen! Man konnte warten, bis der Fortschritt der vernünftigen Erkenntnis ihnen den Weg bereiten würde.

Gleichwohl ist nicht vergeblich gewesen, was damals der alte Staat gewollt hat. Die Reformen kamen in der Tat. Freilich nicht, wie man gehofft hatte, im Frieden und in freier Vereinbarung zwischen König und Volk. Die Katastrophe des Staates ging ihnen vorher, und ein Wille, wie nur die Not ihn erzeugt, gehörte dazu, sie durchzusetzen. Und viel weiter wurde man jetzt gedrängt, als man je gedacht hatte. Aber nur, weil die regierenden Kreise schon *vor* der Niederlage lange Jahre mit der Absicht der Reform umgegangen waren und zum guten Teil auch Ziele und Wege ermittelt hatten, erlebte die Welt das denkwürdige Schauspiel, daß dieser Staat unmittelbar nach der tiefsten Demütigung und unter den schwierigsten Verhältnissen seine Reorganisation unternahm und so sicher durchführte. Und damit werden wir an ein anderes fruchtbares Ergebnis der historischen Forschung jüngster Zeit erinnert. Das Preußen Friedrichs ist damals nicht untergegangen. Wie wir mehr und mehr erkennen, daß in dem Geistesleben unseres Volkes der Übergang von der Aufklärung zum Idealismus der Persönlichkeit und zur historischen Schule sich nicht so schroff vollzogen hat, wie eine einseitige Tradition in der Regel behauptet: ebensowenig bedeutet die Arbeit Steins, Hardenbergs und Scharnhorsts einen Bruch in unserer politischen Kultur. Gewiß, ein mächtiger Strom von Gedanken aus dem Reichtum des größeren Vaterlandes überflutete jetzt die Dämme, mit denen sich der alte Staat umgeben hatte, und Kräfte der Tiefe mußten zu Hilfe gerufen werden, mit denen er nie gerechnet hatte. Einrichtungen und Anschauungen, die dem alten Geschlecht not-

wendig und heilig gewesen waren, wurden begraben und mit ihnen manch stolzer Name aus der Liste der hohen Beamten und Offiziere. Aber als das neue Haus nun stand, da war das Fundament dasselbe geblieben, und auch im Gezimmer trat der alte Plan an vielen Stellen zutage. Geblieben war das absolute Königtum, geblieben die entscheidende Bedeutung der Bureaukratie und der Armee in diesem Staat, und nach wie vor lebte in diesen Mächten der Geist ihrer Schöpfer, der beiden großen Könige des 18. Jahrhunderts. Die Reform selber ist ja das Werk der Minister und Generale gewesen, eben weil in diesen Kreisen die Partei, die schon vor dem Unglück ihre Stimme erhoben hatte, jetzt durchdrang und den König mit sich fortriß. Stein und andere, die zunächst als Deutsche, nicht als Preußen fühlten, haben durchaus nicht alles erreicht, was sie wollten, und gerade das nicht, was ihnen am meisten am Herzen lag. Stein sah sein Ideal, ein Gemeinwesen, welches in der Mannigfaltigkeit seiner natürlichen, fest umgrenzten sozialen und wirtschaftlichen Gliederungen sich selbst regiere, in der Ausführung auf die eine Städteordnung zusammenschrumpfen, und Hardenberg bekannte sich nicht zu Möser und Burke, sondern lenkte wieder ein in die vom Naturrecht gewiesenen Bahnen, in denen sich seit anderthalb Jahrhunderten aller Fortschritt auf dem Kontinent vollzogen hatte. Wie denn auch die ausschweifenden Ansichten darüber, wie ein Volksheer beschaffen sein müsse, und was es leisten könne, sehr bald auf das rechte preußische Maß zurückgeführt worden sind. Und auf die Jahre der Reform und der Befreiung ist die Reaktion gefolgt, und bei uns fühlte sie sich nicht ohne Grund stärker mit dem Geist des Staates verwachsen als in den Ländern, über die der Pflug der Revolution dahingegangen war.

Auch Gründung und Ausbau der Universität Berlin können nur in diesem allgemeinen Zusammenhang verstanden werden. Sobald man an die Neuordnung der Verhältnisse geht, tritt auch der Plan einer Hochschule in der Hauptstadt wieder hervor. Eine Fülle von Vorschlägen wird dazu geäußert. Aber einmal begegnen wir in ihnen ganz denselben Anschauungen und Absichten wie vor der Katastrophe: Friderizianischer Geist, Geist der Aufklärung spricht aus Beyme, Hufeland, Loder, Schmalz, sogar aus Wolf. Und wenn auf der andern Seite, in Fichte, Schleiermacher und Humboldt, die neuen, aus dem Geist der Wissenschaft geborenen Gedanken erscheinen, wenn sie sich durchsetzen: sie siegen und wirken doch nur als Ideale. Denn auch hier wird alles eingefügt in die feste Tradition dieses Staates, und wie dann auch die Universität Berlin das Neue und Große, was in ihr erreicht ist, gegen den Ansturm der wieder erstarkten alten Mächte verteidigen muß, wie eben dieser Kampf Jahrzehnte hindurch ihr ganzes Leben bestimmt: wir werden es erzählen.

II.

Der Friede von Tilsit beschränkte die Zahl der preußischen Universitäten — wenn man von der Jesuitenschule in Breslau absah — auf Frankfurt und Königsberg. Ein Bestand, der auch für das Bedürfnis des um die Hälfte verkleinerten Staates kaum genügte. Für Halle wenigstens mußte Ersatz geschafft werden. Und sollte man nicht einmal den Versuch machen,

das reiche Kapital an wissenschaftlicher und persönlicher Kraft, welches in Halle investiert war, für Preußen zu retten, Männer wie Niemeyer, Schleiermacher, Reil, Loder, Steffens, Friedrich August Wolf? Es kam hinzu, daß Wolf, Schleiermacher und andere die Brücken schon abgebrochen hatten, indem sie nach Berlin übergesiedelt waren; sie rechneten auf Preußen. Wie auch Fichte, als die Franzosen die fränkischen Fürstentümer überfluteten, seine junge Professur in Erlangen im Stich gelassen hatte und über Berlin nach Königsberg geeilt war; er wartete jetzt in Kopenhagen auf gute Zeitung.

Da suchte denn Beyme den einst mit Engel entworfenen Plan für eine allgemeine Lehranstalt in Berlin wieder hervor, und schneller, als er dachte, fiel jetzt die Entscheidung zu seinen Gunsten.

Mitte August 1807 erschienen in Memel zwei Sendboten der Universität Halle, Theodor Schmalz — derselbe, den eine undankbare Geschichte fast nur als Autor der Brandschrift „Über politische Vereine" kennt — und Froriep, Professor der Medizin. Sie überbrachten die Bitte, der König möge diese einst für die ganze Monarchie gestiftete Hochschule nicht preisgeben, sondern in die ihm verbliebenen Länder diesseits der Elbe verpflanzen. Die Not hatte die Gelehrten an der Saale zu diesem Schritt getrieben. Napoleon hatte das „Nest der deutschen Ideologen" suspendiert, und nicht jeder konnte, wie Niemeyer und Reil, Gehalt und Kollegiengelder missen oder, wie die Jungen und Junggebliebenen, den Stab in die Hand nehmen. Friedrich Wilhelm mußte sich entschließen, und Beyme ist wohl keinen Augenblick im Zweifel darüber gewesen, was er raten sollte. Immerhin bleibt es ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß er eben in diesen Tagen eine Denkschrift erhielt, in der kein Geringerer als Wolf die Errichtung einer Universität in Berlin empfahl, und zwar vorzugsweise auf der Basis der dort vorhandenen Einrichtungen und Personen; von seinen Kollegen in Halle wollte der große Philologe nur den einen und andern, den er mit seinem „echt griechischen Haß" verschonte, herübernehmen. Der König gewährte also der Deputation Audienz, dankte der alten Universität für ihre Treue, ging aber auf ihren Antrag nicht ein: er wolle vielmehr eine neue Hochschule, in Berlin, gründen und müsse bei der gegenwärtigen Lage der Finanzen zunächst die Anstalten und Lehrer der Hauptstadt verwenden, könne daher auf Halle nur zur Ergänzung zurückgreifen. Er hat bei dieser Gelegenheit das schöne Wort gesprochen: „Der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat." Wenn er auch damit nur wiederholte, was uns aus zahllosen patriotischen Äußerungen dieser Tage entgegenschallt.

Die Audienz war kaum vorüber, als Beyme schon an die Arbeit ging. Eine Kabinettsorder vom 4. September 1807 übertrug ihm dann in aller Form die „Einrichtung einer allgemeinen Lehranstalt in Berlin in angemessener Verbindung mit der Akademie der Wissenschaften". Seine Berater hier in Memel sind Schmalz und Hufeland gewesen. Zu seinem Vertreter in Berlin bestimmte er den Oberkonsistorialrat Nolte.

Ohne Schwierigkeiten, wie es scheint, verständigte man sich über die Personen, die vorab berufen werden sollten. Es waren aus Halle drei

Theologen — Niemeyer, Vater und Schleiermacher, ein Jurist — Schmalz, vier Mediziner — Reil, Loder, Bernstein und Froriep, und drei Philosophen — Wolf, Schütz und Ersch, dazu die beiden Pröpste der Hauptstadt, Hanstein und Ribbeck, Hufeland und endlich Fichte, der Heimatlose, der indessen jetzt sein nordisches Exil wieder mit Berlin vertauschte. Und bis auf Niemeyer und Reil, die sich schon mit andern Plänen trugen und deshalb um Bedenkzeit baten, nahmen alle an, und nicht immer waren es hohle Worte, wenn sie die Kulturmission des preußischen Staates priesen und den Mann, der in solcher Zeit einen neuen Mittelpunkt dafür schaffen wollte. Wer gar zu Vorschlägen für die weiteren Ernennungen eingeladen worden war, unterzog sich gern dieser angenehmsten aller kritischen Aufgaben. Ganz in seinem Fahrwasser war hier Wolf. Der Rückstand aus Halle konnte für seine Analyse nicht klein genug werden. Schmalz wollte er nicht in Berlin wiedersehen, ebensowenig Schütz und Ersch, deren „alte Trompete" am besten durch eine neue Zeitschrift ersetzt würde. Er empfahl im übrigen seinen treuen Amanuensis, Immanuel Bekker, aber auch schon Savigny, Karl Friedrich Eichhorn und Anselm Feuerbach.

Ein Mann stand nicht auf der Liste derer, mit denen man die neue Hochschule inaugurieren wollte: Johannes Müller. Man rechnete nicht mehr mit dem Undankbaren, der in dem Augenblick, da der neue Cäsar erschien und seiner Eitelkeit schmeichelte, alles vergessen hatte, was Preußen ihm geworden war und er ihm werden wollte. Als Festredner am Friedrichstage der Akademie hatte er der Welt verkündet, daß der Schatten des großen Königs selber sich huldigend neige vor dem gottberufenen Nachfolger seines Ruhmes. Jetzt lockten ihn wieder die Aussichten, die das Projekt mit der Universität eröffnete. Er wäre geblieben, wenn man ihn sehr gebeten hätte, und der immer hilfsbereite Fichte machte sich zu seinem Vermittler. Bei Beyme auch nicht ohne jeden Erfolg, weil dieser zwischen dem Charakter — über den er das allgemeine Urteil teilte — und der wissenschaftlichen Bedeutung des Mannes unterschied. Aber hier konnte auch Beyme nicht mehr retten. Der Abschied, den Müller nachgesucht hatte, wurde ihm gewährt, kurz und trocken. Es war doch sein Tod. Die glänzende Stellung, die er in Kassel als Minister Königs Jerôme erhielt, konnte ihn nicht befriedigen. Innerlich zerrissen ist er nach zwei kurzen Jahren gestorben.

An Personen wäre also kein Mangel gewesen. Das Problem lag in der Organisation der „allgemeinen Lehranstalt". Man wollte eben etwas anderes zustande bringen, als recht und schlecht eine Universität. Unermüdlich forderte Beyme Gutachten ein. Schmalz, Hufeland, Reil, Froriep, Schütz, Wolf, Fichte, Nolte — alle verlangte er zu hören. Loder äußerte sich freiwillig, wenn nicht auch er, durch Hufeland, aufgefordert worden ist. Und zwar legte Beyme Wert darauf, daß jeder offen und selbständig seine Meinung sage. Wie er keine Kommission berief, so gab er auch keine Direktiven, sondern eben nur das Thema: „eine allgemeine Lehranstalt in angemessener Verbindung mit der Akademie der Wissenschaften." Aber als er nun alles beisammen hatte, mochte er daran zweifeln, ob man auf diesem

Wege freier Diskussion zum Ziel gelangen werde: so weit gingen die Ansichten auseinander.

Niemand machte mit dem Gedanken, etwas Neues zu schaffen, so Ernst wie Fichte. Man vergißt bei der Lektüre seines Planes, daß er ein Gutachten zur Errichtung einer preußischen Hochschule sein sollte, und denkt an die Bilder, in denen von Plato her der Traum einer Leitung der Menschheit durch den wissenschaftlichen Gedanken Zuflucht gefunden hat vor dem grellen Licht des Tages — oder an die Gesellschaft Jesu. Der ganze heroische Glaube, der den Philosophen im Zusammenbruch des letzten deutschen Staates aufrecht hielt, an seine Nation und an sich selber, spricht aus dieser Arbeit; er vergrub sich ihretwegen in die Einsamkeit seines Gartenhauses am Weidendamm, um ganz mit der Zukunft allein zu sein. Nicht an Preußen dachte er in diesen Stunden. Aber von diesem Staat, von der Anstalt, die er unternahm, sollte die Wiedergeburt der Nation und der Menschheit ausgehen. Die Wiedergeburt durch die Philosophie. Denn Philosophie, „Kunst des wissenschaftlichen Verstandesgebrauches", führt zu klaren, festen Begriffen, ergreift den ganzen Menschen, gebiert die rettende Tat. Sie muß daher die neue Anstalt durchdringen, ja erzeugen. Alles kommt darauf an, den rechten Philosophen zu finden. Es darf zunächst nur einer sein, wenn man nicht die Sicherheit der Entwicklung gefährden will. Dieser „Künstler" wird seine Kunst fortpflanzen; Jünger aus seiner Schule werden auch die positiven Wissenschaften nach seinen Prinzipien gestalten; sie werden neue Schüler bilden: bis das Ziel erreicht ist, der volle Ausbau und Betrieb der „wissenschaftlichen Kunstschule". Theologie, Jurisprudenz und Medizin sind zum größten Teil dieser Behandlung nach der reinen Theorie des Wissens nicht zugänglich, weil sie eine transzendente Offenbarung behaupten oder nur gewisse Fertigkeiten lehren. Diese anspruchsvollen „oberen" Fakultäten gehören also nicht in unsere Anstalt; was aus ihnen wissenschaftlich betrieben werden kann, wie die Theorie und die Geschichte der Begriffe „Recht" und „Religion", gebührt der einen Fakultät, in der die Anstalt beschlossen ist, der philosophischen. Und damit nun diese Anstalt ihren Zweck, die Neubildung des Menschen, vollkommen erreichen kann, konstituiert sie sich als Orden. Diejenigen „Lehrlinge", die sich als „Novizen" bewährt haben, treten in den Stand der „Regularen". Diese empfangen gemeinsam, zum Teil auf Kosten der Anstalt, Wohnung, Kleidung, Nahrung und Unterricht, abgeschlossen von der Welt, ganz auf den Verkehr mit ihresgleichen und ihren Lehrern verwiesen, strengen Gesetzen und Prüfungen unterworfen, nur der Arbeit an ihrem Innern ergeben, bis sie „Meister" werden und nun entweder die Fortpflanzung der Lehre an der Anstalt übernehmen oder ihre Einführung in das Leben. Denn der Staat überläßt sich ganz der Leitung der Philosophen. Er macht sie zu seinen Beamten; sie bleiben gleichwohl für alle Zeiten Mitglieder ihrer Gemeinschaft. Er fundiert ihre Pflanzstätte ein für allemal auf besondere, unmittelbare Leistungen des Volkes und begibt sich dann jeder Einwirkung auf dieses „Nationalinstitut."

Die andern steigen nicht so weit in die Tiefen und Höhen wie der radikale Philosoph. Aus der nächsten Erfahrung sind ihre Vorschläge geschöpft und auf den nächsten Zweck berechnet. Dennoch ist es ein weiter Weg von Schütz und Reil über Wolf zu Hufeland, Loder und Schmalz. Schütz vertritt den rechten, auf dem Katheder ergrauten Professor. Er will die bewährte Verfassung der deutschen Universität im wesentlichen erhalten, nur im einzelnen manches bessern. Was soll es vor allem für einen Nutzen haben, die Universität mit der Akademie zu verbinden, mit einer Körperschaft, die nur der Eitelkeit oder der Versorgung der überflüssigen Mitglieder des Gelehrtenstaates dient? Die sogenannte gemeinsame Arbeit der Akademie erinnert an die der Seidenraupen: sie werden in demselben Kasten gefüttert, aber jede spinnt für sich allein und kümmert sich nicht um die andere. Reil unterscheidet drei Klassen wissenschaftlicher Anstalten und überweist jeder eine eigene Funktion: die Akademie versieht den Anbau der Wissenschaft, die Universität ihre wissenschaftliche, die „Pepinière" ihre „empirische" Mitteilung. Er will diese natürlichen Grenzen nicht verwirren lassen. Wolf ist in dieser Hinsicht ganz derselben Meinung: wenn man an beide, wissenschaftliche Forschung und wissenschaftlichen Unterricht, die höchsten Ansprüche stellt, so dürfen Akademie und Universität nicht ineinander aufgehen, und was die technischen Anstalten der Hauptstadt betrifft, so kann man der Universität nur dringend raten, sich diese „Schulen", die von „Knaben" besucht werden, fern zu halten. Für die Verfassung dagegen gilt es eine entschlossene Abkehr von den alten Formen. Die Fakultäten müssen fallen, diese Hochburgen des engen, selbstsüchtigen Geistes, der unsere Hochschulen prostituiert. Also Sektionen, wie in Würzburg, und zwar acht, indem man die philosophische Fakultät in eine philosophische, mathematische, naturwissenschaftliche und philologische Sektion zerlegt. Hufeland ist, wie Wolf, Mitglied der Akademie. Aber niemand verneint die Berechtigung einer solchen Anstalt so grausam wie der erfolgreiche Arzt und Lehrer: Corpus mysticum et mortuum. Lehren ist zu allen Zeiten das beste Mittel gewesen, um selber weiter zu kommen, und wer wirklich etwas weiß, will auch unterrichten. Die antiken Philosophen lehrten alle, und der moderne Fortschritt der Wissenschaft vollzieht sich deutlich in den lehrenden, nicht in den „spekulativen" Akademien. Entweder erweitert sich also die Akademie zur Universität, oder sie verwandelt sich in einen wissenschaftlichen Ausschuß der Universität; beide Wege haben ihre Vorzüge. Hufeland leitet ferner das Collegium medico-chirurgicum: also braucht die Universität diese treffliche Anstalt nur zu übernehmen, die Lehrer als medizinische Fakultät, die Hörer als Studenten. Dasselbe gilt mehr oder minder für die anderen Fachschulen. Die Verfassung muß ganz modern, so klar und praktisch wie möglich, eingerichtet werden. Die philosophische Fakultät wird geteilt. Jede Fakultät wird durch einen Direktor — mit ziemlich autokratischen Manieren — regiert, die ganze Anstalt durch ein Direktorium, zusammengesetzt aus dem Kurator, den fünf Direktoren und einem Sekretär. Freie Konkurrenz im Lehrbetrieb. Keine eigene Gerichtsbarkeit; die Universität verlangt von dem Studenten nur ein anständiges

Betragen im Auditorium. Loder geht in der Zentralisation der wissenschaftlichen Einrichtungen am weitesten. Alles, was der Universität zum Nutzen dienen kann, muß mit ihr vereinigt werden: Akademie der Wissenschaften und Nebenanstalten, Akademie der Künste, Charité, Irrenhaus, Taubstummenanstalt, Collegium medico-chirurgicum, Tierarzneischule, Reitbahn usw. usw. — alles muß ein Ganzes werden, und ein Geist muß alles beleben, und ein Mann daher die Leitung übernehmen: Beyme. Und alle andern Universitäten müssen aufgehoben, in Gymnasien verwandelt werden. Endlich Schmalz, der Physiokrat. Er beginnt mit dem Bekenntnis, an sich sei es sehr wohl möglich, daß die neue Anstalt ganz als freier Verein, ohne Mitwirkung und Unterstützung des Staates, entstehe, wenn der Staat nur erkläre, daß er den in Berlin unterrichteten Personen dieselben Vorteile wie den auf andern Universitäten gebildeten einräume. Aber, so fährt er fort, das Studium würde auf diese Weise recht teuer werden, so daß sich nur wenige ihm widmen könnten, während der Staat in großer Zahl Beamte braucht, die nicht mehr mit dem römischen Prätor Marius sagen dürfen: literas non didici. Also wird auch die neue Universität — oder das Lehrinstitut, wie Schmalz beharrlich sagt — am besten als Staatsanstalt errichtet und unterhalten. Indem die Akademie der Wissenschaften das Lehrinstitut in sich aufnimmt. Und diese neue „Akademie der Wissenschaften" verliert nun jede Grenze. Denn sie heißt als „freien" Lehrer oder Hörer jeden willkommen, der sich meldet, ohne ihn nach seiner Befähigung zu fragen. Das freie Spiel der Kräfte darf nicht gehindert werden. Es war die letzte Konsequenz der „allgemeinen Lehranstalt".

Einen hatte Beyme nicht gefragt, und er drängte sich ihm auch nicht auf: Schleiermacher. Dafür schickte nun der künftige Mitbegründer unserer Universität ein Büchlein in die Welt: „Gelegentliche Gedanken über Universitäten in deutschem Sinne, nebst einem Anhang über eine neu zu errichtende."

Wieder, wie in Fichte, unternimmt es hier ein spekulatives Genie, den Gedanken einer Hochschule in Berlin in Zusammenhang mit den letzten Bedingungen und Aufgaben der wissenschaftlichen Kultur zu entwickeln. Aber hier wird der entgegengesetzte Weg versucht, das entgegengesetzte Ziel erreicht. Nicht das weltgebärende Ich erzeugt hier eine grandiose Fata morgana, sondern die geschichtlich gegebenen Formen werden auf ihren Sinn untersucht, und sie erweisen sich als gut und schön. Ohne Zweifel, die historische Kritik vermag in dem wirklichen Ablauf der Dinge diesen Sinn nicht immer zu entdecken. Aber historisch war die Schrift auch gar nicht gemeint; reine Historie schafft nie Überzeugung und Tat. Ein neues Prinzip wurde hier in die Formen hineingetragen, in denen sich unser wissenschaftliches Leben seit seinen Anfängen bewegt, und sogleich bestätigte sich das Gesetz der Geschichte, daß Institutionen so selten sterben: sie überdauern die Verhältnisse und Zwecke, denen sie ihre Entstehung verdankten, und harren immer wieder der Zeit, da ihnen eine neue Funktion überwiesen wird. Schleiermacher trug den Sieg davon, nicht nur über Fichte, sondern auch über die Massow, Beyme, Wolf, Hufeland, Loder und Schmalz, die der deutschen Universität den Respekt versagten.

Wissenschaft als ein begründeter Zusammenhang von Kenntnissen, so beginnt unsere Schrift, ist ein Erzeugnis menschlicher Gemeinschaft; es ist ein leerer Schein, als ob irgendein wissenschaftlicher Mensch abgeschlossen für sich in einsamen Arbeiten und Unternehmungen lebe. Sobald der Trieb nach Erkenntnis erwacht, bringt er daher auch alle zu seiner Befriedigung notwendigen Einrichtungen hervor: wissenschaftliche Organisation ist ein natürlicher Vorgang, nicht das Werk des Staates. Freilich, die so erwachsenden freien Vereine sehen sich bald auf die Hilfe des Staates angewiesen — und stoßen hier auf ein Gebilde ganz anderen Geistes. Der Staat, wie er geschichtlich erscheint, ist durch und durch selbstsüchtig. Er will die Wissenschaft, deren Nutzen er wohl begreift, für seine eigenen Zwecke verwenden und darum nicht über seine Grenzen hinaus wirksam werden lassen. Fällt nun das Gebiet des Staates mit dem der Nation zusammen, so wird sich das Bündnis zwischen Staat und Wissenschaft ohne großen Zwiespalt — nicht immer zum Segen der Wissenschaft — vollziehen. Denn Wissenschaft ist zunächst an das Gebiet einer bestimmten Sprache gebunden. Spalten sich aber die Nationen in verschiedene Staaten, so hilft auch die beste Absicht nicht über den Gegensatz der beiden Mächte hinweg. Denn innerhalb desselben Sprachgebietes bildet alles wissenschaftliche Leben eine natürliche Einheit, die immer wieder nach gemeinsamen, die politischen Grenzen sprengenden Organen strebt. Es kommt hinzu, daß in der Regel nicht nach des Philosophen Wunsch die Wissenden herrschen und die Herrschenden wissen. Der Staat liebt Kenntnisse: Wissenschaft bleibt ihm verdächtig. Wohl sollte der Staat nationaler, liberaler denken. Aber die Hoffnung dazu ist gering, und die wissenschaftlichen Anstalten fahren am besten, wenn sie ihre Unabhängigkeit so viel wie möglich zu behaupten suchen.

Welches sind nun diese Anstalten? Schleiermacher antwortet: Schule, Universität und Akademie. Jede hat ihre besondere Funktion. Wissenschaft als gemeinschaftliches Werk und Gut der Menschheit vollzieht sich in zwei Verrichtungen: sie bildet den einzelnen zur Erkenntnis heran, und der einzelne bildet wieder die Wissenschaft weiter. Die Schule, d. h. das Gymnasium, dient ganz dem ersten, die Akademie ganz dem zweiten Zweck. Manche Nationen, voran die französische, sind über diese beiden Formen nicht hinausgekommen; zwischen der allgemeinen Schule und der Akademie steht dort nur wieder eine neue Schule, die spezielle für den Beruf. Wir Deutsche haben eine besondere Zwischenstufe geschaffen, unsere Universität. Die Schule entläßt, wenn sie wirklich ein „Gymnasium" ist, den Jüngling nicht nur mit einem Schatz von Kenntnissen, sondern auch schon mit einem gewissen, vorzüglich an Mathematik und Grammatik erworbenen Sinn für die Einheit und den Zusammenhang alles Wissens. Die Universität entwickelt nun diesen Sinn zum wissenschaftlichen Geist, zur Einsicht in die allgemeine Natur der Erkenntnis und zur Fähigkeit eigener Erfindung. Philosophie und Anleitung zur wissenschaftlichen Arbeit sind ihre Mittel. Die Förderung der Wissenschaft selber ist nicht die Aufgabe der Universität. Diese Tätigkeit bleibt der Akademie überlassen, während wieder die Akademie schon

voraussetzt, was die Universität erst erzeugen will. Schule, Universität und Akademie beschäftigen sich also mit verschiedenen Aufgaben und arbeiten mit verschiedenen Methoden. Es geht daher nicht an, aus dieser natürlichen Stufenfolge die eine oder andere Form zu streichen. Im übrigen sorgt der gemeinsame höchste Zweck dafür, daß diese Formen sich nicht gegeneinander abschließen, und die Praxis schafft manche Übereinstimmungen. Die Universität vermag ihre Absicht nur zu erreichen, wenn sie auf der einen Seite neue Kenntnisse vermittelt, also das Werk der Schule fortsetzt, und wenn sie auf der anderen wissenschaftliche Arbeit leistet, also die Akademie unterstützt, und gar nicht läßt sich ein echter Lehrer denken, der niemals Forscher, oder ein echter Forscher, der niemals Lehrer sein möchte.

Der Einwand liegt nahe, fährt Schleiermacher fort, daß die Universität doch nur einen recht kleinen Teil ihrer Hörer mit dem Geist der Wissenschaft erfülle und zu ihrer Förderung geschickt mache, daß sie hauptsächlich Prediger, Lehrer, Richter, Beamte und Ärzte bilde und auch wohl bilden solle und wolle. In der Tat, das ist das wahre Verhältnis. Ja, drei von vier Fakultäten sind in ihrer Absicht reine Fachschulen und als solche nicht das Erzeugnis des wissenschaftlichen Geistes, sondern Stiftungen des Staates oder seiner Vorgängerin, der Kirche. Den ursprünglichen wissenschaftlichen Verein bewahrt nur die philosophische Fakultät. Aber man schließe nun nicht, daß man die Universitäten in Fachschulen auflösen oder ihre Lehrmethode ändern müsse. Denn ob jemand mehr zum Diener der reinen Wissenschaft oder für einen praktischen Beruf geeignet sei, darüber kann *sicher* nur die wissenschaftliche Probe entscheiden, die auf der Universität mit ihm vorgenommen wird, und wenn die meisten diese Probe nicht bestehen: einen Hauch des wissenschaftlichen Geistes nimmt doch jeder mit in das Leben, zum Vorteil seines Berufes und im Interesse der Einheit unserer nationalen Bildung. Und auch jene Fachschulen selber, die drei „oberen" Fakultäten, verdanken das Beste, was sie leisten, am Ende der Tatsache, daß sie mit den Philosophen in einem Hause wohnen. Man wird also nicht unbesonnen rühren wollen an dem, was natürlich gewachsen ist. Man wird alles erhalten müssen, was seinen Ursprung aus der Eigentümlichkeit wissenschaftlicher Gemeinschaft erweist. Also zunächst die Vielheit unserer Universitäten: so sehr man wünschen müßte, daß es nur *eine* deutsche Akademie gäbe, so schädlich wäre eine deutsche Zentraluniversität. Dann die Hauptstücke der Verfassung: die vier Fakultäten, die Einheit der philosophischen Fakultät, die alles umschließt, was wissenschaftlich getrieben wird, die demokratische Selbstregierung, Vorlesungen, Übungen, Honorar, Promotionen. Man sehe nur darauf, daß sich diese Institutionen immer mehr mit der Freiheit des wissenschaftlichen Geistes durchdringen, verzichte auf die Vorschriften, die den Lehrer hindern, zu lesen, was und wie er will, stärke die Stellung der philosophischen Fakultät. Und vor allem, man halte so viel wie möglich den Staat fern. Der Anteil der Universität an der Besetzung ihrer Lehrstühle muß sichergestellt werden. Bei Stellen, an denen der Staat ein besonderes Interesse nimmt, mache die Regierung Vorschläge, und dann wähle die Fakultät; in allen anderen Fällen

bezeichne die Fakultät drei Kandidaten in der Reihenfolge der Stimmenmehrheiten, und dann entscheide die Regierung. Und die vielberufene Studentenfreiheit? Nun, auch sie ist von dem Wesen unserer Universitäten nicht zu trennen; man wird sogar das Duell verstehen und dulden müssen. Man vertraue nur auch hier dem guten Geist unserer Hochschulen, und wenn sich ihre eigene Jurisdiktion in der Tat überlebt hat, so unterscheide man doch nicht zu scharf zwischen Gerichtsbarkeit und Disziplinargewalt.

Das alles will Schleiermacher beachtet wissen, wenn man jetzt in Berlin eine neue Universität zu errichten denkt. Um so mehr, als er für die Wahl dieses Ortes nur einen entscheidenden Grund anerkennt: wenn eine Universität sogleich gestiftet und in Gang gebracht werden soll, so kann es nur in Berlin mit seinem Reichtum an Lehrern und Hilfsmitteln geschehen. Manches andere, was als Vorteil angeführt wird, betrachtet er vielmehr als eine Gefahr für die Unabhängigkeit und Eigenart einer Universität. Er fürchtet das Nebeneinander mit anderen Anstalten, die Berufung von Professoren, die ihren Lehrstuhl im Nebenamt versehen und sich kaum in den Geist einer Hochschule einleben werden, die Ansprüche der großen Stadt an Kasse und Zeit des Studenten, ihren nivellierenden Einfluß auf seine Sitten. Indessen, er will hoffen, daß man hinreichende Kautelen finde. Er räumt auch ein, daß sich einer Universität in Berlin weite Aussichten eröffnen, wenn sie einmal die technischen Disziplinen in sich aufnehmen und zur Akademie der Wissenschaften in das natürliche Verhältnis der Wechselwirkung treten wird; er nimmt die Zukunft vorweg, wenn er betont, daß man dann die technischen Schulen in höhere und niedere scheiden und nur die ersten mit der Universität vereinigen müsse. Aber er schließt mit der nachdrücklichen Mahnung, daß man jetzt an solche Pläne nicht denken dürfe, sondern nur an eine Universität, die so viel wie möglich für sich bestehe: man würde sonst alles verderben. Ja, man müsse erklären, daß Berlin nur „provisorisch" der Sitz der neuen Hochschule sein solle, damit man sie verlegen könne, sobald sich die Nachteile der Hauptstadt als unüberwindlich erwiesen. Er hofft noch einmal, daß es dazu nicht kommen, sondern daß die Universität erstarken werde: zu einer Anstalt ohnegleichen und zum Mittelpunkt aller wissenschaftlichen Tätigkeiten im protestantischen Norden unseres Vaterlandes.

Als diese Schrift erschien, zu Anfang des Jahres 1808, war das Werk, dem auch sie zu Hilfe eilen wollte, schon zum Stillstand gekommen. Nicht so sehr, weil inzwischen Stein zurückgekehrt war und seinen mehr vermeintlichen, als wirklichen Gegner Beyme aus der unmittelbaren Nähe des Königs entfernt hatte. Denn den Auftrag zur Errichtung der allgemeinen Lehranstalt behielt Beyme, und der neue Minister stand wohl diesem Unternehmen recht kühl gegenüber, bereitete ihm aber auch keine Schwierigkeiten. Die letzte Ursache lag vielmehr in den großen Weltverhältnissen. Sie bewirkten, daß Napoleon die preußischen Provinzen nicht räumte und die Rückkehr des Hofes und der Regierung nach Berlin immer weiter hinausgeschoben wurde. Solange sich diese Lage nicht änderte, war an eine Hochschule in der Hauptstadt nicht zu denken. Beyme ließ es also einstweilen bei guten Worten bewenden.

Eine harte Probe für alle, die auf die neue Anstalt warteten. Zum Überfluß stellte jetzt die westfälische Regierung die Universität Halle wieder her. Da verzichteten denn die Professoren, die ihrer Alma Mater treu geblieben waren, gern auf die Übersiedelung nach Berlin, Niemeyer, der neue Kanzler und ständige Rektor an der Spitze, und mit ihm die andern, auf die Beyme gezählt hatte. Und in Berlin geriet einer über diesen Triumph der alten Kollegen in so hellen Zorn, daß auch er seinen Abschied forderte: Wolf. Dieser Verlust wurde nun freilich verhütet. Ein überaus gnädiges Handschreiben des Königs, der sein Wort dafür verpfändete, daß alle Bedingungen des großen Gelehrten erfüllt werden sollten, änderte seinen Sinn. So gut wie verloren war dagegen Loder. Er praktizierte seit Jahr und Tag in Moskau, ein Fürst unter den Ärzten, und ließ sich jetzt seinen Urlaub abermals verlängern; er ist in der Tat nicht mehr zurückgekehrt. Blieben also zur Verfügung — wenn man von Hufeland und den beiden Pröpsten absah — nur noch fünf: Schleiermacher, Schmalz, Froriep, Wolf und Fichte. Diese eröffneten nun wohl inzwischen die Universität gewissermaßen auf eigene Hand, indem sie zu lesen begannen, Schmalz im November, Froriep und Fichte im Dezember 1807, Schleiermacher und Wolf im Januar 1808. Es wurde dabei betont, daß es sich nicht um populäre, sondern um wissenschaftliche Vorlesungen handle; Fichte nur machte in dieser Hinsicht eine Ausnahme, freilich mit seinen „Reden an die deutsche Nation". Aber vergeblich bemühten sich die tapferen Männer um irgendeine Maßregel, die das Unternehmen als Einleitung zu einer Universität gestempelt hätte.

Im Sommer darauf war alles zum Kehraus bereit. Beyme stellte Anfang Juni seine Tätigkeit in Königsberg ein und ging als Präsident des Kammergerichts nach Berlin. Ein neuer Kommissar wurde nicht ernannt, und auch aus den eigenen Akten der Regierung verschwindet unser Projekt. Schmalz wurde in den Justizdienst übernommen. Für Wolf wurde eine Summe flüssig gemacht, die im Verein mit seinem Gehalt bei der Akademie der Wissenschaften ihn eine Zeitlang trösten konnte. Froriep ließ man ziehen, er folgte einem Ruf nach Tübingen. Auch für Schleiermacher und Fichte, die nicht zu schreien verstanden, hatte man einstweilen nichts oder so gut wie nichts übrig; sie haben auch so nicht den Mut verloren. Eine häßliche literarische Fehde, in die sich Schmalz mit den Professoren von Frankfurt verwickelte, war der Abschluß dieses ersten Versuches zu einer Universität in Berlin.

(Fortsetzung folgt.)

Balzac-Studien.

Von
Anton Bettelheim.

II.

Ma vie est un miracle perpétuel schrieb der dreiunddreißigjährige Balzac der ältesten Zeugin, einer der wenigen Kennerinnen seines Lebens, seiner Mutter: der Einzigen, die Viktor Hugo 1850 an seinem Sterbebette treffen sollte. Seine Frau, die verwitwete Gräfin Eva Hanska-Rzewuska, die der Dichter wenige Monate früher nach jahrzehntelangen Kämpfen und Opfern geheiratet, hatte — eine echt Balzacsche Frauengestalt — den Dulder in seiner letzten Not verlassen. Balzacs Mutter überlebte den Sohn nicht lange, und mit ihr sank manches Rätsel ungelöst ins Grab, vor allem die Vorgeschichte ihrer eigenen Ehe, die Gründe, die sie, die jugendliche und anmutige Tochter vermögender Pariser Bürgersleute, bestimmt hatten, einem zweiunddreißig Jahre älteren Bauernsohne die Hand zu reichen. In seiner Anzeige eines der ersten und besten Romane Balzacs, La recherche de l'absolu, hat es Sainte-Beuve 1834 als ungehörig bezeichnet, daß der Autor, wie andere Modeliteraten, sich auf dem Titelblatt ein ihm nicht gebührendes Adelsprädikat de beigelegt [1]). Eine Rüge, die wie mancher andere scharf treffende Tadel ungeachtet aller sonstigen Anerkennung Balzac dermaßen erbitterte, daß er unter dem unmittelbaren Eindruck dieser Lektüre, nach der Mitteilung des Ohrenzeugen Sandeau, den Zornruf ausstieß: „Ich werde ihm meine Feder durch den Leib rennen." Ein Gelübde, das Balzac durch einen häßlichen, beider Männer unwürdigen Angriff auf den ersten Band von Sainte-Beuves Port Royal und den vermeintlich zur Vernichtung von Sainte-Beuves Volupté geschriebenen Gegenroman Le lys dans la vallée zu erfüllen glaubte. Wie begründet auch diesmal Sainte-Beuves Bedenken gewesen, hat mittlerweile das von Eduard Biré [2]) herangezogene Kirchenbuch bewiesen: der ursprüngliche Name der Vorfahren Balzacs lautet Balsas oder Balsa.

Der Erste, der diese Namensform mit einem „c" als letzten Buchstaben versah, war der Vater des Romaneiers. Diese Balsas oder

[1]) Sainte Beuve, Portraits contemporains. II. Nouvelle édition. Paris 1882.
[2]) Edmond Biré, Honoré de Balzac. Paris 1897.

Balsa sind bis hinauf zum Jahre 1693 Bauern, Landarbeiter, bisweilen auch nur brassiers, Handlanger, Tagelöhner, in Nougaïrie, Tarn, im Langued'oc. Der Stammbaum des Dichters geht somit väterlicherseits auf Südländer, wie bei Daudet und Zola, zurück. Im übrigen hätte kein Hochadeliger einen gesünderen, kraftvolleren Vater haben oder sich wünschen können, als diesen 1746 geborenen Bernard François Balssa; er war ein Achtziger, als ihm ein unvorsichtiger Postknecht mit einem Peitschenschmitz das Auge verletzte; die Gelassenheit, mit der er die Verwundung hinnahm, obwohl der heftige Schmerz und die plötzliche Blendung den Verlust der Sehkraft besorgen ließ, erregte gleicherweise den Anteil und die Bewunderung seines Sohnes Honoré. Eine Riesennatur, wie für die Ewigkeit gebaut, kam Bernard François Balssa aus dem Dorf in die Schreibstube eines Procureurs; nach damaligem Brauch speiste er mit den anderen Kanzlisten am Tisch des Brotherrn. Als Rebhühner aufgetragen wurden, fragte die Hausfrau spitz: „Können Sie vorschneiden?" „Jawohl, Madame", antwortete er, über und über errötend. Und nun (erzählte Honoré de Balzac bei einem Diner im Hause Emil de Girardins, indem er die ganze Szene zugleich mit vollem Gebärdenspiel zum unauslöschlichen Gelächter der Zuhörer begleitete) machte er sich an die Arbeit, das Rebhuhn zu zerteilen und das mit solcher Kraft, daß der Teller entzwei ging, das Tischtuch zerschnitten und das Holz des Tisches beschädigt wurde. Das war nicht gewandt, aber eine Kraftleistung; die Prokureuse lächelte, und von Stunde an soll, nach dem Bericht Theophil Gautiers, dem wir die Überlieferung des Stückleins danken, der junge Schreiber ungemein sanft im Hause behandelt worden sein. Ob Vater Balzac regelrechte Studien als Jurist gemacht, ob er es nach der Angabe Honorés zum Sekretär im großen Rat Ludwigs XV. oder zum Advokaten unter Ludwig XVI. nach der Mitteilung seiner Tochter Laura gebracht hat, ist ungewiß und — da sein Name in den Amtskalendern fehlt — zweifelhaft. Als Rechtsanwalt erscheint er dagegen im Nationalkalender auf das Jahr 1793 auch als Mitglied des Con eil général de la Commune. Er hatte gute Beziehungen zu Republikanern und Royalisten. Seine Kinder behaupten, daß er unbedingt zur königlichen Partei hielt und während der Schreckenszeit wiederholt Angehörige derselben, alte Freunde und Beschützer rettete. Diese Beflissenheit machte ihn endlich selbst verdächtig, so daß ihn ein dem Citoyen Balzac wohlgesinntes Mitglied des Konventes den Blicken Robespierres entzog und als Verpflegsbeamten zur Nordarmee brachte. Er war Militärintendant, als er 1797 die Tochter seines Vorgesetzten Sallambier, der auch Leiter der Pariser Spitäler war, heiratete. Bald darauf übersiedelt das Ehepaar nach Tours. Dorthin war Bernard-François Balzac, vermutlich durch den Einfluß des Schwiegervaters, als Spitalverwalter berufen worden. Er kaufte sich in Tours an und kam zehn Jahre seinen Pflichten so vortrefflich nach, er sorgte so glücklich für Verbesserungen, für die Verwendung rüstiger Pfründner in Werkstätten usw., daß man ihn zum Bürgermeister von Tours machen wollte. Er lehnte diese Ehre ab, weil er weder die Leitung des Spitals aufgeben noch seinen Grundbesitz vernachlässigen wollte.

Nach dem Zeugnis seiner Tochter un fier original, war Vater Balzac ein Geistesverwandter Montaignes und Rabelais', ein echter, von seinen Kindern oft mit Sternes Onkel Toby verglichener Humorist. Unerschütterlich, wie „eine Pyramide" in dem vom Samum aufgewühlten Wüstensand, blieb der Alte, wenn seine vielgeschäftige, rastlos in der Wirtschaft sich herumtummelnde Frau Hausleute und Gesinde beständig in Unruhe versetzte. Nur mit Rührung gedenken die Kinder des Greises, der sich fest vorgesetzt hatte, über hundert Jahre alt zu werden. Er war der Ansicht, daß die meisten Menschen mutwillig ihre Lebensdauer verkürzen, ein Grundmotiv, das in der Peau de chagrin wiederkehrt. Er trug sich mit dem Plan, nach dem Vorbild von Tierzüchtern die Menschenrasse zu veredeln, und er sann, wie der Held in Balzacs Elixir de longue vie auf Mittel, unsere Existenz zu verlängern. Seine Kinder gingen gern auf diese Lieblingsgedanken des Alten ein. So las ihm die Tochter einmal einen Zeitungsaufsatz über einen Hundertjährigen vor. „Der hat weise gelebt. Der hat seine Kräfte nicht vergeudet, wie die unvernünftige Jugend", rief Vater Balzac voreilig dazwischen. Im Verlauf des Textes fand sich, daß der vermeintliche Weise sich häufig berauscht und auch sonst nicht geschont hatte. „Hm! Hm!" lautete die schlagfertige Entgegnung, „dieser Mensch hat also sein Leben abgekürzt." Wie ernst es der ältere Balzac mit der Hoffnung nahm, zu hohen Jahren zu kommen, beweist, daß er sich noch als Junggeselle in eine Tontine eingekauft hatte, sicher überzeugt, daß er alle übrigen Teilhaber dieser Rentenanstalt überleben und solcherart — ein Traum, der ebensosehr seinen Sohn, wenn auch durch andere, noch phantastischere Einfälle unaufhörlich beschäftigte — Millionär werden würde.

Mit seiner Frau scheint der fröhliche, gutherzige Vater Balzacs trotz des Altersunterschiedes, der beträchtlicher war als bei den Eltern Goethes und Sainte-Beuves, sich vertragen zu haben. Leicht muß das nicht immer gewesen sein. Die Kinder lassen die Eigenschaften der Mutter gelten: ihre Tatkraft, ihre Unverdrossenheit, in den schlimmsten Zeiten bewährte Zuverlässigkeit und Opferbereitschaft. Sparsam, lebensklug auf das Fortkommen der Ihrigen bedacht, überrascht sie unversehens durch Widersprüche und Wunderlichkeiten ihres Wesens. In der Führung des Hauswesens das Urbild eines nüchternen Pariser Bürgerkindes, ist sie in Mußestunden eifrige Swedenborgianerin; aus ihren mystischen Büchern stammt Honorés frühe Kenntnis und Vorliebe für diese Dinge. Von ihr hat er auch nach einer gelegentlichen brieflichen Äußerung die sprunghafte Einbildungskraft, die den Geist nicht immer zum Segen in allen Richtungen der Windrose umherjagt. Sie behandelt, wenn sie gereizt oder böser Laune ist, noch den fünfzigjährigen, weltberühmten Honoré wie einen grünen Jungen so hart und streng, sie hat mitunter dermaßen despotische und zänkische Anwandlungen, daß Balzac seine Gründe gehabt haben mag, sie für Eigenheiten einer so widerwärtigen Gestalt, wie seiner Cousine Bette, als Modell zu wählen. Über solchen Aufwallungen des Unmutes dürfen Äußerungen überfließender Zärtlichkeit, Ausbrüche grenzenloser Dankbarkeit des Sohnes nicht vergessen werden, noch weniger ihre bis

in den Tod ausharrende Treue. Nach der Ansicht seiner Schwester hat Honoré von der Mutter die Phantasie und ausdauernde Arbeitsamkeit, vom Vater die Originalität, die Beobachtungsgabe und Urteilskraft, von beiden die Güte und Energie ererbt.

Am Honoriustag 1799 wurde dem Ehepaar Balzac ein Knäblein geschenkt; der Name des Kalenderheiligen gefiel den Eltern so gut, daß sie den Kleinen Honoré taufen ließen, obwohl weder in der väterlichen noch in der mütterlichen Familie je zuvor irgend wer so geheißen hatte. Honoré war ein anderes Söhnchen vorangegangen, das, obgleich oder weil von der Mutter gestillt, früh gestorben war. Zur Vermeidung ähnlichen Mißgeschickes wurde Honoré einer dicht am Stadttor von Tours wohnenden Amme übergeben. Der Kleine gedieh in dem luftigen, von Gärten umgebenen Haus so prächtig, daß die Eltern nicht nur die im nächsten Jahr geborene Schwester Laura derselben Nährmutter anvertrauten; sie ließen den Kleinen bis zum vierten Jahr bei dieser Pflegerin. Vom vierten bis siebenten Jahr war Honoré im Elternhaus, ein frischer, pausbäckiger, vom Vater verhätschelter Junge, der das Stadtbild von Tours, die Kirche des hl. Gatien, die Schlösser und Klöster an der Loire, die fruchtbaren Flußgelände, alle mit dem Andenken Ludwigs XI. und Rabelais' verknüpften Stätten nachmals in manchem Meisterblatt der Contes drolatiques und der Comédie humaine festgehalten hat. „Der geschichtenfrohe, verschmitzte, scherzhafte, epigrammatische Geist, von dem Blatt um Blatt das Werk Rabelais' durchtränkt ist" — sagt Balzac einmal — „offenbart treulich den Geist der Touraine, einen feinen geschmeidigen Geist, wie er sich wohl geziemt für ein Land, in dem die Könige von Frankreich lange Hof gehalten haben; einen feurigen, dichterischen, wollüstigen Geist, dessen erste Anläufe schnell ins Stocken geraten. Die Milde der Luft, die Schönheit des Klimas, eine gewisse Leichtigkeit der Lebensbedingungen und die Behaglichkeit der Umgangsformen ersticken hier bald das Gefühl für die Kunst, verengen das weiteste Herz, zerreiben den stärksten Willen. Verpflanzt man das Kind der Touraine, dann entwickeln sich seine Fähigkeiten und bringen in den verschiedensten Berufsarten große Dinge hervor. Zeuge dessen: Rabelais und Semblançay; der Drucker Plantin und Descartes; Boucicault, der Napoleon seiner Zeit und Pinaigrier, der so viele Glasfenster in den Münstern ausmalte, dann Verville und Courier."

Zeitig, zeitiger, als das dem kleinen Honoré lieb und heilsam war, wurde dafür gesorgt, daß er sich nicht in der Touraine einwurzelte. Mit sieben Jahren kam er in die Klosterschule von Vendome, in der er bis zum vierzehnten Jahr ohne Unterbrechung blieb. Die strengen Satzungen der Oratorianerpriester gestatteten den Zöglingen keine Vakanz. Nur Ostern und zu den Preisverteilungen konnten Eltern und Geschwister Honoré besuchen. Balzac hat seinen Aufenthalt im Vendomer Kollegium in Louis Lambert beschrieben, mit solcher bis in alle Einzelheiten gehenden Genauigkeit, daß diese Schilderung nicht nur als Kunstwerk, sondern als Lebensurkunde, überdies als Monumentum Galliae paedagogicum dauernde Bedeutung behauptet. Es ist eine dumpfe, freudlose Kindheitsgeschichte. Lichter des Humors, wie sie in den dunkelsten

Stunden von Dickens' „David Copperfield", im dämmrigsten Traumleben des „Grünen Heinrich" aufblitzen, erhellen nur selten die Trübsale Louis Lamberts, weil sie nur allzu selten die Finsternis der französischen „Internate" aufhellen. Mit Louis Lambert beginnt die lange Reihe wahrhaftiger Schilderungen französischen Schulelends, die mit Taines (1909 in der Revue des Deux Mondes veröffentlichtem) Bruchstück eines Jugendromanes, einer Anklageschrift gegen die marchands de soupe, schwerlich ihr Ende gefunden haben[1]). Männer der verschiedensten, fast völlig unvereinbaren Meinungen, Communards und Autoritäre, Freidenker und Kirchenfreunde, Jules Vallés, Maxime du Camp, Paul Bourget usw. kommen in ihren lebenstreuen grauen Bildern aus diesen Knabenkasernen zu demselben Verdammungsurteil. Soweit ihre Vorschläge zur Reform der Erziehung auch voneinander abweichen: die gewissen- oder gedankenlose Führung der Durchschnittspensionate verwerfen sie einmütig. Die Leiden des kleinen Balzac waren nicht so schlimm wie die Jugendmartern von Daudets „Jack" oder auch nur wie der im Roman L'affaire Clemenceau nicht vergessene Pariser Schuljammer des jüngeren Dumas, immerhin taten sie weh genug.

Halb soldatisch, halb mönchisch eingerichtet, überdauerte das Vendomer Kollegium der Oratorianer im wesentlichen unverändert die Stürme der Revolution. Mitten in der dazumal etwa 9000 Einwohner zählenden Stadt an dem nicht mit der Loire zu verwechselnden Loir-Flüßchen gelegen, umfaßte das weitläufige Collegium vindocinense, die berühmteste Erziehungsanstalt ihrer Art in Mittelfrankreich, außer Schul- und Wohnräumen für zwei- bis dreihundert Zöglinge, Kapelle, Theater, Bäckerei, Lazarett, Gartenanlagen. Zu Balzacs Zeiten waltete der Steckenknecht noch seines Amtes und der an freies Herumlaufen in Tours gewohnte Kleine, den die Klosterordnung wie ein Gefängniszwang bedrückte, bekam seine Fuchtel gehörig zu spüren. In vier Gruppen: der Kleinsten, der Kleinen, der Mittleren und Großen (I. Oktava und Septima, II. Sexta und Quinta, III. Quarta und Tertia, IV. Rhetorik, Philosophie, höhere Mathematik, Physik und Chemie) geschieden, gleichmäßig in eisengraue, mit gelben Knöpfen besetzte Röcke und Kniehosen gekleidet, mußten die Jungen jeden Sonntag in militärischer Ordnung antreten und die Musterung der Patres bestehen. Jede der vier Gruppen hatte ihren besonderen Schulraum, nur der Speisesaal war gemeinsam, ein Refektorium, in dem die Klosterschüler gegen die sonstige geistliche Observanz während der Mahlzeiten miteinander reden und einen von Balzac munter beschriebenen schwunghaften Austausch einzelner Gerichte betreiben durften. „Das Durch-

[1]) Seither auch in Buchform erschienen. H. Taine, Étienne Mayran, Fragments. Avec une préface de Paul Bourget. Paris, Hachette. 1910. Trotz der einschränkenden Vorbemerkung der Herausgeber, diese für Taines Entwicklung bedeutsamen Blätter seien nicht unbedingt als Autobiographie aufzufassen, fügen sie hinzu: Il est évident, que l'auteur a largement usé de ses souvenirs personnels pour constituer dans son roman le milieu d'un pensionnat de collégiens à Paris vers 1845 et pour analyser — on verra avec quelle finesse et avec quelle précision — l'éveil intellectuel d'un jeune garçon. Das Vorbild von Balzacs „Louis Lambert" hat Taine unverkennbar benutzt.

einanderschwatzen von 300 jungen Leuten, das Kommen und Gehen der Diener, die Brot vorschneiden, Teller wechseln, die Speisen auftragen mußten, die Überwachung durch die Schulleiter machte aus dem Refektorium von Vendome ein in seiner Art einziges, für Gäste immer erstaunliches Schauspiel." Zum Trost für die dauernde Trennung vom Elternhaus verstatteten die Patres den Knaben Tauben zu halten und sich, jeder in seiner eigenen Laube, mit Gärtnerei zu beschäftigen. Schleifen und Schlittenfahrten, Spaziergänge unter der Aufsicht der Lehrer gewährten den Zöglingen Zeitvertreib. So weit war die Schulordnung nicht tadelnswert. Trotzdem litt aber der vom Haus aus nicht heikle Honoré Qualen über Qualen. Der sonnverbrannte rotwangige Junge wurde in der (durch die Ausdünstung von achtzig in eine Schulstube gepferchten Knaben) verdorbenen Luft des Klassenzimmers bleich und hohlwangig. Die Lehrzimmer wurden nicht ausgiebig gekehrt; auf einer Steinbank standen zwei Wasserbottiche, zu denen die Kleinen vor Beginn des Unterrichtes sich begaben, um sich von den Hausmägden waschen zu lassen; in derselben Schulstube war jedem Zögling ein Verschlag eingeräumt, in dem Speisereste, geschlachtete Tauben usw. aufbewahrt wurden. Welche Gerüche Balzac in diesen Klassenzimmern in die Nase stiegen, verschweigt „Louis Lambert" nicht. Uniformen und Schuhwerk wurden von habsüchtigen Lieferanten geliefert; nichts begreiflicher, als daß die Sohlen bald durchgelaufen, die Kleidungsstücke nicht wetterbeständig waren; trotz der allsonntäglichen Heerschau wurden die meisten Zöglinge Frostbeulen und aufgesprungene Hände monatelang nicht los. Wehleidige Leser werden die Blätter überschlagen, in denen Balzac diese Heimsuchungen umständlich zur Sprache bringt: Beherzigung verdienen sie — leider! — bis zur Stunde. Schlimmer noch als um die Pflege des Leibes war es um die des Geistes in Vendome bestellt. Seinen Schuldirektor rühmt Balzac als gutartig. Sein Hauptlehrer Hautgoult war ein aufbrausender, unablässig mit Strafaufgaben, Prügeln und Einsperrungen dreinfahrender Zuchtmeister. In zwei Jahren konnte sich Balzac kaum an sechs Tage erinnern, die ihm nicht durch Strafpensa versalzen worden wären; Hiebe wurden ihm überreich zuteil; einige Male scheint er sogar in den Block gelegt worden zu sein [1]).

Welcher Frevel willen gingen die Patres so hart ins Gericht mit Honoré? Hören wir als Zeugen den Direktor des Kollegiums von Vendome, der fünf Jahre nach Balzacs Tod auf die Frage eines Forschers folgenden Bescheid gab: „Während der ersten zwei Jahre konnte man nichts aus ihm herausbekommen. Sein Widerstreben gegen jede ihm anbefohlene Schularbeit war unbesiegbar. Einen Teil dieser Zeit hat er bald in seiner Zelle, bald im Holzkeller in Pönitenz verbracht. Man sah ihn, mindestens für Vendome, als Erfinder der dreispitzigen Kielfeder an, mit der er seine Strafaufgaben erledigte. Dann kam ihm der Einfall, seiner Elementarklasse voranzueilen durch „Kompositionen",

[1]) Champfleury, Documents pour servir à la biographie de Balzac. Balzac au collège. Paris 1878. S. 17 spricht Balzac in einem in der Gesamtausgabe nicht enthaltenen Brief von den culottes de bois.

wie er sie bei öffentlichen Redeakten von Sekundanern oder Klassenschülern der Rhetorik vortragen hörte. Von der Quarta angefangen, war sein Schulpult voll Schreibereien; sein Ruf als ‚Dichter' ging von Zöglingen seiner oder noch niedrigerer Klassen aus; er wurde dagegen von Schülern höherer Jahrgänge bestritten, die gern einen holperigen Vers aus einem von ihm versuchten Epos über die Incas wiederholten: „O Inca! o roi infortuné et malheureux!"" (Zu demselben Vers bekennt sich der Erzähler in „Louis Lambert", um ihn selbst herzhaft auszulachen.)

Über Wesen und Erscheinung Honorés berichtet der Rektor weiter: „Ein dickes, pausbäckiges Kind mit rotem Gesicht. Im Winter voll Frostballen an Händen und Füßen. Die damals noch ziemlich gebräuchliche Fuchtel mußte ihm deshalb häufig erlassen und die Strafe in Einsperrung umgewandelt werden. Große Sorglosigkeit, Schweigsamkeit, keine Spur von Böswilligkeit, vollkommene Originalität" [1]).

Verloren war Balzacs Vendomer Aufenthalt gleichwohl nicht ganz. Mochten ihn die Lehrer auch nicht verstehen, die Kameraden — unter ihnen der nachmalige Minister Dufaure und der Übersetzer Fichtes Barchou de Penhoen — wenig mit ihm anzufangen wissen, Honoré suchte und fand eigene Wege. Seiner maßlosen Lesewut kam die alte Klosterbibliothek ausgiebig zugute. Der Bibliothekar war Mathematiker, der Honoré auf Wunsch des Vaters Balzac besonderen Unterricht in seinem Fach erteilen und den Knaben für den Eintritt in das Pariser Polytechnikum vorbereiten sollte. Diese Lektionen betrieben Lehrer und Schüler mit gleicher Lässigkeit. Den Wünschen des Kleinen nach Büchern kam der Bibliothekar um so williger entgegen und derart wurden die Karzerstunden und -Wochen für Honoré reich an buchstäblich maßlosen Lesefreuden. Geschichte, Magie, Theologie, Philosophie, Reise- und Weltbeschreibungen, heidnische und christliche Literatur, was immer die Vendomer Bücherbestände hergaben, suchte sich der kleine Balzac zu eigen zu machen. Was er las, sollte nicht toter Buchstabe bleiben. In einer Abhandlung über die Willenskraft glaubte das Kind — wie späterhin der reife Mann — für die wissenschaftliche Erkenntnis belangreiche neue Wahrheiten gefunden zu haben. Boshafte Kameraden wußten Pater Hautgoults Augenmerk auf diesen in einem Kästchen vor jedem unberufenen Blick geschützten Traité de la volonté zu lenken. Kein Sträuben half. Honoré mußte den Schatz ausliefern. Der Geistliche nahm das Manuskript an sich mit der verächtlichen Zensur: „Wegen solcher Albernheiten vernachlässigt man seine Aufgaben!" Balzac hat die „Abhandlung über den Willen" nie wieder gesehen; er vermutete, daß Pater Hautgoult Düten aus dem Heft drehen ließ.

Sechs Monate nach der Beschlagnahme dieses Heftes, am 22. April 1813, verließ Honoré das Vendomer Kollegium. Eine schwere, rätselhafte Krankheit hatte ihn befallen. Er fieberte wochenlang, magerte erschreckend ab, lag mit offenen Augen, wie ein Schlafwandler, außerstande, an ihn gerichtete

[1]) Brief des Vendomer Rektors an Armand Baschet. 1855. Bei Lovenjoul, Histoire des œuvres de H. de Balzac.

Fragen zu verstehen. Der Rektor wurde besorgt. Eiligst ließ er die Mutter Balzacs kommen und Honoré in das Elternhaus zurückbringen. Es waren Erstarrungs-, Erschlaffungszustände, Folgen wahnwitziger Überanstrengung des Gehirns. Einer congestion d'idées gab Balzac in späterer Zeit selbst Schuld an diesem ersten Zusammenbruch seiner geistigen Kräfte. Die frühe furchtbare Erfahrung hat ihn nicht gehindert, seiner Aufnahms- und Arbeitsfähigkeit auch weiterhin Übermenschliches zuzumuten. Wer seine Briefe aus den Lehr- und Meisterjahren ganz unbefangen, nicht entfernt mit dem Blick des Arztes, liest, stößt mehrfach auf Berichte über ähnliche Stockungen in seinem Organismus. Er wollte (und er konnte möglicherweise) niemals Maß halten in seinen Entwürfen. Von Kind auf dankte er dieser nicht zu zügelnden Arbeitsraserei die höchsten Wonnen seines Lebens und er hat zuletzt zweifellos diese Verzückungen einer überreizten Einbildungskraft mit dem Leben bezahlt.

In Tours bewährte die Heimat (1813) bald ihre Heilkraft. Das Entsetzen der Eltern und Geschwister über die Hinfälligkeit des Heimgekehrten schwand, sobald sich Honoré erholte. Ahnungslos empfing er für seine Scènes de la vie de province unvergessene Anregungen. Er konnte sich nicht sattsehen an den Sonnenuntergängen, die das Maßwerk der Kirchtürme von Tours, den Loirefluß mit großen und kleinen Segelschiffen, Weingärten, Dörfer und Schlösser im Frühlingsglanz aufleuchten ließen. Die Mutter duldete solche Träumereien nicht allzulange. Sie trieb den Genesenden an, mit seinen jüngeren zwei Schwestern und dem jüngsten Bruder Papierdrachen steigen zu lassen und Fangen zu spielen. Honoré ließ sich nicht lange drängen. Nach dem Zeugnis der Schwester war er der Jüngste und Heiterste der Vier bei diesem kindlichen Herumtreiben. So bescherte ihm diese Übergangszeit die harmlosesten, vielleicht die glücklichsten Stunden seines Daseins. Die Studien setzte er zunächst im Kollegium von Tours fort. Der Vater kümmerte sich dann und wann um die Fortschritte Honorés. Besonderes fiel auch dem Alten nicht auf an der Entwicklung des Sohnes, und die Mutter hielt so wenig von ihm, daß sie gelegentliche gute Einfälle des Fünfzehnjährigen mit den Worten abtat: „Du verstehst gewiß selbst nicht, was du da sagst, Honoré!" Der Knabe nahm solche Verkennung mit feinem Lächeln schweigend hin. Den Geschwistern gegenüber war er tapferer. Unbeirrt durch ihre Neckereien prophezeite er, daß man noch einmal von ihm sprechen werde.

1814 wurde Vater Balzac amtlich nach Paris versetzt. Das Idyll von Tours hatte damit für Honoré wiederum zu kurz gewährt. Zur Vollendung seiner Gymnasialstudien verbannte man ihn neuerdings, diesmal in ein ödes Pariser Knabeninstitut, wo ihm abermals nur unerquickliche, im Lys de la vallée nicht vergessene Schulerlebnisse, Zurücksetzungen und Kränkungen die Jugend vergällten. Niemand unter seinen Lehrern beobachtete ihn. Nur Schwester Laura hob sich eine seiner letzten Prüfungsarbeiten auf: eine Rede der Frau des Brutus, nachdem er seine Söhne zum Tode verurteilt hat. „Der Schmerz der Mutter ist kraftvoll gemalt und die Begabung meines Bruders, in die Seele seiner Gestalten einzudringen, macht sich schon bemerkbar."

Als er mit dem Gymnasium fertig war, kam Honoré wieder in das Elternhaus. Die Mutter drang auf steten Besuch akademischer Vorlesungen und forderte strenge Rechenschaft über seine Zeiteinteilung. Mit echter Empfänglichkeit hörte er an der Sorbonne die berühmt gewordenen ersten Vorlesungen von Villemain, Guizot, Cousin. Er war Stammgast aller Bibliotheken und legte mit seinen kärglichen Spargroschen durch kundige Käufe den Grund zu seiner 4000 Bände umfassenden Bibliothek. Verkehr mit Menschen der verschiedensten Berufsarten fiel ihm leicht. So kam er auch mit Mademoiselle R(aucourt?), die zufällig in demselben Haus mit der Familie Balzac wohnte, in angeregte Gespräche. Die namhafte Schauspielerin wußte viel von Beaumarchais zu erzählen, und Balzac konnte sich nicht genugtun in Fragen nach dem Dichter von Figaros Hochzeit, dem er in der Comédie humaine so manches Ehrenmal gesetzt hat. Der Großmutter zulieb kam er oft an ihren Whisttisch, seine Schwester begleitete er auf Bälle. Da er bei seinem ersten und einzigen Tanzversuch stürzte — ein Mißgeschick, das er in einer seiner vielen charakteristischen Schilderungen von Pariser und Provinzgesellschaften nicht ohne Bedauern für Mit- und Nachwelt aufbehalten hat — blieb er auf Bällen nur kritischer Zuschauer.

Auf den Wunsch des Vaters trieb Honoré Jura; nachdem er seine Prüfungen bestanden, trat er bei dem Anwalt Merville als Nachfolger Eugène Scribes ein; er hat späterhin den Musteradvokaten der Comédie humaine im Anklang an den Namen seines ersten Chefs Derville genannt und in einer ganzen Reihe von Romanen erstaunliche Vertrautheit mit allen Fechterkünsten der Rabulistik gezeigt. Nach anderthalbjähriger Anwaltspraxis kam Honoré zu einem Notar, Passez (ebenso wie Merville ein Freund des Vaters Balzac). Der Alte hatte für den Sohn bedacht vorgesorgt. Als Honoré mit einundzwanzig Jahren seine juristische Lehrzeit hinter sich hatte, fand sich ein (Vater Balzac durch frühere Dienste verpflichteter) Notar bereit, dem Jungen seine Kanzlei zu überlassen. Der Alte wollte eine Anzahlung leisten, eine reiche Heirat und gute Jahreseinnahmen sollten die Kaufsumme in kurzer Zeit decken. Honoré war durch diesen klugen Vorschlag völlig verblüfft, noch verblüfftter war indessen nach der Erzählung der Schwester Vater Balzac, als ihm Honoré rundweg Nein sagte und erklärte — Schriftsteller werden zu wollen. Der freie Beruf eines Mannes der Feder war dazumal, 1820, höchst fragwürdig. Zudem hielten die nächsten Bekannten des Hauses Balzac so wenig von Honoré, daß einer von ihnen mit dem Rat herauspolterte, wenn der Bursche einen so günstigen Handel wie den Kauf einer sicheren Notariatskanzlei von sich weise, sollten ihn die Eltern in ein Amtsbureau stecken; er tauge höchstens zu einem Schreiber wegen seiner leidlichen Hand.

Vater Balzac war gerade in den Ruhestand versetzt worden; er hatte zudem so starke Vermögenseinbußen erlitten, daß er Paris verlassen mußte und nach der kleinen Landstadt Villeparisis, der ersten Poststation auf der Straße von Paris nach Metz, übersiedelte. An wohlwollenden Warnungen vor den Gefahren des Literatenberufes ließ es der Alte nicht fehlen. Honoré bat aber so inbrünstig, er begründete seine Absicht mit seiner

zum erstenmal ungestüm hervorbrechenden südländischen Suada so feurig, daß der Greis an dem innerlichen Beruf des Sohnes nicht zweifeln mochte und zum großen Verdruß der meisten Verwandten eine Probezeit von zwei Jahren zugestand. Unter den Mißvergnügten stand wohl die Mutter Honorés obenan. Sie hoffte, den Sohn — auszuhungern. Sie quartierte ihn, unmittelbar vor der Abreise nach Villeparisis, in einer kläglichen Dachkammer in der Nähe der Arsenalbibliothek ein; der Hausrat des kaum heizbaren Bodenstübchens bestand aus Bett, Tisch und wenigen Stühlen, und der Betrag, den sie Honoré für den Unterhalt auswarf, war so geringfügig, daß er schlechterdings nach dem Zeugnis der Schwester nicht für die bescheidensten Bedürfnisse gereicht hätte, ohne die „Götterbotin Iris“: so nennt Honoré in seinen Briefen eine Greisin, die lange im Hause Balzac bedienstet war und als Botengängerin der Mutter hie und da nach dem Befinden Honorés sich erkundigen mußte. Vor den Pariser Bekannten mußte sich der Einsame verborgen halten; es hieß, er sei bei Verwandten des Vaters im Süden, in Albi. Honoré fror und hungerte, wie der Held der Peau de chagrin und was der geniale Arzt Desplein in der Messe de l'Athée von seinen furchtbaren Pariser Anfängen erzählt, berichtet durchweg nur vom jungen Balzac Selbsterlebtes, Selbsterlittenes: „Mein Frühstück, ein altbackenes Brötchen, das in Milch aufgeweicht werden mußte, kostete zwei Sous. Zu Mittag aß ich nur jeden zweiten Tag (für sechzehn Sous). So gab ich täglich nur neun Sous aus. Wie es um Anzug und Beschuhung bestellt war, können Sie sich vorstellen. Ich weiß nicht, ob mir der Verrat eines Kollegen später je so viel Kummer bereitet hat, als wenn ich plötzlich der hohnlachenden Fratze einer klaffenden Stiefelsohle oder einer geplatzten Rocknaht gewahr wurde. Ich trank nur Wasser, vor Kaffeehäusern hatte ich den größten Respekt: werde ich jemals, so fragte ich mich bisweilen, eine Schale Milchkaffee nehmen, eine Partie Domino spielen können? Den Ingrimm, den mir mein Elend einflößte, übertrug ich auf meine Arbeiten. Ich war bemüht, positive Kenntnisse zu erwerben, um einmal unumstößlichen persönlichen Wert zu besitzen, um den Platz zu verdienen, auf dem ich aus meinem Nichts emporsteigen wollte. Ich verbrauchte mehr Öl als Brot, das Licht für meine hartnäckigen Nachtarbeiten kostete mich mehr als meine Wohnung. Dieser Zweikampf mit der Not war lang, zäh, trostlos. Ich gewann niemandes Anteil; muß man, um sich Freunde zu machen, nicht ein paar Sous im Sack haben, damit man mit jungen Leuten zechen, an Orte gehen kann, wo Studenten zusammenkommen? Ich besaß nichts. Und niemand stellt sich in Paris vor, daß nichts nichts ist“.

In den Briefen des Darbenden aus dieser schicksalschweren Zeit an Schwester Laura vernimmt man niemals solche Klagetöne. Tapfer zieht er in diesen allerliebsten, jugendfrischen Ergüssen seine bittere Not ins Scherzhafte. Er genießt den Begeisterungsrausch der ersten vollen Künstlerfreiheit und verklärt seine Bettlerarmut mit herrlichem Humor. Er schilt seinen saumseligen Diener, der auf den drolligen Namen „Ich-Selbst“ (Moi-même) hört, weil dieser lässige Gesell mit dem Aufräumen und Kleiderreinigen, mit

den Spinnweben und den „Russen" unter dem Bett, mit dem vom Herrn gewünschten Einheizen, Auftragen der Mahlzeiten nicht fertig wird. In einer anderen, für die Herzensschwester bestimmten Schmurre beschwert er sich über eine Fremde, die aus der Völkergasse über die Brücke der schönen Künste in sein Quartier flog und im Kopf eines armen Jungen ein Feuer entzündete, das kein Löschmann dämpfen kann: die Brandstifterin heißt Frau Gloria.

Ernsthafter kündigt er in buntem Durcheinander andrängende Zukunftspläne an: „Spielopern, Romane, Schauspiele, vor allem das Szenarium seiner Tragödie ‚Cromwell'." Der Stoff lag damals, unmittelbar nach Napoleons Triumph und Sturz, in der Luft. Guizot behandelte die englische Revolution als Geschichtsschreiber, Victor Hugo dramatisierte denselben Vorwurf. Balzac kam, ganz unabhängig von diesen Zeitgenossen, zu dem gleichen Thema, das ihm das schönste der neueren Geschichte dünkt. Sein Arbeitseifer verdunkelt ihm die Schwierigkeiten seiner Aufgabe nicht. Eine französische Tragödie verlangt nach seiner Schätzung durchschnittlich zweitausend Alexandriner, und er kommt sich wie ein Rekrut neben dem „General" Corneille vor; er weiß auch nicht, wie die Größen der Comédie française Verse sprechen und als Talma den Cinna spielt, fehlt ihm das nötige Eintrittsgeld. Er verhehlt sich nicht, daß er das Mißtrauen der Seinigen nur „durch ein Meisterwerk" besiegen kann. Sonst bleibt ihm nur übrig, sich den Hals umzudrehen. Ein Meisterwerk ist der Cromwell-Entwurf des jungen Balzac sicherlich nicht. Immerhin ist die Gliederung und Umbildung des überlieferten Stoffes nicht verächtlich. Die unzeitige Großmut, mit der Karl I. Cromwells in seine Macht gelangte Söhne freigibt, schlägt zu seinem Unheil aus. Der Charaktergegensatz zwischen dem machthungrigen Cromwell und der Arglosigkeit des Königs sollte der erste und letzte Grund des unabwendbaren Ausganges sein. Wie weit aber das richtig Gedachte von dem richtig Vollbrachten absteht, empfand der Neuling schmerzlich beim unverdrossenen Studium seiner vermeintlichen Muster: Crébillon macht ihm nicht bange, Voltaire erschreckt, Corneille entzückt ihn, Racine läßt ihn die Feder wegwerfen.

Wurde ihm das Herz gar zu schwer, dann wagte er verstohlene Gänge in menschenleere Gegenden. Bei Tag sucht er den Père La Chaise auf, und dort wirken Grabsteine mit wuchtigen Inschriften wie Weckrufe. „Gewiß, es gibt keine anderen schönen Epitaphien als: La Fontaine, Masséna, Molière, ein einziger Name, der alles sagt und träumen macht."

Noch größere Bedeutung als diese (im Schlußkapitel des Père Goriot nachwirkenden) Friedhofsbesuche gewannen seine in ihrer Bedeutung vom nachmaligen Schöpfer der Comédie humaine nicht gleich gebührend gewürdigten Nachtgänge. Schillers früher angeführtes Wort im Entwurf der „Polizei": „Poetische Schilderung der Nacht in Paris" erfüllt sich dem absichtslos durch Straßen und Winkel der Weltstadt wandernden jungen Balzac mit Inhalt: „Ich wohnte damals in einer kleinen Gasse, die Sie gewiß nicht kennen, Rue de Lesdiguières. Sie beginnt in der Rue Saint-Antoine,

gegenüber dem Brunnen beim Bastilleplatz, und endet Rue de la Cerisaie. Liebe zur Wissenschaft hatte mich in einer Dachkammer abschließen lassen, in der ich nachts arbeitete, den Tag verbrachte ich in einer nahegelegenen Bibliothek. Ich lebte anspruchslos," so heißt es in der autobiographischen Einleitung zu „Facino Cane", „ich hatte die Bedingungen des mönchischen, der Wissenschaft so notwendigen Lebens auf mich genommen. Eine einzige Leidenschaft entzog mich meinem Studium, war nicht aber auch das ein Studium? Ich ging aus, um die Zustände der Vorstadt, ihre Einwohner und deren Charaktere zu studieren. Ebenso schlecht gekleidet wie die Arbeiter, erregte ich nicht ihren Argwohn. Ich konnte mich unter sie mischen, sehen, wie sie sich miteinander vertrugen oder am Feierabend aneinander gerieten. Die Beobachtung war bei mir schon unwillkürlich intuitiv geworden, sie drang in die Seelen, ohne die Leiber außer acht zu lassen, oder vielmehr sie umfaßte alle Eigenheiten der äußeren Existenz so genau, daß sie sogleich darüber hinausgriff; sie gab mir die Fähigkeit, das Leben des Individuums, an dem sie sich übte, mitzuleben, indem sie mir erlaubte, mich an seine Stelle zu setzen, wie der Derwisch in ‚Tausend und Eine Nacht' Leib und Seele der Personen annahm, über die er gewisse Zauberworte sprach." Balzac gibt Proben dieser dämonischen Kraft. Wenn er zwischen 11—12 Uhr nachts hinter einem Handwerkerpaar herging, das in einem Schauerstück gewesen, hörte er, wie die zwei zuerst miteinander über ihre Eindrücke sprachen, dann vom Hundertsten ins Tausendste geratend, von Wirtschaftssachen, bösen Kunden und harten Brotgebern redeten. Und während sich ihr Gespräch erhitzte und unversehens in Streit und Schlägerei ausartete, fühlte sich Balzac nicht nur mit ihrer Denkart eins, er fühlte ihre Lumpen auf seinem Leibe. „Meine Füße steckten in ihren vertretenen Schuhen, es war der Traum eines Wachen. Wem ich diese Gabe danke? Ich weiß es nicht. Ist es ein zweites Gesicht? Ist es eine der Eigenschaften, deren Mißbrauch zum Wahnsinn führt? Ich habe niemals die Ursachen dieses Vermögens gesucht. Ich besitze es und bediene mich seiner."

Diese Wundergabe teilt Balzac mit genialen Charakterschauspielern, und es wird eine Aufgabe dieser Studien sein, im einzelnen nachzuweisen, wie viel Balzacs Art und Kunst als Romanschriftsteller mit der Natur und Technik moderner Charakterspieler, Frédéric Lemaître, Got, Dawison, Mitterwurzer, gemeinsam ist. Allein sein Tiefblick ergründet Fratzen, Masken, Charakterköpfe nicht nur um ihrer selbst willen. Schon auf jenen Nachtgängen dämmerten ihm innere Zusammenhänge zwischen den Individuen und der Gesamtheit auf. Er zerlegte die Volksmasse in ihre Elemente. Er sah, was alles im Kreise dieses einen Faubourg Saint-Antoine steckte: „eine Pflanzschule der Revolution, die Helden, Erfinder, Politiker, Gauner, Verbrecher, Tugenden und Laster umschließt, all das von der Not niedergehalten, durch das Elend erstickt, im Wein ersäuft, vom Branntwein verbraucht. Man vermag sich die Fülle verlorener Abenteuer, vergessener Dramen in dieser Stadt der Schmerzen nicht vorzustellen. Wie viel schaudervolle und schöne Begebenheiten! Die Phantasie wird nie bis zur Wahrheit vordringen,

die sich hier verbirgt, und die niemand aufdecken wird. Man müßte zu tief hinabsteigen, um so bewundernswerte tragische und komische Szenen, vom Zufall geschaffene Meisterwerke zu finden."

Wie Dickens im Menschengewühl von London, Marseille und Boston frische Quellen neuer Inspiration aufrauschen hörte, empfing Balzac seine stärksten Anregungen aus diesem ungesuchten Anschauungsunterricht. Niemals ging er, wie die Stümper in Kellers „Mißbrauchten Liebesbriefen", auf geflissentliche Motivenjagd. Längst vorher absichtslos, unwillkürlich Aufgenommenes verdichtete sich plötzlich zu künstlerischen Wirklichkeiten. 1820 und weit über diese Zeitgrenze hinaus wäre Balzac am meisten erstaunt gewesen durch die Prophezeiung, daß er Dauerndes oder gar sein Höchstes nicht seinen sauren Mühen um den Kranz des Tragikers, sondern seinen Erholungsgängen zu danken haben werde: die Entdeckung der nächstliegenden Umgebung, die Eroberung des neuen Paris, die Durchforschung aller Schichten der zeitgenössischen Gesellschaft.

Über seinen „Cromwell" sollte er freilich nicht lange in Zweifel bleiben. Er wurde im April 1821 nach Villeparisis, dem neuen, keine tausend Seelen zählenden Wohnsitz der Seinigen, berufen, weil Schwester Laura im Mai Hochzeit halten sollte mit dem Ingenieur Surville. Dem Familien- und Freundesrat las Honoré seine Tragödie vor: der Eindruck war niederschlagend. Schroffe Verwerfung überwog. Wohlwollendere tadelten milde. Niemand verstand sich auch nur zu lauem Lob. Vater Balzac wünschte noch die Ansicht eines unparteiischen Kenners einzuholen, und der Bräutigam erbot sich, „Cromwell" seinem ehemaligen Literaturprofessor am Polytechnikum, dem Verfasser eines zahmen Dramas „Der Müller von Sans-Souci", zu bringen. Honoré ließ diesen Veteranen als Schiedsrichter gelten. Andrieux erklärte: L'auteur doit faire quoi que ce soit, excepté de la littérature. Ein Spruch, den der junge Balzac unbewegt mit der monumentalen Antwort hinnahm: „Tragödien sind also nicht mein Fall. Vorwärts zu anderen Arbeiten!"

Die Pariser Hungerkur hatte seinem unerschütterlichen Vorhaben nichts anhaben können; körperlich aber war Honoré durch die schmale Kost fast ebenso heruntergekommen wie im Vendomer Colleg. Von einer Rückkehr in ungeordnete Verhältnisse wollte die Mutter deshalb nichts hören. Honoré mußte im Elternhaus bleiben. Um auf eigenen Füßen zu stehen, verstand er sich — wie der das ums tägliche Brot Fahnenstangen bemalende Grüne Heinrich — zu freilich weit bedenklicheren Sudeleien. Unter dem Pseudonym Lord R'hoone (Anagramm aus Honoré) und unter anderen Leihnamen, A. de Viellerglé, Horace de Saint-Aubin, veröffentlichte er in den Jahren 1822—1825 über zwei Dutzend Bände Romane (L'Heritière de Birague; Clotilde de Lusignan ou le beau Juif; Wann Chlore, Jane la pale usw.), die Balzac schon in den Tagen, da er sie niederschrieb, mit den stärksten Ausdrücken der Geringschätzung ablehnte und niemals anerkannte. Als bei seinen Lebzeiten belgische Nachdrucker aus diesen Jugendsünden des mittlerweile berühmt gewordenen Erzählers Vorteil ziehen wollten, verkaufte er das Autorrecht dieser Erstlinge für 10000 Franken einem französischen Verlag

unter der ausdrücklichen Bedingung, daß der Name Balzac nicht als der des Verfassers genannt werden dürfe. Nach seinem Tode war dieses Verbot nicht mehr aufrecht zu erhalten: als Œuvres de jeunesse wurden diese trotz allen Gebrechen den künftigen Schöpfer des Vautrin ankündigenden Bücher wiederholt, zuletzt 1899 in einer wohlfeilen Édition de centenaire neugedruckt.

In scharfen Untersuchungen hat André Le Breton gezeigt, wieviel Balzac nicht nur in diesen für den rohen Massengeschmack berechneten Stegreifarbeiten aus den Volksromanen von Pigault-Lebrun und den Melodramen von Pixérécourt, englischen Gespenstergeschichten usw. herübergenommen hat. Könnte man — so fragt dieser feine Kopf — Balzac nicht geradezu als volkstümlichen Romancier bezeichnen, der gelegentlich zum Wahren und zur großen Kunst sich erhebt?[1]) Dieser volkstümlichen Abkunft verdanken die Motive der besten Schöpfungen Balzacs (wie die Fabeln Shakespeares und Lope de Vegas) nicht zum wenigsten den Reiz der stofflichen, Leser der verschiedensten Bildungsart und Zeitalter an- und aufregenden Spannung. Dieses Meistergeheimnis war und wäre Balzac nicht verborgen geblieben, auch ohne die Fronarbeit dieser „Œuvres de jeunesse", Hintertreppenromane, die dem Autor in den Illusions perdues ironisch benutzte erste Erfahrungen mit leichtgläubigen wie mit listigen Verlegern eintrug. Der ungeheure damalige buchhändlerische Welterfolg der Romane Walter Scotts ließ die Buchhändler wahllos nach guten und schwachen Nachahmungen der Waverley Novels und ihrer langen Folge greifen. Vermutlich nur dieser Mode hatte es Honoré zu danken, daß seine Manuskripte angenommen, gedruckt und sogar, meist allerdings nur mit fragwürdigen Wechseln, bezahlt wurden. Trotzdem rächte sich diese Pfuscherei grausam an Balzac, kaum weniger grausam an seinen Eltern. Hätten sie Honoré, wie er sehnsüchtig wünschte, zu ruhiger Fortbildung, Sammlung und Unabhängigkeit für wenige Jahre eine Rente von 1500 Franken gegönnt, dann wäre ihm nicht bloß die Herabwürdigung seines Talentes, sondern ihnen selbst der Verlust eines zwanzigmal größeren Kapitals erspart geblieben. Von dem unsicheren Literatenberuf wollten sie nichts hören; dem Wahn, Honoré als Geschäftsmann eine gesicherte Lebensstellung zu verschaffen, brachten sie bedeutende Opfer, um zuletzt nur mit dem Einsatz ihres Vermögens in zwölfter Stunde seinen Bankrott aufzuhalten.

Mißmutig über seine schiefe Stellung im Elternhaus, ließ sich Honoré von einem Pariser Nachbar, d'Assonvilles, zu einer buchhändlerischen Spekulation bereden. Zum ersten Male sollten die Werke von Molière und La Fontaine in einbändigen Gesamtausgaben gedruckt und vertrieben werden. Der Gedanke war gut, Balzacs Unerfahrenheit dagegen so groß, daß in Jahresfrist keine zwanzig Exemplare abgesetzt wurden. Nicht gewarnt durch diesen Mißerfolg, kaufte Honoré eine Druckerei; zum technischen Leiter und Gesellschafter wählte er einen mittellosen Faktor, den er bei den Korrekturen seiner früheren Publikationen kennen gelernt hatte. Das neue Unternehmen begann mit einem

[1]) André Le Breton, Balzac. 1905. S. 73.

Schuldenstand von 92000 Franken (die Konzession seines Vorgängers mußte allein mit 22000 Franken abgelöst werden; dazu kamen die vermutlich zu hoch übernommenen Pressen usw.), die durch eine dem Sohn zugestandene „Aussteuer" des alten Balzac nicht entfernt gedeckt erschienen: Honoré wurde die Kapitalisierung einer früher vergeblich erbetenen Rente von 1500 Franken (nicht bar, sondern als Bürgschaftssumme) vom Elternhaus zugebilligt. Honoré überließ die Druckerei dem Faktor, er selbst besorgte emsig die Bücher und Geschäftskorrespondenzen. Aller Eifer führte aber nicht zu dem erhofften Triumph Richardsons, als Drucker und insbesondere als Drucker und Verleger eigener Romane reich zu werden. Nach zwei Jahren stand einem Haben von 67000 ein Soll von 113000 Franken gegenüber. Die Setzer mußten ihre rückständigen Löhne einklagen; säumige Schuldner beglichen Balzacs Forderungen, statt mit Geld, mit Ladenhütern (sämtliche Werke von Pausanias, Colardeau, Colin d'Harleville usw.); Notare mit Wechselprotesten, zweifelhafte Makler, unzweifelhafte Wucherer wurden Stammgäste im Kontor Balzacs, dem Urbild der Marterkammer des genialen Druckers Daniel Séchard in den Souffrances de l'inventeur. In diesem Wirrwarr wandelte Balzac die Lust an, mit vollen Segeln auf die hohe See der Pariser Großindustrie sich hinauszuwagen: er kaufte eine (seither gedeihlich entwickelte) Schriftgießerei und machte in kürzester Zeit Fiasko. Das Falliment wäre unabwendbar, wenn nicht Mutter Balzac einem unbedingt zuverlässigen Vertrauensmann, ihrem Vetter, Vollmacht zur Ordnung aller Forderungen geben würde. So klug und gewandt dieser (im Roman der Crida des kleinen Pariser Gewerbsmannes Grandeur et décadence de Cesar Birotteau verewigte) ehrliche Vermittler die heillos verworrenen Geschäfte abwickelte: Honoré ging aus dem Handel mit einer Schuldenlast von 45000 Franken hervor, die er eigentlich bis an sein Lebensende nicht ganz abgewälzt hat.

Akten- und ziffernmäßig liegt heute dieser traurige Verlauf und Rechnungsabschluß in einem bereits erwähnten 1903 in der Librairie des amateurs erschienenen Prachtband vor: La jeunesse de Balzac. Balzac imprimeur, den die Herausgeber Gabriel Hanotaux und Georges Vicaire mit Typen aus der unter Balzac verunglückten, heute angesehenen Schriftgießerei drucken ließen. Die emsigen Sammler beschenkten uns in ihrem leider fast mit Ausschluß der Öffentlichkeit nur für einen Kreis von Liebhabern bestimmten Werke nicht bloß mit lehrreichen Kauf- und Gesellschaftsverträgen, Vergleichsprotokollen und Geschäftsbriefen. Auf der Suche nach diesen kaufmännischen, Balzacs ganzes späteres Leben vergiftenden Zwischenspielen haben sie nach Hanotaux' Ausdruck in Tinte und Druckerschwärze Azur gefunden.

Zwischen den Zeilen von Urkunden und Gerichtsprotokollen, aus zeremoniösen Empfehlungsschreiben an hohe Amtsstellen, die über Balzacs Konzession zum Druckereigewerbe zu entscheiden haben, ist Balzacs erster und folgenreichster Jugendroman herauszulesen, der Roman mit der Frau, der er, ohne sie zu nennen, „Louis Lambert" gewidmet hat mit dem Leitwort: Et nunc et semper dilectae dicatum. Derselben Frau, von der die Heldin und Märtyrerin des Lys dans la vallée nur ein blasses Abbild gibt.

1777 geboren, war sie 1821, als Honoré zum erstenmal, vermutlich in Villeparisis, als Kamerad eines ihrer Söhne ihr Haus betrat, fast um ein Vierteljahrhundert älter als der Dichter. Hat Honoré — wie der unreife Knabe im Lys dans la vallée — in jäher Aufwallung des Blutes auf einem Balle die überreife Frau auf den Nacken geküßt? So verschwiegen er in dieser Frage wie in seinen sonstigen Liebesabenteuern stets war, gewiß ist, daß die Dame trotz ihrer vierundvierzig Jahre Honoré keine Gunst versagte. So hoch die Flamme der Leidenschaft anfangs auch aufschlug, dem Liebesbund der beiden konnte bei dem Altersunterschied nicht Dauer beschieden sein. Und doch hat Balzac der Dilecta dieser Freundin und Führerin, der einsichtigen, strengen Richterin seiner künstlerischen Entwürfe, der Helferin und Trösterin auch in seinen geschäftlichen Sorgen unbegrenzte Dankbarkeit bewahrt. „Als ich das erste Mal zusammenbrach, 1828, stand mir ein Engel zur Seite," schreibt er 1836 seiner nachmaligen Frau, der Gräfin Rzewuska-Hanska. Als die Dilecta stirbt, weiht er ihr in schmerzlichster Bewegung den Nachruf: „Das Wesen, das ich verloren habe, war mehr als eine Mutter, eine Freundin, irgendein Geschöpf für ein anderes Geschöpf sein kann. Elle ne s'explique que par la divinité. Sie hatte mich in großen Stürmen durch ihr Wort, durch die Tat, durch ihre Hingebung aufrecht erhalten. Wenn ich lebe, ist es nur ihr zuzuschreiben, obgleich uns in den letzten zwei Jahren Krankheit, Zeitmangel, Entfernung voneinander getrennt hielten, waren wir einander gegenwärtig: elle réagissait sur moi, elle était un soleil moral.

Dank Hanotaux' und Vicaires Aufschlüssen wissen wir heute genau, wer die Dilecta war[1]). Das einzige Kind eines deutschen Harfenspielers, der Lehrer und Kammervirtuose Maria Antoinettes war und aus der Wertherstadt Wetzlar stammte, namens Hinner, aus dessen Ehe mit einer Kammerfrau der Königin La Borde. Ludwig XVI. und Marie Antoinette standen Paten bei dem Mädchen des Wetzlarer Musikus und nicht ganz sechzehn Jahre später wurde Laure-Antoinette Hinner mit Gabriel de Berny getraut, der es bis zum königlichen Gerichtsrat brachte. Der Gatte war launenhaft, reizbar, anspruchsvoll, die Ehe, der neun Kinder entsprossen, nicht glücklich. Die Gesichtszüge von Madame de Berny muten ihre jüngsten französischen Biographen grunddeutsch an[2]). Und auf deutsche Art weist mehr noch ihre Selbstlosigkeit und Empfindsamkeit. Balzacs unverkennbare Vorliebe für deutsches Wesen, seine Idealisierung des urdeutschen, pudeltreuen Musiklehrers Schmucke, seine Vertrautheit mit Goethe, Schiller, Jean Paul, E. T. A. Hoffmann wurzelt vielleicht in Anregungen der Dilecta. Klarheit vermöchte darüber nur Balzacs Briefwechsel mit Madame de Berny zu

[1]) Geneviève Ruxton, La Dilecta de Balzac. Avec une préface de M. Jules Lemaître. Paris 1910.

[2]) Ihr Bild findet sich in Hanotaux-Vicaires Prachtwerk, ihr Wohnhaus in Villeparisis erscheint nach einer Photographie in dem 1910 veröffentlichten Büchlein „La vie anecdotique et pittoresque des grands écrivains". Alphonse Séché et Jules Berthaut. Balzac. 42 portraits et documents. Paris, Michaud.

geben. Die spärlichen Proben, die bisher von ihren kritischen Bemerkungen über Louis Lambert und Le lys dans la vallée bekannt wurden, überraschen durch scharfes, mutiges, überlegenes Urteil: sie rügt Grundfehler Balzacs, Großsprechereien, ein Übermaß von Abschweifungen, einen Orakelton in philosophischen Erörterungen, den Taine nachmals, trotz aller Bewunderung der eigentlichen Begabung Balzacs, als Commis-voyageur-Manier belächelte. So sehr Madame Berny Balzacs Künstlergaben liebte und je mehr sie ihn liebte, desto weniger Schonung übte sie gegen Unarten seines Talentes, gegen Ungleichheiten in seinen Leistungen. Auch für diese gesunden künstlerischen Erziehungsmaximen wußte Balzac der Dilecta Dank. Er beherzigt ihre Ausstellungen, kein Lobspruch der Weltkinder und der kritischen Stimmführer beglückt ihn aufrichtiger als die Zustimmung der Einzigen, die zu ihm gehalten, als alle anderen höhnisch oder zweiflerisch die Achseln über ihn zuckten. Nur durch die Korrespondenz Balzacs mit Madame de Berny würde der Werdende, seine Irrungen und Absichten so durchsichtig werden, wie jetzt Gedanken- und Gemütsleben des fertigen Mannes und Meisters in den tagebuchartigen, inhaltschweren Lettres à l'Étrangère. Untrennbar bleibt die Dilecta mit Balzacs Leben und Lebenswerk verbunden. So lang man nach dem Schöpfer der Comédie humaine fragen wird, kann auch die Tochter des Wetzlarer Musikus, Laura Hinner-Berny, nicht vergessen werden.

Auf der Oder.

Eine Bootfahrt.

Von

Marie von Bunsen.

(Fortsetzung.)

12. August, Donnerstag.

Ein kräftiger, widriger Wind; auf der Luftlinie, unter weißgetürmten Wolken lagen goldgelbe Getreidefelder mit ihren Garben. Es kamen die bisher an dem Oderufer vermißten Kühe, zum wohltuenden, friedlichen Charakter einer Flußlandschaft gehören die schönen Tiere mit ihren ruhigen Bewegungen, ihren interessant sich komponierenden Gruppen. Kähne wurden mit Baumstämmen beladen, sie waren gewaltig, als sollten Hallen für Germanenhäuptlinge daraus geschichtet werden. Daneben lagen Flöße, anscheinend rüstete man sich zur Abfahrt, denn auf jedem erhob sich eine Hütte aus sauber geflochtenem Stroh. Wie wäre im Alter eine behagliche Stromfahrt auf so einem Floß?

Steinau kam in Sicht; dem Rat des Fährknechtes in Dyrenfurth folgend, lenkte ich bei einem Bootsbauer ein und übergab ihm die „Formosa". Die furchtbaren Kriegserfahrungen haben Steinau seiner interessanten Bauwerke beraubt, aber es hat stille Reize; nette Gärten und draußen nach den Wiesen zu, wohl am einstigen Wall, schattige Alleen und ein Hölzchen. Hier sah ich den vom Lehrer überwachten, in den Schulplan aufgenommenen Spielen einiger Volksschulklassen zu. Es gefiel mir gut. Der „Dritte" wurde abgeschlagen, der junge und frische Lehrer paßte auf, daß alle ihre Sache ordentlich machten, alle dran kamen; Geschick und Verständnis wurden entwickelt, dabei waren die Kinder überaus vergnügt. Eine ersprießliche Unterrichtsstunde. Nur eins hätte ich anders gewünscht: auch die kleinen Mädchen wurden mit dem Familiennamen gerufen: „Schulze II, du bist jetzt dran."

Es schlug zwölf. Alle stürzten sich auf die aufgestapelten Mappen und liefen plaudernd davon. Nur einige Knaben kletterten mit ihren bloßen Füßen auf die Bäume. Mit derbem Schieben wurden sie durch die Genossen hinaufbefördert, sie schwangen sich von einem Zweig, von einem Baum zum andern, wippten auf sich tief neigenden Ästen. Ein herrliches Vergnügen, mit so viel abwechselnder Aufregung verbunden; ich dachte an den großen, unvergeßlichen, zum Klettern ideal gestalteten Nußbaum im väterlichen Garten.

Die Straßen, die Gebäude hatten wenig Charakter; was hat die Stadt nicht alles erduldet! Dank der alten Oderbrücke lag sie an der Heerstraße; die Hussiten haben sie verwüstet, die Schweden haben sie niedergebrannt, ließen nur vier Häuser stehen. Furchtbare Kontributionen verhängten die Russen im Siebenjährigen Krieg, die Napoleonischen Heere. In der Nähe der Bootswerft ist eine kleine Anhöhe, ein Vergnügungsort. Während der französischen Okkupation mußte man dort den Geburtstag des Kaisers feiern. In dem ausgesogenen Städtchen gelang es dem Magistrat nur mit Mühe, das verlangte Geschirr, die Tischwäsche zum Festmahl zu beschaffen; in der Unmöglichkeit, die genügenden Tischtücher aufzutreiben, mußte man zu weißen Leichentüchern greifen.

Jetzt fuhr ich nach Liegnitz. Mit großem Vergnügen hatte ich in diesen Tagen Hans von Schweinichens Erinnerungen gelesen, so zog es mich nach dem Schloß, in dem er seinen sechs Herzögen in Freud und Leid diente. Zwar wurde der größte Teil des Gebäudes nach einem Brand erneuert, doch ist manches erhalten; wohl erkennbar die Gesamtanlage, die Wälle, Gräben, der einstige Garten. Die beiden Türme stehen, im Schloßhof ist noch echtes vorhanden, und vor allem prangt noch das Eingangstor. Zeigte das Briegsche Schloß italienischen Einfluß, so herrscht hier niederländischer Geist. Die Ornamente sind weniger fein, aber bodenständiger und sehr pittoresk.

Natürlich hatte es mich zum alten Gasthaus am Ring, zum „Rautenkranz" gezogen. An den breiten Treppenaufgängen und Türpfosten sind schwerfällige Rokokoschnitzereien; aus dem Fenster mich lehnend, sah ich auf das durch Anbauten fast verdeckte Rathaus, auf einen von Bäumen beschatteten Barockbrunnen mit Neptunen und Tritonen. Im Gasthaus ging eine Hochzeit gerade vor sich; ich gedachte der prächtigen, welche ein Liegnitzer Stadtschreiber seiner Tochter ausrichtete; der dazu geladene Schweinichen meint: „Desgleichen habe ich zuvor bei keinem Bürger, so in Liegnitz gehalten worden, nicht gesehen, hat über 100 warme Essen auf eine lange Tafel gegeben, ingleichen auch über 100 Schalen, ist ein fürstliches Bankett gewesen."

Ich wanderte umher. Am Ring wie in den nahegelegenen Straßen gibt es alte und altfränkische Giebel, Erkerchen, steinerne Portale. Diese sind gar nicht groß, aber gefällig mit steinernen Ornamenten, Sprüchen, Köpfen verziert, gerade gut für eine Patrizierwohnung. Besonders stattlich ist ein Haus an der Ecke vom Ring und der Ritterstraße; oft mag Schweinichen dort aus- und eingegangen sein.

Nicht weit vom Schloß ist die bekannte Ritterakademie, ein gutes Barockgebäude mit dem alten Tor, den alten Gittern. Dort die Pförtnerwohnung; viele Generationen von Pförtnern haben dort gesessen, spielten mit ihrer Mischung von Strenge und Nachsicht eine Rolle im Dasein der immer sich erneuernden Flut junger Menschenkinder. Im großen Hof schmückten zwei grotesk sich bäumende Barockpferde den Eingang zur Reitbahn; aus den offenen Fenstern ertönt das Wort „Horaz". Auf wie viele Schüler, denen die Klassiker glatt zuwider waren, ist einer, der sie liebte, gekommen?

Nun weiter nach Goldberg. Leider waren Graf und Gräfin R. verreist, er ist Landrat, ist Urschlesier, seine Ahnen werden öfters von Schweinichen erwähnt. Gern hätte ich ihn über die Schweinichenschen Güter, über noch manches andere befragt.

Goldberg sah ich mir jedoch an. Unten in der Ebene, an der Katzbach, sind Gerbereien, langgereiht flattern die hellen Felle im Wind; gediegene, altfränkische Häuser führen zu der auf einem bewaldeten Rücken liegenden Stadt. An einer alten Mühle hat 1633 der „Mülherr" eine steinerne Inschrift gesetzt:

Montag nach Heiliger Dreifaltigkeit
Sah man zum Goldberg solch groß Leid,
Die Katzbach sich so ergoß,
Daß sie ob dieser Linie floß.

Am Ring fand ich die mir bekanntgewordenen Häusertypen, überraschend dagegen die romanischen Kirchenportale. In der Nähe ist dem großen Pädagogen Trotzendorf ein Denkmal gesetzt; unter ihm, dem Freund und Anhänger Luthers, wurde Goldberg eine Stätte der Kultur. Hier — vermutlich war sie wie jetzt im Umkreis der alten Kirche — ging Hans von Schweinichen zur Schule.

Der Pfarrer von Mertschütz brachte den Junker zum Pädagogus. Bei ihm lernte er, „was meine Notdurft, Lateinisch reden; weil aber allbereit in meinem Haupte das Hofwesen steckte, hatte ich nun mehr Lust zu Reiterei als zu Büchern." Er darf schöne Bürgertöchter zu Hochzeiten führen, „sonderlich erhob mich auch, daß Jungfrau Käthlein etliche Worte Latein konnte reden, und wann sie mir eines Lateinisch zutrank, daß ich ihr antworten konnte, wußte ich nicht anders, ich konnte soviel Latein als ein Doktor. Meine Frau Mutter schicket mir einst zwei Fl. und eine lange weiße Feder. Die hub ich fleißig auf in meiner Laden und steckte sie mir auf Hochzeiten auf, habe sie aber des Tages oft beschauet. Und bin diese Zeit über zum Goldberg in Barchent gekleidet worden mit Damaschken Ermeln und ein Korduan Koller, klein geschnitten und einen alten Tschammelottnen Mantel mit Sammet gebrämet und ein Sammet Barett, darin ich mich nicht der Schlimmste zu sein däuchte." Dieses Kirchenportal war uralt, als er, in dieser Tracht Sonntags mit dem Pädagogus zum Gottesdienst gehend, sich die rohen Skulpturen besah.

Einige Reste alter Mauern sind erhalten, dort unter Bäumen fand ich einen hübschen Platz. An das alte Gemäuer war ein Sommerhäuschen gebaut, von Klematis überwuchert, steinerne Stufen führten hinauf, im Hintergrund lagen Gärten.

Vor mir erstreckte sich ein fruchtbares Hügelland, der Sommerduft, der Atem der reifenden Ernte stieg zu mir empor. Während des frühen Mittelalters wurde hier ergiebig nach Gold gegraben; man sieht es der stillfriedlichen, deutschen Landschaft nicht an; ihr ist der jährliche Goldsegen der Felder verblieben.

An Obstgärten, auf deren weichem Grase Kühe weiden, ging ich nach dem Bahnhof hinunter, um nach Löwenberg zu fahren. Ehe ich ankam, war es Nacht; ich folgte dem Hausknecht des Hotel du Roy durch die lautlosen Straßen, betrat, freudig erregt, die Schwelle eines spätgotischen Portals, erhielt ein Zimmer mit mächtigen Mauern und lehnte aus dem mit steinernem Maßwerk geschmückten Fenster hinaus. In der Dunkelheit dämmerten rings umher am Ring die matt beleuchteten Giebelhäuser

14. August.

Löwenberg habe ich mir gewissenhaft besehen. Das Rathaus entstammt größtenteils dem 16. Jahrhundert, an einer Seite wurde es in später Zopfzeit mit originellen Tür- und Fenstereinfassungen geschmückt: korinthische Kapitelle mit krausen, plumpen aber lustigen Ornamenten, Füllungen und Friesen, alle verschieden. Dann kommt ein Turm aus der Feudalzeit und ein neuer gelungener Anbau; Laubengänge, plastischer Schmuck, eine gotische Empfindung, aber durchaus eigenartig und selbständig zum Ausdruck gebracht, also ein echter Stil. Dieses ist in dem entlegenen schlesischen Landstädtchen zu finden.

Hinter dem Brunnen mit dem Wappentier der Stadt liegt das altfränkische Haus, in dem Napoleon 1813 übernachtete. Er erhielt schlechte Nachricht aus Wien; ein mit der Kaiserkrone geschmücktes Glas, das er eben zur Lippe führen wollte, zerbrach. Das Glas wird gezeigt. Gegenüber ist das Haus, in dem Gneisenau zehn Jahre lang lebte, und mein Gasthaus, Hôtel du Roy (Reu ausgesprochen) heißt nach Friedrich dem Großen. Dort wohnte er, ließ es ausbauen. Leider war sein Zimmer besetzt, sonst hätte ich es erhalten. Hier erhielt er die Nachricht vom Sieg des Prinzen Heinrich bei Freiberg in Sachsen; gleich erfaßte der König die Bedeutung der Schlacht, jetzt endlich hielt er den ehrenvollen Frieden in seinen Händen. Die schlimmen Worte, die zwischen den Brüdern gefallen waren, vergaß er und schrieb unter diesem Dach: „Sie erweisen dem Staat einen Dienst, für welchen ich Ihnen hier nicht hinreichend meine Dankbarkeit auszudrücken vermag.“ Der Gasthof ist ein adliges Stadtschloß aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, mit Wappen, schönen Renaissanceeinfassungen, steinernen Säulen.

Nun kam ich in eine kleine Seitengasse, fand in diesen Schwebebrücken, wie ich sie bisher fast nur aus Italien kannte. Ein merkwürdig malerischer Anblick, und dazu gab es Durchblicke auf alte Stadttürme und Mauern. Wahrscheinlich war die Kirche einstmals interessant; man hat sie in Grund und Boden verrestauriert. Das Portal aus rotem Sandstein hat durchbrochene Blattfließen und rohe Plastik im Giebelfeld. Daneben liegt das ehemalige Krankenhaus. Ein liebevoll gepflegter Garten, auf der Mauerterrasse abwechselnd Sonnenblumen und Georginen, darunter buchsgefaßte Rabatten mit weißen und lila Glockenblumen, mit rosa Astern. Eine malerisch verfallene alte Kirche birgt jetzt ein kleines Museum; zweckmäßig zusammengestellte heimatliche Kunst. Da waren die früheren schlesischen Trachten; die Schließerin erinnerte sich, noch die Brusttücher und Schürzen aus weißgesticktem Batist, die bunten Hauben beim Kirchgang gesehen zu

haben. Hübsch waren auch die buntbemalten Bauernmöbel, die zierlichen schmiedeeisernen oder in Holz geschnitzten Armleuchter, Spinnen genannt. Da waren auch Epithaphien und Gedenksteine, so eine der Bäckerinnung, auf der spätgotische Engel gerührt eine große Bretzel hielten. Das Monument „Otto und Klara" erfreut sich einer großen Beliebtheit; man nennt es den Ritter und die Nonne, dichtet ihnen gebrochene Herzen an; in Wirklichkeit ist es das ansprechende Denkmal eines Ehepaares; der Ritter, die Rittersfrau reichen sich innig die Hand.

Löwenberg hat sich seine Türme, ja seine Stadtmauer bewahrt, gelegentlich ist diese durch vorgebaute Häuschen und Gärten verbaut, fast zum weitaus größten Teil liegt sie frei zutag, und ich umgehe die alte Stadt. Zu allerletzt wird sich der Geschmack der Gartenkunst zuwenden; der neue Rathausanbau zeigte feines, richtiges Gefühl, es hat sich leider nicht auf die sorgsam gepflegten Anlagen erstreckt. Als Hintergrund hatte man die alte, schöne Mauer, einige Alleen, Hecken, Lauben, Bänke, ab und zu ein Rondell mit altmodischen Blumenrabatten, und mit denselben oder geringeren Ausgaben hätte man einen vollendet schönen Schmuck, eine Sehenswürdigkeit geschaffen. Sehr charakteristisch: da, wo die banale Anlage des geschulten Gärtners aufhörte, wo nur der schlichte Menschenverstand den Umgang mit einer Baumreihe, mit Bänken versah, war das Bild gut. Ja, dieser Gang ist außerordentlich hübsch, die alte Doppelmauer ist mit Häuschen, mit Gärten bestanden, hier ranken sich Reben, hier ragen goldene Sonnenbällchen, schlanke Malven in die Höhe, da gibt es Fliederbüsche, Obstbäume, darüber erscheinen die Türme, und zu den Füßen der Mauer zieht sich der grüne, bachdurchströmte Wiesengrund.

Nun fuhr ich auf Nebenbahnen nach dem Gröditzberg. Eine sehr freundliche Gegend, hübsche Fachwerkhäuser, viele Bäume, alles zeigt die behäbige Üppigkeit des ländlichen Lebens. Von weitem sichtbar steigt der bewaldete Gröditzberg aus der Ebene. Da wurde Schweinichen geboren, in der Nähe war die Heimat seiner Frau; auf all den umliegenden Gütern war er bekannt, hat bei den Taufen Gevatter gestanden, auf den Hochzeiten getanzt, sich betrunken, um die kleinen bewaldeten Kuppen gejagt. Der Gröditzberg hatte mir anfangs sehr gut gefallen; alte Bäume bedeckten den Kegel; unten nistete sich in grünen Baummassen eine alte Kirche, weiß mit Schieferdach, ringsumher eine Kirchhofsmauer mit dunklem Kreuz. Ein nettes, einfaches Gasthaus, der schöne Park mit dem Herrschaftshaus schloß sich an. Unter dem Baumschatten führte ein alter Stufenweg mit graubemoosten Steinbänken hinauf; es war hier sehr poetisch. Doch oben angelangt, stand ich plötzlich schaudernd vor einem Burgtor, vor einer Zugbrücke . . . dies war ja alles neu, dies war ja Kitsch.

Es kamen zwei schlimme Stunden, die trübsten, die ich in Schlesien verlebte. Eine gewaltige Burg ist nach berühmten Mustern unter Benutzung alter Teile neu erstanden. Alles kostspielig solide, gesucht pittoresk. Oben auf den Wehrgängen besah ich mir die Ziegel der Dächer; durch braune und grüne Ölfarbenkleckse haben sie die Patina erhalten. Die Gröditzburg

ist jetzt ein Vergnügungslokal im großen Stil; gewiß können sechshundert Menschen gleichzeitig, von Similiromantik umgeben, biertrinkend an all den Tischen umhersitzen.

Vor nicht langer Zeit, ehe der kunstliebende, kunstverständige, aber in diesem Falle irregeleitete Besitzer den Gröditzberg kaufte, stand hier eine historisch wichtige, interessante Burg, ein bemerkenswertes Denkmal der späten Gotik. Sie war etwas verfallen, aber sie war echt, ein Kleinod der Provinz. Jetzt hat es den künstlerischen Wert von „Kairo in Wien" oder „Venedig in Berlin"; jene sind jedoch harmlose Spielereien, dies hier bedeutet die Vernichtung eines nationalen Gutes. Schlummerten die Konservatoren der Provinz?

Es blies ein Orkan, draußen konnte ich nicht sitzen, ich bestellte mir Kaffee in der künstlich angerauchten „altdeutschen Trinkstube", versuchte diese unwürdige Umwelt zu vergessen und vertiefte mich in ein mitgebrachtes Buch. Es kamen und gingen andere Besucher der Burg, alle — ausnahmslos alle — waren begeistert.

Bei der Rückkehr bewunderte ich die alte Anlage; vor etwa hundert Jahren hatten die damaligen Besitzer den steinernen Aufstieg angelegt, oben sternförmige Waldalleen ausgeholzt; an den Kreuzungspunkt stellten sie eine steinerne Vase, von Bänken umgeben, ein hübsches Bild, ein angenehmer Windschutz, nach allen Seiten schöne Ausblicke auf das weite Land. So war die damalige Kultur.

Dann auf der spielerigen Kleinbahn zurück. Im Spätnachmittagslicht glänzte die goldene Flut des Getreides, die Stoppelfelder wirkten fahl, auf vielen standen noch die Garben, sie glichen sich aufbäumenden Wogen, die sich überschlugen, die zurückprallten, niedersanken. Ein etwas rötliches Gelb hatten die Haferfelder, sie waren unruhiger, die Garben waren von leichten Rispen umzittert. Dazwischen niedrige Koppen mit der ersten blühenden Heide, mit hierarchischen Wacholderbüschen und vereinzelten Birken.

Dann kam eine Überraschung: Herrndorf, das Heim der Schellendorfe.

Oft war Hans während der langen „Buhlschaft" mit Margarete hergeritten; dann, als er sich zur Ehe entschlossen, kam er mit dem Herzog in vier Jagdschlitten gefahren, der hohe Herr hielt in seinem Namen an. Später erfolgte dann die „Ausbitte", der Freier mußte angesichts der Verwandten und Freunde in einer wohlgesetzten Rede seine Wünsche und Gefühle vorbringen. „Nahm also den ganzen Anfang und Umstand her, was mich zu gleicher Heirat hätte bewogen, nämlich das alte adlige Geschlecht, der Jungfrau Ehrbarkeit und Beständigkeit, welches mit mehrer Ausführung eine halbe Stunde währte, daß auch der Jungfrau Freunde sagten, sie hätten keine solche umständliche, vernünftige Ausbitte niemals gehört, es müßte mir wohl sehr herzlich sein." Hier wurde das erste Kind geboren; die Unflätereien der Schwager bosten ihn sehr.

Die stattlichen Gebäude und der Park bezeichnen wohl die Stelle des ehemaligen Schlosses, ein kleiner Bergrücken hat phantastische, steile Felsen, unten ist ein weißes, klassisches Tor in die Steine gelassen — ein geheimnisvoll schönes Motiv.

In Liegnitz übernachtete ich wieder im „Rautenkranz“ am Ring, hörte nachts das Choralglockenspiel der Peter-Pauls-Kirche und fuhr dann nach Trachenberg.

Ich hatte mir Trachenberg malerisch anheimelnd, etwa wie Löwenberg, gedacht, fand jedoch ein neu nüchternes Städtchen mit Fabriken. Das „erste Hotel“ war unerfreulich; im Eßzimmer saß eine Gesellschaft, etwa bessere Pächtersleute oder Mühlenbesitzer mit ihren Frauen; sie tranken Rotwein und Benediktinerlikör, von diesem war gleich eine ganze Flasche bestellt worden, und die Gläser wurden immer wieder aufs neue gefüllt. Ich ging spazieren, traf viele junge Leute, welche nach einem Gartenlokal zum Tanz wollten, anscheinend junge Mechaniker aus den Fabriken. So „gut gestellt“ sind eigentlich keine ihrer Altersgenossen der großen Welt; innerhalb ihrer Kreise fühlen sie sich mit ihrem hohen Wochenverdienst geradezu reich, und alles Geld haben sie sich selber erarbeitet. Junge Leute der oberen Schichten sind dagegen, mit älteren Generationen verglichen, auch bei guter Zulage in bescheidener Lage und haben nicht die stolze Genugtuung des eigenen Verdienstes. Aber ich langweilte mich schrecklich in diesen Berliner Vorstadtstraßen und ging in gedrückter Stimmung auf das jenseits vom Fluß gelegene Schloß. Sollte die Herrschaft fort sein, der Park geschlossen, wäee es ein Reinfall, doppelt schmerzlich nach der Gröditzer Enttäuschung. Es kam jedoch anders.

Ich sah eine weiße klassizistische Orangerie, davor Sonnenbällchen und Phlox, alles sich im Flüßchen spiegelnd. Dann hinter den großen Baumgruppen des Parks ein lang ausgestrecktes, malerisches altes Schloß. Auf hohem Mast wehte die gelbe und schwarze Fahne mit der geschlossenen Krone. Ihre Durchlaucht ließen bitten; sie kam mir maßlos überrascht entgegen: „Wir liegen so abseits vom Wege, hierher verschlägt sich ja niemand!“ Durch die lange Flucht schöner Zimmer führte sie mich in einen hohen Rokokosaal. Es kam Tee, es kam der Hausherr mit einem im Schloß weilenden Gast. Wir sprachen über den Saal. Hier war die Trachenberger Abmachung zwischen Friedrich Wilhelm III., dem Kaiser Alexander und dem Kronprinzen Bernadotte von Schweden zustande gekommen. Es ist das flotteste, frischeste deutsche Louis quinze, gut in den Verhältnissen, mit zierlich leichten Ranken. An den beiden Hauptwänden prangen als Mittelpunkt der Dekoration (in guter Zeit hing man ein Bild nicht einfach so hin) zwei lebensgroße Porträts; der im blauen Ordenskleid der schwarzen Adlerritter ist der erste Fürst Hatzfeld. Er trat gleich zu Anfang für den jungen Preußenkönig ein; am Huldigungstag, in dem vor wenigen Tagen besuchten Saal des Breslauer Rathauses erlangte er den Fürstentitel. Gegenüber, im roten Samtgewand des goldenen Vließes, sein Bruder, der dem angestammten Herrscher, der Maria Theresia, die Treue bewahrte. Jener in Blau hatte das praktische Teil erwählt. Auf mancherlei Art erwies Friedrich sich dankbar, er verlieh ihm diese großartige Standesherrschaft, regulierte ihm das Flüßchen, die ungestüme Bartsch. Wie stellten sich Freunde und Verwandte? Verachteten sie den Renegaten oder tadelten sie den Verstockten?

Die Familienüberlieferung weiß von keinem Bruderzwist zu berichten, und friedlich hängen die beiden einander gegenüber, der mit dem schwarzen Adler, der mit dem goldenen Vließ.

Die großen Türen jener Zeit führen auf eine Rampenterrasse mit schönem schmiedeeisernen Gitter. Die Puder- und Reifrockdamen, die Herren in den gestickten seidenen Röcken treten hier fast greifbar in die Erscheinung; besonders reizvoll ist diese lange Schloßseite aus dem 18. Jahrhundert mit dem guten, orangegelben Bewurf und dem eigenartigen Schmuck des uralten Birnenspaliers; davor stehen Kübel mit alten Myrten und Orangen. Hier gehen mancherlei Erinnerungen an bekannt schöne Fürstinnen und fürstliche Töchter um; dieser langgezogene Teil mit den schmalen Gängen, den unerwarteten Treppen, dem graziös verschnörkelten Schmuck, den uralten, duftenden Orangen hat einen leise erotischen Hauch.

Das Schloß entstammt den verschiedensten Zeiten. In der Mitte, von großen Bäumen umgeben, steht noch die feudale Burg mit dem Wappen derer von Kurzbach.

Hier lebte zur Zeit des Hans v. Schweinichen der Ritter Sigmund v. Kurzbach. Er war wohl ein besonders vornehmer und reicher Herr, denn er heiratete das Fräulein Elena v. Liegnitz, die leichtfertige Tochter des leichtfertigen Herzogs Heinrich XI. Wie es in seiner Hochzeitsnacht zuging, wird von Schweinichen kurzweilig erzählt; ebenso wie eine spätere Szene, in der die Kurzbachin ihr möglichstes tut, das langgetremte fürstliche Paar wieder zusammenzubringen. Die Wiedergabe wäre nicht ganz leicht. Anscheinend war Elena eine temperamentvolle flotte Dame, ihre Nachfolgerin, die Frau des Heinrich Kurzbach, ging noch weiter. Schweinichen hatte damals in der Nachbarschaft ein Gut gepachtet; als er den Kurzbach einmal besucht, fragt dieser ihn, ob ihm der schlechte Ruf seiner (des Kurzbach) Frau zu Ohren gekommen sei? Der Ausdruck ist biblisch deutlich. „Darauf gab ich Antwort, ja, ich hätte es unterschiedlichen gehört, daß sie mit einem böhmischen Herrn hätte zugehalten. Darauf sagt der Herr Kurzbach: Nun muß ich es glauben, ich bitte euch, ihr wollet es sonsten niemand sagen, ich will der Sachen recht tun. Waren darauf lustig und ließen die Musika ergehen und trunken gute Räusche".

Die Kapelle hat Renaissancegiebel; dies war das Wohnhaus des folgenden Besitzers, des Hans Ulrich, Freiherrn v. Schaffgotsch, vom Kaiser mit dem Ehrenwort „Semperfrei und Hochwohlgeboren" ausgezeichnet, Gemahl der Piastentochter Barbara Agnes v. Brieg. Wallensteins Generalwachtmeister, ein ehrlicher Haudegen, ein schlechter Diplomat, strauchelte er in den verworrenen Verwicklungen jener Zeit. Weder entschied er sich offen für den Kaiser noch für den großen Feldherrn, daran ging er zu Grunde. Der Kaiser ließ ihn gefangen nehmen, er wurde gefoltert und auf dem Markt von Regensburg enthauptet. Hier in dem Giebelschloß erscholl Wehklagen, als man die Kunde von seinem Ende vernahm. Die Schilderungen seiner Qualen wurden mit grauenvollen Einzelheiten immer wieder erzählt — „ein so edler, ein so guter Herr! Und so gefaßt ging er in den Tod".

Dann wurde auch des getreuen Knappen, des allen wohlbekannten Konstantin v. Wegrer, gedacht, bis zum letzten Augenblick blieb er bei dem Generalwachtmeister, seinem Herrn.

Unter den Blumenbeeten stehen lustige, steinerne Barockstatuen; das Ganze wirkt historisch, pittoresk.

Nun fuhr ein gelber Jagdwagen vor, und der Herzog kutschierte uns in den Wald. Er ist mannigfaltig, ausschließlich Plänterwald, eigenartig durch die vielen Wasserläufe, welche mit den großen Karpfenteichen — es sind schon Seen — in Verbindung stehen. Im Frühling sind die Bäche und Kanäle mit gelben Schwertlilien angefüllt, an den Seen nisten unendlich viele Möwen. Wir kamen an herrlichen, vielhundertjährigen Eichen vorbei, das Unterholz war üppig, es schossen Farren empor, es wucherte der wilde Hopfen. Die Herzogin ist eine begeisterte Jägerin und kennt jeden Weg, jeden Steg.

Unterdessen waren meine Sachen vom Gasthof geholt worden; trotzdem ich nur zu einer Ruderfahrt, allenfalls zu einem formlosen, ländlichen Nachmittagsbesuch ausgestattet war, hatte die Herzogin gütig auf mein Übernachten im Schloß bestanden. Bald saßen wir im dämmrigweißen, gewölbten Speiseraum, das Licht fiel auf die Blumen, auf das schöne alte Silber, im dunklen Hintergrund standen tiefbraune, eichene Anrichten, davor, schattengleich, die Diener in den schwarzen Plüschbeinkleidern, in der schwarz und gelben Livree.

Der Hausherr, früher Oberpräsident der Provinz, konnte natürlich interessant über diese erzählen. In der Ruhe rastet er nicht, steckt eifrig in der Politik, hat mit sechzig Jahren englisch gelernt. Die Herzogin nimmt regen Anteil an allen philantropischen Interessen.

Nach Tisch wurden die Kunstschätze besehen. Allerdings behauptete der Herzog, fast alles Wertvolle sei abhanden gekommen. Ich fragte teilnahmsvoll, ob durch die Franzosen oder Russen. Ach nein, durch die Verwandten. Im Lauf der Zeiten wäre, was nicht zum Majorat gehörte, in der einen oder anderen Generation, von diesem oder jenem, mal mitgenommen worden. Glücklicherweise gehörten die Prunkgefäße zum Majorat, da waren die erlesensten Kristallgläser in wundervollster, goldener, edelsteingeschmückter Fassung, vollendet geschmackvoll, überaus kostbar. Dann bemerkenswerte Bildnisse von Lenbach und Harrach.

Mein Zimmer war im Flügel des 18. Jahrhunderts, die Fenster waren vom alten Birnenspalier umgeben, die Öffnungen aus dem dichten Gewächs herausgeschnitten, im Sternenschein dufteten die Orangenbäume, auf den großen, matten Rasenflächen ragten gewaltige, tiefdunkle Bäume.

In Neudorf hatte ich längeren Aufenthalt; ein nettes Ackerstädtchen, viele Blumengärtchen mit Zinnien, Löwenmaul, Skabiosen, auf dem Ring Baumalleen, Bänke vor den alten Häusern. Eine geweißte alte Kirche, rings umher eingemauerte Epitaphien, epheubewachsene Nischen; die Tür stand offen, innen typisch protestantischer Zopfstil; die Bänke, der Herrschaftsstuhl weiß oder hellgrau bemalt, Goldschmuck und ein nachgedunkeltes Bild über dem Altar. Daran schloß sich ein von alten Bäumen beschatteter Kirchhof; ein Mütterchen wusch sorgsam die weißen Marmor-

tafeln, fast alle Gräber waren mit Efeu bedeckt, auf rührend vielen stand vom Sonntag her ein Blumenstrauß in einem von den Efeublättern verborgenen Gefäß. Dicht neben der Kirche lag ein etwas verwildertes, umwuchertes, verwachsenes Schlößchen, wohl auf feudalen alten Rundmauern. Am früheren Wallgraben Obstbäume, orange Lilien, lila Phlox.

Als ich in Steinau ankam, hatten sich die Wolken verzogen, im schönsten Sonnenschein ruderte ich davon. Die Ufer wurden höher, das Hinterland, gewellt, mit Windmühlen und Ortschaften und Wäldern kam in Sicht. Dann erhob sich dunkel gegen die leuchtende Spätnachmittagssonne, um eine alte Kirche gruppiert, das malerische Köben.

An der Fähre übergab ich die Formosa, zwei kleine Knaben schleppten meinen Sack zum Gasthof; der Wirt nahm mich freundlich auf, brachte mich aufs beste Zimmer; alles war neu und sauber. Dann ging ich nach dem nahegelegenen Schloß: ein wuchtiges weißes Gebäude mit runden Ecktürmen, mit einem Barockportal, mit schmiedeeisernen Gittern. Eine schöngeschwungene Treppe, oben steinerne Bänke, rings umher Rosen und Zinnien und Astern. Die Gräfin S. J. war verreist, der Graf mit seiner Schwester jedoch zu Hause. Auf das freundlichste war ich erwartet worden; wäre ich vor der Rückkehr des Hausherrn eingetroffen, hatte die Dienerschaft den Auftrag, mir alles zu zeigen, mich für die Nacht aufzunehmen. Auch jetzt sollte ich übersiedeln; das wollte ich dem Gasthofswirt nicht antun, blieb aber abends zu Tisch. Nun besah ich mir das alte Schloß; urkundlich 1209 wurde es vom Piastenherzog Heinrich dem Bärtigen als Jagdschloß erbaut. Für die Ewigkeit! Es sind gewaltige Quadern. Wie das hier zu Lande ja typisch sein soll, gab es einen steinernen Schloßhof, er hatte ein Renaissanceportal, Barockbrunnen, eingemauerte Zopfepitaphien. Über den ehemaligen Burggraben führte eine steinerne Brücke mit alten musizierenden steinernen Gestalten, nach der anderen Seite erstreckt sich der Park mit seiner stattlichen Allee. Innen sind große Räume, wohl für die Jagdfeste der Piastenherzöge bestimmt, sie sind gewölbt, meistens geweißt; in einem Saal entdeckte der jetzige Besitzer eine stattliche Balkendecke mit lustigen Rankenornamenten und Wappen bemalt, geringfügige Zutaten des 19. Jahrhunderts sind entfernt worden, dabei kamen interessante Wölbungen, Nischeneinbauten zutage, alte Möbel wurden hineingestellt, aber nirgends stört Kitsch, unechter Archaismus, neualte Freskenbemalung. So ist der Eindruck harmonisch und echt. Das Schloß hat Friedrich den Großen beherbergt; im schlimmen Jahre 1757 verlebte er hier einen heftigen Anfall der Gicht. „Ich bin", schrieb er damals aus Köben, „ein Skelett angefüllt mit gutem Willen, mein Geist wird den siechen und schwachen Leib gehen heißen." Er war erst 45 Jahre alt, schreibt und spricht von sich als von einem abgenutzten, fertigen Greis. Von der Bürde dieser Jahre fühlte er sich schier erdrückt. Er schrieb dem Freund d'Argens, er habe den Staat zu verteidigen, Verhandlungen zu führen, für alles Rat zu schaffen, die Verantwortlichkeit für den Ausgang zu übernehmen; ihm, der unter der Last erliege, zieme es, die Qual für sich allein auszustehen.

Wir saßen im gewölbten Saal, sprachen über die Traditionen des Schlosses. Die Gräfin stammt aus Warmbrunn, ist die direkte Urenkelin des unglücklichen Hans Anton v. Schaffgotsch.

Graf S. J. erzählte mir über die Flußregulierung, die Hochwasserverhütungen; er ist Deichverwaltervorsteher, ihm unterstehen die Deichgeschworenen; ist Gefahr im Anzug, muß er Maßregeln treffen, trägt die Verantwortung für seinen Bezirk.

Poetisch schön wirkte das alte Schloß im Sternenschein, als wir aus dem Portal traten und er mich nach dem Gasthof brachte.

17. August.

Heute morgen wollte sich der Wirt mein Boot besehen, er hielte viel vom Rudersport, hoffte auf seine Verbreitung. Zwei rudernde Herren hatten die letzte Nacht bei ihm übernachtet, waren schon um sechs Uhr weitergezogen; dies beschämte mich.

Das Wetter war strahlend schön.

Als ich Lübchen erreichte, bog ich in einen kleinen Hafen, fand Bootsleute, denen ich die Formosa übergab, und ging landeinwärts an Bauernhäusern mit freundlichen Gärtchen vorbei. Vor einer Tür kniete eine Frau und bearbeitete ein Bündel aufgelesener Ähren mit einem Schlegel — wie ich nachher hörte, wollte sie die Körner zum Gerstenkaffee brennen. Es wirkte uraltertümlich. Ich kam an einen im vollen Betriebe stehenden Gutshof, ging durch das Tor in den Park und klingelte an der Tür des anheimelnden Schlößchens aus dem Ende des 18. Jahrhunderts.

Durch den dunklen Flur wurde ich in einen hellen klassizistischen Saal geführt; schöne Möbel der Zeit, große wohlgefüllte Bücherregale, Familienbilder, frischgeschnittene Blumen, der Blick auf den Park. Dann erschien die weißgekleidete zierliche Gestalt der Gräfin Klotilde S. Ich entschuldigte mich wegen der frühen Stunde. „Ach, ich bitte Sie, seit vier Uhr bin ich auf, heute habe ich die Meierei besichtigt." Es kam die ältere Schwester, Gräfin Klementine, frisch, energisch, eine reife Frau mit mütterlich wohlwollendem Wesen, mit leuchtendem Blick, bei dem man wohl versteht, daß ihr Freund Lenbach einst nach dem Tode des Reichskanzlers sie bat, ihm „für den Glanz der Augen" zu stehen. Wir saßen auf der Säulenveranda auf behaglichen roten Stühlen, mit weichen roten Kissen, rauchten Zigaretten und erzählten uns allerhand. In aller Ruhe, denn sie bestanden darauf, meine Sachen holen zu lassen, eine Nacht müsse ich unbedingt bei ihnen verbringen. Ich wußte, mit welchem Eifer und Sachverständnis sie sich ihrer Gutsherrschaft widmeten, und bat, mir alles besehen zu dürfen. So gingen wir ins Dorf, betraten die Schule und wurden mit einem gesungenen Gruß der Kinder bewillkommt. Auf der einen Seite saßen die Knaben, auf der anderen die Mädchen. Sie zeichneten eben ein Hühnerei aus dem Gedächtnis, dann ein zweites, ein Osterei, das sie nach eigenem Gutdünken mit Buntstiften verzierten. Einige dieser Ornamente waren ganz gelungen, so eins mit blau und gelben Rauten. Der Lehrer schlug ein Lied vor, es wurde „der alte Barbarossa" aus voller Kehle freudig gesungen. Nachher befragte er die

Kinder über Barbarossa, seinen Namen, seine Taten. Das Verhältnis zu den italienischen Staaten würde ja in einer italienischen Volksschule wesentlich anders erzählt werden, beide Darstellungen besitzen wohl einen genügend großen wahrheitsgemäßen Kern. Die Kinder antworteten eifrigst, waren mit Feuer und Flamme bei der Sache. Fast alle sind blond; nach ihren Namen zu urteilen, besteht hier in der sonst gemischt slawischen Gegend eine rein deutsche Enklave. Der Lehrer öffnete den Schrank und zeigte mir die Schulbibliothek. Es sind etwa vierhundert Bände, an den Winterabenden lesen die Kinder den Eltern vor, die Einrichtung ist sehr beliebt. Da ruhte auch das Sparkassenbuch; oft erwerben die Kinder durch kleine Hilfeleistungen dreißig Pfennige den Nachmittag; so haben mehrere es bis zu zweihundert Mark Einlagen gebracht; sehr viele verdienen sich ihren Konfirmationsanzug und die Ausrüstung zum künftigen Beruf. Gemeinsam interessieren sich die Gutsherrinnen und der Lehrer für diese Einrichtungen, die bei den Eltern wie bei den Kindern gleichen Anklang finden. So schenkt die Gräfin auch jedem Kind warme Pantoffeln im Winter, sie werden im Schulhaus aufbewahrt, und die Kinder haben warme Füße, statt in nassen Stiefeln sitzen zu müssen.

Dann ging es in die Kleinkinderschulanstalt; diese und die Dorfdiakonissin werden von den Gräfinnen aus eigenen Mitteln erhalten. Ein altes, zahnloses Mütterchen sorgte für die ganz Kleinen, hockte auf niederem Stuhl mit dreien ihrer Schützlinge in den Armen, ein merkwürdiges Bild. Die Mütter kommen hierher und geben ihren Kindern die Brust. Im Zimmer der Größeren wurden wir wieder mit einem gesungenen Gruß empfangen, die Kindergärtnerin ließ ein Spiellied vorführen; mit Bewegungen und Gesten wurden hüpfende Lämmlein, wehende Winde und dergleichen gemimt. Im selben Haus sind die Kindergärtnerin und die Krankenschwester untergebracht, sie haben nette, freundliche Zimmer.

Im Dorf, so wird gemeldet, ist eine Frau erkrankt, die Gräfin bespricht alles; der Wagen fährt sie noch zum Krankenhaus der nächsten Stadt, die Kinder erhalten so lange ihr Essen im Schloß. Dann besuchen wir eine der Dorffrauen; es ist das Haus des Schmiedes, niedrige, aber musterhaft gehaltene Zimmer, sauber zugedeckte Betten, vor dem Fenster eine blühende Blumenrabatte. Überall der gleiche, erfreute Empfang, das gleiche zwanglose Verhältnis.

Am Nachmittagstee bewunderte ich die Sahne; außerhalb von England hatte ich nie und nirgendwo solche Sahne gesehen, nicht in Holland, nicht in Holstein. Die Damen erzählten mir, neulich hätte ein Nachbar, ein erfahrener Landwirt, ihnen Vorwürfe gemacht, es wäre rückständig, sich der Meiereigenossenschaft nicht anzuschließen; darauf antworteten sie ihm, erstens litten die Dorfbewohner schwer unter diesem Milchring, sie könnten nicht genügend Milch für ihre Kinder bekommen, bei ihnen hingegen erhielten sie die beste Milch für 10 Pfennige das Liter; zweitens wäre ihre Milch, ihre Sahne, ihre Butter, dank der Aufsicht und Sorge, welche sie der Meierei zuwendeten, besser als die der Genossenschaft, und schließlich lieferten ihre

Bücher den Ausweis, daß sie sich finanziell nicht nur ebenso gut, sondern noch besser ständen! Sie waren darauf stolz, auch daß bei ihnen keine Wohnung, kein Zimmer leer stände; so wie etwas Kapital frei würde, beabsichtigen sie neue Arbeiterhäuschen zu bauen, um ganz ohne „Polen" auszukommen. Die „Leutefrage", Dienstbotennot kennen sie nicht, im Schloß (alles war sehr herrschaftlich, klappte vortrefflich) dienten von ihnen früh angelernte Leute vom Dorf, nur um zu heiraten, verließen sie den Dienst.

Das beste Einverständnis herrscht zwischen der Gemeinde und der Herrschaft. Bei dem letzten Hochwasser war die Lübcher Gegend schlimm gefährdet. Die ganze Winternacht stand die Gräfin Klementine draußen am Deich, ermutigte die Bauern, hielt sie zusammen. Das wird ihr nicht vergessen. Was aber das Merkwürdigste ist, — die Schwestern haben erst vor dreizehn Jahren das ziemlich heruntergekommene Gut, von dem alle Welt ihnen abredete, gekauft; diese harmonisch gesunden, erfreulichen Zustände haben sich die zwei unverheirateten Damen durch hingebende Arbeit und Fürsorge geschaffen, sie verdanken sie nicht der Fürsorge, dem Wirken vorangegangener Generationen. Das Gut ist heute ein wertvoller Besitz, das Kapital hat sich gut verzinst.

Draußen klapperten Pferdehufe, eine junge Nachbarin, Fräulein v. Tr. kam im Reitkleid herein. Goldblondes Haar, schlank, rassig. Jeden Morgen bringt sie ihrem Vater um sechs Uhr den Tee, reitet dann mit ihm auf die Felder oder auf die Jagd. Dies war Tatkraft und Grazie, dies war der Typus von der Möwe, vom Reh.

Zwischen dem Tee und dem späten Mittagessen fuhren wir aus, brachten den Erntearbeitern Selterswasser und Saft auf die Felder. Der Inspektor kam angeritten, sprang vom Pferde und machte seine Meldung: die Zuchtsau angekommen, die Haferlieferung zum Abschluß gebracht.

Noch lange blieben wir im Wald.

18. August.

Morgens verließ ich Lübchen. Das Leben dort hinterließ den Eindruck einer seltenen Harmonie; verfeinerte Lebenskultur, tatkräftiges Schaffen, fürsorgende Güte.

Nachts hatte es geregnet, tagsüber gab es das schönste Wetter, allerdings war es überwältigend, auflösend heiß. Nach einstündigem Rudern zerfloß ich, aber ich versprach mir halbwegs, zur Mittagszeit, eine ergiebige Badepause und gleich bei Ankunft in Glogau einen Eiskaffee. Das half.

Heute gab es viele Pappeln, oft waren sie gestutzt, standen reihenweise, oft einzeln, weitausladend, üppig. Angenehme Uferbilder zogen vorüber, fast immer Bäume und Wald, einige Dörfer wurden sichtbar, ab und zu einzelne Gehöfte, bei Kottwitz ein ansprechendes, einfach stattliches Schloß. Um halb eins, nach dreiundeinhalbstündigem Rudern in der schwelenden Glut, gönnte ich mir das versprochene Bad und landete in einer sympathisch aussehenden Bucht. Im Eichenwäldchen kühlte ich mich ab und pflückte im Schatten einer uralten Silberpappel große reife Brombeeren. Es waren keine gewöhnlichen, gewiß nicht, ihr Aroma war ganz besonders, ließ sich mit den köstlichen Aprikosen in Köben, mit den vor süßer Reife fast zergehenden

Pfirsichen von Lübchen vergleichen. Dann in das Wasser; es war wundervoll. Die Glieder wurden wieder frisch und elastisch, der Körper fühlte sich neugeboren. Im Schatten der Silberpappel stellte ich dann meinen Teekorb auf, verzehrte die mir mitgegebenen Rehbrötchen, dann Marmelade und Biskuite, schließlich den schwarzen Kaffee, ruhte dann mit der Zigarette unter den Bäumen, sah hinauf in die zischelnden, rauschenden Pappelblätter; es klang, als fiele ein feiner Regen. Ich sah auf einen unwucherten stillen kleinen Waldsee hinunter, langsam flog ein Reiher vorüber, ab und zu huschten Hasen im Gras, ein Reh trat aus dem Schatten und blieb lange bewegungslos stehen.

Dann weiter; ein Fährmann, den ich vor kurzem befragte, behauptete, bis Glogau wären noch 24 Kilometer, das würden vier Stunden ausmachen. Eine Glühhitze, die schwüle Luftlosigkeit eines ganz leicht bedeckten Himmels. Sehr bald zerfloß ich wieder. Aber der Fährmann hatte gewissenlos übertrieben, schon um halb fünf sah ich in blaugrauer Ferne die Türme der Stadt. Es kamen Spaziergänger in Sicht, noch mehr badende Menschen. Hier war eine Pferdetränke, dann ein städtisches Mädchenfreibad; war das ein buntes, kreischendes Gewimmel, all die mit rot und weiß und hellblauen Badehemdchen bekleideten jugendlichen Gestalten plätscherten herum.

Dann ersah ich mein Ziel, die „Oderterrasse"; ein kundiger Mann nahm die „Formosa" in Empfang, ein anderer trug mir meine Sachen. Das alte Glogau ist noch gut erkennbar; schmale, hohe Giebelhäuser, ein sehr erneutes Rathaus. An dieses ist ein gut klassisches Theater aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts angebaut, es hat antike Reliefs und eine Büste von Andreas Gryphius, dem Sohne der Stadt. Dessen Jugend verdüsterte der dreißigjährige Krieg, seine lyrischen Gedichte, seine Tragödien atmen den dumpfen Druck. In seinen späteren Jahren, als Syndikus von Glogau, ging es ihm besser, damals hat er seine schlesischen Bauernspiele geschrieben. Die antiken Reliefs kommen auch sonst noch öfter vor, sie erinnern an eine ruhmlose Zeit; auch Glogau hat feige vor den Franzosen kapituliert, diese haben sich nachher lange gehalten und sich tüchtig gewehrt.

Am Hauptplatz ein reges Marktleben, in den Buden war alles, was man sich nur denken konnte, zu haben. Etwas abgelegen, vor einer alten Backsteinkirche, befand sich der Töpfermarkt; die Waren, vor allem braunes Bunzlauer Geschirr, standen auf dem grauen Steinpflaster oder auf hellgelbem Stroh, rings umher reihten sich altertümliche Karren. Weiterhin kamen helle Küferwaren, Zuber und Tonnen. Es gab gute alte Straßenbilder, aber man mußte sie aufsuchen. Der Gesamteindruck ist der einer neu-nüchternen, engen Festung, mit dem Gürtel grüner Wälle und Gräben.

Hier im Schloß erlebte wohl Hans Ulrich v. Schaffgotsch den verhängnisvollen Auftritt? Ahnungslos überreichte er einen Uriasbrief des Feldmarschalls Piccolomini den hier in Glogau versammelten Generälen. Der Brief vermeldete, daß nicht Schaffgotsch, sondern der Colloredo das Kommando in Schlesien übernehmen solle. Hans Ulrich war starr vor Staunen, brauchte einige Zeit, „bis er dies verstanden". Wenige Monate

darauf wurde er als Hochverräter in Regensburg der Tortur unterworfen. Er hat nichts gestanden, hatte wohl auch nichts Ehrenrühriges einzugestehen, aber er wurde, trotz aller Versuche der Jesuiten, dem evangelischen Glauben getreu, auf dem Marktplatz enthauptet.

Seine Herrschaft Trachenberg erhielt der General Hatzfeld, einer der anwesenden Generäle, welche den Unglücksbrief entgegennahmen.

19. August.

Heute morgen bei der Abfahrt war das Bild charakteristisch und gut. Da liegt das klassizistische königliche Schloß, preußisch-steif, aber gediegen, dahinter die Festungswälle und große Bäume. Die Uferhäuser werden von einem hohen Renaissancegiebelgebäude überragt; es kommt die grauhölzerne Brücke mit ihren großen Eisbrechern; vom neuen Glogau ist nichts zu sehen. Auf dem Fluß wimmelt es von Pionieren in ihren Pontons, man muß schon aufpassen, und es weht ein steifer, widriger Wind. Nein, es war kein leichtes Rudern, und als ich merkte, daß ich nur 5 Kilometer die Stunde machte, nahm ich mich zusammen, holte stramm die verlorene Zeit wieder ein. Es war eine muskelstärkende Beschäftigung; gegen den Wind war es nicht so leicht, anzukämpfen, oft rollten lange Wellen heran, oft war der Fluß mit Spritzern bedeckt. Hatte ich während einer leider meistens kurzen Strecke Windschutz, schien die „Formosa" ordentlich durchzugehen, so leicht ging das Rudern vonstatten. Heute gab es viele Kähne; von einem aus wurde ich freundlich gegrüßt, wir hätten uns ja vor Ohlau schon getroffen. Alle meine Kollegen jammerten mit mir über den Wind; immerhin schienen diese großen Kähne weniger als meine schlanke „Formosa" behindert zu werden. Nur langsam überflügelte ich sie heute.

Wenig Blumen waren am Ufer zu sehen, dafür viele Tiere; sie verliehen der Abgeschiedenheit ein wunderbares Leben. Um die Buhnenspitzen schwirrten kleine Möwen, auch Störche; fremd, sonderbar grotesk wirkte eine Gruppe von drei Störchen und sechs Nebelkrähen, sie schienen sich etwas Ernsthaftes zu erzählen. Es hatte etwas von einem uralten Märchen; mir war, als müßte ich mich der Geschichte von den drei Störchen und den sechs Nebelkrähen erinnern. Grüne Libellen umflatterten mein Boot, Rehe huschten im Waldesdunkel.

Wie anders war heute das Bild; am hellgrauen Himmel eilten dunkle, bald geballte, bald zerrissene Wolken vorüber, rings umher graues, unruhiges Wasser, ein Fischerboot segelte wie beflügelt vor dem Wind, eine Van der Neer-Stimmung. Wieder dichtbewaldete Ufer, wie ein Orgeldröhnen rauschte es in den Eichen. Zu Mittag bog ich in eine Bucht, die Windschutz versprach, steuerte die „Formosa" in ein hohes, dichtes Weidengebüsch, und es ging an.

Nun kam Beuthen, eine hübsche Silhouette. Auf erhöhten Ufern erstreckt sich das Städtchen mit den Türmen, mit einer Reihe altertümlich altmodischer Häuser; wenn Baumgruppen die neue Eisenbahnbrücke, eine verletzende Fabrik verbergen, gibt es ein gutes Bild. Und dann begannen

die herrlichsten Baumreihen, sie verdichteten sich zum Hochwald. Und es wurde immer schöner; bei einer Wendung erschien hoch über den üppigen Wipfeln ein großes, altes Schloß mit malerischen Giebeln. Dies ist Schloß Carolath, der Wohnsitz des Fürsten Carolath-Beuthen.

Ich landete im Schatten der ehrwürdigen Bäume (allerdings war das Landen verboten), übergab das Boot spielenden Kindern und betrat den hinaufführenden Pfad. Einige nette, altmodische Beamtenwohnungen, farbenfrohe Blumengärten, hochaufragend gewaltige Terrassenmauern. Wohin man nur sah, war etwas „verboten" oder „untersagt". Oben stand ich vor dem mächtigen Schloß; es ist überaus malerisch. Eine alte, steinerne Brücke mit sentimental schwungvollen steinernen Statuen, wilde Männer, musizierende Frauen, dahinter das große Portal mit seinem monumentalen, alten Wappen, mit gewölbten Durchgängen, mit dem Blick auf den Schloßhof. Renaissancearchitektur, alles echt, alles pittoresk und doch gediegen, ohne Überladung.

Der Kastellan trat heran; ich fragte, ob er freundlichst meine Karte hineinnehmen und die Erlaubnis, das Schloß und den Park zu besichtigen, für mich nachsuchen wolle.

Ja, der Kammerdiener würde in zehn Minuten da sein; er dürfe niemanden anmelden, ob ich mich so lange gedulden wolle. Gern; unterdessen ging ich etwas umher; hart an der Schloßbrücke, wahrscheinlich seit frühfeudaler Zeit dort gelegen, lag die Schmiede; große Baumalleen verdeckten fast die hübschen Häuser im Dorf. Als ich nach dem Portal zurückkehrte, kam der Kastellan heraus, es täte ihm überaus leid, Seine Durchlaucht wären so eigen, der Kammerdiener getraue sich nicht, irgend jemanden anzumelden; er habe schon oft Unannehmlichkeiten gehabt, auch wo es sich um die feinsten Herrschaften handelte. Seine Durchlaucht wären eben überaus eigen.

Dies entsprach genau den Schilderungen, die mir die verschiedensten Bekannten von den hiesigen Zuständen gemacht hatten, und ich zog von dannen.

Das, woran mir am meisten lag, hatte ich gesehen, den Schloßeingang; ich konnte mir die schöne, sympathische Winterkönigin hier vorstellen. Böhmen war verloren, auf der eiligen Flucht war im Hradschin selbst die Krone, das Symbol des kurzen, königlichen Traums, zurückgelassen worden; rings umher waren Feinde, auf Umwegen mußte man nach Brandenburg gelangen. Es war Dezember, die Wege schlecht; gelegentlich mußte die junge Königin auf dem Pferd hinter einem ihrer Begleiter reiten. Er hieß Burnett, war ein junger, englischer Freiwilliger; und zeitlebens sprach er stolz von diesem Dienst, den er der Tochter seines Königs, der „Queen of hearts", hatte erweisen dürfen. Er, nur einer von vielen, welche im Bann dieser Anmut und Würde, die Königin zeitlebens hingebend verehrten. Hier an diesem Tor bat sie um Obdach, und die ergebenste Gastfreundschaft wurde ihr gewährt.

Nun ruderte ich davon, aber am Ende des großen Parks, da, wo er in Wälder übergeht, landete ich in einer Bucht, d. h. ich band die „Formosa"

an Weidenbäume und kochte mir Tee. Schon das war zweifelsohne auf das strengste untersagt; und obwohl weit und breit niemand, kein Mensch zu sehen war, fehlte mir zum Baden der Mut.

Unterdessen hatte der Wind sich etwas gelegt, die Sonne schien, die Wälder lagen im schweigsamen Nachmittagsglanz.

Dann erschienen hinter einer Brücke die Türme von Neusalz. Ein Angler riet mir, in den dortigen Hafen einzubiegen und am Bootshaus des Ruderklubs anzulegen. Dies tat ich, und so gut habe ich es nirgends gehabt. Ein niedriger Steg, auf dem ich bequem ausstieg, handliche Pfosten, um das Boot anzubinden. Kein Mensch war zu sehen; ich kam an eine Werft, sie lag unter gewaltigen Schwarzpappeln, und gewaltige Kähne wurden gezimmert, gefügt und geteert. Ursprünglich einfache Formen, seit vielen, vielen Jahrhunderten blieben sie sich gleich; sehr anders ging der Bau der d'Annunzioschen „Nave" nicht vor sich. Die Linien der Bootkörper, der alten, hohen Bäume sind großzügig, erinnerten mich an die sonore Wucht jener Zeilen. Am Ausgange eine Wärterhütte mit Sonnenblumenbällchen, Malven und Ringelblumen, auch sorgsam gepflegte Topfpflanzen, Callas und Myrte. Man sagte mir, der Bootsdiener sei der Schuhmacher W. und wohne „den Hafen herunter, dann um die Ecke und über der Schmiede". So war es; ich hörte, daß die „Herrn Ruderer" im Gasthof der Brüdergemeinde abstiegen, dies klang durchaus geeignet, und ich ließ mir meine Sachen dorthin bringen. Neusalz ist eine der ersten Niederlassungen der Brüdergemeinde, scheint noch immer jenen stillsauberen Charakter zu tragen.

20. August.

Der Schuhmacher und Bootsdiener ist sehr eifrig, erschien aus eigenen Stücken frühmorgens, um die Tasche nach dem Klubhaus zu nehmen, hatte die „Formosa" nachgesehen und geölt, sprach sachgemäß über Skullen, Regatten und dergleichen mehr. Ich trug meinen Namen, den Namen meines Bootes und andere gewünschte Statistik in das Klubbuch ein und fuhr befriedigt von dannen.

Ein zartverschleierter Morgen; die Bäume wirkten schattenhaft und verträumt, durch milchige Wölkchen brach sanftes Sonnenlicht hervor. Kein Wind; der Wasserspiegel ein opalgetöntes Schillern. Prachtvolle Wälder traten heran, große, tiefdunkel sich spiegelnde Baumreihen mit verwegen sich reckenden und krümmenden Wurzeln, dahinter smaragdgrüne Wiesen und dunstig blaubeschatteter Wald.

Hier kam ein Gehöft; zwischen zwei großen Weidenbäumen stand es mit seinen Strohdächern am Ufer, davor lagen schwerfällige Fischerkähne, und Männer in verwitterten blauen Kitteln machten sich mit ihnen zu schaffen. Das Bild wirkte zeitlos alt. Eine Herde Kühe trat aus dem Wald auf einen Wiesenstreifen und tränkte in einer Bucht; die scheckigen, dunklen Tiere verteilten sich in schönen Gruppen.

Es kam eine richtige Anhöhe, ein schroff abstürzendes Ufer. Kiefern und Birken kletterten empor; es kam das hochgelegene, baumversteckte Dorf Milzig, auf der Luftlinie vier Windmühlen, wie ein stilisiertes Motiv. An

der Fähre zeigte mir ein Fischer ein Netz mit einem sehr großen Fisch, ob ich ihn kaufen wollte. Ich scheute mich vor einem blutig verstümmelten Leichnam im Boot, noch mehr vor einem in der Sonne nach Luft schnappenden verendenden Fisch. Nachher kam Treppenwitz; ich hatte ein Netz, hätte damit ganz gut den schönen Fisch im Wasser herunterhängend mitnehmen und ihn der Fürstin R. zu Füßen legen können.

An dem Waldabhang landete ich, wanderte mich abkühlend im weichen grünen Gras und pflückte tiefrosa Karthäusernelken und blaulila Skabiosen; darauf schwamm ich im kühlen Wasser umher. Diese Buchten sind dazu wie geschaffen; der weiche, helle Sandboden senkt sich rasch, bald ist man im tiefen, ruhigen Wasser. Ich gab mich dem luxuriösesten Wohlleben hin, breitete den Plaid auf den Strand, darunter als Kissen den gerollten Mantel und lag im Baumschatten der Kiefern und Akazien. Als ich nach einiger Zeit die Augen öffnete, fuhr ich überrascht auf; ein großer Kahn segelte vorbei, über den Weidenbuhnen sah ich noch mehr weiße, sich blähende Segel! Eigentlich war es zu früh; ich hatte mich gegen vier Uhr telephonisch in Kleinitz angemeldet, aber jetzt bei diesem Anblick hielt es mich nicht länger. Mit klopfendem Herzen setzte ich das Segel, einige Ruderschläge, um aus der Bucht herauszukommen, und dann faßte der Wind, und ich segelte davon. Es war wundervoll; es läßt sich nichts Schöneres denken. In undankbarem Wankelsinn erschien mir in dieser Stunde das Rudern wie ein unwürdiger Frondienst. Jetzt saß ich behaglich auf der Bank; statt mich immer umdrehen zu müssen, sah ich frei vor mich hin. Es war herrlich. Glücklicherweise kam kein Dampfer; es war doch ganz gut, sich in aller Ruhe mit den Buhnen und ihren verzwickten Strudeln und Strömungen einzuleben. So rasch segelte ich dahin, daß ich die Kleinitzer Bucht verpaßte, am Waldweg radelte ein Mann mir winkend nach. So legte ich die Segel und ruderte gegen den Strom zurück. Es war recht mühsam; nein, daß die Oder so stark sei, hatte ich doch nicht geglaubt. Aber es ging, und als ich einbog, sah ich den von Berlin her bekannten, wohlbeleibten Kutscher in seiner hellen Sommerlivree, in der Viktoria wartete die Fürstin mit einem bewillkommnenden Blumenstrauß in der Hand; der Diener und der Mechaniker halfen mir beim Landen, und ich fuhr davon.

Das Kleinitzer Jagdschloß ist modern; das früher den Jesuiten, dann der Herzogin von Kurland gehörige Schlößchen liegt von Hofgebäuden und Brennereien umringt; es war etwas verwohnt, so hat sich die Fürstin ihren Witwensitz neu ausgebaut; alles hell und freundlich mit grünen Schlingpflanzen bewachsen. Es ist überaus behaglich, ist der geeignete Rahmen für eine vornehme, geschmackvolle, dabei auch praktische Dame. Ganz einfache Kamine aus einem wunderschön geäderten, direkt aus der französischen Heimatgegend bezogenen Marmor. In dem einen vorwiegend gelb eingerichteten Raum ist der Marmor grau mit gelb durchzogen, in dem Salon mit seinem rosa Damastmöbel ist er rosa und grau. Ganz große Pelzdecken aus dem Fell von unzähligen Wölfen, Füchsen oder Luchsen, in der litauischen Herrschaft erlegt, liegen umher. In dem großen Eßsaal für die Jagdfeste tragen lange weiße

Anrichten erlesenes altes Meißener Porzellan. Diese, sowie viele der übrigen Möbel wurden nach Angaben der Fürstin von Tischlern der Güter gearbeitet.

In diesen letzten Jahren habe ich in verschiedenen Teilen Deutschlands solche von Damen, auch von Herren angegebene, von kleinen Handwerkern ausgeführte Möbel gesehen. Ich bin kunstgewerblich auf dem Laufenden, kenne unsere Ausstellungen und Zeitschriften, daher auch die neuen und allerneuesten Schöpfungen unserer berühmtesten „Raumkünstler". Meistens haben diese Schöpfungen Kehrrichthaufenfarben, immer die „individuelle Note" und ungewöhnlich hohe Preise. Die anspruchslosen Möbel meiner Bekannten waren verschieden, aber alle waren zweckmäßig, zeigten einen ruhigen, selbstverständlich wirkenden Geschmack; sie hielten den Vergleich mit den Offenbarungen unserer genialen Künstler außerordentlich gut aus.

In der Bibliothek waren beneidenswerte tiefe Regale und Fächer für Stiche und Zeichnungen; an den Wänden hingen Kopien von Vorfahren der Fürstin, auch von Bekannten ihrer Vorfahren, die ihr aus Memoiren und Briefen besonders vertraut sind: Madame de Sévigné, Madame de Grignan, die Princesse des Ursins, Fénélon, Bossuet, der Kardinal de Retz. Dann hier und da, dezent vereinzelt, kostbares orientalisches Porzellan, Erbstücke aus dem 18. Jahrhundert.

Nach dem Tee fuhren wir spazieren; durch die Forsten zogen sich Alleen, das war die eigene Idee der Herrin, die Schneisen sollen durch Zierbäume, Akazien, Kastanien eingefaßt werden. Außerdem große Anpflanzungen, Alleen, Laubengänge: „C'est le cinquième parc, que j'ai planté, aussi j'ai commencé de bonne heure". Diesen Witwensitz will sie wie ein Schmuckkästchen ihren Erben hinterlassen. Mitten im Wald liegt ein Jagdhäuschen, weiß mit rotem Dach, mit dem herzoglich kurländischen Wappen; der Blumenschnittgarten grenzt an das frühere Gutshaus; aus der Zeit der Jesuiteninhaber stammt eine große aufgemalte, barocke Sonnenuhr, der Fischteich, der schattige, verwachsene Gang, in dem auf- und abwandelnd die Väter ihre Breviere lasen.

Abends nach Tisch saßen wir im Salon; ringsumher, von halbverborgenen elektrischen Lampen beleuchtet, hängen die Familienbilder: die schöne Herzogin von Dino, an deren Memoiren die Fürstin all die letzten Jahre und noch immer rastlos arbeitet, der Marschall Graf von Castellane und viele, viele andere. „Wenn ich allein für mich abends hier sitze, lasse ich so wie heute alle Bilder beleuchten, dann bin ich von den Meinigen umgeben, sie leisten mir Gesellschaft."

(Schluß folgt.)

Der Charakter der nordamerikanischen Politik.

Von
E. Fitger.

I.

Das außerordentliche Wachstum der Vereinigten Staaten an Gebiet wie an Bevölkerung hat umgestaltend auch auf den Charakter der Politik eingewirkt. In diesem Jahre wird wieder gezählt werden. Das Ergebnis wird sein, daß die Bevölkerung seit zehn Jahren von 76303000 auf etwa 90 Millionen gestiegen ist, worin die Insel Portoriko, der hawaiische und der Philippinen-Archipel noch gar nicht einbegriffen sind. Der folgenschwere Umstand, daß die Einwanderung aus den germanischen Ländern stark nachgelassen hat und seit einer Reihe von Jahren die ost- und südeuropäischen Länder weitaus den Hauptbestandteil liefern, hat sich im allgemeinen noch nicht geltend gemacht. Er hat noch nichts daran geändert, daß das vorwiegend aus Angelsachsen, Deutschen und Iren, auch Skandinaviern zusammengesetzte alte Yankeetum auch in seinen proletarischen Kreisen durchaus bürgerlich gesinnt bleibt; denn unterhalb ihrer bilden die Ost- und Südeuropäer und in noch höherem Grade die Neger eine politisch machtlose Schicht. Was daraus später werden wird, gehört im Augenblick noch nicht hierher. Noch herrscht durchaus der Yankeegeist. Aber auch er hat sich gewandelt. Aus der Friedensrepublik, die ihren Stolz darein setzte, kein stehendes Heer und keine Flotte zu gebrauchen, weil sie eine Politik der unbedingten Nichteinmischung treibe, ist eine Großmacht geworden, überreich an all den wirtschaftlichen Kräften, die für die Entfaltung von Wehrmacht eine so wichtige Vorbedingung sind. Die militärischen Kräfte sind noch unentwickelt, aber eine Kriegsflotte hat man bereits geschaffen, die nur noch der englischen und nach dem Urteil einiger auch der deutschen um eine Kleinigkeit nachsteht. Und hinter dieser Macht steht auch der Entschluß, gegebenenfalls von ihr Gebrauch zu machen.

Die Vereinigten Staaten haben bereits durch Taten dargetan, daß sie ihre Aufgabe nicht nur darin erblicken, friedlich in ihrem eigenen Lande zu leben und nach Maßgabe der Monroe-Doktrin ihre kleinen Schwesterrepubliken gegen europäische Erwerbsgelüste zu schützen. Sie wollen eingreifen in die Weltverhältnisse und sich einen ihnen angemessen erscheinenden Rang auf

dem Erdball sichern. Schon 1897, vor dem spanischen Kriege und vor dem glänzenden Aufstieg Japans, nahmen sie die Hawaii-Inseln in Besitz. Dann eroberten sie Portoriko und die Philippinen. In Kuba schufen sie sich einen Klientelstaat; noch ausgesprochener steht die Republik Panama in einem solchen Verhältnis. Sie verdankt ihre Entstehung allerdings nicht einer Handlung der Regierung zu Washington, sicherlich aber einem von den großen Geldmächten in New-York eingefädelten und mit gewohnter Sicherheit durchgeführten Plan.

Die ganze Unternehmung des Panamakanals, zu der die Gründung der Republik nur ein Anhängsel bildet, zeigt den Umschwung im Charakter der nordamerikanischen Politik. 1850 schloß man mit England den Clayton-Bulwer-Vertrag über die gemeinsame Schaffung eines interozeanisch-zentralamerikanischen Kanals. Ein halbes Jahrhundert ließ man die Sache ruhen, ohne einen ernstlichen Schritt zur Ausführung zu tun. Dann trat man in die Epoche der erweiterten politischen Tendenzen ein. Und nun zielte man rücksichtslos auf die Beseitigung des britischen Geschäftsteilhabers ab. Der Senat verwarf den ersten Entwurf eines neuen Abkommens; er genehmigte erst den verbesserten Hay-Pauncefote-Vertrag vom 18. November 1901 und erreichte den Verzicht Englands auf alle seine Rechte, wozu England sich herabließ, weil es alle älteren Verwicklungen erledigen wollte, um sich nach einer bestimmten Seite wenden zu können. Sobald die Vereinigten Staaten nun die alleinige Verfügung erlangt hatten, lenkten sie ihre riesigen Geldmittel und die sie auszeichnende Raschheit im Entschließen auf die neue Wasserstraße. Am 1. Januar 1915, so sagt Präsident Taft diesen Frühling in einer Botschaft an den Kongreß, soll sie dem Verkehr übergeben werden.

Eben im Panamakanal treffen zwei Richtungen zusammen, die für die amerikanische Politik unserer Tage so außerordentlich bezeichnend sind: die Weltmachtpolitik und die Förderung der Ausfuhr. Zur Zeit sind alle Blicke auf die marinestrategische Bedeutung des Kanals gerichtet. Denn der Gegensatz zwischen den Vereinigten Staaten und Japan ist trotz gelegentlicher Ebbe einer im allgemeinen steigenden Flut vergleichbar. Vor dem ostasiatischen Kriege fürchtete man in Nordamerika nicht Japan, sondern Rußland. Dieses hatte durch die Erbauung der südsibirischen Eisenbahn den Anstoß zu einer vollständigen Umgestaltung der Dinge in Ostasien gegeben. Alle Welt, am allermeisten England und Nordamerika, betrachtete dies Unternehmen als die Einleitung einer Politik, die die russischen Machtmittel an den Amur und an die gelbe See befördern sollte, um das morsche chinesische Reich auf die eine oder andere Weise in die Abhängigkeit von Rußland zu bringen. Wladiwostock, später noch weit mehr Port Arthur und Dalny, schienen zugleich die Fuß- und Stützpunkte einer weitausgreifenden Machtentwicklung im fernen Osten werden zu sollen, die als wirtschaftliches Ziel die Hebung der russischen Ausfuhr hatte. Japan, das über seine eigenen Absichten viel mehr Klarheit hatte als die übrige Welt, fühlte sich am ersten bedroht und traf leise die Vorbereitungen zu seinem Hauptschlag. Es erfreute sich der Sympathien Englands und der Vereinigten Staaten. Man erblickte in ihm das Bollwerk

gegen Rußland. Damals betrachtete man den Panamakanal noch als ein wichtiges Hilfsmittel zur Entfaltung von Flottenkräften gegen eine bedrohliche Haltung Rußlands. Als aber Japans Überlegenheit so glänzend hervortrat, als es seine Entschlossenheit für die Zukunft, seine Absichten auf Erlangung einer großen Handelsstellung verriet, da schlug die Stimmung in Nordamerika gründlich um. Japan hatte zu sehr gesiegt und wurde jetzt selbst gefürchtet.

Auf einer Reise an den Stillen Ozean streckte Präsident Roosevelt seine Hand über das Wasser aus und betonte, daß die Vereinigten Staaten dort den Anspruch auf eine Vormachtstellung hätten. Nun trat Japan mit einem Male solchen Ideen in den Weg. Denn Japans Machtmittel liegen in völliger Geschlossenheit vor der ostasiatischen Küste. Kein anderes Land hat dort eine halbwegs ähnliche Stellung. Nur England kann durch seine Flotte den Lebensfaden Japans durchschneiden. Aber England stand und steht mit Japan im Bündnis. Das Antlitz der Vereinigten Staaten ist nach Osten gewendet, dort haben sie ihre Hauptinteressen, dorthin gravitieren ihre Machtmittel. Das dichtbevölkerte Japan steht unter der Notwendigkeit, entweder wie England und Deutschland eine weltweite Ausfuhrpolitik zu treiben oder Menschen zu exportieren. Aber seiner Auswanderungspolitik schallt das „Zurück" der Küstenstaaten am Stillen Ozean entgegen. Kalifornien will die genügsamen Asiaten nicht, weil sie den Maßstab der Lebenshaltung seiner eigenen Körper erniedrigen werden und weil die jetzigen Einwanderer die Vorhut von Scharen werden dürften, denen die dünne weiße Bevölkerung nicht gewachsen wäre. Will diese das Land, die Herrschaft behaupten, so muß sie Japaner und Chinesen fernhalten. Ebenso denkt Britisch-Kolumbien. Und noch leidenschaftlicher ist Australien, das überhaupt die Landung irgend eines farbigen Menschen verbietet. Aus der Besorgnis vor allzu großer Einwanderung entstanden in Kalifornien japanfeindliche Kundgebungen so ernster Art, daß ein Schatten auf die Sicherung des Friedens fiel. Japan fühlte bereits den europäischen Börsen auf den Puls, ob sie im Falle eines Krieges Darlehen gewähren würden. Die Antwort war allerdings rundweg ablehnend. Für einen solchen Zweck wollte Europa kein Geld bewilligen. Präsident Roosevelt beschwichtigte nach Möglichkeit die japanfeindliche Stimmung seines Landes. Er hielt es aber doch für notwendig, im Winter 1907/08 die gesamte nordamerikanische Flottenmacht nach dem Stillen Ozean zu senden. Nach mehrmonatiger Fahrt kam die große Armada an, und da Japan keinen Kampf aufnehmen konnte und wollte, so behielt die Demonstration einen friedlichen Charakter. Aber der Gegensatz ist weit entfernt davon, getilgt zu sein.

Auch die Vereinigten Staaten wollen Ausfuhrpolitik nach den Küstenländern des Stillen Ozeans treiben. Sie begegnen sich dabei mit den Japanern. Beide sehen sich an, wie etwa die Kaufleute Phöniziens und Griechenlands es getan haben mögen, wenn sie sich auf Sizilien trafen. Nicht allein in militärischem Dienst soll der Panamakanal stehen, sondern auch in dem des Handels. Der Kanal bedeutet für Europa sehr wenig. Nur nach der

Westküste Amerikas bringt er eine erhebliche Wegabkürzung; aber diese ist schmal, weil das riesige Gebirge sich gleich dahinter wie eine Barrière auftürmt. Nach Ostasien und Australien wird man von Hamburg und London aus nach wie vor durch den Suezkanal fahren. New-York aber erhält statt dieses weiten Umwegs mit einem Mal eine viel kürzere Straße nach Shanghai und Sidney. Davon verspricht man sich sehr viel für die Ausfuhr. Die Regierung zu Washington hat mehrmals ernstliche Versuche gemacht, den Handel ihrer Nordweststaaten nach Südamerika und den pazifischen Küstenländern durch unterstützte Dampferlinien zu heben. Bei Eröffnung des Kanals sind derartige Bestrebungen mit verstärkter Kraft zu erwarten.

Die Hebung der Ausfuhr überhaupt bildet einen der wichtigsten Zielpunkte der amerikanischen Politik. Die Ausfuhr von Rohstoffen wie Baumwolle, Kupfer, Petroleum ergibt sich von selbst; jedem Lande sind diese Dinge willkommen. Der Absatz von Getreide ist leicht, weil viele übervölkerte Länder es haben müssen, gleichviel ob Zoll darauf ruht oder nicht. Schwieriger ist die Sache mit Erzeugnissen der Viehzucht sowie mit Tabak. Doch nicht um diese dreht sich erheblich der Streit, sondern um die Industrieerzeugnisse. Die industrielle Entwicklung der Vereinigten Staaten ist großartig gewesen. Die Eisenerzfunde in Minnesota haben sie in der Eisenproduktion an die Spitze der Welt gebracht. Sie sind auch in der Kupferproduktion das führende Land geworden. Sie haben Steinkohlen und Wasserkräfte. Auch die Baumwolle ist ihrer Textilindustrie am nächsten. Dazu ist ihr Volk mit erfinderischem Geist für die Technik beispiellos reich begabt. An arbeitersparenden Maschinen sind sie für die ganze Welt richtunggebend gewesen. Aber sie haben hohe Arbeitslöhne, deren Kehrseite ist, daß sie die Erzeugnisse verteuern. Das Ausland schafft auf vielen Gebieten billiger. Dem ist man seit dem Siege der republikanischen Nordoststaaten über die sklavenhalterische, freihändlerische Demokratie der Südstaaten mit stets steigenden Schutzzöllen entgegengetreten. Ausgleich der Produktionskosten durch Zölle — das war und ist das Schlagwort der Hochschutzzollpartei. Für das Inland läßt sich dieses Mittel anwenden, und man hat es mit Erfolg gehandhabt. Aber das Ausland ist ihm völlig unzugänglich. Im Gegenteil, das Ausland ist eine freie Arena, wo man mit den anderen Industrievölkern unter gleichen Bedingungen konkurrieren muß. In manchen Spezialitäten hat die amerikanische Ausfuhr selbst in Schutzzolländern wie Rußland Terrain gewonnen. Im allgemeinen stehen aber der Entwicklung der Ausfuhr die hohen Herstellungskosten im Wege.

Wie ist dem abzuhelfen? Die Staatsmänner der republikanischen Partei haben schon vor geraumer Zeit das Mittel ersonnen. Es besteht in der Erlangung von Vorzugszöllen für die amerikanischen Waren, woran die Einfuhr aus Europa nicht teilnehmen darf. Senator Blaine, der unter Präsident Harrison (1889—1893) Staatssekretär des Auswärtigen war, brachte es in ein vollständiges System. Der Panamerikanismus nahm sich zur Devise: „Amerika für die Amerikaner". Obwohl die Sache mit dem deutschen Zollverein ebensowenig Ähnlichkeit hat wie der angestrebte „größer-

britannische Zollverein", nahm man sich die deutsche Organisation zum Vorwand. Die Länder Amerikas sollten sich bei ihren Ein- und Ausfuhren gegenseitig begünstigen. Im ersten Anlauf kam auch eine ganze Anzahl sogenannter Gegenseitigkeitsverträge zustande, einige selbst mit englisch-westindischen Kolonien. Aber die kleineren Staaten fanden doch, daß sie keinen Vorteil von der Sache hätten, und unter der nachfolgenden demokratischen Präsidentschaft Clevelands (1893–1897) gingen sie alle wieder ein. Blaine verstarb bald. Als 1897 die republikanische Partei mit Mac Kinley wieder ans Ruder kam, hatte man anfänglich zuviel mit anderen Dingen, mit der Einhaltung der Goldwährung, der Wiederherstellung des Hochschutzzolls, dem Kriege mit Spanien, dem drohenden Konflikt mit Japan zu tun. Die Schwesterrepubliken wollten auch nicht. Sie sagten, Europa ist uns ein ungleich besserer Kunde als die Vereinigten Staaten. Diese können wenig von uns gebrauchen, weil sie selber zuviel ähnliche Dinge erzeugen. Europa ist auch der weitaus billigere Lieferant. Wenn wir euch Vorzugszölle bewilligen, so könnt ihr die englischen, deutschen, belgischen Waren verdrängen. Aber wir kaufen darum die eurigen nicht billiger als jene bei vollen Zöllen, nur ist weniger Geld in unseren Zollkassen; das müssen wir durch andere Steuern aufbringen. Ihr könnt uns aber kein Äquivalent dafür gewähren, denn wir erzeugen kaum Waren, die mit europäischen konkurrierten, ausgenommen Zucker, den einige von uns herstellen. Aber Kaffee, Kakao, Tabak, Häute, Wolle, Talg, Getreide liefert euch Europa gar nicht. Wir haben also nichts auf Europas Kosten zu gewinnen. Argentinien und Chile standen an der Spitze der diese Argumente vertretenden Opposition.

Unterdessen führte doch schon der Krieg mit Spanien zur Schaffung eines neuen Staates, der nicht nur politisch, sondern auch handelspolitisch in die Klientel der Vereinigten Staaten eintrat: Kubas. Die junge Republik erzeugte beinahe so viel Zucker, wie die Vereinigten Staaten überhaupt vom Auslande gebrauchten, und darauf erlangte sie eine bedeutende Zollermäßigung; ebenso auf Tabak, der mit solchem aus Sumatra konkurrierte. Dafür ermäßigten sie ihre Zölle zugunsten nordamerikanischer Artikel.

Der Panamerikanismus erhob dann sein Haupt höher. Er wurde anerkanntes Ziel der Vereinigten Staaten. Man wollte auf möglichst vielen Gebieten einander näher treten; man wollte allerlei Gleichheit: Gewicht, Münze, Handelsrecht, Schiedsgerichte usw. Der leitende Faden war der Wunsch der Nordamerikaner nach Vorzugszöllen. Es wurden die drei ersten panamerikanischen Kongresse abgehalten in Washington, Mexiko, Rio de Janeiro. In Washington wurde ein ständiges Bureau für Panamerika gegründet. Carnegie spendete das Geld für einen eigenen Palast. Auf dem dritten panamerikanischen Kongreß in Rio de Janeiro gelang es Roosevelts Kriegssekretär Root, der dorthin entsandt und wie ein mächtiger Monarch eingeholt worden war, auch Brasilien in den Rahmen des Panamerikanismus zu ziehen. Und zwar mit einem Artikel, den Europa gar nicht erzeugt, mit Kaffee. Die Vereinigten Staaten gewährten hierauf gänzliche Zollfreiheit.

Die Vorteile, die sie dafür erlangten, waren auch nicht bedeutend und meist nicht auf Kosten Europas; sie betrafen hauptsächlich Getreide, Mehl, Salzfleisch, Speck, Schmalz. Im Anschluß an den Kongreß machte Staatssekretär Root eine Rundreise durch die südamerikanischen Hauptstädte. Er konnte jedoch nur noch Ekuador gewinnen.

Mit Eroberungsplänen hat der Panamerikanismus bis heute nichts zu tun. Roosevelt und seine Staatssekretäre haben das mit dem größten Nachdruck und in der überzeugendsten Weise erklärt. Es gibt dafür auch sehr starke Gründe. Die Rassenabneigung der Nordamerikaner erstreckt sich zu einem ansehnlichen Grade auch auf die Süd- und Mittelamerikaner, denn in ihren Adern ist sehr viel Blut von Negern und Indianern. Der Typus verkündet das. Das ganze politische Verhalten im lateinischen Amerika ist ein anderes als im angelsächsischen. Auch die konfessionellen Unterschiede sind von Bedeutung. Die Staaten des lateinischen Amerika haben sich schon vor Jahrzehnten für zu groß befunden und sich meist in Bundesstaaten aufgelöst. Die einzelnen Provinzen haben eine gewisse Selbständigkeit erlangt. Die Vereinigung mit Nordamerika wäre eine Entwicklung in der Richtung des extremen Gegenteils. Wie sollte das Verhältnis zwischen Bundesgewalt und Einzelstaat, das die nordamerikanische Verfassung so glücklich gelöst hat — die Amerikaner sind äußerst stolz darauf — gefunden werden, wenn auch Staaten auf dem südlichen Festlande sowie Westindien einzubeziehen wären? Würden nicht Bürgerkrieg und Revolution, die Hauskobolde im Süden, auch unter Herrschaft des Nordens ein verderbliches Regiment führen? Die Fragen sind so schwerwiegend, daß es gewissermaßen selbstverständlich ist, daß die Vereinigten Staaten politisch ihre Hand nicht nach dem Süden ausstrecken. Die Eroberung von Portoriko ist kein ausreichender Gegenbeweis. Kuba hat doch seine Selbständigkeit behalten, und sogar wenn dieses einst in die Vereinigten Staaten aufgehen sollte, würde man doch erst eine kurze Strecke auf einem sehr weiten Wege zurückgelegt haben. — Alles das gilt natürlich nur für jetzt, soweit die gegenwärtigen Umstände dauern, was voraussichtlich noch recht lange der Fall sein wird. Über die Möglichkeiten einer fernen Zukunft sprechen wir hier nicht.

Genug, schon die wirtschaftlichen Ziele des Panamerikanismus sind Grund genug, um dem Panamakanal eine Rolle zuzuweisen. Er verschafft dem Osten der Vereinigten Staaten eine ganz ungleich bessere Schiffsverbindung mit der Westküste Amerikas von San Francisco bis Kap Horn. Er bringt New-York weit näher nach Valparaiso, Iquique, Guyaquil und den mexikanischen Häfen. Für Europa verschlägt das viel weniger. Präsident Roosevelt gibt nicht selten den Zukunftsideen seines Volkes Ausdruck. Er interessiert sich lebhaft für die Schaffung eines Schiffahrtskanals zwischen dem Michigansee bei Chicago und dem schiffbaren Mississippi. Dadurch will er die fünf großen Süßwasserseen des Nordens in Binnenschiffahrtsverbindung mit New-Orleans bringen. Von hier, so sagt er, nach dem Panamakanal sind nur 2400 Kilometer, eine Strecke, die gegenüber den Entfernungen von New-York und gar von Europa nach der Landenge von Panama, also nach

dem demnächstigen Eingang zum Stillen Ozean, geradezu verschwindend ist. Die Aufgabe zu unterstützender Dampferlinien nach den pazifischen Häfen Amerikas haben wir oben schon berührt.

Der Horizont der Vereinigten Staaten am größten Weltmeer unseres Planeten wird aber nicht durch Amerika begrenzt. Wie er politisch über Hawaii und die Philippinen nach Ostasien reicht, so auch in der Handelspolitik. Man will den Vorsprung, den man durch die Wasserstraße vor Europa gewinnt, auch wirtschaftlich ausnutzen. Im Zollwesen geschieht das schon hinsichtlich Hawaiis und der Philippinen, denn diese Länder sind auch vollständig in das Zollgebiet der Vereinigten Staaten aufgenommen. Wie weit die Auffassungen in diesen Dingen gehen, ersieht man daraus, daß die Frachtfahrt von New-York nach Manila und Honolulu als „Küstenfahrt" angesehen wird und daher für die fremde Flagge verboten ist.

Den rechten wirtschaftlichen Wert für die Vereinigten Staaten würde der Panamakanal erst erlangen, wenn sie sich auch im fernen Osten Vorzugsmärkte verschaffen könnten, wie sie sie in Südamerika anstreben. Die Philippinen sind ein Zeichen, wohin die Gedanken sich wenden. Diese sind vollständig erobert; aber das ist ein Ziel, an das man wohl betreffs des asiatischen Festlandes nicht denkt. Die Beherrschung eines Volkes wie des chinesischen wird wohl weder ein Amerikaner noch ein Fremder den Vereinigten Staaten als einen ernsthaften Plan zutrauen wollen. Ganz anders liegt es jedoch, wenn man China stützen, kräftigen und dadurch in seine Klientel bringen kann. Kuba ist ein Laboratoriums-Experiment im Vergleich zu einer solchen Großproduktion. Ist die Erweiterung aus dem Kleinen zum Großen wirklich ausgeschlossen? Das wird man doch nicht sagen können. Auf diesem Wege wird vielleicht dem Panamerikanismus noch mancher Erfolg beschieden sein. Und dann: sind nicht schon zwei Mitbewerber da? Japan und Rußland! Haben sie nicht schon über die Mandschurei einen Vertrag geschlossen, der einem Teilungsvertrage ganz außerordentlich ähnlich sieht?

Eine auf politische Hegemonie begründete wirtschaftliche Vormundschaft kann sehr großen Wert haben. Die Vereinigten Staaten haben in China eine Boykottierung ihrer Waren erlebt. Dieses neuzeitliche Mittel hat eine wachsende Bedeutung gewonnen. Österreich-Ungarn hat mit ihm in der Türkei zu tun gehabt, Griechenland hat im Juni und Juli darunter gelitten. Wenn die Vereinigten Staaten in China die Oberherren sind, werden sie die Anwendung solcher Waffen gegen sie zu verhindern wissen. Aber offenbar haben sie nicht das geringste Interesse daran, daß die Chinesen sie nicht gegen andere Länder kehren. Doch das ist noch das wenigste. Ein unter dem Druck einer fremden Macht stehendes Land muß dieser mit seinen Eisenbahnen gefällig sein. Es wird allemal finden, daß dessen Syndikate die billigsten Offerten machen, und ihnen die Baukonzessionen übertragen. Und die Eisenbahnverwaltungen werden nicht verlegen sein um Mittel und Wege, die Waren ihrer Landsleute zu bevorzugen. Man kann sie schneller und zu geheimen billigen Frachtraten befördern. Man kann sie hübsch unter Dach bringen, wenn die der Fremden im Regen liegen. Es gibt noch manche

andere Arten des Nutzens für den einen, des Schadens für den anderen. Die Amerikaner klagen bitter, daß sie in ihrem eigenen Lande von den Eisenbahnen solcher Art schwer zu leiden hätten. Wie nahe den Amerikanern die Aufschließung des fernen Ostens durch ihre Spezialwaffe, die Trusts, liegt, das erhellte blitzartig durch die Anregung, die mandschurischen Eisenbahnen einem Kapitalistensyndikate zu übergeben, das dem Namen nach aus Amerikanern, Engländern, Deutschen und Franzosen zusammengesetzt sein sollte, in welchem jedoch sicher bald die Amerikaner das Übergewicht erlangt hätten. Die Russen und Japaner jedoch waren sehr mißtrauisch; sie dankten höflich. Es ist wohl anzunehmen, daß gerade dieses Gericht die beiden bisher noch ziemlich unwirsch nebeneinander an der ostasiatischen Tafel sitzenden Gäste zu freundlicheren Nachbargefühlen gebracht hat.

Die beiden Mächte haben ihren Groll vergessen, um ihre Interessen gegen einen Dritten zu verteidigen, den sie für weit gefährlicher halten als jeder den anderen. Japan hatte gesehen, wie die frühere Sympathie zu ihm in Amerika erkaltete und leidenschaftliche Volksabneigung an ihre Stelle trat. Ihm lagen die aus dem Panamakanal aufsteigenden politischen und handelspolitischen Pläne weit näher als den Russen. Aber es ist ihm gelungen, seine ehemaligen Gegner davon zu überzeugen, daß diese mit ihnen am wirksamsten ihre eigenen Interessen vertreten könnten. Japan ist einen Feind im Rücken losgeworden und hat aus ihm einen Freund gemacht, der bereit ist, in der Front neben ihm zu stehen, um einen Dritten abzuwehren. Die Folgen dürften sich noch weit verzweigen.

Auch bei Rußland und Japan treffen also militärische und wirtschaftliche Gesichtspunkte zusammen. Auch sie sehen, welche Waffe die Vereinigten Staaten am Panamakanal besitzen werden. Er wird die Seemacht der Vereinigten Staaten verdoppeln, denn bei ungeschmälerter Verfügung über ihn können sie ihre gesamte Flotte aus dem Atlantischen in den Stillen Ozean werfen. Hier findet diese nicht nur in San Franciscos trefflicher Bucht einen wundervollen Hafen, sondern es erstehen ihr auch noch zwei andere Kriegshäfen. Auf Hawaii befestigt man Pearl-Harbour, den besten natürlichen Punkt der Inselgruppe. In der Mitte zwischen San Francisco und Japan gelegen, bietet er seinem Besitzer einen ausgezeichneten Stützpunkt dar. Hier können sich die amerikanischen Kriegsschiffe versammeln, hier werden sie Vorräte, Kohlen, Munition, Trockendocks und Reparaturgelegenheit finden. Solange Pearl-Harbour nur einigermaßen mit Panzerschiffen und Kreuzern besetzt ist, darf keine japanische Angriffsflotte wagen, daran vorüberzufahren; denn unterdessen könnten die Amerikaner den Kiel nach Westen wenden und das hafenreiche Japan angreifen. Auch auf den Philippinen haben die Amerikaner eine bedeutende Verteidigungsstellung entfaltet. Sie haben den Eingang der Bucht, in deren Hintergrunde Manila liegt, uneinnehmbar gemacht. Dieser Eingang wird durch ein Felseneiland in zwei Arme gespalten; auf ihm hat man Batterien der allerschwersten Art installiert, so daß kein Feind daran vorüber kann. Mit anderen Erfordernissen zu einem Kriegshafen ist Manila gleichfalls ausgestaltet. Die

Vereinigten Staaten haben also an ihrer eigenen Westküste, in der Mitte des Ozeans und an seinem entgegengesetzten Ende, drei starke Positionen. Auch das sehen sie nicht als genügend an. Sie sagen sich mit Recht, daß der Panamakanal sehr wenig wert sein wird, wenn sie sich nicht eine freie Durchfahrt gerade für den Kriegsfall sichern. Der Kanal ist durch den Vertrag mit Panama vom 18. November 1903 für neutral nach Analogie des Suezkanals erklärt worden; jedoch ist ein förmliches Befestigungsverbot nicht darin. Die Vereinigten Staaten haben alsbald Befestigungen an beiden Einfahrten errichtet; und in diesem Frühjahr hat Präsident Taft die Vollendung der Befestigungen zum 1. Januar 1915 verlangt. Das bekundet die unbeugsame Entschlossenheit, die große Position im Stillen Ozean zu behaupten. Und das hätte keinen Sinn, wenn man sie nicht auch ausnutzen wollte. Ausnutzen lassen sich die Kriegshäfen nicht, es sei denn durch eine Flotte, die den Ozean, wenn nicht beherrscht, so doch befahren kann. Damit hat sich der Charakter der amerikanischen Politik hinsichtlich des Stillen Ozeans selbst den Stempel aufgedrückt. Japan wird damit zu rechnen haben, desgleichen Rußland.

Auch Englands Stellung ist durch die neuerlichen Ereignisse verschoben worden. Das Bündnis mit Japan entsprang der gemeinsamen Furcht vor Rußland. Inzwischen hat England im September 1907 sich mit Rußland über Innerasien verständigt, und soeben ist die Tinte unter dem russisch-japanischen Vertrag trocken geworden. Die Quelle jener Besorgnisse ist also verstopft. Nach einer anderen Seite jedoch regt sich nun englisches Mißtrauen gegen Japan; man hält es nicht für unmöglich, daß japanische Kriegsschiffe eines Tages in indischen Häfen unwillkommene Gäste seien, und hat daher schleunigst Singapore, die einzige in Frage kommende Verbindung zwischen dem Stillen und dem Indischen Ozean, befestigt. Australiens Sorge ist noch gewachsen; man will dort eine Miliz schaffen, die nur gegen Japan einen Sinn haben kann. Dadurch sind England und die Vereinigten Staaten einander näher gekommen. Welche Tragweite das haben wird, ist einstweilen noch nicht zu übersehen.

Man kann diese Seite der amerikanischen Politik als den Imperialismus ansehen und, wenn man will, auch die panamerikanische darunter mit begreifen. Nach anderen Richtungen macht sich keine Spur von ihr bemerkbar. Man kann kurzerhand sagen: sie ist undenkbar hinsichtlich Europas; sie ist nicht vorhanden hinsichtlich Afrikas und beschränkt sich hinsichtlich Australiens auf Hawaii sowie die Inseln Tutuila und Guam.

II.

Der Imperialismus hängt wie der Panamerikanismus aufs innigste mit der inneren Politik zusammen. Er ist einer der vielen Punkte, die die Politik der beiden alten Parteien scheiden. Die Demokraten, noch immer wie in alten Zeiten die Vertreter des geschlossenen Südens und einer Minderheit im Norden, haben selber einmal die Erwerbung eines neuen Landes angestrebt. Es war in den vierziger Jahren, als sie durch die Bevölkerungs-

zunahme des Nordens ihre Macht wanken fühlten. Da wollten sie den Spaniern Kuba abkaufen und dies als einen neuen Sklavenstaat in die Union aufnehmen. Man bot 200 Millionen Dollar, aber das verblendete Spanien schlug die Summe aus; nach unendlichem Schaden und hohen Kriegskosten mußte es am Schluß des Jahrhunderts die Insel ersatzlos hergeben. Abgesehen davon, sind die Demokraten stets die Gegner einer Vergrößerungspolitik gewesen. Auch die Republikaner, deren Partei erst seit 1856 datiert, sind lange Zeit hindurch nicht die Vorkämpfer der „Expansion" gewesen. Ihre erste Erwerbung war — von den älteren Annexionen, Texas, Nordmexiko usw., sprechen wir hier nicht — der Ankauf Alaskas von Rußland 1867. Von da bis zur Erwerbung Hawaiis 1897 ist nur von der kleinen Samoainsel Tutuila Besitz ergriffen worden. An dem Programm der Beschränkung auf das nordamerikanische Festland haben eben beide Parteien gehangen. Der Sinn für auswärtige Erwerbungen entstand erst mit dem Anwachsen des industriellen Ausfuhrbedürfnisses und hängt insofern eng mit dem Hochschutzzoll zusammen, als man die hohen Preise für die erzeugten Waren erhalten und ihnen doch Absatz im Auslande sichern wollte, was wir weiter oben schon dargelegt haben. Die Republikaner waren nicht nur die Vorkämpfer der Abschaffung der Sklaverei, sondern auch des Schutzzolles. Mit beiden Programmen siegten sie 1865. Und seitdem sind sie auf der Bahn des Schutzzolles immer weiter gegangen. Der augenblickliche Zolltarif ist der höchste, den die Vereinigten Staaten jemals gehabt haben. Damit verband sich der Wunsch nach Vorzugsmärkten im Auslande, nach „Expansion". Und daraus entspringt ganz naturgemäß in der parteipolitischen Praxis die Anrufung der Vaterlandsliebe als eines Registers, das für solche Ziele besonders wirksam ist. Gleiches hat man überall gesehen. Das Ausland wird befehdet, als wirtschaftlicher oder politischer Gegner hingestellt. Man entfacht den patriotischen Eifer und verlangt nach militärischen und maritimen Machtmitteln.

Dem gegenüber sind die Demokraten anfänglich wirkliche Freihändler gewesen. Die Südstaaten hatten kein Interesse an Zöllen auf Baumwolle, Tabak und (in früheren Zeiten) Zucker, weil dies ihre Ausfuhrerzeugnisse waren. Die geerntete Baumwolle wird noch immer zum größten Teil ausgeführt; Tabak geht wenigstens in sehr großen Quantitäten ins Ausland, kommt aber immerhin auch in Mengen von dort herein. In Zucker ist allerdings die heimische Erzeugung verschwindend geworden gegen den riesigen Verbrauch. Die Südstaaten haben von jeher geklagt, daß die Schutzzölle den größten Teil ihres Bedarfs empfindlich verteuerten, nicht nur den gewöhnlichen täglichen Verbrauch, sondern auch den Verkehr (Eisenbahnen, Schiffe, Brücken), und endlich ihre eigene Produktion. Für ihre Baumwolle z. B. müßten sie das Packleinen und die eisernen Reifen sich ungebührlich verteuern lassen, ohne daß dem irgendein Vorteil gegenüberstände. — Diese alte freihändlerische Lehre gilt nur noch in sehr abgeschwächtem Maße. Auch die Demokraten glauben nicht, daß sie die Wirtschaftsgeschichte der letzten fünfzig Jahre ungeschehen machen können, daß sie das Preisniveau der meisten Artikel herabsetzen dürfen, wovon auch ein Rückgang der Arbeitslöhne erwartet

wird, dem freilich auch eine Verringerung der Lebenskosten gegenüberstände. Einen radikalen Bruch mit dem Schutzzoll wollen also auch die Demokraten nicht. Aber sie sind doch noch heute wie ehedem rückhaltslose Gegner der immer weiter drängenden Hochschutzzollpartei. Als sie 1893 wieder ans Ruder kamen, war ihr erstes, den Mac-Kinley-Tarif durch den weit gemäßigteren Wilson-Tarif zu ersetzen. Als Gegner der wirtschaftspolitischen Bestrebungen der Republikaner widersetzten sie sich auch dem Imperialismus, der Expansion. Sie verurteilten aufs schärfste die Annexion der Philippinen und überhäuften die dort durch den jetzigen Präsidenten Taft geleitete Verwaltung mit den schwersten Anklagen. Sie wollten auch die Ausbildung der Flotte und des Heeres in engen Grenzen halten. Was früher Gemeingut der Amerikaner war, nämlich daß man sich vor einer stehenden Militärmacht nebst allem, was dazu gehört, hüten solle, weil sie leicht einem allbeliebten General zu einem Übergewicht im Staate verhelfen könne, das vertraten jetzt vor allem die Demokraten. Auch hielten sie daran fest, daß nicht die jungen Männer in ihren besten Lernjahren dem Berufsleben entzogen werden dürften. Sie widersetzten sich ferner der Zentralisation im Bunde auf Kosten der Einzelstaaten; soweit es irgend möglich ist, wollen sie deren Macht nicht geschmälert wissen zugunsten der Bundesgewalt Man nennt sie deshalb wohl Anarchisten, ein Ausdruck, der sinnlos zu nennen ist, mag man sonst über Zentralismus und Partikularismus denken, wie man will. Dieser Gegensatz wird uns weiterhin bei der Frage der staatlichen Aufsicht über das Eisenbahnwesen wieder begegnen. Der uralte Gegensatz der Sklavenhalter gegen die Neger spielt noch immer eine große Rolle bei den Demokraten. Sie vertraten die Südstaaten, wo die Neger in geschlossenen Massen wohnen. Aber sie lassen sie an der staatlichen Verwaltung, an den Wahlen nicht teilnehmen. Nicht selten wird solches geradezu durch Waffen verhindert. In der allgemeinen Abneigung gegen Farbige begegnen sich Demokraten und Republikaner; die Demokraten sind darin wohl noch leidenschaftlicher als ihre Gegner.

Zu den Maßregeln, die die Demokraten als unitarisch bekämpfen, gehört auch die Schaffung einer Zentralnotenbank mit dem alleinigen Recht der Banknotenausgabe. Ein solches Institut wird in England, Deutschland, Frankreich und den meisten anderen Ländern als ganz unerläßlich angesehen. In Amerika liegt es mit den papiernen Umlaufsmitteln im Argen. Die „Greenbacks" sind wirkliches Papiergeld, dessen Deckung zur Zeit allerdings die denkbar glänzendste ist. Die Noten der Nationalbanken sind ebenfalls, bei Licht besehen, kaum etwas anderes; auch sie sind zur Zeit vortrefflich fundiert. Es gibt jedoch in den Vereinigten Staaten keine Zentralbank, die durch Diskontopolitik den Geldumlauf regeln könnte. Daher nehmen die Krisen in Amerika stets einen so heftigen Charakter an. Aber gegen eine Zentralbank hat der Amerikaner starke Besorgnisse, und der Demokrat am meisten. Er fürchtet, daß die New-Yorker Großfinanz, um sich in den Besitz alles Goldes, alles Geldes zu setzen, sich ihrer bedienen und dann die übrigen Landesteile vollends in Abhängigkeit von sich bringen könnte. Keine Zentralisation! Man verkennt, daß auf diese Weise die Zahlungsausgleiche gegen

die Baumwoll- und Getreideernte etwas Schwerfälliges erhalten, worunter doch gerade wieder die Landwirtschaft leidet. Schlimmer und verhängnisvoller war für die demokratische Partei, daß sie sich auf die Propaganda für freie Ausprägung silberner Dollars einließ, an deren Spitze der Advokat Bryan aus dem fernen Nebraska trat. Damit wäre die schwerste Erschütterung alles in Geld bemessenen Besitzes und Einkommens eingetreten. Die Nation überzeugte sich von der Verderblichkeit dieser Maßregel und ließ Bryan 1896 und 1900 als Präsidentschaftskandidaten durchfallen; 1908 sogar zum dritten Male, obwohl die Münzfrage keine Rolle mehr spielt. Die Demokraten waren so von Haß gegen die New-Yorker Börse erfüllt, daß sie in ihrer Verblendung glaubten, durch die Verschlechterung des Zahlungsmittels die Macht des Riesenkapitals brechen zu können.

Diese Macht ist allerdings ins ungeheuerliche angeschwollen. Wer das nicht berücksichtigt, wird nie die innere und die von hier aus so mannigfach bedingte auswärtige Politik der Vereinigten Staaten verstehen. Bei ihnen hat sich eine Zusammenballung des Kapitals vollzogen, wie man sie nirgends sonst kennt. Bahnbrechend dafür ist die Standard-Oil-Company John D. Rockefellers gewesen, die es bis zu einem Petroleum-Monopol nicht nur für die Vereinigten Staaten, sondern für den halben Erdball gebracht hat. Die andere Hälfte ist im Besitz der kaukasischen Produktion Rußlands. In einem Trust fließt das Eigentumsrecht an den verschiedenartigsten, zu einem Gewerbszweige gehörigen Einzelunternehmungen zusammen. Beispielsweise beim Petroleum alle Röhrenleitungen, alle Raffinerien, alle in Betracht kommenden Eisenbahnen, die Versandgeschäfte nach dem eigenen Lande nebst den an geeigneten Punkten errichteten Bassins, die Zisternenwagen, die Versandgeschäfte nach dem Ausland, die Transportdampfer, die Läger und Versandgeschäfte im Auslande usw. Alles, was Petroleum betrifft zwischen der Urproduktion (die man aus Opportunitätsgründen freigelassen hat) und dem Kleinhändler, gehört dem Trust. Seine Anweisungen bestimmen alle Etablissements, alle Einzelheiten. Durch dieses Petroleum-Monopol sind Rockefeller und seinen Genossen Unsummen zugeflossen; es hat ihn zum weitaus reichsten Manne der Erde gemacht.

Auf allen Gebieten hat man das nachgeahmt, ausgenommen in den meisten Zweigen der Landwirtschaft. Die Baumwoll- und Getreideproduktion hat man noch nicht „organisieren" können. Beim Tabak hat der Trust der Fabrikanten auch die Produzenten dahin gebracht, einen festen Ring zu schließen. Der Fleischtrust, ein furchtbares Gebilde, ist nicht etwa eine Organisation der Farmer und Viehzüchter, sondern des Chikagoer Riesenkapitals, das den Viehhandel, die Großschlächtereien, die Ausfuhr in seine Hand gebracht hat, und sich zwischen den Farmern und den Fleischverbrauchern mit tyrannischer Gewalt einschiebt. Vollends sind alle Industrien den Trusts verfallen. Sie bilden ihre Monopole, zwar nicht auf rechtlicher Grundlage, aber auf tatsächlicher. Jede etwa auftauchende Konkurrenz schlagen sie unbekümmert um zeitweilige eigene Opfer mit der größten Brutalität nieder. Der Konsument ist machtlos. Auch der Arbeiter empfindet es schwer, daß für ihn nur noch ein einziger Arbeitgeber vorhanden ist. Die Privatmonopole

lassen sich nur dort erfolgreich errichten, wo die Einfuhr vom Auslande unmöglich ist. Bei Petroleum, Vieh, Tabak (wenigstens in den maßgebenden Sorten), Eis, Steinkohlen, Leuchtgas, bei den Verkehrsgesellschaften (Eisenbahnen, Telegraphen, Telephonen, Paketbeförderungsanstalten, Fluß- und Küstenschiffahrt) ist schon durch die Natur eine ausländische Konkurrenz unmöglich gemacht. Wo das Ausland erfolgreich in Wettbewerb treten könnte, da setzt sich der schwer übersteigbare Damm des Hochschutzzolls in den Weg. Die große Masse der industriellen Trusts könnte gar nicht existieren ohne den Hochschutzzoll. Daher sind denn die Trustinteressen mit denen der hochschutzzöllnerischen republikanischen Partei aufs engste verwachsen. Diese verbürgt die hohen Schutzzölle und erhält dafür von den Trusts Millionen über Millionen für ihre Parteikassen, die im politischen Getriebe Amerikas eine so entscheidende Rolle spielen.

So hat sich denn eine Plutokratie entwickelt, wie niemals die Welt gesehen hat. Die demokratischen Grundformen der nordamerikanischen Gesellschaft sind durch die Plutokratie völlig denaturiert. Der Amerikaner hat einen hohen Respekt vor dem Dollar, vor dem self made man. Wenn einer zu ungewöhnlichem Reichtum kommt, wird er bewundert; für die Quellen, aus denen die Millionen stammen, interessiert man sich mehr technisch als moralisch. Lassen sie vom letzteren Standpunkt aus viel zu wünschen übrig, so wird dem Glücklichen doch mit dem Worte „smart fellow“ ein Tribut der Bewunderung gezollt. Nicht nur die Adern des Parteilebens sind von Korruption getränkt (und zwar bei beiden Parteien), sondern auch viele einzelne Persönlichkeiten sind ihr anheimgefallen; gleicherweise bei beiden Parteien. Der Amerikaner ist nachsichtig dagegen; er kennt das Staatsleben ohne Korruption gar nicht. Bei der letzten Präsidentenwahl wurden Senatoren, Repräsentanten, Gouverneurs von Einzelstaaten, Parteikassierer der gröblichsten Bestechung durch die Trusts überführt. Sie wichen zwar notgedrungen aus den vorderen Reihen des politischen Lebens zurück; aber daß sie unmöglich geworden wären, kann man nicht sagen. Besonders skandalös war, daß sich auch demokratische Parteileiter hatten von den Trusts bestechen lassen, gegen die sie öffentlich in heißer Fehde lagen. Überhaupt trifft man Unterschleife, schnöde Bestechlichkeit, Parteilichkeit auf beiden Seiten. In der Stadt New-York ist der demokratische Tammany-Klub, eine wahre Lasterhöhle der Korruption, seit langen Jahren im Besitz der Gewalt. Die republikanische Partei herrscht mit gleichen Mitteln in Philadelphia.

Diese üble Wirtschaft hat seit langen Zeiten zu Heilungsversuchen durch die entrüsteten ehrlichen Leute geführt, ohne daß aus den Reformen viel geworden wäre. Seitdem aber die Trusts so emporgekommen sind, hat sich doch die Empörung überwiegend gegen diese gewendet. Der Haß gegen sie wird mehr und mehr zum entscheidenden Charakterzug im Antlitz der inneren Politik der Vereinigten Staaten. Er wendet sich immer heftiger auch gegen die republikanische Partei, die wegen des Hochschutzzolls am meisten mit ihnen liiert ist.

Am heftigsten kommt das in den letzten Jahren und vollends in den letzten Monaten auf dem Gebiete der Eisenbahnen zum Ausdruck. Alle

amerikanischen Bahnen sind im Besitze von Aktiengesellschaften. Vom Staatsbahnwesen will der Amerikaner nichts wissen, weil er an eine unbestechliche, ehrliche Staatsverwaltung nicht glaubt. Er ist überzeugt, daß die Leitung sofort in die Strudel des politischen Parteilebens gerät, daß die herrschende Partei sie wirtschaftlich ausnutzt für die ihr angehörenden Produzenten- und Konsumentenkreise, daß nur Parteileute als Beamte angestellt werden, und die Partei sich direkt oder indirekt aus dem Eisenbahnwesen ihre eigenen Kassen füllt. Die Privatbahnen sind mehr oder weniger alle in den Besitz des New-Yorker Riesenkapitals übergegangen. Dieses hat bewirkt, daß die Konkurrenz der Bahnen mehr und mehr durch Organisation ersetzt ist. Und wäre es nur noch das allein! Aber kapitalistisch und technisch waltet die unerhörteste Mißwirtschaft ob, wobei das Publikum immer der leidende Teil ist, möge es nun durch Reisen oder Gütertransporte von den Eisenbahnen Gebrauch machen, möge es Aktien an der Börse erwerben oder möge es dulden müssen, daß wichtige Staats- oder Kommunalrechte durch bestochene Instanzen an die Eisenbahnen weggegeben werden. Das ist nicht etwa das Urteil eines anklagenden Ausländers, das ist von Amerikanern selber noch viel schärfer formuliert. Nicht zum wenigsten die Mißwirtschaft im Eisenbahnwesen war es, die im Frühjahr 1907 den ersten Mann der nordamerikanischen Nation, den Präsidenten Roosevelt, zu seinen heftigen Angriffen, zu seiner geradezu beispiellosen Kritik herausforderte. Er brachte auch eine Anzahl Gesetze fertig, deren Zweck war, die Auswüchse im Eisenbahnwesen zu beseitigen. Durchgreifend geholfen haben sie nicht, denn den eigentlichen Schlag gegen die Trusts zu tun, die Herabsetzung der Zölle auf eingeführte Industrieartikel, wagte Roosevelt nicht. Die ganze Schlachtordnung der Trusts stand ihm drohend gegenüber.

Mit Worten ist viel gegen die Trusts gekämpft worden, auch mit Gesetzen. Ihre Macht steht unerschüttert da. Was ihnen dabei außerordentlich zustatten kommt, ist die Schwerfälligkeit des amerikanischen Gerichtswesens. Das Verfahren ist langsam, es ist den mannigfaltigsten Verzögerungen, Kompetenzeinreden und dergl. ausgesetzt. Erscheint das Urteil, so gibt es verschiedene Möglichkeiten der Berufung, die Einrede der Verfassungswidrigkeit usw. Und ist endlich gar nichts weiter möglich, so fügt man sich dem Namen nach, erreicht aber auf einem neuen Wege den alten Zweck. Die meisten Trusts sind durch gerichtliches Urteil aufgehoben und bestehen trotzdem fort. Schon vor mehr als zwanzig Jahren wurde die Interstate-Commerce-Commission eingesetzt mit dem Hauptzweck, wenigstens auf den sich über mehrere Staaten erstreckenden Eisenbahnen von Bundeswegen eine Aufsicht auszuüben. Das war eine machtlose Instanz, denn sie mußte die Gültigkeit ihrer Dekrete erst vor dem Gericht erstreiten, und damit gerieten diese in das soeben geschilderte Räderwerk.

Mit Worten, wie gesagt, ist genug gegen die Trusts gestritten worden; aber Worte in den Parteiprogrammen bedeuten oft gar nicht das, was sie zu sagen scheinen. Sie haben oft nur den Zweck, die Wähler in die Stimmung zu versetzen, die sie bei Erfüllung ihrer Wünsche haben würden. Die „Planken" in den „Plattformen" sind oft sehr vieldeutig. Bei der letzten

Präsidentschaftswahl im November 1908 versprach die republikanische Partei eine „Revision des Zolltarifs". Nach den vielen Parteireden konnte dies nur für die Ankündigung einer Herabsetzung genommen werden. Man kannte ja Roosevelts Heftigkeit gegen die Trusts, und er war es, der auf Grund des republikanischen Programms den Staatssekretär Taft zu seinem Nachfolger empfahl. Taft wurde denn auch gewählt. Als dann jedoch die Revision vor sich ging, erwies sich, daß der Kongreß noch vollständig unter der Herrschaft der Trusts stand. Auf einige Rohstoffe und unentbehrliche Halbfabrikate, beispielsweise auf kanadische Bretter, wurde der Zoll herabgesetzt, auf die den Trusts unbequemen Artikel wurde er erhöht. Das hat die Stimmung sehr zum Nachteil der Republikaner gewendet.

Sehr bezeichnend für die politischen Gepflogenheiten in den Vereinigten Staaten ist die Macht eines kleinen Kreises von Parteiführern im Kongreß. Die Personen wechseln, aber die Einrichtung bleibt. Man räumt den „Drahtziehern" eine große Macht ein, sie besetzen die Ausschüsse und halten damit praktisch die Opposition in den eigenen Reihen nieder. Vor einigen Jahren nannte man die „dicken Sechs" allmächtig im Senat. Von diesen sind nur noch zwei vorhanden, Aldrich (Rhode-Island) und Hale (Maine); die anderen sind gestorben oder haben sich vom öffentlichen Leben zurückgezogen. Aldrich und Hale haben den Senat noch bei der letzten Zollgesetzgebung vollständig beherrscht. Im Repräsentantenhause hatte der Sprecher (Vorsitzer) Cannon eine ähnliche Stellung. Schon damals machte sich das erste Anzeichen einer Auflehnung gegen die Drahtzieher bemerkbar. Es kam aus Indiana, einem stets zwischen beiden Parteien schwankenden Staat. Der republikanische Senator Beveridge stimmte mit den Demokraten gegen den Zolltarif. Zur Strafe wollten ihn die Parteileiter nicht wiedergewählt werden lassen; selbst Präsident Tafts Fürsprache war vergeblich. Taft hatte ohnehin schon schmerzlich erfahren müssen, daß man auch ihm in den Missouri- und Mississippi-Staaten seine Mitwirkung an dem neuen Tarif verargte. Mehr und mehr greift dort die Überzeugung um sich, daß sich die Landwirtschaft ins eigene Fleisch schneidet, wenn sie die industriellen Schutzzölle hinauftreibt und dadurch die Trusts befestigt. Es löst sich also aus dem Schoße der republikanischen Partei eine Gruppe ab, die nicht mehr den Aldrich und Genossen folgen will. Sie rekrutiert sich hauptsächlich aus den Staaten von Indiana bis Nord-Dakota. Schon hat sie den Namen Insurgenten. Und schon sind ein paar andere Indizien eingetreten. Die soeben genannten Senatoren Aldrich und Hale haben verkündet, daß sie nicht wieder gewählt werden wollen. Dem Sprecher Cannon haben die Insurgenten und Demokraten, zur Mehrheit verbunden, einen empfindlichen Nadelstich zugefügt. Mehrere Nachwahlen in republikanischen Wahlkreisen sind demokratisch ausgefallen.

Im Mai und Juni 1910 war die Stimmung in den Kreisen der „Korrekten", d. h. der mit der Führung durch die bisherigen „Drahtzieher" einverstandenen, trustfreundlichen Republikaner, sehr düster. Man rechnete ganz sicher mit einer Niederlage bei den im November d. J. stattfindenden Neuwahlen des Repräsentantenhauses. Jetzt sind die Aussichten wenigstens etwas freundlicher geworden. Dem Präsidenten Taft, dem damals alles zu

mißlingen schien, ist ein großer Sieg geglückt. Die Mißbräuche bei den Eisenbahnen wollten gar nicht schwinden. Selbst die „Korrekten" unter den Republikanern gaben zu, daß etwas geschehen müsse, wenn nicht die größte Gefahr für die Partei heraufziehen solle. Und vielleicht haben sogar die Trusts es für notwendig gehalten, die öffentliche Meinung durch ein Zugeständnis zu beschwichtigen. Genug, die Regierung ließ durch ihre Freunde ein Gesetz vorlegen, kraft dessen die erwähnte Interstate-Commerce-Commission eine weit größere Gewalt erhielt. Das Gesetz ging den Demokraten und Insurgenten nicht weit genug, sie änderten manches ab und machten Miene, das ganze zu verwerfen. Ende Juni gelang es dem Einfluß des Präsidenten, die Insurgenten soweit umzustimmen, daß sie sich mit den unverkennbaren Verbesserungen des bestehenden Zustandes zufrieden gaben und das von ihnen abgeänderte Gesetz annahmen. Die wichtigste Reform ist die, daß die Beschlüsse der Interstate-Commerce-Commission vorläufig bindende Kraft erlangen. Wollen die Eisenbahnen sich nicht dabei beruhigen, so können sie an einen eigens zu diesem Zweck eingerichteten Gerichtshof appellieren und sogar eine nochmalige Berufung an das Bundesobergericht einlegen. Damit hat die Bundesaufsicht über die Eisenbahnen eine brauchbare Handhabe gewonnen. Wie diese ausgeübt werden wird, das hängt, so glaubt man, immer mehr oder weniger von der am Ruder befindlichen Partei ab.

Der gegen Mitte Juli von der neuen Machtbefugnis gemachte erste Gebrauch hat den Eisenbahnen sehr mißfallen. Unter Berufung auf die gestiegenen Ausgaben und die gesunkene Rentabilität hatten sie durchweg erhebliche Erhöhungen der Güterfrachten- und Fahrkartenpreise vorgenommen. Zum Teil hatten sie das ganz naiv auf Verabredung getan, was schon durch die Sherman-Bill von 1887 verboten war. Diese Maßregeln erklärte die Kommission sofort für ungültig. Aber sie blieb dabei nicht stehen, sondern hob auch die übrigen Tariferhöhungen auf, weil sie sachlich nicht begründet seien. Das ist wieder ein Zeichen, daß Gesetzgebung und Verwaltung in Amerika, wenn sie auch noch solange ruhig zusehen oder ihre Waffen nicht ernstlich anwenden, gelegentlich mit verblüffender Gewalt zuschlagen. Ob aber nicht die Eisenbahnverwaltungen — die Konkurrenz hat bei ihnen fast ganz aufgehört, sie handeln meist gemeinsam — neue Mittel und Wege finden werden, um die Maßregeln zu paralysieren, das bleibt abzuwarten. Jedenfalls ist es unwahrscheinlich, daß europäische Staaten erst das Übel so ins Kraut schießen lassen und dann plötzlich die Beseitigung so sehr dem Ermessen, dem reinen Gutdünken einer Staatsbehörde überlassen würden.

Wesentlich mitbestimmend für das rasche Durchgreifen der Kommission dürfte die Empörung des Westens über die Tariferhöhung gewesen sein. Von dort hat man Massenerzeugnisse auf ganz enorme Entfernungen zu versenden. Da kann die Erhöhung der Eisenbahnfracht um 15—25 v. H. über die Rentabilität des Weizen- oder Maisbaues entscheiden. Vertreter des Westens erschienen beim Präsidenten und verlangten unter Hinweis auf die gefährliche Schwankung der Stimmung ein sofortiges Einschreiten. Das ist geschehen, und seitdem soll die Aussicht auf Abfall eines großen Teiles des republikanischen Westens verringert sein.

III.

Höchst bezeichnend für die amerikanische Politik ist es, daß so selten eine Spaltung in den Parteien sich vollzieht, daß so selten neben ihnen eine dritte ernstlich hervortritt. Von 1824—1908 ist das nur zweimal eingetreten, nur 1856 und 1860, als die Aufhebung der Sklaverei zu Parteineubildungen drängte. 1860 ging Lincoln als der Sieger aus vier Kandidaturen hervor. Abgegeben wurden 4671000 Stimmen; davon erhielt Lincoln nur 1866000, also bei weitem nicht die Hälfte. Aber in allen amerikanischen Wahlen gilt nur die relative Mehrheit; Stichwahlen kennt man nicht. Daher hat der amerikanische Wähler eine solche Abneigung gegen Nebenkandidaturen. Er will „sein Votum nicht wegwerfen". Eine solche Stimmenparade wie unsere Sozialdemokraten betreiben die amerikanischen Arbeiter nicht. Ein einziges Mal hat eine Nebenpartei es auf mehr als eine Million Stimmen gebracht, nämlich 1892 die populistische (1041000 unter 13060000). Weder die populistische Partei noch was sonst aufgetaucht ist, hat seit 1860 jemals ins Gewicht fallen können. Die Sozialdemokraten erlangten 1908 nur 420000 unter 14864000. Gleichzeitig kamen die Prohibitioniten, deren Programm das gänzliche Verbot alkoholischer Getränke ist, nur auf 253000, und die von dem Zeitungsbesitzer Hearst unter Darlegung des größten Korruptionsskandals in den beiden alten Hauptparteien ins Leben gerufene Unabhängigkeitspartei blieb mit 82000 Stimmen in einer kläglichen Minderheit. Die außerordentliche Wahrscheinlichkeit ist die, daß eine der beiden großen Parteien, wenn sie sich spaltet und die Gegnerin geschlossen bleibt, von dieser besiegt wird. Denn diese beiden stehen einander stets ziemlich nahe an Macht. Die größte jemals vorgekommene relative Mehrheit errang Roosevelt 1904 (7623000 republikanische gegen 5077000 demokratische Stimmen; sie betrug also 2546000). Aber schon bei der nächsten Wahl mußte Taft sich mit einer Mehrheit von 1269000 begnügen.

Eben darum ist das Auftauchen der Möglichkeit, daß die unzufriedenen Elemente in der republikanischen Partei eine eigene Partei bilden oder zu den Demokraten übergehen könnten, von so großer Bedeutung. Sie wird es noch mehr, weil die Mehrheit innerhalb des einzelnen Staates über das Stimmgewicht des ganzen Staates entscheidet. Der ganze Staat Missouri fiel 1908 den Republikanern zu, obwohl ihre Mehrheit nur 629 Stimmen betrug; ebenso siegten sie in dem wichtigen Indiana mit nur 10731.

Daß die Sozialdemokraten eine so geringe Stimmenzahl aufbringen, liegt, wie erwähnt, zum Teil daran, daß sie „ihr Votum nicht wegwerfen" wollen, zum anderen Teil auch daran, daß der amerikanische Arbeiter das Vertrauen zu der individualistischen gesellschaftlichen Ordnung noch nicht verloren hat. Er sieht so zahllose self made men vor sich, daß er, statt sozialdemokratischen Theorien nachzuhängen, den Versuch macht, durch eigene Tüchtigkeit emporzukommen. Ein Teil der amerikanischen Arbeiter ist in der Federation of Labor organisiert, die in vielen Fällen die Arbeitskämpfe leitet. Sie hat zwei Millionen Mitglieder, das ist nicht viel; sozialdemokratisch gestimmt haben von diesen nur wenig über ein Fünftel. Die Federation hat es bisher ab-

gelehnt, die Wahl zu einer Bundessache zu machen. Sollte sie sich je dazu entschließen, so könnte daraus eine starke Beeinflussung des Ausfalls entstehen.

Durch die Aufhebung der Sklaverei ist die Negerfrage noch nicht wirklich gelöst, noch nicht aus der inneren Politik ausgemerzt. Wie sehr sie das Herz des Amerikaners erregt, hat man aus den Folgen des Sieges eines Negers über einen Weißen beim Preisboxen gesehen. Dem Lynchen ist dabei wieder eine ganze Anzahl Schwarzer zum Opfer gefallen; auch sie nicht schuldlos, denn der „Sieg ihrer Rasse" hat sie in Paroxysmen versetzt und zu Gewalttätigkeiten veranlaßt. Sieg in Muskeln und Knochen! Statt daß die Weißen solche Überlegenheit verachten sollten, sind sie aufs tiefste empört gewesen über ihre „Niederlage". Der Rassenhaß ist ein Umstand von der größten Bedeutung. Im Jahre 1890 zählte man 7488000 Neger in den Vereinigten Staaten, 1900: 8840000. Prozentual waren sie von 11,9 auf 11,6 v. H. zurückgegangen, aber sie hatten keinen Nachschub von außen, während die Weißen sich nur durch starke Einwanderung behaupteten. Ohne diese würde die weiße Rasse geradezu absolut zurückgehen. Ihre eigene Fruchtbarkeit ist geringer als die der Franzosen. Die große Masse der Neger wohnt noch heute in den ehemaligen Sklavenstaaten. In Mississippi erreichten sie 58,5 v. H., in Süd-Carolina 58,4 v. H. der Bevölkerung, also die entschiedene Mehrheit. In Alabama 45,2, in Florida 43,7, in Georgia 46,7, in Louisiana 47,1, in Virginia 35,6, in Nord-Carolina 33 v. H. usw. Bei der Vergebung der Wahlmännerstimmen kommt ihre Zahl zur Anrechnung. Die Ausübung ihres Wahlrechts wird aber zum großen Teil durch die Weißen, und zwar durch die Demokraten, verhindert. Mit Bedrohungen und mit Gewalt hält man sie von den Urnen fern. Die Gleichberechtigung, die sie staatsrechtlich genießen sollen, steht oft nur auf dem Papier, und gesellschaftlich ist sie eine Illusion. Sie müssen in besonderen Eisenbahn- und Straßenbahnwagen fahren. Unterkunft und Verpflegung finden sie nur in eigens für sie bestimmten Hotels.

Die Negerfrage der Vereinigten Staaten ist sehr verschieden von der von Westindien und Südamerika. Hier sind sie weit mehr mit der kreolischen Nationalität verschmolzen. In den Vereinigten Staaten kommen dagegen wirkliche Heiraten zwischen Negern (und selbst Mulatten und „Beinaheweißen") einerseits und Weißen anderseits so gut wie gar nicht vor. Die Erinnerung an die Sklaverei ist dafür nicht allein maßgebend, denn diese war in Kuba oder Brasilien auch vorhanden. Die Abneigung der Amerikaner gegen die Farbigen ist eine Tatsache, eine Tradition, mit der man rechnen muß, ob man sie erklären kann oder nicht. Mischehen sind aufs ärgste in Verruf, sie bringen den weißen Teil auf das gesellschaftliche Niveau des farbigen. Für die Lösung des Problemes eines Ausgleichs ist nicht die leiseste Aussicht vorhanden. Das Vorurteil sitzt viel zu fest; selbst gegen Mischlinge, die kaum eine Spur dunklen Pigments in der Haut oder im Fingernagel haben, macht es sich mit voller Gewalt geltend. Amerikaner von auserlesenster Humanität sagen: die Negerfrage kann nicht durch Mischung, sondern nur durch Hebung der schwarzen Rasse gelöst werden. Diese muß

ihre Besonderheit behalten, sie muß eine „soziale Organisation" erlangen. Durch seine wirtschaftliche Brauchbarkeit muß der Neger zeigen, daß er einen Platz neben dem Weißen verdient. Der hervorragendste Mann der schwarzen Rasse, Booker Washington — als Präsident Roosevelt ihn empfing, ging ein Sturm der Entrüstung durch die Vereinigten Staaten —, der in Tuskagee, Alabama, so vortreffliche Bildungsanstalten errichtet hat, sagt über die sich damit eröffnenden Aussichten: „Vor wenig mehr als vierzig Jahren wurde der Neger befreit; damals hatte er beinahe kein Land, jetzt hat er beinahe so viel wie die Neu-England-Staaten. Damals besaß er fast keine Wohnhäuser, jetzt gehören ihm 400000; damals waren ihm wenige Farmen eigen, heute hat er 200000; er hatte keine Versicherungsgesellschaften, heute zählt er 85 in seinem Besitze; er hatte keine Geschäftsleiter, heute mehrere Tausende. Nur drei vom Hundert konnten bei der Befreiung lesen und schreiben, jetzt sind siebenundfünfzig vom Hundert dieser Kunst fähig. Aus seinen wenigen Kirchen sind 26000 geworden".

Man täte dem Charakter des amerikanischen Volkes bitter unrecht, wenn man nicht anerkennte, daß die Weißen freudig Opfer bringen, um das Negervolk zu heben. Man gibt zu, welche Verantwortung man gegenüber dieser geknechteten und dann plötzlich befreiten Rasse trägt. Aber gegen soziale Gleichberechtigung sträubt sich doch das ganze Empfinden. Selbst der Neuankömmling, wenn er nur weiß ist, einerlei ob Kaukasier oder Semit, einerlei ob Engländer, Deutscher, Skandinavier oder Magyar, Grieche, Syrer, empfindet sofort, daß er zur herrschenden Rasse gehört, der Neger aber das Glied eines untergeordneten Volkes ist. Dieses Gefühl wirkt beim Neger natürlich entgegengesetzt; er ist empört über die Ungerechtigkeit, und manche schwere Ausschreitungen entspringen aus diesem Bewußtsein. Wie scharf der Gegensatz ist, sieht man daraus, daß in dem demokratischen, also gegen die Gleichberechtigung der Neger besonders empfindlichen Süden die Ortspolizei vieler Städte im voraus verbot, Bilder von dem erwähnten Boxerzweikampf auszustellen, falls sie günstig für den Neger seien; sie würden auf beiden Seiten zur Brutalität anfeuern. Die weiße Rasse wußte, daß sie den Anblick nicht vertragen könne, wenn einer der Ihrigen zu den Füßen eines Schwarzen liege; sie wußte, daß die Neger darin ein Element des Rassenstolzes erblicken würden. So ist diese widerliche Sache eine Quelle der Verschärfung des Rassenhasses geworden, und man begrüßt es förmlich, daß die Folgen nicht noch schlimmer ausgefallen sind.

Hier wurzelt die Abneigung gegen die Asiaten. Man hat genug an einer fremden Rasse; man will die Asiaten um so weniger, weil sie, wenn auch körperlich untergeordnet, ihre Stärke in der Anspruchslosigkeit haben und im Punkte der Intelligenz weit gefürchteter sind als die Neger. Das Gefühl, daß die Macht bei der Mehrheit liegt, spielt gleichfalls stark hinein. Es ist merkwürdig, wie dieses auch innerhalb der weißen Rasse alle Theorien von individueller Freiheit überflutet. Der Amerikaner denkt nicht daran, die individuelle Freiheit als Grundtendenz aufzustellen und daraus z. B. den Freihandel herzuleiten. Er entscheidet lediglich nach dem Gutdünken: so

und so hoch müssen die Zölle sein, damit die Produzenten so und so viel verdienen und ihren Arbeitern so und so hohe Löhne zahlen können. Das Recht auf den billigsten Preis, das Recht des Verbrauchers ist gar nicht vorhanden. Mit gleicher Mehrheitsgewalt entscheidet man über die Frage des Genusses geistiger Getränke. Die Abstinenzler, die Wein, Bier, Schnaps für verderblich halten, haben in vielen Staaten oder Kreisen oder Gemeinden die Mehrheit und dekretieren einfach: Produktion, Handel, Ausschank in diesen Artikeln ist verboten. Die Minderheit hat kein Recht dagegen. Das ist die Intoleranz der Mehrheit, die Intoleranz der Demokratie, die man in allen Ländern, allen Zeitaltern findet.

In diesen Dingen ist keine Wandlung des Charakters der amerikanischen Politik wahrzunehmen. Die demokratische Struktur herrscht in beiden großen Parteien. Für das Aufkommen einer Diktatur fehlen noch alle Vorbedingungen. Die unzweifelhaft herrschende Plutokratie bedient sich der demokratischen Formen. Alle Parteien wirken mit Schlagworten auf Grund ihrer „Platformen". Bei allen sind die wahren Ziele durch Schlagworte so überwuchert, daß nur der politisch erzogene Wähler auf den wahren Grund der Dinge sieht.

Ob ein großer Genius sein Volk auf neue Bahnen bringt, das ist die unberechenbarste Sache der Welt, denn große Genies sind seltene Erscheinungen, sie sind plötzlich da, wie Pallas Athene dem Haupte des Zeus entsprungen, wie Perikles, wie Cäsar, wie Friedrich der Große, Napoleon, Bismarck. Ob Roosevelt das Zeug zu einem Regenerator hat? Wer weiß? Mit dem Maßstab der soeben genannten Männer darf er nicht gemessen werden; darüber ist sich wohl alle Welt einig. Aber er hat auf seine Nation stark eingewirkt und kann möglicherweise seinen Einfluß noch sehr erhöhen. Er ist der Mann gewesen, der die Nordamerikaner gelehrt hat, den Blick nach außen zu lenken und über dem Parteigezänk im Innern die Weltverhältnisse nicht zu vergessen. Er hat ihnen große Ziele gesteckt und sie bewogen, sich eine Flotte zu schaffen, die nur der englischen den Vorrang einräumt. Das amerikanische Marinebudget ist auf 549 Mill. Mark für 1910/11 gestiegen und hat damit das deutsche, das 433 Mill. Mark beträgt, überflügelt; noch weit mehr das französische, das 300 Mill. Mark nicht übersteigt. Nur das englische mit 828 Mill. Mark steht allen weit voran. Im Heerwesen hat Roosevelt nicht annähernd den gleichen Erfolg gehabt. Die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten zittert bei dem Gedanken an eine Landung der Japaner; man weiß, daß man ihnen nichts Gleichwertiges entgegenzustellen hätte, wiewohl es zweifellos ist, daß im Laufe eines Kampfes der amerikanischen Republik Riesenkräfte erwachsen würden.

Aber um ein Regenerator der Politik seines Landes zu werden — vorausgesetzt, daß Roosevelt den großen Wurf wagen will —, muß er klare Erkenntnis seiner Ziele und der ihm zur Verfügung stehenden Mittel haben. Aus der inneren Politik muß die Macht hervorgehen, die sich schließlich auf alles erstrecken soll. Die Bahn des erfolgreichen Generals ist nicht offen, es sei denn, es käme zu einem Kriege mit Japan. Da läge es nahe genug, daß man bei dem Mangel an Berufsgeneralen den Rauhreiter des fernen

Westens, den kühnen Freischärler aus dem kubanischen Feldzuge an die Spitze des Ganzen stellte. Wenn nicht die Woge des Krieges ihn zu einer solchen Rolle emporhebt, so bleibt nur die des bürgerlichen Diktators, wie Perikles unter demokratischen Formen einer war. Roosevelts Aufgabe wäre die Vernichtung der übermäßigen Gewalt des assoziierten New-Yorker Riesenkapitals, einer Plutokratie, mit der man vielleicht die karthagische vergleichen könnte, wenn man von dieser nur nicht gar zu wenig wüßte. Was aber sind karthagische Kaufleute, Bankiers, Großunternehmer gegen Leute wie Rockefeller, Carnegie, Morgan, deren Fabriken, Eisenbahnen und Dampferlinien eine Nation von 85 Millionen Seelen ihren Privatmonopolen unterwerfen und deren Organisationsmittel und Kombinationsgeist den Erdball umspannt!

Das ist ein Charakteristikum der nordamerikanischen Politik, daß sie sich auf ganze Erdteile erstreckt und dabei nicht von militärischen Gesichtspunkten geleitet ist, sondern von wirtschaftlichen. Und zwar haben auch dabei die Trusts die Fäden in der Hand. Sie haben ganz außerordentlich großen Einfluß auf die von Washington aus geleitete auswärtige Politik. Jener Staatssekretär Knox, der die mandschurischen Eisenbahnen einem internationalen Kapitalistensyndikat übergeben sehen wollte, war vorher Advokat und Rechtsbeistand der bedeutendsten Trusts in Chicago. Bei dem Aufstand in Kuba und namentlich bei der Eröffnung des amerikanisch-spanischen Krieges hat der Zuckertrust die Hand im Spiel gehabt; er hat viele der durch den Aufstand ganz entwerteten Zuckerplantagen gekauft; als die Insel durch die Einmischung der Vereinigten Staaten ihre Selbständigkeit erlangte und Ordnung an die Stelle der Revolution trat, gewannen auch die Plantagen ihren früheren Wert wieder. Ja, einen viel höheren, denn nun wurde der Vorzugszoll für kubanischen Zucker in den Vereinigten Staaten durchgesetzt. Bei der Abtrennung der Republik Panama von Colombia hat sicher das New-Yorker Großkapital mitgewirkt. Ein nordamerikanischer Gummitrust war es, der aus einem zwischen Brasilien, Peru und Bolivia streitigen Gebiet die selbstständige Republik Acre machen wollte, was freilich mißlang. Der Asphalttrust hat viel mit den Schwierigkeiten zwischen den Vereinigten Staaten und Venezuela zu schaffen. In Argentinien ist kürzlich mit nordamerikanischem Gelde ein Vieh- und Fleischtrust gegründet worden. Nach Mexiko sind die Trusts mit sehr bedeutenden Kapitalien eingedrungen, und schon werden dort düstere Zukunftsahnungen laut.

Der Kampf mit solchen gigantischen Mächten, geführt nicht vom Standpunkt des Ausländers, sondern des nordamerikanischen Patrioten, wäre ein Unternehmen, würdig eines politischen Herkules. In der Arena liegt manches ungünstige Element, so die Starrheit der Parteiformationen, die vielgestaltige Rolle der Programme, der Einfluß der Trusts und ihrer Beiträge zu den Parteikassen. Aber auch manches günstige: der wachsende Unwille der Volksmassen gegen die Trusts, das Vorhandensein einer bereits gegen diese Kapitalmächte gedrillten Partei, der demokratischen. Aber dieser gehört Roosevelt nicht an. Der Übergang von der einen Partei zur anderen ist an so hoher Stelle wohl kaum je vorgekommen. Unser früherer Landsmann Karl Schurz hatte den Mut dazu; er war Republikaner zur Zeit des Bürgerkrieges,

Demokrat, als seine bisherige Partei in den Sumpf der Korruption versank, und wieder Republikaner, als der Demokrat Bryan seine wahnwitzige Münzpolitik betrieb. Aber Schurz stand nicht an erster Stelle. Und Schwierigkeiten erwuchsen ihm wegen seines Lagerwechsels nicht wenig.

Hat Roosevelt den Willen, den Riesenkampf mit jenen Mächten aufzunehmen? Man weiß es nicht. Daß er gegen sie streiten wird, ist sicher, aber ob er es auf Leben und Tod tun wird, ob er sich die Kraft zutraut, die Schlachtordnung der beiden Gegner zu verschieben und in Unordnung zu bringen, ob er gar den beispiellosen Schritt wagen könnte, sich an die Spitze seiner bisherigen Gegner zu stellen (von denen ihn doch so manche Fragen trennen), das weiß nur er selbst. Bis jetzt schweigt er sich aus. Der in demokratischen Republiken so gefährlichen Anklage des Strebens nach der Diktatur, der auch Gambetta erlegen, ist auch Roosevelt nicht entgangen. Seine etwaige abermalige Bewerbung um die Präsidentschaft wurde dahin gedeutet; man klagte ihn an, daß er der erste sei, der die seit Washington maßgebende Tradition breche, daß keiner mehr als zweimal zum Präsidenten gewählt werden solle. Die Beschuldigung trifft gar nicht, denn Roosevelt ist bisher nur einmal gewählt worden, 1904. Vorher mußte er nur einspringen, weil Mac Kinley ermordet worden war. Roosevelts Beliebtheit litt in den letzten Jahren seiner Amtszeit Schaden; nicht bei den Volksmassen, in den Kreisen des Kongresses regte sich der Widerstand, nachdem er sie mehrmals hart angelassen hatte, worauf sie unter anderem damit antworteten, daß sie ihm statt der geforderten vier Schlachtschiffe nur zwei bewilligten. Aber gerade diese Kreise wären es, denen sein Angriff gelten müßte.

Ob Republikaner, Demokraten oder ein neues Parteigebilde, das ist eine innere Angelegenheit der Vereinigten Staaten. Aber daß auf irgend eine Weise dieses große, blühende, zukunftsreiche Gemeinwesen den Weg finde, um seine glänzende Laufbahn durchzuführen, das ist eine Sache der Menschheit. Es nimmt einen so bedeutenden Platz in dem tausendfältig verwickelten Gesamtgetriebe ein, daß seine Gesundheit wohltätig, sein Siechtum nachteilig nach allen Seiten wirken muß. Wenn es dahin gelangt, der Universalherrschaft des organisierten Riesenkapitals Grenzen zu ziehen und die individuelle Freiheit des schaffenden Bürgers zu retten, so hat es einen Feind bezwungen, dem man bis jetzt noch von keiner Seite ernstlich hat beikommen können. Dann haben die Vereinigten Staaten für die ganze zivilisierte Welt gestritten und gesiegt — den Ruhm aber für sich errungen.

Während der Drucklegung dieses Artikels sind die Dinge in der hier skizzierten Art ein gut Stück weiter gerollt. Der Expräsident Roosevelt ist von seiner afrikanisch-europäischen Reise heimgekehrt und hat sich alsbald wie ein Ajax in das Kampfgetümmel der Parteien gestürzt, das freilich auch ohne ihn schon die ganze Arena erfüllte und auch ohne ihn wohl zu wichtigen Entscheidungen gelangt wäre. Er empfing Angehörige aller politischen Richtungen. Gefragt, ob er den Sieg der republikanischen Partei, seiner eigenen, wünsche, antwortete er: „Ja, wenn sie richtige Politik treibt."

Darin lag, daß er hieran zweifle und alsdann die Herrschaft der Gegenpartei bevorzuge. Inzwischen ist ihm aber in seiner eigenen Partei die größte Bereitwilligkeit zur Reform entgegengetreten, zum Bruch mit der Plutokratie, die in so unheilvoller Weise von ihr Besitz ergriffen hatte. Einer Einladung aus dem fernen Westen folgend, machte das frühere Oberhaupt der Nation eine Agitationsreise in das Gebiet zwischen dem Mississippi und dem Felsengebirge. In wenigen Wochen hielt er tausend Reden, sei es in vornehmen Klubs oder vor einem Haufen berittener Rinderhirten, sei es im glänzenden Saale der Großstadt oder von der Plattform eines eigens dafür hergerichteten und von einer kleinen Station zur andern fahrenden Eisenbahnwagens. Er wurde mit offenen Armen aufgenommen. Überall fand er die größte Empfänglichkeit für den von ihm gepredigten Kampf für Redlichkeit im öffentlichen Leben, für die Überwältigung der Korruption, für die Beschützung des öffentlichen Eigentums an Ländereien, Wasserkräften, Wäldern, Bergwerken, Gerechtsamen, soweit die Riesenkapitalisten es noch nicht durch ihre unsauberen Praktiken an sich gebracht hatten. Er erfand dafür den in solchem Sinne wenigstens bei uns ungebräuchlichen Namen „Nationalismus". Die republikanische Partei im Westen ist ihm so stürmisch zugefallen, daß man sagt, er habe „den Westen erobert". Ohne den Nordwesten ist die Partei ohnmächtig. Der Süden ist ein unerschütterliches Besitztum der Demokratie; der Nordosten allein ist zu klein, selbst wenn er einig ist, der Leitung durch die „Parteimaschinerie", die „alte Garde", die „Bosse" auch ferner zu folgen, mit anderen Worten: die Tyrannei der Trusts auch ferner zu dulden.

Dazu scheint aber nicht einmal der Nordosten die Absicht zu hegen. Der September ist der Monat der einzelstaatlichen Parteikonventionen und einzelner Legislaturwahlen. Es ist wahr, in einigen Staaten hat die alte Parteileitung gesiegt; in Ohio wird das wahrscheinlich den Erfolg haben, daß die Gegenpartei, die Demokratie, das Kapitol erobert. In anderen Staaten ist die republikanische Mehrheit zugunsten der demokratischen Minderheit stark zurückgegangen. Maine, das vierundfünfzig Jahre lang eine unersteigliche Hochburg der Republikaner gewesen, ist mit fliegenden Fahnen zu den Demokraten übergegangen. In der republikanischen Staatskonvention von New-York, die so lange Jahre ein Hauptquartier der Trusts gewesen, hat Roosevelt mit einem der Hauptbosse, mit dem Bundespräsidenten Sherman, gerungen und diesen besiegt. Er hat sich jetzt offen an die Spitze der „Insurgenten" gestellt. Die alte Partei ist bereits hoffnungslos vernichtet. Ob aber die Insurgenten die Sieger sein werden oder die Demokraten, das weiß noch niemand.

Die Frachterhöhungen der Eisenbahnen sind an dem Widerspruch der Interstate-Commerce-Commission gescheitert. Die Börse hat einen starken Chok erlitten. — In Nikaragua hat die von Washington aus begönnerte Revolution gesiegt. In Buenos-Aires aber ist der vierte panamerikanische Kongreß ohne erhebliche Ergebnisse verlaufen. Es scheinen keine Erfolge für die alte republikanische Partei in der Luft zu liegen.

Ein halbvergessener Lyriker und Übersetzer.

Zum Gedächtnis von Ludwig Seeger.

(30. Oktober 1810 — 22. März 1864.)

Von

Hermann Fischer.

Es werden am 30. Oktober hundert Jahre, seit Ludwig Friedrich Wilhelm Seeger als ältester Sohn des Präzeptors und Reallehrers zu Wildbad im Schwarzwald geboren worden ist. Seit seinem Tode sind sechsundvierzig Jahre vergangen; der Mann, der als Dichter und öffentlicher Charakter in seiner schwäbischen Heimat eine hervorragende Rolle gespielt, als Übersetzer aus mehreren Sprachen mit den Besten um den Preis gerungen hatte, ist einer jüngeren Generation ganz fremd geworden. Als ich es vor elf Jahren unternahm, Seegers Bild für den zweiten Band meiner „Beiträge zur Literaturgeschichte Schwabens" genauer zu zeichnen, als das in einem Artikel der „Allgemeinen Deutschen Biographie" möglich gewesen, da war eine biographische Literatur so gut wie nicht vorhanden, wie sie heute dem einen und anderen schon zu Lebzeiten zuteil wird, auf daß er nicht vor seinem Tode vergessen werde. Uns Schwaben mag manches an Seegers starker Persönlichkeit und Wirksamkeit von Interesse sein, was andere Deutsche nicht näher berührt; seine literarische Bedeutung reicht doch weiter hinaus, und ich mache gerne Gebrauch von der Erlaubnis, in diesen Blättern zu einem allgemein deutschen Leserkreise von ihm zu reden.

Seegers äußeres Leben ist ohne dramatische Peripetien, aber im Zusammenhange mit wichtigen Umwälzungen verschiedener Länder verlaufen, ein Leben voll unermüdlicher Arbeit und stahlharter Tatkraft, wie sie nur bei einer kernfesten leiblichen und geistigen Gesundheit möglich war. Als Sohn eines Mannes des höheren Lehrstandes war er für die geistliche Laufbahn bestimmt und hat von 1828 an im Tübinger Stift studiert, das er 1830 freiwillig verließ, um zwei Jahre darauf für kurze Zeit ins theologische Amt zu treten. In einem weltfernen Pfarrhaus der Limpurger Berge hat er als Erzieher und Gehilfe ein paar Jahre zugebracht; dann lebte er vom Mai 1836 an als Literat in Stuttgart, trat aber im November des nämlichen Jahres in Bern als Hauslehrer bei einer angesehenen Familie ein. Diese Übersiedelung in die Schweiz ist folgenreich für ihn geworden. Zu Ostern 1838

wurde er Lehrer des Griechischen und Lateinischen an der höheren Schule der Stadt, daneben seit dem Herbst 1846 Privatdozent für alte und neuere Literatur an der Universität, seit 1847 auch für Ästhetik. Der Sieg, den die Demokratie in Bern im Sommer 1846 davongetragen, hatte auch ihn emporgehoben. Seeger hat in Bern seinen eigenen Hausstand mit einer schwäbischen Landsmännin begründet; manche unter seinen besten Gedichten sind mit der Szenerie der Alpen und Alpenseen eng verbunden, und auch eine Schilderung des Landes in Briefform ist 1844 von ihm erschienen als Denkmal seiner rüstigen Wanderlust. Aber eine gesicherte Stellung konnte die Schweiz nicht bieten. Nach der Februarrevolution schien eine solche in der württembergischen Heimat möglich, wo Seegers alter Gönner Gustav Schwab im Studienrat und Uhlands Freund Paul Pfizer im Ministerium saß. So erschien Seeger mit seiner Familie plötzlich in Stuttgart. Aber eine Staatsanstellung wollte sich nicht finden, und so mußte er vom Dezember 1848 bis Dezember 1850 die Redaktion der Ulmer „Schnellpost" übernehmen; von da an lebte er in Stuttgart das freie, aber mühselige Leben des Schriftstellers. Seine Zeit war zwischen literarischer und politischer Tätigkeit geteilt. Er hatte schon 1850 dem Parlament angehört, das eine neue Verfassung für Württemberg, an Stelle der 1819 unter Uhlands Mitwirkung geschaffenen, beraten sollte; auch unter der neuen Verfassung war er zweimal, 1851—1855 und wieder von 1862 an, Mitglied der Abgeordnetenkammer, einmal auch Mitglied ihrer Schulkommission. Er hat dort zu den eifrigsten Mitgliedern der demokratischen Opposition gehört, die in seinem jüngeren Bruder Adolf einen ihrer bedeutendsten Führer hatte. Bei dem 1862 beginnenden Kampfe zwischen Klein- und Großdeutschen, Nationalverein und Reformverein, hat er sich mit Entschiedenheit auf die erste Seite gestellt; aber dem demokratisch-republikanischen Grundzug seiner politischen Empfindung ist er unerschütterlich treu geblieben. Die letzte große Frage, für die er wirken durfte, war die der Elbherzogtümer. Er saß in dem Stuttgarter Komitee für Schleswig-Holstein und in dem von den deutschen Parlamenten geschaffenen Sechsunddreißiger-Ausschuß. Er hat noch den Ausbruch des dänischen Krieges erlebt; aber am 22. März 1864 ist er aus voller Kraft durch ein typhöses Fieber dahingerafft worden. Außer seiner Gattin, die ihm fast ein Menschenalter später nachfolgte, haben ihn zwei Söhne überlebt; der eine ist früh gestorben, der andere wirkt noch heute als Eigentümer einer hochgeschätzten kunsttechnischen Anstalt in Stuttgart.

Seeger ist schon als Student dichterisch tätig gewesen. Er war Teilnehmer an Uhlands „Stilisticum" und hat für eine lyrische Schilderung seiner Schwarzwaldheimat das öffentliche Lob des Meisters geerntet. Überhaupt waren in der damaligen Tübinger Studentenschaft literarische Interessen sehr stark lebendig. Seeger war das älteste Mitglied eines Kreises poetisch begabter und tätiger Studenten. Ihm am nächsten im Alter waren der ihm nahe befreundete Rudolf Kausler, ein feinsinniger Epigone der Romantik, und Friedrich Richter, der nach titanisch sich gebärdenden Anfängen bald in liebenswürdiger Kleinlyrik verblieben ist; drei Jahre jünger als Seeger war Hermann Kurz, neben dem dem Kreise etwas ferner stehenden Auerbach der

einzige, der sich als Dichter auch in den großen Gattungen bekannt gemacht hat. Eigentümlich aber ist dem kleinen Kreise besonders auch die Zuneigung zur Poesie des Auslandes; wie man eine entschiedene Verehrung für Goethe hegt, die sich in Seegers Gedichten in den zahlreichen Leitsprüchen aus Goethe zeigt, so ergreift man auch sehr entschieden seine Idee einer Weltliteratur. Gerade um die Zeit von Goethes Tod entstand eine ausgedehnte Übersetzungsliteratur, ganz besonders in Stuttgart, wo mehrere buchhändlerische Firmen, wie Metzler, Hoffmann, Hallberger, sich mit Cotta in den Ruhm der Förderung schöner Literatur zu teilen wetteiferten; schon 1827 hatte Gustav Schwab mit der von ihm geleiteten größeren Sammlung von Übersetzungen antiker Schriftsteller begonnen. Nach dem Programm Herders, dem Vorgang der Romantiker greift man in die Literaturen der verschiedensten Zeiten und Völker hinein. Neben etwas älteren Männern wie Friedrich Notter und Gustav Pfizer sind hier Namen wie Hermann Kurz mit seinen Übertragungen Chateaubriands, Ariosts, Byrons, Gottfrieds von Straßburg, Adelbert Keller mit seinem Shakespeare zu nennen. Keiner aber hat als Übersetzer so weit ausgegriffen und keiner eine solche Meisterschaft entfaltet wie Seeger.

Vielleicht war es der verbreitete Gebrauch des Französischen in Bern, was ihn zuerst auf einen Franzosen hinwies. Von allen französischen Lyrikern, auch Musset nicht ausgenommen, hat keiner in Deutschland so viel Beifall gefunden wie der Liederdichter Béranger, von dem 1838 Chamisso und Gaudy eine kleinere, Ph. E. Nathusius 1839 eine größere Auswahl von Liedern übersetzt hatten. Seeger war der erste, der es unternahm, Béranger vollständig zu übersetzen. Unter dem Pseudonym L. S. Rubens erschien seine Übertragung 1839–1841 in drei Bänden in einem Berner Verlag. Es sind nur einzelne Lieder weggelassen, in denen weniger der Volksdichter als der Vertreter eines gewissen Libertinismus zum Worte kommt. Eine zweite Auflage ist 1859 unter Seegers eigenem Namen erschienen, nachdem Béranger 1857 gestorben war; um dieselbe Zeit hat Seeger eine biographische Schilderung und Mitteilungen aus späteren Werken des Franzosen gegeben. Er hat es in seiner Übersetzung unternommen, den fremden Dichter in strengem Anschluß an seine äußere Form wiederzugeben, und ist nur in einigen besonders schwierigen Fällen davon abgewichen. Schon damals war ihm das Schwierigste gerade recht, und einen französischen Dichter ins Deutsche zu übersetzen, zählt nicht zu den geringsten Schwierigkeiten. Formale Gewandtheit und ein untrüglicher Sinn für das Natürliche, der Sache Angemessene haben es Seeger möglich gemacht, eine Übersetzung zu geben, die sich gut deutsch liest und nur selten den Eindruck des Fremdartigen macht.

Weit leichter und dankbarer, daher auch mehr gepflegt, waren Übersetzungen aus englischer Poesie, deren Sprachgenius und äußere Kunstform uns viel verwandter ist; gerade in Schwaben griff man damals mit Vorliebe nach englischen Vorbildern. Seeger hat um dieselbe Zeit oder wenig später als den Béranger auch die Gedichte des Thomas Moore übersetzen wollen; 1841 wurde ein vergeblicher Versuch gemacht, sie bei Cotta unterzubringen. Ich habe ein starkes Heft vollendeter Übersetzungen aus Moore vor mir

gehabt, welche die größte Hochachtung erwecken; nur wenige Proben sind in Cottas „Morgenblatt“ und 1862 etwas mehr in der Sammlung „Blumen aus der Fremde“ erschienen. Auch ein dem Moore gleichzeitiger Plan, den „Rasenden Roland“ zu übertragen, ist gescheitert, vermutlich weil Hermann Kurz damals seine Ariost-Übersetzung erscheinen ließ.

Auf die fremden Literaturen lebender Völker hat Seeger erst viel später zurückgegriffen. Zu derselben Zeit, wie die zweite Auflage seines Béranger erschien, nahm er einen anderen Franzosen zur Hand, der sich von dem Volkspoeten so weit als nur möglich entfernt. Bei Rieger in Stuttgart erschien 1860 seine Übersetzung der poetischen Werke Victor Hugos. Ein erster Band enthält die wunderlich-großartige „Weltlegende“, ein zweiter und dritter die kleineren lyrischen Werke. Auch hier schließt sich Seeger getreu an die Versformen der Originale an, hat auch den uns fremdartig gewordenen Alexandriner in lyrischen Maßen beibehalten, in fortlaufenden Reihen aber durch den fünffüßigen Jambus ersetzt, der für unser Stilempfinden längst seine Rolle übernommen hat. Wenn es in der französischen Literatur eine schwere Aufgabe für den Übersetzer geben konnte, so waren es Hugos Versdichtungen. Zu den Eigenheiten des Dichters selbst kommt hier noch der hohe lyrische Stil hinzu, dessen wir Deutsche recht gründlich entwöhnt sind. Seeger hat da mit Stoff und Form ringen müssen und hat die Schwierigkeiten siegreich überwunden. Populär freilich hat ihn diese Arbeit nicht machen können; um so mehr kann sie zeigen, wie der Mann, der fürs tägliche Brot schreiben mußte, sich dadurch sein Ziel nicht herunterdrücken ließ, sondern sich an den höchsten Aufgaben erproben wollte.

Sofort nach Vollendung dieser Arbeit ging Seeger an seine letzte und größte. Er unternahm es, Shakespeare zu verdeutschen. Am 30. Mai 1863 las er die Übersetzung des König Johann vor, deren Vollendung Dawison gewünscht hatte, um das Stück nach ihr in Dresden spielen zu lassen. Otto Wigand in Leipzig übernahm den Verlag, und die deutsche Schillerstiftung gewährte einen Ehrensold für drei Jahre. Der Tod hat die Arbeit unterbrochen; außer König Johann waren Hamlet und Timon vollendet, Othello zum größten Teil. Das Hildburghäuser Institut hat die fertigen drei Stücke für die von Wilhelm Jordan geleitete Ausgabe übernommen, in der sie 1867 erschienen sind. Zu einem vollkommen gerundeten Urteil über diese letzte Leistung Seegers reichen die drei Dramen nicht aus. Eins läßt sich erkennen: wenn den Lyrikern gegenüber sein Bestreben gewesen war, Form und Ton der Originale so getreu wiederzugeben, als es unser deutsches Ohr erlaubt, so verfolgt er dem großen Dramatiker gegenüber weit mehr die andere Tendenz, ihn möglichst verständlich und deutlich zu machen. Er geht, wo nötig, über die Verszahl des Originals hinaus und hat auch wohl mitunter einen Kommentar in nuce in die Übersetzung hineinverlegt. Wir sollen Shakespeare möglichst so und so leicht genießen, wie es seine Engländer konnten. Man wird bald sehen, daß Seeger diese Maxime schon einmal befolgt hatte. Ob sie einem Shakespeare gegenüber, mit dem stark ausgeprägten Renaissancestil besonders seiner Jugenddramen, immer durchzuführen, und ob damit wirklich

immer eine adäquate Übersetzung des Briten zu erreichen gewesen wäre: diese Probe können wir dem Torso gegenüber nicht machen.

Ich habe die größte und glänzendste Arbeit Seegers, seinen Aristophanes, noch nicht genannt. Für keine war er besser vorbereitet, als für diese. Schon als Zögling des Seminars Maulbronn soll er große Neigung für das Griechische gezeigt haben; als Student hat er neben den theologischen auch philologische Studien getrieben. In seinem ländlichen Stilleben nach der Studienzeit übersetzte er aus Sophokles und Platon und hat damals seinem alten Lehrer Uhland die Übersetzung eines Teils der Sophokleischen Tragödien mitgeteilt, der ihm darauf schrieb: „Dieser Eindruck erschien mir als ein sehr günstiger; die Sprache bewegt sich frei und einfach und dabei doch in würdiger Haltung, wie der Geist des Originals es erforderte." In der Berner Zeit, wo die Schularbeit die Beschäftigung mit den Griechen fördern konnte, gingen diese Arbeiten weiter; 1843 äußerte sich Seeger, er sei seit zwölf Jahren mit einer Übersetzung der griechischen Lyriker, des Sophokles und des Aristophanes, beschäftigt. Von den zwei ersteren ist nur ein Teil an die Öffentlichkeit gelangt. Ein Kollege an der Berner Schule, Karl Vorberg, gab von 1842 bis 1847 unter dem Titel „Hellas und Rom" eine Auswahl aus der antiken Literatur heraus. Hier finden sich, in den zwei ersten Bänden, von Seeger zwölf Anakreonteen, die erste olympische und die siebente pythische Ode Pindars übersetzt in freiem Anschluß an die Originalformen; ferner die ganze Elektra des Sophokles. Die dort in Aussicht gestellte vollständige Sophokles-Übersetzung ist nicht zustande gekommen. Dagegen hatte Seeger Gelegenheit, die in der einen Probe gezeigten Grundsätze auf breitester Basis in seinem Aristophanes zu entwickeln.

Dieses sein bedeutendstes Werk ist von 1845—1848 in drei Bänden bei Rütten in Frankfurt erschienen; es enthielt die Übersetzung der elf erhaltenen Komödien und der Fragmente, dazu ausführliche Einleitungen und Anmerkungen zu den einzelnen Stücken. Eine „Epistel an einen Freund als Vorwort" begründet das Vorgehen des Übersetzers, und zwar nach zwei Seiten hin: als Mann der überlegensten modernen Zeitbildung will er zugleich ein Volksmann sein. Die Geschichte der deutschen Aristophanes-Übersetzungen ist zugleich ein Stück deutscher Publizistik. Wielands und Schlossers Versionen einzelner Stücke sind aus politischen Motiven hervorgegangen; und nicht lange vor und nach Seeger haben zwei deutsche Philologen, die zugleich Politiker waren, den ganzen Aristophanes verdeutscht: Johann Georg Droysen (1835—1838) und Seegers schwäbischer Landsmann und Parteigenosse Karl Friedrich Schnitzer („Glypheus", 1836—1854). Seegers Vorwort sagt es sehr eindringlich: er will nur für das deutsche Volk und seine geistige, besonders aber politische Bildung arbeiten. Ihm soll das Beste von fremder Kultur angeeignet werden. „Alle Werke des Menschengeistes sind das Erbe der Nationen, vor allem der deutschen. Denn keine hat es sich so sauer werden lassen, sich zu einer Freiheit zu erziehen, für die man sie doch immer noch nicht für reif halten will." Die Alten sind ihm das Hauptelement unsrer Bildung; „der Tag, an dem wir diese treuen Führer und Begleiter auf

unserem Bildungswege in undankbarem Eigendünkel von uns stießen, wäre der Vorabend einbrechender Verwilderung und Barbarei". Nicht minder aber will Seeger mit der Art, wie er übersetzt, eine befreiende Tat tun und den Griechen der deutschen Nation wirklich aneignen. Er will nichts von der läßlichen Modernisierungsart Wielands wissen, aber ebenso wenig von der Buchstabentreue des späteren Voß und seiner Nachfolger. „Poesie geht über Prosodie"; „Streng müssen wir sein wie Voß, aber nicht pedantisch, frei wie Wieland, aber nicht willkürlich". So sind denn die lyrischen Maße der Griechen soweit wiedergegeben, als es im Deutschen ohne Zwang möglich war; Reime und populäre deutsche Rhythmen, wie sie Schiller verwendet hatte, sind nicht gebraucht. Ebenso sind die wuchtigeren Versmaße des Dialogs und der Parabase, die trochäischen und anapästischen Tetrameter, die kürzeren anapästischen Marschrhythmen getreu wiedergegeben. Dagegen hat Seeger, wie bereits Schiller und andere, den jambischen Trimeter als den gewöhnlichen Vers des Dialogs durch den fünffüßigen Jambus ersetzt. Er trifft darin merkwürdig zusammen mit der Theorie und Praxis eines Mannes wie Wilamowitz; und auch darin, daß diese Wahl des Hauptmetrums diktiert ist durch das Bestreben, einen Aristophanes zu geben, der, der äußeren Form der Alten so nahe als möglich bleibend, doch die Hauptaufgabe erfülle, auf den modernen Deutschen ebenso zu wirken, wie der Alte auf seine Athener gewirkt haben mag. Diese Aufgabe, deren Erreichung bei Shakespeare durch manche Euphuismen erschwert sein mochte, war es bei Aristophanes nicht minder durch die zahllosen Wortwitze und Namensspiele. Sie immer und jedesmal wiederzugeben, ist gar nicht möglich; so viel, als nur gehen will, davon zu bewahren, ist notwendig, wenn man nicht den Poeten eines seiner wichtigsten Wirkungsmittel berauben will. Aber mit sklavischer Treue ist hier nichts zu machen. Der Witz, der erst erläutert werden muß, kann nicht zünden. Von den zwei Möglichkeiten, die hier oft genug gegen einander stehen, von dem Original abzuweichen oder matt gequält zu werden, hat Seeger die erstere vorgezogen. Philologen mögen ihm vorgeworfen haben, er habe sich manchmal allzuweit vom alten Wortlaut entfernt. Die Antwort hat er in seinem Vorwort voraus gegeben: der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig. Und oft genug ist es ihm auch geglückt, den Griechen so getreu und zugleich so gut und natürlich deutsch zu geben, daß man seine Freude haben muß. Auch in der Sprachform hat er einen guten Griff getan. Neben der attischen Schriftsprache, die durch ein möglichst planes, von Künstlichkeiten und Archaismen freies, öfters durch kräftige Lokalausdrücke gewürztes Neuhochdeutsch wiedergegeben ist, und neben ein paar Stellen, wo Barbaren das Griechische radebrechen, kommen bei Aristophanes drei griechische Volksmundarten vor. Während andere Übersetzer diese Stellen oft in sonderbaren sprachlichen Tragelaphen übersetzt haben, hat Seeger drei lebende, ihm geläufige Mundarten gewählt; er läßt den Megarer die Mundart des schwäbischen Unterlands, den Böoter die nahverwandte oberschwäbische und die Spartaner das rauhe Berner Deutsch reden; glücklich durchgeführt, wie er ist, entspricht dieser Gedanke aufs beste den Absichten des alten Attikers, der

eben dasselbe wollte: Schriftsprache und Bauernmundarten gegen einander stellen.

Wenn Seegers Aristophanes unter den nicht ganz wenigen, die wir Deutsche haben, der flüssigste, lesbarste und deutscheste ist, so ist damit die Eigenschaft einer wirklichen poetischen Begabung noch nicht erwähnt, aber doch stillschweigend eingeschlossen, welche der ganzen Arbeit erst Farbe und Fülle verleiht. Das Werk zeigt auf jeder Seite, insbesondere in den ernsthaften Partien, daß wir hier nicht bloß einen Philologen und Übersetzer, sondern daß wir einen Dichter vor uns haben. Ich habe es geglaubt wagen zu können, im Verein mit Wilhelm Schmid, dem Historiker des Neuattizismus und Erneuerer von Christs griechischer Literaturgeschichte, Seegers Aristophanes auf den hundertsten Geburtstag des Dichters neu erscheinen zu lassen, wenn wir auch außer kurzen Einleitungen und Seegers eigenem Vorwort nur den Text der elf Stücke selbst gegeben haben. Die Cottaische Bibliothek der Weltliteratur, in die das Werk Aufnahme gefunden hat, soll ihm einen weiten Kreis der Verbreitung sichern. Ich hoffe, man werde es dem Verleger und uns ein wenig Dank wissen.

Ich wünschte, es wäre möglich gewesen, auch von Seegers eigenen dichterischen Leistungen einem heutigen Publikum Proben zu geben. Aber es ist nicht möglich, von dem Opfermut eines Verlags den Neudruck einer Lyrik zu verlangen, die fünfzig bis achtzig Jahre alt ist. Denn, mit Ausnahme einer munteren Verserzählung „Die Goldfasanen", die er 1863 in seinem „Dichterbuch aus Schwaben" gab, hat er nur Lyrisches geschaffen und auch das angrenzende Gebiet der Ballade nur ausnahmsweise und mit entschieden lyrischem Charakter gepflegt. Seine Lyrik freilich verdient es daß man sie sich etwas ansehe.

Die Zeit, in der Seegers Poesie wurzelt, ist die um und nach Goethes Tod, die Zeit Heines und des jungen Deutschlands. Man weiß, daß Gustav Schwab seinen Namen auf dem Titel des Musenalmanachs für 1837 strich, weil Heines Bild darin kam; und man erinnert sich vielleicht, wie Gutzkow in seinen „Rückblicken" die Stuttgarter Zions-Wächter und -Wächterinnen schildert, die beim Bier und beim Strickstrumpf im schönen Garten der Silberburg den guten, erlaubten Ton der Literatur festsetzen und darüber wachen, daß die laue Atmosphäre des politischen und kirchlichen Possibilismus durch keinen Wüstenhauch und keinen Eiswind aufgewühlt wird. Witzig und nicht unrichtig, aber doch nur den Bildungsphilister treffend und diejenigen, die, mit Strauß zu reden, sich wohl dabei befinden, wenn andere am alten Glauben festhalten. Gerade in den dreißiger Jahren gab es bei uns eine poetische Jugend, die von Uhland, zum Teil persönlich, angeregt und aufgemuntert, aber nicht willens war, seine Fäden weiterzuspinnen, sondern neue freiere Flüge zu tun. Wohl ist gerade damals ganz in der Stille Mörike mit seinem Roman und mit manchen seiner schönsten Lieder hervorgetreten, und gerade der Tübinger Studentenkreis, dessen Treiben uns Hermann Kurz im „Wirtshaus gegenüber" so geistvoll geschildert hat, erkannte vollkommen, daß hier einer aufgestanden war, nicht unwürdig, die Lücke nach des

Altmeisters Tode zu schließen. Aber auch Kurz, der sich am ehesten noch als Mörikes Schüler bezeichnen ließe, hat sich nicht damit begnügt, auf seinen Wegen zu gehen. Es war die Zeit, da Freiligrath und bei uns Herwegh wie Meteore am Dichterhimmel erschienen, Lyriker, die nicht nur die formalen Mittel lyrischen Ausdrucks aufs höchste trieben, sondern die auch ohne die engste Beziehung zu den Fragen der Zeit gar nicht zu denken sind. Gleich nach Herwegh sind mehrere schwäbische Dichter mit lyrischen Sammlungen hervorgetreten, in denen die Politik, das für die vierziger Jahre vor allem charakteristische Freiheitsstreben zum Wort kam. An die Gedichtbände von Karl August Fetzer (1841) und Ludwig Pfau (1842) schloß sich 1843 Ludwig Seegers erste Sammlung an, die mit dem Titel „Der Sohn der Zeit. Freie Dichtung" im „Literarischen Comptoir" Zürich und Winterthur erschien. Eine Ausgabe von 1847 ist bloße Titelauflage. Erst 1863 hat der Dichter eine zweite, auf das dreifache vermehrte Ausgabe „Gesammelte Dichtungen" bei Ebner in Stuttgart in zwei Bänden veröffentlicht.

Seegers Gedichte sind in der schwäbischen Lyrik der vierziger Jahre die eigenartigste und bedeutsamste Erscheinung. Was bei Uhland von der übrigen Lyrik reinlich getrennt in einer besonderen Zelle zu finden ist, das Hervortreten der eigenen Person den Tagesfragen gegenüber, das durchzieht hier das Ganze. Eine echt subjektive Lyrik, die den objektiven Formen der Darstellung fast ganz fern bleibt und, statt sich, wie Uhland so gerne, in fremde Situationen hineinzudenken und ihnen Worte zu leihen, es vorzieht, von eigenen Freuden und Schmerzen, eigenem Lieben und Verabscheuen zu reden. Aber lyrisch ist Seeger ganz und gar nicht im Sinne der weichen und weichlichen Empfindsamkeit. Der Lyriker, der seinen Lesern zumutet, an ihn zu glauben und seine Ergüsse der Beachtung zu würdigen, verschmäht es, ihnen das so ganz besonders leicht zu machen. Er hat etwas Kantiges, Sprödes und Stolzes an sich, das nicht jedem bequem ist und es auch durchaus nicht sein will. Weit entfernt von dem glitzernden Prunk Herweghs, will er eher herb als allzusüß sein. Dabei fehlt es seiner Palette nicht an lebhaften Farben, seiner Pinselführung nicht an mannigfaltigen und reizvollen Formen. Eine besondere, kräftige Färbung haben viele seiner Gedichte durch den Aufenthalt in der Schweiz bekommen, und die enge Verbindung, in die das politische Empfinden mit der Empfindung der großen, befreienden Natur tritt, gibt manchem Lied sein Gepräge. Wenn einem dabei das eine und andere Gedicht Gottfried Kellers einfallen mag, so wird man auch in anderem oft genug an ihn erinnert: in der oft kecken Bildlichkeit und Greifbarkeit, in der Neigung, landschaftliche Stimmungsbilder zu zeichnen, in der derben, kernigen, auch wohl mitunter groben Art, Dinge und Menschen anzufassen. Die ältesten Gedichte Kellers, die Baechtold nachweisen konnte, sind vom Jahr 1844; ein Studium von Seegers Gedichten ist also bei ihm wohl möglich, doch ist vielleicht wahrscheinlicher die andere Annahme, daß hier zwei verwandte — d. h. als Lyriker verwandte — Männer sich auf dem gemeinsamen Boden der literarischen Zeitbildung getroffen haben. Von deutschen Poeten ist wohl damals keiner stärker bestimmend aufgetreten, als

Heine. Bei unsern Schwaben hat er wenig oder gar nicht gewirkt. Spezifische Spuren seines Einflusses sind auch in Seegers erster Sammlung nur wenige zu finden; um so mehr in der zweiten, so daß ich keinen schwäbischen Lyriker wüßte, bei dem ein so starker Einschlag von Heine zu finden wäre, wie in den zwei Bänden Seegers von 1863. Die Naturen freilich sind grundverschieden, und so ist auch von der Dialektik und dem Weltschmerz Heines nichts bei Seeger zu finden. Um so mehr von der grimmigen Wut und dem erbarmungslosen Hohn des politischen Satirikers. In solchen Tönen zu reden, hatte auch die zweite Sammlung weit mehr Anlaß als die erste. In dieser redet der Mann, der hofft und strebt, sein Deutschland gestalten zu helfen, in jener der Vaterlandsfreund nach 1848. Wir wissen, wie wenig Seeger zu den Verzagten gehörte, wie er als Parlamentarier unermüdlich gearbeitet hat; aber es ist nicht zu verwundern, wenn der Vaterlandsdichter nun mehr zu tadeln als zu rühmen, mehr zu grollen als zu hoffen Anlaß findet. „Untröstlich ist's noch allerwärts" — solche Worte galten vierzig Jahre, nachdem sie gedichtet waren, noch unverändert. Allein auch im Groll und Spott: Seeger ist kein Heine; erbarmungslos wie dieser, aber nicht hoffnungslos. Man glaubt, in den politischen Streitgedichten etwas von der Physis des Mannes zu finden, der ein nie ermattender Wanderer und Turner gewesen ist. Er schlägt drein, daß es eine Art hat; aber er lacht dazu, und sein Lachen ist kein sardonisches, sondern kommt aus einer gesunden, breiten Brust.

Genug! Diese Zeilen möchten keine historisch-ästhetische Abhandlung sein, sondern nur ein Erinnerungszeichen an einen Mann, den man nicht kennen lernen kann, ohne von seiner vollen, saftigen Mannesnatur innerlichst erfaßt und erfreut zu werden.

Kinderdarstellungen aus früheren Jahrhunderten.

Von
Toni Ehrlich.

Mit der heiteren Welt der Antike verschwindet das Kind auf Jahrhunderte aus der Kunst. Der mittelalterliche Mosaikstil in seiner eisigen Erhabenheit ist zu herb und streng, um sich damit zu beschäftigen. Ja, es ist, als ob jene dunklen Jahrhunderte den heutigen Begriff des Kindes kaum gekannt haben; der werdende Mensch scheint für sie etwas Unfertiges und Bedeutungsloses. Das Christkind, dessen Darstellung nicht vermieden werden konnte, wird in diesem Sinne wie ein Miniaturmann gebildet. Erst das Neuerwachen des religiösen Empfindens führt im 13. Jahrhundert eine Wandlung herbei; denn nichts konnte die Gottheit den Menschen näher bringen als die zärtliche Mütterlichkeit Marias; so erscheint zum ersten Male das Hilfsbedürftige und Anschmiegende des kleinen Wesens. Und der Wunsch, dieses heiligste Symbol der Liebe allen vertraut und verständlich zu machen, bringt der Darstellung die ersten treu beobachteten Kinderzüge: der kleine Jesus patscht der Mutter ins Gesicht und greift nach bunten, glänzenden Dingen. Freilich, es sind noch Andeutungen. In der ernsten Ruhe und Getragenheit des giottesken Stils, in der schwärmerischen Feierlichkeit der Mystiker kann sich die kindliche Unbefangenheit noch nicht entfalten.

Erst das 15. Jahrhundert bringt der Kinderdarstellung volles Verständnis entgegen, und das scheint uns natürlich. Geht doch etwas Naives, Kinderfrohes durch die ganze bunte Welt des Quattrocentro; die Renaissance im Flügelkleide, in ihrem überschäumenden Jugendgefühl, mit ihrer Freude am Bewegten, Unregelmäßigen und Individuellen, findet im Kind eine Verkörperung des eigenen Wesens. Mit wahrem Behagen führen Künstler Kinder in ihre Werke ein, wo sie sich nur irgend anbringen lassen. Statt der feierlichen Jungfrauenengel des Trecento halten die lustigen kleinen Engelbuben des Filippo Lippi ihre Wacht bei der Madonna; dem Christkind wird der kleine Johannes zugestellt und das Spiel der beiden geschildert. Donatello läßt die Engel zum Orgelspiel einen übermütigen Ringelreihen tanzen; in Robbias Wickelkinderreliefs begegnen wir der rührenden Dummlich-

keit des Säuglings, und Mantegna bringt gar schon das drollig-groteske Motiv des unartigen Kindes. In seinem Mantuaner Deckenbild hat ein fürwitziger Putto den Kopf durchs Gitter gesteckt und bekommt ihn nicht mehr zurück; laut heulend blickt er herunter. Aber der eigentliche Kinderfreund der Epoche ist Benozzo Gozzoli. Wo er nur kann, schmuggelt er die kleine Gesellschaft ins religiöse Fresko. In seinem Zyklus vom Leben des heiligen Augustin in St. Gimignano widmet er ein Bild der Kindheit des Heiligen und gibt eine getreue Beschreibung der damaligen Schule. Der Lehrer streichelt den braven, kleinen Heiligen, während ein anderes unartiges Kind gerade in drastischer Weise abgestraft wird. Selbst auf ernsten Szenen streut er Kinderintermezzi ein: kleine Mädchen, die sich vor einem herankläffenden Hündchen fürchten, und ähnliche Episoden, die, als Ausschnitt gegeben, wie moderne Genrebilder wirken.

In der zweiten Hälfte des Quattrocento erfahren die Kinderdarstellungen, dem Stil der Zeit entsprechend, eine Wandlung. Nicht mehr dem lauten, kleinen Volk des Lippi und Gozzoli begegnen wir in den Bildern, sondern feinen, knospenhaft schlanken Gestalten an der Grenze der Kinderzeit, im „Zwischenland" des Lebens. Christus und Johannes werden etwa vierzehnjährig gegeben, die Engel um Maria sind mit dem steigenden Jahrhundert älter geworden, der halbwüchsige Tobias ist eine Lieblingsfigur der Epoche, und alle diese Epheben zeigen die merkwürdige Mischung von Kindlichkeit und Verständnis, die der Savonarola-Zeit eigen ist. Noch muß die Kirche den Deckmantel für das Kinderbild abgeben; die vielen individuellen Christus- und Johannesköpfe der damaligen Plastik sind wohl alle als Porträts gedacht. Die erste kindliche Darstellung im Profanbild wagt sich bei Ghirlandajo hervor auf dem originellen Doppelporträt des Louvre; in dem verwitterten Greis und in dem lieblich blonden Knaben stehen sich zwei Generationen in lebensvollem Kontrast gegenüber.

Die Hochrenaissance weiß nichts Rechtes mit dem Kinde anzufangen. Die herbe Eckigkeit der jugendlichen Formen paßt nicht in den vollen Rhythmus des 16. Jahrhunderts; das Unruhige der kindlichen Bewegungen stört die Erhabenheit des großen Stils. Nur der Putto, das ideale Kind der Antike, wird geduldet; denn der nackte, runde Körper fügt sich der großen Silhouette des Cinquecento ein. Selbst bei Leonardo, so wunderbar er den Kinderkörper zu behandeln versteht, kann man von keinem Eingehen auf das eigentlich Kindliche reden. Wenn der kleine Christus und Johannes sich umarmen, so ist es ihm vor allem um das graziöse Linienspiel, um das weiche Licht auf den rosigen Körperchen zu tun; es ist eine rein artistische Freude, wie an den schmiegsamen Bewegungen des Kätzchens. Das Gleiche gilt von den entzückenden Puttendarstellungen des Corregio, des Parmeggianino und schließlich jener ganzen Künstlerreihe, die über Albani hin zum Rokoko führt. In ihren Bildern finden wir gleichsam die Quintessenz aller liebenswürdigen Anmut und Schelmerei, ohne daß doch das eigentliche Wesen erfaßt ist. Und auch Raffael mit dem überirdischen Ernst seiner heiligen Knaben läßt fremde Saiten erklingen.

Eine Ausnahmestellung nimmt im Cinquecento Venedig ein, das ja nie, auch in den Zeiten des hohen Stils, den Zusammenhang mit der Wirklichkeit verloren hat. Wohl liebte auch Tizian den Putto; die „Fecundidad" des Prado ist vielleicht die wunderbarste Apotheose verklärten kindlichen Liebreizes, die je ein Künstler träumte; aber daneben hat er in der kleinen Strozzi der italienischen Kunst das erste derartige Einzelporträt geschenkt, in dem sich Kindlichkeit und Renaissancewürde so köstlich vereinen. Von einem unbekannten Venezianer haben wir im Museum von Lissabon eine lebensgroße Genreszene: „Ein Page lehrt ein Kind laufen"; in Venedigs Nähe, in Brescia, entstand Morettos Darstellung „Der heilige Nikolaus von Bari empfiehlt die Schulkinder der Madonna", jenes menschlich liebe Kirchenbild mit den kleinen Blondköpfchen, die sich halb schüchtern, halb unaufmerksam zur Madonna hinschieben lassen. Und schließlich danken wir Morone aus Bergamo, also auch einem Halbvenetianer, ein paar ganz modern empfundene Kinderporträts in halber Figur, darunter das allerliebste kleine Mädchen mit der Brezel.

Am Ende der Renaissance haben wir dann in Florenz Bronzinos Bildnisse der kleinen Medici, technisch vollendete Meisterwerke, aber von der gleichen, kühlen Vornehmheit wie seine sonstigen Gestalten. Selbst der lachende kleine Don Garcia kann eine gewisse Feierlichkeit nicht verleugnen. Ähnlich Pontormos „roter Knabe", in dessen blassen, müden Zügen etwas von der Dekadenzstimmung des damaligen Florenz lebt.

Im Norden vollzieht sich diese ganze Entwicklung in anderer Richtung. Durch die Stifterbilder, auf denen sich der Besteller mit seiner ganzen Familie neben den Heiligen anbringen ließ, tritt das Kind frühzeitig in den Bereich der Kunst. Freilich in seinen bravsten Momenten und im Feiertagsgewand. Ein klassisches Beispiel ist das berühmte niederländische Tryptichon des Hugo van der Goes, das der in Brügge lebende Florentiner Portinari malen ließ; das ehrbare Patriziertöchterlein und die zarten, schüchternen Knaben erzählen von nordischer Erziehung und Stubenhocken. Wenn auch eigentliche Profanbildnisse von Kindern nur sehr vereinzelt vorkommen — es handelt sich dann zumeist um Verwandte des Künstlers, wie bei Holbeins markig realistischem Familienporträt —, so finden wir in den religiösen Werken besonders der deutschen Kunst einen solchen überquellenden Kinderreichtum, daß er den Darstellungen beinahe etwas Beengtes gibt. Bei Kranach und seinen Genossen krabbelt das kleine Volk überall zwischen den Erwachsenen herum, bald als ungeschicktes Englein im Nachthemdchen, bald als putziger deutscher Putto; zwischen der heiligen Sippe wimmelt es von kleinen Kindern; der Kindermord gibt Gelegenheit zu einer ungeahnten Massenentfaltung, und vielleicht am charakteristischsten ist die echt deutsche Szene „Christus als Kinderfreund". Die ein wenig muffige und doch gemütliche Atmosphäre der Kinderstube schlägt uns daraus entgegen. Zugleich wird uns klar, wieviel Verwandtes diese altdeutsche Kunst zum Kinde zieht, wie all das treuherzig Naive und unbeholfen Herzliche jener Künstler sich im Kinde den reinsten Ausdruck schafft.

So ist es erklärlich, daß die ersten derartigen Genrebilder von Deutschen stammen, freilich noch in jener Technik, die, der Malerei weit voraus, schon das wirkliche Leben wiedergeben darf, im Kupferstich. Im 16. Jahrhundert haben wir von Amman ein entzückendes Blatt, ein Mädchen mit langem Baumelzopf und Puppe vor einer Hecke, drei Jahrhunderte vor Richter und doch aus der gleichen intimen Stimmung entstanden. Interessant ist die Beobachtung, daß Kinderkleider noch unbekannt waren; der lange Rock und die Halskrause imitiert die Tracht der Erwachsenen. Künstlerisch am bedeutendsten sind wohl Stimmers Kinderdarstellungen in seinem Werk: „Die Altersstufen des Weibes". Man staunt, wie da mit geringen Mitteln, nur durch die sprechende, großzügige Linie das typisch Kindliche in der Silhouette, das, was sich durch die Jahrhunderte gleichbleibt, heraus gehoben ist.

Ähnlich elementar, wenn auch in verschiedener Tonart, spricht zu uns ein anderes Werk des 16. Jahrhunderts, diesmal ein Bild: „Die spielenden Kinder" Pieter Brueghels, des größten Niederländers der Zeit. Auch hier hat der Künstler trotz seines strengen Realismus etwas grandios Typisches geschaffen. Ein Heer von wild herumtobenden Kindern. Häßlich und ungraziös sind sie bei näherer Betrachtung; und doch, als Masse geht etwas Dämonisches von ihnen aus, eine Lebensmacht, der man sich nicht entziehen kann und deren Rhythmus der Künstler wundervoll empfunden hat. Tizians „Fecundidad" und Brueghels „Spielende Kinder" liegen nur wenige Jahrzehnte auseinander, und doch gibt es wohl kaum eine verschiedenartigere Auffassung des gleichen Themas.

Brueghels Werk weist schon über seine Zeit hinaus ins Barock. Denn das 17. Jahrhundert kann man in der Kunst recht eigentlich als das „Jahrhundert des Kindes" bezeichnen. Alle Strömungen dieses seltsam gärenden Zeitalters mit den großen Kontrasten, sein Realismus und seine Mystik, sein feierlicher Repräsentationsstil wie seine tiefinnerliche Menschlichkeit, alle haben sich auf ihre Art mit dem Kinde beschäftigt.

Die große realistische Reaktion, die sich gegen das Schönheitsideal der Renaissance wendet, erblickt im Kinde die Rückkehr zur Natürlichkeit. Hier findet der Künstler Ungezwungenheit und Leidenschaft der Bewegungen, eine sprechende Mimik, die noch instinktiv auf jeden Affekt reagiert.

Für die Mystik ist das Kind in anderer Hinsicht ein wichtiger Faktor. Das Wunder steht im Mittelpunkt der Jesuitenkunst. Und es gibt wohl keine überzeugendere Offenbarung des Übersinnlichen, als wenn der heilige Geist sich das unwissende Kind zum Träger ausersieht. Das Christkind, das ahnungslos auf dem Kreuze schlummert, der kleine Jesus als guter Hirte, der jugendliche Täufer, Maria als Kind bei der heiligen Anna werden Lieblingsthemen der Zeit. Diese Verkindlichung der Stoffe erstreckt sich dann auch auf antike und allegorische Darstellungen. Die Jahreszeiten werden von Kindern symbolisiert, Bacchus und Ganymed, in der Renaissance Jünglinge, erscheinen als kleine Knaben mit allem Übermut und allen Unarten ihres Alters; man erinnere sich an Rembrandts berühmten Ganymed im Nachthemdchen, der laut heulend vom Adler entführt wird. In solchen Bildern

kommt noch eine andere Seite der Barockkunst, ihre Lust am Grotesken und Grimassierenden, zum Ausdruck.

Und nun zu den Bildnissen des 17. Jahrhunderts! Denn, während wir es in der Vergangenheit nur mit vereinzelten Beispielen zu tun hatten, tritt jetzt das Kinderporträt als wichtiger Zweig in die Kunst. Fast jedes Land hat seinen großen Kindermaler. Und die verschiedene Behandlung dieses ewig menschlichen Stoffes ist psychologisch sehr reizvoll. In Spanien hat die strenge Größe des Habsburgischen Hofzeremoniells hier ihre sprechendsten Dokumente hinterlassen. Wie in den Bildern Coellos, Pantojas, Mors diese armen Infanten vom Hofe Philipps II., in steife Tracht eingezwängt, unbeweglich dastehen, wie dann Philipps IV. Kinder, von Velasquez mit dem ganzen Schmelz ihrer Jahre ausgestattet, uns, ohne zu lächeln, aus großen ernsten Augen anblicken, das hat etwas eigenartig Rührendes. Als Kontrast dazu haben wir Murillos braune zerlumpte Bettelbuben, die sorglosen Kinder der Armut.

In Flandern steht Rubens im Vordergrunde. Rubens, der ewig junge, hat unvergängliche Hymnen auf die blühende Schönheit des Kinderkörpers gedichtet. Er zeigt uns im Kinde die überquellende, lebenstrotzende Fruchtbarkeit der Natur mit ihren starken, ungebrochenen Instinkten; seine Bilder machen froh. Aus seinem innersten Wesen heraus schafft er im Kind das höchste Symbol einer strahlenden, unverkümmerten Menschheit. Dieser Zug ins Ewige fehlt den übrigen Vlamen. Jordaens, der Rubensschen Geist und Rubensche Formen vergröbert, gibt das typisch vlämische Kind. Und das muß wenig appetitlich gewesen sein, unsauber, verfressen, von einer Körperfülle, die das Entsetzen jedes heutigen Kinderarztes hervorrufen würde. Der größte Gegensatz zu van Dyk, dessen kleine Aristokraten fast ein wenig zu wohlerzogen, zu bewußt den Beschauer anblicken und oft die kindliche Natürlichkeit vermissen lassen. Uns Heutigen steht wohl die gesunde Sachlichkeit von Voß am nächsten. Das Bild seiner kleinen Töchter ist mit dem Herzen gemalt, und das gleiche, warme Verständnis für die kleine Welt tritt auch in seinen anderen Bildern zu Tage und macht sie uns so lieb.

Nicht wie ein Vater, eher wie ein lustiger Bruder erzählt uns Franz Hals von seinen kleinen Modellen. Er ist der Maler des „Räudels", wie er ja zeitlebens das Räudel unter den Malern war. Die übermütige Brausestimmung des jungen Hollands lacht uns aus seinen Gassenbuben an. Keck und verschmitzt sehen sie aus den Bildern, in der ganzen Ausgelassenheit ihrer Flegeljahre mit flottem Pinselstrich auf die Leinwand gebannt; wie Hals das wechselnde Mienenspiel und das Momentane der Bewegung wiedergibt, das hat etwas Verblüffendes und steht in seiner Zeit unerreicht da. Der größte Holländer, Rembrandt, hat sich wenig mit dem Kinde abgegeben. Seiner grübelnden Kunst, die vor allem der Sprache der Seele lauschte, konnte die unreife Jugend nicht viel sagen. Das unbewußte, animalische Daseinsgefühl des Kindes, das Rubens anzieht, findet bei ihm keinen Widerhall. Wenn er Kinder malt, so ist es ihm vor allem um malerische Probleme zu tun, um das weiche, vibrierende Licht, das die jungen Köpfe umspielt.

Um so freudiger begrüßt uns das kleine Getümmel, wenn wir aus den ernsten Höhen seiner Kunst in den Alltag hinabsteigen. In den Bildern der holländischen Kleinmeister lernen wir zum ersten Male die Kultur des modernen Bürgertums kennen. Das Glück eines engen, beschränkten Daseins, das behagliche Heim, das Familienleben mit seinen Freuden und Leiden tritt als neues Ideal in die Kunst; das Kinderbild erfährt seine Ergänzung im Kindergenrebild. Steen und seine Genossen erzählen uns von der lauten Fröhlichkeit ihrer Feste; Pieter de Hoogh und Dou von dem stillen Frieden sonniger Kinderstuben, von dem traulichen Zusammensein von Mutter und Kind.

Und diese intime Auffassung, nur noch eine Nuance zarter und inniger, transponiert in die heitere Farbenskala des Rokoko, finden wir bei dem Franzosen Chardin wieder. Im 17. Jahrhundert hatte das Kinderbild in Frankreich keine Rolle gespielt; wir haben als vereinzelte Ausnahme die Bauernkinder der Brüder Lenain, die ja in ihren meisten Werken dem Zeitempfinden weit vorauseilten. Die sonstige Kunst steht zu sehr unter dem Einfluß des Versailler Hofes, und den pomphaft gespreizten Repräsentationsstil auf das Kind übertragen, hieß es seiner eigentlichen Natur entkleiden. Um so wunderbarer hebt sich im Beginn des 18. Jahrhunderts die Gestalt Chardins aus seiner Umgebung; in ihm ersteht der französischen Kunst einer der größten Kinderpsychologen, von einem intuitiven Erfassen der jungen Seele, das immer von neuem zur Bewunderung hinreißt. Mit fast frauenhafter Feinfühligkeit schildert er das Kind in seinen unbeobachteten Momenten, seine Geschäftigkeit beim Spiel, seinen Eifer bei der Erfüllung kleiner Pflichten.

Er hatte in Frankreich keine Nachfolger. Denn das „galante Zeitalter" empfindet das Kind nur als lästige Beigabe. Bei seinen verliebten Zweideutigkeiten wird es aus dem Zimmer geschickt, es verschwindet aus den gemalten Salons wie aus denen der Wirklichkeit. Wir wissen, daß sich die kindliche Erziehung fern von der Familie, erst bei der Amme, dann im Kloster abspielte; sogar die königlichen Kinder „Mesdames de France" machen keine Ausnahme. Der Name ist bezeichnend. Auf den vereinzelt vorkommenden Porträts von Drouais oder Nattier finden wir in Miniatur Pose und Eleganz der großen Welt. Auf antiken und allegorischen Darstellungen tritt der Renaissanceputto in sein altes Recht; nur muß sich sein Körperbau dem graziös verschnörkelten Zeitstil anpassen, um lustige Arabesken zu bilden.

Erst am Ende des 18. Jahrhunderts, in den Zeiten eines raffiniert verfeinerten Kolorismus, kehrt die Kunst zum Kinde zurück, denn hier findet sie in reichster Nuancierung alle jene duftigen, lichten Töne, die das Farbenideal der Zeit waren. Fragonard gibt in seinen blumenhaft zarten Werken den ganzen Zauber der kindlichen Epidermis, den feuchten Glanz der blauen Augen, das seidige Blondhaar und den schimmernden Pfirsichflaum der jungen Haut. Gleichzeitig wendet sich die moralische Reaktion gegen die Frivolität der Epoche. Greuze, der Freund Diderots, predigt in seinen

Bildern die Rückkehr zum Familienleben und malt eine ganze Porträtgalerie sentimentaler Kinderköpfe, die durch ihre offensichtliche Unschuld den Beschauer rühren sollen; ihr Blick ist eine Nuance zu gefühlvoll, und die Wirkung geht verloren.

Gerade in der Stellung zum Kinde liegt einer der Hauptkontraste zwischen dem französischen und dem englischen Rokoko. Den frischen, gesunden Hauch, der durch die englische Kunst weht, empfinden wir vor allem in seinen lebensvollen Kinderbildern; der Charme dieser englischen Jugend liegt in ihrer freimütigen Natürlichkeit. In Gottes freier Natur tummeln sich die Kleinen herum, sie spielen mit ihrem Hund oder sie klettern auf den Schoß der Mutter, um sie ungestüm zu liebkosen. Alle großen Künstler des 18. Jahrhunderts, Gainsborough und Reynolds voran, haben im Kinderbild ihr Bestes gegeben; man denke an den „Blue Boy", das „Age of innocence", an Raeburns, Hoppners und Lawrences Kinderbilder.

Ebenso charakteristisch in ihrer Art sind die deutschen Werke für die Kultur des friedericianischen Zeitalters. Wie die Zeichnungen von Chodowiecki die patriarchalische Strenge des damaligen Familienlebens spiegeln, so kommt auch die reizvolle Sprödigkeit des Zopfstils, seine steife Anmut gerade im Kinde sprechend zum Ausdruck.

So sind wir beim 19. Jahrhundert angelangt, und das beansprucht eine Abhandlung für sich. Denn wie dieses Jahrhundert alle Stoffe der Vergangenheit ergriffen hat, um ihnen seinen eigenen Stempel aufzudrücken, so auch unser Thema. Hier soll die Weiterentwicklung nur kurz angedeutet werden: wie erst das Kind im Mittelpunkt der Biedermeierkunst steht, in seiner ganzen treuherzigen Unbeholfenheit, in seiner lieb-philiströsen Kleidung, wie Ludwig Richter die Welt zu einer großen gemütlichen Kinderstube machte. Wie dann die Historienmalerei dem Kinde eine rührende Rolle und im Gegensatz dazu das Genrebild eine komische zuerteilte. Wie der Impressionismus das Kind von diesem unwürdigen Hanswurstposten erlöste, um seine neuen Darstellungsmittel an diesem flexiblen Objekt zu erproben und all das flüchtig Vorüberhuschende und Instinktmäßige seiner Gebärdensprache in ungeahnter Weise festzuhalten. Wie die Lichtmalerei, vor allem die Skandinavier, die Fenster der Kinderstube öffnen und Licht und Sonne ins Kinderleben fluten lassen. Und wie endlich unsere Zeit das Kind mit lautem Jubel als ihren Herrscher proklamiert hat, als den geheimnisvollen Keim zu allen Wundern der Zukunft, als die Erfüllung ihrer heiligsten Sehnsucht.

Das Ende von Hei-hos Flittermonden.

Von

Ed. Heyck.

Wenn die Tage zunehmen, siehst du rosige Wölkchen über dem Osttor stehen. Wenn die Sonne die Höhe erreicht, erblickst du sie nicht mehr. —

Das Blatt des Gingko entzückt dich, wenn der leichte Wind es am Baum bewegt. Wenn es vor dir liegt, stößt dein Fuß es weg. —

Ein zu volles Wasser fließt über, es durchnäßt die Ränder und macht die Wiese sauer. —

Diese Worte sind eine Ermahnung an Liebende. Hört die Geschichte von Hei-ho, in der Klasse der Handwerker, der im Dorf Hi-an wohnte, in der mittleren Provinz Nganhwei. Sein Haus stand gegenüber dem See, der nach Westen liegt, auf dem Hügel mit Pfirsichbäumen. Hei-ho war ein Maler; seine Geschicklichkeit wurde gelobt; sein Lehrer war Ping-Pong gewesen. Die Leute sprachen, wenn Hei-ho älter werde, werde er den Reichtum des Ping-Pong übertreffen. Sie redeten ihn an: „Die Bilder, die du hervorbringst, werden tausend Jahre genannt werden!“ Hei-ho erwiderte: „Werde ich etwas darauf geben? Der Reichtum belästigt mich, wenn ich zu leben habe. Ich schenke euch die tausend Jahre für eine Stunde, die ich am Ufer sitze.“

Am Abhang zum See, nach unten hin, standen Kiefern, und eine Insel lag im See. Jeder für sich standen diese Nadelbäume; sie hatten niedrige Stämme, die Kronen glichen dunkelgrünen Treppenstufen, die in der Luft schweben. Zwischen den Kronen zog sich durch die Seefläche die Insel mit Laub und zierlichen Häusern, und darüber war noch wieder der See wie ein glänzender schmaler Strich. Wenn die klaren frühen Abende kamen, saß Hei-ho am Abhang unter der Westseite des Hauses und malte die rote Sonnenscheibe zwischen den dunkelgrünen Kiefern und den Rosenschein vor der Insel auf dem silbernen See.

Im Winter ging Hei-ho in die Gärten der Wohlhabenden und malte den weichen Schnee, der auf den Gebüschen in den Zweigen liegt. Wenn seine Täfelchen gesehen wurden, bat man ihn in die Häuser; er wurde ersucht, die Bildnisse zu malen. Wenn aber der Frühling erschien, wollte Hei-ho nichts mehr hören. Dann saß er wieder vor seinem Hause; er malte die

Blüte seiner Pfirsichbäume, so lange, bis ein dunkler Regenwind aufkam und die rosigen Blättchen auf den Rasen niederschlug.

Eines Tages, da Hei-ho bei den Binsen am Seeufer saß, kam eine fremde Gesellschaft von intimen Verwandten vorbei, die den See betrachten wollten. Diese Spaziergänger sahen zu, wie er den Pinsel auf dem zarten Reispapier führte. Dabei war ein lachlustiges Mädchen; es sprach ungeniert mit Hei-ho und neckte ihn. Als dieses Mädchen fort war, ward Hei-ho von großer Unruhe ergriffen. Er mochte nicht mehr malen und schlafen, und er ließ nachforschen, wer diese gewesen seien. Darauf sandte er eine Unterhändlerin, und als sie zurückkam, ging er zu den Eltern. Denen gefiel das alles ganz wohl, aber das Mädchen schenkte ihm ein Binsenkörbchen, das sie damals am See geflochten hatte.

Da stellte Hei-ho in sein Zimmer die Pflanze Ho-huan, die vergessen macht. Er verwand das Mädchen bald, da er auf einmal dessen leichte Art erkannte. Aber oft, wenn er fleißig sein wollte, zeichnete er auf das Blatt viele Strophen; das waren alles Seufzer, daß er einsam sei. Er begann die klassischen Bücher des Wissens zu lesen, doch sie machten ihn voll Überdruß. Der sanfte Klang seiner Flöte, wenn er abends müßig war, erfreute ihn nicht mehr; wenn er morgens ausgeschlafen hatte, vermeinte er, der holde Südwind, der in den Blättern säuselte, verhöhne ihn. Unmutig saß er am See und sah, wie die dunklen Wasserenten vorbeischwammen, zu zweien, daß die Doppelrillen von ihnen hinweg über die Fläche liefen; eine Handbreit rechts vor der weiblichen Ente glitt das Männchen, und beide blieben immer gleich nahe beieinander. Wenn er die Goldfasanin rufen hörte: „Komm, o Lieber!" so wollte ihm sein Herz gleichsam weghüpfen vor Unzufriedenheit.

Diesmal blieb er den ganzen Winter fort und malte viele Bildnisse von vornehmen Männern, welche die Knopfmütze trugen, und von Frauen mit kunstvoll geordnetem Haar und silbernen Nadeln darin. Zuletzt machte er die Bekanntschaft einer Familie seiner Standesklasse, und da man die gesittete Bescheidenheit dieses jungen Mannes sah, so gestattete man der Tochter, häufiger aus ihrem Kämmerchen hervorzukommen. Ja, er wurde gebeten, sie auf Reispapier zu malen. Das wollte er um so lieber, als sie ihm überaus gefiel. Ihr Gesicht war wie ein gewaschenes Reiskorn, das den Glanz der Wachsperle hat, ihre Brauen wie zwei schwarze Pinselstriche, und ihr kleiner Mund war rot wie Kirschsaft. Aber was dem Hei-ho am besten gefiel, das war ihre Nase, die ungewöhnlich schmal war und nur ganz wenig umgebogen. Nicht selten beobachtest du, daß Maler ihre eigentümlichen Ansichten haben.

Das Mädchen hieß Li-tsie und war fein wie ein Bambusblatt. Sie war aber oftmals traurig und hatte sich von ihrem zwölften Jahr vielen Kummer gemacht, daß ihre Nase nicht abgeplattet und kürzer eingebogen war. Und seit sie nun Hei-ho gesehen hatte, schlug ihr kleines Herz vor bitterem Weh, daß er sie niemals liebhaben könne.

Als dieses Mal die Pfirsichbäume blühten, mochte Hei-ho nicht nach Hause gehen. Er verwarf immer wieder seine Bildnisse, die schöner waren,

als er bisher gemalt hatte. Li-tsie aber war so niedergeschlagen, daß nur Hei-ho sie hier und da erheitern konnte. Wenn sie allein war, saß sie in widerspruchsvollen Gedanken, und ihr zarter Busen bewegte sich angstvoll in ihrem von Nesseltuch gemachten Kleid. Wenn aber Hei-ho auf seiner Matte lag und schlief, so träumte er, Li-tsies kleines Gesicht sei der lichte Mond, der auf dem Hügel durch die blühenden Pfirsichbäume scheine.

Als von allen Leuten das Frühlingsfest begangen wurde, kamen junge Verwandte der Familie. Sie spielten auf dem Rasen jenseits des Flusses und beschenkten sich mit Blumen von der Pflanze Lan. Hierbei merkte Li-tsie verstohlen auf Hei-ho. Sie nahm wahr, daß er niemandem Blumen brachte, und ihr alle, die er hatte, nacheinander gab. Und zu der letzten sprach er mit vieler Schüchternheit folgendes; so leise sprach er, daß es niemand außer ihr hörte:

Die fliegende Schwalbe schießt umher, ist sie allein.
Auf gestickten Wandschirmen erblickt man sie mit Wonne zu zwein!

Da vergingen beinahe die Sinne der Li-tsie, daß sie nicht mehr wußte, was sie tat. Das Maß ihrer Zuneigung zu Hei-ho war größer, als es insgemein bei jungen Menschen ist. Ohne über das Schickliche nachzudenken, sagte sie ihm diesen Vers:

Die Schwalbe nimmt in der Höhe und häufiger am Boden hin ihren Flug.
Man kann wohl glauben, wenn sie tief fliegt, ist es ihr unruhig genug.

Wie Hei-ho dieses von ihr hörte, zitterte er heimlich vor Freude; er verneigte sich und führte sie zu ihrem ältesten Bruder. Nachdem er sich ein Herz gefaßt hatte, ging er zu ihren Eltern hinein. Er verneigte sich viermal tief vor Li-tsies Vater und ebenso viele Male vor Li-tsies Mutter; darauf sagte er: „Zuerst, als ich in euer Haus kam, standen noch die Dinge leidlich. Ach, wann enden die Bängnisse?“ Hierauf verneigte er sich wieder vor beiden.

Li-tsies Vater antwortete: „Dieses Mädchen sondert sich ab von Eltern und Geschwistern. Wer nicht töricht ist, der weiß, es trägt sie einer davon.“

Da ward auch Hei-ho glückselig über alle Hoffnung, und nachdem er seine innigsten Danksagungen ausgedrückt hatte, ging er aus und kaufte für seine Braut einen Stoff von binsengrüner Seide und kostbare Wohlgerüche. Den glücklichsten der Menschen pries er sich, daß Li-tsie nicht zu der vornehmen Klasse gehörte; in diesem Falle würde er sie niemals erblickt haben.

Es band Li-tsie ihre Zöpfe auf, sie nestelte sie auf dem Scheitel zusammen und befestigte darin Frühlingsblumen. Eine Stunde war sie am Tage mit ihrem Verlobten allein. In diesen Gesprächen hatten sie sich so vieles nachträglich zu erzählen, daß gar nicht denkbar war, wie sie damit fertig werden sollten. Und jeden Tag sprachen sie davon, daß ihre Ehe im Jenseits fortgesetzt würde. „O Li-tsie, alle Zeiten, die überhaupt kommen und sich niemals enden, werden wir zusammen bleiben, immer, immer, jegliche Zeiten werden wir nun zusammen sein. Würdest du denken, es könnte jemals anders bestimmt gewesen sein?“

„Mein Hei-ho, wie konnten wir nur bisher nicht beieinander sein! Wir haben doch von Anfang zusammengehört, wir hatten von Anbeginn der Dinge schon eines das andere liebhaben müssen; so sicher ist dies, als daß wir in jedem Leben nun ewig beisammen sind."

Eines Tages, als sie wieder hierüber sprachen, fiel dem glücklichen Hei-ho zu seiner Beschämung jenes andere Mädchen ein. Die helle Sonne, sagte er sich, scheint durch das Wasser und erleuchtet es bis auf den Grund. Er erzählte sogleich Li-tsie jenes Begebnis. „Wer mir nicht ins Herz sieht," setzte er hinzu, „wird mich vielleicht des Wankelmutes zeihen. Wer sehen kann, der weiß, daß ich damals einen Irrtum beging." Er sprach hierüber vieles in seiner unaussprechlichen Freude, wie nun alles geworden sei; es kamen Worte über seine Lippen, es sprossen Empfindungen in ihm, die er gar nicht selbst verstand. Der einzelne Halm im Rohr hat keinen Ton; bewegt sich der Windhauch, so geben sie ein Geflüster, das wie ein Traum ist. „O Li-tsie, durch dich nun lebe ich; mein Leben war noch gar nicht, eine Vorspiegelung war es. Aber dies mußte vorübergehend sein, denn unsere Seelen waren nie getrennte; die eine Seele ist nur ein Stück der anderen. Von dir bin ich auf die Welt gebracht," und indem er dieses wiederholte, nannte er sie seine kleine Maa-mie. Li-tsie hatte kaum zugehört, was er von jenem anderen Mädchen erzählt hatte. Sie hielt den Geliebtesten an ihrer Hand gefaßt, wie sollte sie sich da nicht freuen?

Die Eifersucht der Herzen erwacht nicht, indem wir ein Geliebtes an uns ziehen. Sie kommt, wenn wir uns an seinem Besitz erfreuen. Je winziger auf dem reinen Spiegel der Fleck ist, um so weniger verwindet ihn unser Glück. Wie wenig ist sie logisch, ach, wie viele Mißgriffe begeht sie.

Viele Geschenke erhielt Li-tsie an ihrem Vermählungstage. Hei-ho führte sie heim, es war um die Zeit, als an den Pfirsichbäumen die samtschimmernden Früchte ansetzten. Unaussprechlich süße Monate lebten die beiden in ihrem Hause. Das Gemach des Hausherrn an der Nordostecke wurde gar nicht betreten; man brauchte es wenig abzustäuben; sie waren alle Stunden, die es gab, beieinander. Hei-ho besprach mit ihr, was ihm einfiel, oder welche Bilder er für künftige Tage ausdachte, und jedesmal erfreute er sich, wie fein sie alles überlegte und wie liebevoll und klug sie sprach. Am Tage sagten sie wohl hundertmal zueinander: „Ich hab dich lieb, ich hab dich lieb! Hast du mich denn lieb? Hätte ich dich gar niemals gesehen, so hätte ich vielleicht ohne dich leben können; nicht alles, was wir wissen, ist uns immer schon entschleiert; darum lebte ich ohne dich hin." Und des Nachts hätten sie nicht ruhig geschlafen, hätten sie nicht mit beiden Armen eines das andere umfaßt gehalten.

Am Morgen ganz leise machte sich Hei-ho aus ihren weichen Armen los und schob die äußeren Osttüren auf, daß die Sonne bis in die Vorhalle schien. Dann sagte Li-tsie zu ihm: „Wo warst du, Liebchen? Du gehst fort von mir, du warst nicht bei mir!" — „Mein Seelchen, ich habe die

Türen auseinander geschoben; ist es möglich, daß man es nicht im ganzen Hause hört? Wovon anders bist du aufgewacht? Ich bin schon wieder da, den ganzen Tag bleibe ich nun mit dir!" — „Du warst fort!" sagte sie dann. „Aber ich hab dich lieb, ich hab dich lieb! Der geliebteste und schönste unter allen Menschen bist du!"

Eines Tages kam ein Bote eines Fürsten aus dem Gebirge; der Fürst ersuchte höflich, seine junge Gattin zu malen. Hei-ho erkundigte sich respektvoll, auf welche Weise sie nach des Fürsten Wünschen gemalt werden solle. Der Bote antwortete: auf geschliffenem Marmor, in aufliegender Ausführung über der Untermalung. Sie habe Ohrringe von Smaragden, die er genau beschrieb; ihr Gewand sei von der Farbe des Fleisches einer rötlichen Forelle, mit Stickerei von Gold mit Schwarz und Erdbeerrot; ihr Unterkleid sei von hellem Blau. Diese Farben möge Hei-ho auf das Gebirge mitbringen. Hierfür sei der Fürst bereit, vier gestempelte Silberbarren, jeden von fünfundzwanzig Tael, zu zahlen. Hei-ho war sehr erfreut; er berechnete, daß er neun Tage für einen so schönen Preis gebrauche; er ging in sein Zimmer und hing an seinen Gürtel das Malgerät, den Fächer, die Eßstäbchen und den von Li-tsie gestickten Tabaksbeutel. Dann ging er zu Li-tsie hinein, die in der Kammer war. Wie er aber bemerkte, daß sie ihn tödlich erschrocken ansah, obwohl sie sprach, daß sie ihm in allem gehorche, da liebkoste er sie und schickte lachend den Boten fort.

Seitdem aber verstummte Li-tsie zuweilen und wurde nachdenklich, wenn sie eben noch gelacht und gesungen und aus der größten Zärtlichkeit Hei-ho am Zopf gezogen hatte. Es kam etwas über ihr Wesen wie der Anhauch, der sich in der Kälte auf ein durchsichtiges Glas legt und in der Wiedererwärmung zu fließenden Tränen wird. Nach solchen Gelegenheiten geschah es, daß sie sich die Botschaft des Fürsten wiederholen ließ. Sie erkundigte sich leise, ob der Bote die Gattin des Fürsten außer den Ohrringen und dem Kleide noch näher beschrieben habe.

Hei-ho verstand nichts von den Frauen; wenn er sie malte, hatte er sie emsig angesehen, aber nicht daran gedacht, daß sie auch Menschen seien. Einiges über ihre Wünsche hatte er zuweilen unter den jüngeren Männern reden hören. Darum ging er mit Li-tsie aus und ließ sie ein Paar Ohrringe mit Smaragden aussuchen; es waren nur kleine Steine, aber von reinem Glanz und schön gefaßt. Diese Ohrringe trug Li-tsie nun mit höchster Fröhlichkeit. Aber nach einiger Zeit ließ sie sie herumliegen, und dann steckte sie sie ganz weg und mochte sie nicht mehr sehen.

Eines Tages fand Hei-ho sie ungewöhnlich wortkarg, obwohl sie aufmerksam wie immer war. Er nickte ihr deshalb viele Male zu; aber sie lächelte nur wenig, ein blasses Lächeln, wie der Durchblick der Sonne an nebelschweren Tagen. Nach vielem Verweigern gestand sie den Grund ihrer Traurigkeit. „O Liebchen," sagte sie, „es ist doch sicher, daß du an eine andere denken mußt, an jenes Mädchen, das dir das Binsenkörbchen zum Geschenk gegeben hat!" — „Herzchen, kleines süßes Herzchen, solches Zeug denkst du! Welch eine Nichtigkeit!" Und da sie wieder weinte, wurde er

ganz aufgebracht. „Wenn wir keinen anderen Grund haben, als diesen, dann werden wir niemals Kummer haben! Ein liebender Mann spaltet nicht sein Herz! Niemals habe ich wieder an jenes Mädchen gedacht, als das einemal, daß ich diese Torheit eingestand. Habe ich dir nicht gesagt, daß ich sie ohne Zögern nicht mehr leiden mochte und die Pflanze des Vergessens in das Haus getragen habe?"

Seit dieser Unterredung behauptete Li-tsie nicht mehr, daß er an das Mädchen denke. Sie kannte seine Worte als aufrichtig. Mochten andere die Achsel zucken, daß es dem Hei-ho nicht verliehen war, Sein und Schein nach der Lehre aus dem Schi-king zu paaren — sie liebte ihn darum. Wenn ihr jetzt das Mädchen einfiel, dann sagte sie. „Aber du hast einmal an sie gedacht!" Er lachte zuerst und rief: „Damals, mein Schwälbchen, kannte ich doch dich noch nicht! Schließlich wirst du es noch fertig bringen, daß wirklich die Pflanze Ho-huan vergebens im Hause gestanden hat!" — „O Hei-ho, wie kannst du so schrecklich leichtfertig reden! Wir zwei allein sollten uns von Anbeginn geliebt haben, ob wir uns schon kannten oder nicht! — Du sagst, jene sei anders gewesen als ich, von oberflächlicher Art! O mein Geliebter, ist nicht das einzige, was du zu deiner Entschuldigung anführen könntest, wenn sie mir sehr ähnlich gewesen wäre? Ich sage das nicht, weil ich mich überheben will! — Ach, ach, wie sie auch ist. mit welcher Wonne hätte sie ihre Arme ausbreiten müssen! In beständiger Qual muß sie sein, in beständiger Qual bin ich, wie kann ich mich erheitern? Wenn ich sterbe, wirst du eine andere nehmen, und mich wirst du vergessen, genau so rasch, wie du jenes Mädchen auch vergessen hast. Menschen gibt es, die unmenschlich sind!"

So stritten sie zuweilen, und zu anderen Malen waren sie wieder das vergnügteste und ausgelassenste Paar, wie sie jemals in den Zeiten der langen Tage gewesen waren. Aber von Woche zu Woche geschah es häufiger, daß sie hiervon sprechen mußten. Oder wenn Hei-ho sie beim Ankleiden glaubte, dann saß sie zusammengebogen in der Kammer und weinte über sich und ihn.

Seit dieser Zeit kam es vor, daß Hei-ho nachts aufwachte und vor Gedanken nicht wieder einschlafen konnte. Sobald er aber diese Gedanken abzulenken versuchte, erschrak er dann vor neuen Sorgen. Denn der Nacht muß ein jeder stillhalten, und das schärfste Augenglas des Innern ist die Dunkelheit. Dann fiel es dem Hei-ho ein, daß er früher immer genug Käsch gehabt hatte und manche Bündelschnur Liang zur Gilde der Bankhalter auf Verzinsung hatte bringen können; aber nun hatte er begonnen, die Liangs einen nach dem anderen zurückzuholen.

Wenn es jetzt Tag wurde, stand er beizeiten auf und ging mit seinem Gerät in die Frühe hinaus. Die kleinen Vögel am See malte er, die Rohrsänger, die er mit angehaltenem Atem belauschte; die entfernte Brücke aus Bambuspfählen, die im flachen Bogen sich zu der Insel hinüberspannte; die schneeweißen Störche, die in den sonnigen Lüften ihre Windungen zogen, oder die zu den Niederungen kamen und in den Wiesen standen. Li-tsie wußte, es sei notwendig, daß ihr Gatte sich zeitweilig von ihr entferne. Mit ihrer

Verständigkeit hatte sie dies eingesehen, und sie selbst sprach ihm mit guten Einfällen zu. Wenn er jedoch fröhlich zurückkam, schmiegte Li-tsie sich an ihn, aber schweigend, ihre Zärtlichkeit blieb von Trauer umhüllt. Und wenn er sich endlich losmachte, um seine Bilder herbeizuholen, so sagte sie: „Ja, ich sehe wohl, wie vergnügt du sie gemalt hast! Mich hast du ganz vergessen dabei. Wie wenig Sehnsucht hat der Gatte nach seiner Frau, die doch immerwährend ihm nachhängt! So ist der Mann, im Einschlafen und im Aufwachen denkt er anderes."

Hei-ho erwiderte: „Ich habe dich nicht vergessen dabei, das Gegenteil würde besser der Wahrheit entsprechen. Mir ist, du seheſt mir zu, und ich bemühe mich. Es ist notwendig, daß ich etwas verkaufen kann!"

— „Du wirst den Leuten gefallen mit diesem und wirst reichliches Geld dafür erhalten. O Liebchen, das schmerzt mich ja! Wenn wir später Entbehrungen haben würden, so würdest du mich mit Liebe umfangen; wenn du aber tätig bist, werde ich ein nutzloses Wesen für dich, nur meine Fehler siehst du!" —

Fortan malte Hei-ho nur noch Bildnisse Li-tsies. Sie wurden schöner als das, welches im Hause ihrer Eltern geblieben war. Damals hatte er ihre Wangen, durch die er das schneeige Papier scheinen ließ, mit einem rosenzarten Hauch gemalt. Jetzt war ihm, als müßte er diesen verschwiegener andeuten, und trotzdem ward es ein süßes, unerforschliches Erglühen. Einmal stellte er Li-tsie dar mit der metallenen Teekanne und dem lackierten Brettchen, worauf sie das Tassenköpfchen trug; ein anderes Mal, wie sie in dem binsengrünen Kleide ausging, das sie von ihm hatte, mit den silbernen Haarnadeln der Vermählten, mit ihrem Fächer in der einen Hand und einem gestickten Seidentüchlein in der anderen. Diese Bilder wollte Hei-ho ihr schenken; aus dem Gedächtnis malte er sie, so genau sah er das geliebte Gesicht vor sich, im ganzen und in allen zarten Einzelheiten.

Li-tsie aber, als sie sie fertig sah, wurde noch trauriger als bisher. Mit einem Klagelaut, der ihm das Herz zerriß, sprach sie folgendes zu ihm: „Du hast diese Frau hier gemalt, weil du mich nicht leiden magst, wie ich bin! Wohl bist du zartfühlend wie immer, du willst mich gleichzeitig täuschen, daß ich mich ähnlich finden muß. Scheinbar hat dein Bild die Wesenseinheit mit mir, aber in Wirklichkeit hast du die vor dir gesehen, die du in mir vermisseſt. Du liebst eine andere Wesenserscheinung, die ich nicht sein kann; zwar verdeckst du es großmütig mit Hilfe der äußeren Wesensähnlichkeit!" So sprach sie, denn zu allem Unglück war Li-tsie als Mädchen in der höheren Stufe unterrichtet worden, bei einem Oheim der Gelehrtenklasse, der die Unterscheidung des Begrifflichen beherrschte. Der arme Hei-ho suchte sie ohne Begrifflichkeit zu widerlegen. Aber sie beharrte zu allem, was er ihr entgegensetzte: „Wie soll ich glauben, daß du mich so lieben kannst? Eine Frau, die keine flache Nase hat!"

Da nahm er seine Farbennäpfchen und die aus Tulpenbaumholz geschnitzten Pinsel mit sich in das Hausherrnzimmer. Er zog eine Schublade auf und legte sie hinein. „Kann ich Li-tsie weinen sehen?" sagte er sich.

„Warum will ich nicht alles unterlassen? Wenn ich für eine Zeit untätig bin, so wird ein gewisses Mißgeschick kommen. Wenn aber die Verstimmung sich ausbreitet, so kommen tausend Mißgeschicke.“ Es ward ihm bald auch ganz schön und leicht bei seiner Muße, so wie dem wird, der im Schatten der Bäume sitzt, auf deren Blättern die Sonne liegt. Wenn jetzt Li-tsie einige Augenblicke für sich verwandte und nicht bei ihm war, so wartete er auf sie. Dann dichtete er zu seiner Unterhaltung kleine Strophen, die sich am Ende reimten. Aber er schrieb sie niemals auf; er bedachte die ungewisse Richtung, wohin Li-tsies Nachsinnen ziehen möchte, wenn es geweckt werde. Einmal machte er diesen Vers:

Regen fällt bei weichem Winde und ihn trinkt das Gras mit Wonne,
Sind die Dünste aufgesogen, blitzt der Rasen in der Sonne.
Wie das Gras der laue Regen, füllt Li-tsie den Traum mit Wonne,
Kommt der Tag, so weckt mich strahlend meine junge Morgensonne.

Gerade kam Li-tsie herbei und begehrte zu wissen, woran er in ihrer Abwesenheit gedacht habe. Er zögerte nicht und sagte schnell diesen Vers. Da sah er ihre geliebten Augen verschwimmen wie durch Glas und sich mit großen Tränen füllen. „Mein Geliebtester gehört mir doch allein!“ rief sie aufschluchzend und wandte sich ab; mit jammervollem Weinen lief sie fort, er eilte ihr aufspringend nach, erfaßte sie am weiten Ärmel; aber heftig riß sie sich los und warf die Tür der Kammer zu. Da ward dem armen Hei-ho es klar, daß sie nun richtig auf sich selber eifersüchtig geworden war.

In nächster Nähe von Hi-an wohnte in seinem Landhause ein weitberühmter Mann der Gelehrtenklasse. Diesen weisen Mann um Rat zu bitten, hatte Hei-ho sich schon länger vorgenommen. Jetzt lief er zu ihm und hatte das Glück, zu erfahren, daß der Weise zu Hause sei. Nachdem er die Bitte hineingesandt hatte, um Rat fragen zu dürfen in einer sehr dringlichen Angelegenheit, wurde er in ein Vorzimmer geführt und erhielt den Bescheid, daß der Meister nicht ablehne, ihn zu empfangen. Durch die Bambuswand konnte der dasitzende Hei-ho bemerken, daß der weise Mann allein in seinem Zimmer sei. Nach einer reichlichen Viertelstunde öffnete eigenhändig der Gelehrte die Schiebetür und rief Hei-ho hinein. Dieser trug ihm sogleich vor, wie es stehe, in hinlänglichen Andeutungen. Denn bei dem Warten im Vorzimmer hatte er Stück für Stück die Vorbehalte aufgegeben und war froh, daß er endlich sein Herz erleichtern konnte.

Als er alles gesagt hatte, was in Betracht kam, öffnete sich das verschlossene Gesicht des Weisen. Er sprach zu ihm: „Du hast nicht so ganz ungeschickt erraten, daß es sich um einen Fall von sogenannter Eifersucht handelt. Allerdings ist dies eine ganz laienhafte Bezeichnung. Um nun die richtige Diagnose auszusprechen, es liegt ein Komplex sensibler Erscheinungen vor, die im Gemüte der Menschen — die Existenz eines solchen zugegeben — im Verhältnis ihrer gegenseitigen Beziehungen auftreten können. Bleiben wir jedoch bei dem dir geläufigen Ausdruck. Man würde den Fall dann als

eine periodisch in akuten Symptomen auftretende Eifersucht zu klassifizieren haben, deren Verlauf ein chronischer zu werden beginnt. Über die Behandlung habe ich dir zu sagen, daß sie die größte Umsicht erfordert. In erster Linie wird es darauf ankommen, der Wiederkehr des Übels vorzubeugen durch Vermeidung alles dessen, woraus es entstanden ist. Danach richte dich."

Hiernach wandte der gelehrte Mann sich seinen Bücherrollen wieder zu; aus seiner Miene entnahm Hei-ho die Diagnose, daß er sich jetzt entfernen solle. Ganz verwirrt wagte er noch die Frage: „Aber wie soll ich das am besten anfangen?

„Ich liebe nicht, unterbrochen zu werden," wandte sich in etwas strengem Ton der Gelehrte wieder zu Hei-ho. „Dies nebenbei. Wir kommen nun dazu, den Fall von Eifersucht als einen solchen des weiblichen Teils zu erkennen. Und zwar als eine besondere Spezialität von ihr, die sich gegen ein männliches Objekt, den Ehegatten, wendet. Sie wird mit allgemeiner Übereinstimmung als eine Sekundärerscheinung desselben motorischen Empfindungskreises angesehen, der vulgär unter der Bezeichnung ‚Liebe' verbreitet ist."

Nunmehr war es kein Zweifel, daß Hei-ho nach diesen Worten entlassen sei. Er erhob sich und hörte den Gelehrten folgende Sentenz vor sich hin sagen: „Die Menschen sind albern; mit welchen Nebensächlichkeiten beschäftigen sie sich! Aber wie sollte die Masse anders beschaffen sein? Der Geist des großen Haufens ist stumpf, seine Sinne sind gewöhnlich. Selten findet man eine Ausnahme!"

Hei-ho entschuldigte sich, daß er die Zurückgezogenheit des großen Mannes gestört habe, und bedankte sich viele Male. Sowie er nach Hause kam, sandte er dem Weisen ein Geschenk, da er den Rest seines Geldes schonen mußte. Er wählte die einzige Kostbarkeit, die er besaß, ein Erbstück von Urgroßahnen. Dies war ein Kästchen von gediegenem Silber, dessen Schließränder so fein aufeinander gepaßt waren, daß es einen leichten Knall gab, wenn der Deckel aufgemacht wurde. Mit Ausnahme des glattgeschliffenen Bodens waren die Wände des Kästchens mit wunderbar feiner, durchbrochener Gravierarbeit verziert, in zierlichen Blumen und Blättern und Ranken, die sich durcheinander wanden; ein guter Künstler der alten Zeit hatte daran zwei Jahre beständig gearbeitet. Es war dem Hei-ho bitter weh, daß dieses kleine Heiligtum in fremde Hände kam. Aber er sagte sich: „Was kommt es jetzt darauf an!" Dabei fiel ihm ein, daß das, was für ihn zwar einen unschätzbaren Wert hatte, für einen so berühmten Mann nicht ausreichend sein möge. So sandte er noch ein Spanferkel mit, das er bei einem guten Garkoch kaufte. Die Schwarte war über und über schön rot gefärbt, und er hatte es auf eine feine Porzellanplatte legen lassen, damit es sich anständig ausnehme. —

Li-tsie hatte während dieser Zeit einmal aus ihrer Kammer hervorgesehen. Dadurch wurde sie inne, daß Hei-ho ausgegangen sei, und sie war nun sicher, daß ihre schlimmsten Voraussehungen sich schon erfüllten. In der Trostlosigkeit über sein Benehmen hatte sie sich wieder auf ihr Bett geworfen und war nach vielem Weinen vor Erschöpfung eingeschlafen. Als sie aufwachte und

merkte, daß ihr Gatte im Hause auf und ab ging, war sie noch nicht imstande, ihn wiederzusehen. Und Hei-ho wagte nicht, zu ihr hineinzugehen. Er sah seit den letzten Vorgängen seine gänzliche Ungeschicklichkeit ein. Seine Unfähigkeit war ihm klar, den Ausspruch des weisen Mannes richtig zu verwerten, und die Gewißheit, es erst recht zu verderben, wenn er mit Li-tsie sich auszusprechen versuchte. Denn so beschränkt war er keineswegs, daß er nicht schon begriffen hätte, Aussprachen sind nur wenige Male nützlich. Alles, was Liebe und Glück gewesen war, hatte er in die unglücklichste Verwirrung geführt, und das kläglichste war, daß er nicht einmal wußte, wie er sich anders hätte verhalten sollen.

In seinem ratlosen Kopfzerbrechen fiel ihm eine Verwandte ein namens Scha-ma, eine Schwester seines verstorbenen Vaters, deren Meinungen in schwierigen Fällen von der Familie eingeholt waren. Sie wohnte leider eine Tagereise entfernt. Aber Hei-ho sah auch nicht ein, was es ihm jetzt helfe, wenn er die Reise unterließ.

Zudem befand sich bei dem Wohnsitz jener Frau das Grab von Hei-hos Vater. Dieses hatte er seit lange, unter häufigen Gewissensbissen, vernachlässigt. Er war soweit gegangen, die Rücksicht des Gatten über die Kindespflicht zu stellen, welches doch die höchste ist, den Geistern der Eltern Opfer zu bringen und ihr Grab zu pflegen.

Die Tüchtigkeit der Väter ist kein Verdienst ihrer Söhne. Wohl aber die Tugend der Nachkommen adelt das Andenken der Vorfahren. Es sehe ein jeder zu, wie er Lob erwerbe.

Auf ein zierliches Blatt schrieb Hei-ho an Li-tsie, daß er nicht länger aufschieben dürfe, an den Ort zu reisen, wo sein Vater bestattet sei. Zwar schämte er sich nicht wenig dieser Worte, da er zum erstenmal einen Teil seiner Absichten vor ihr verhehlte. Die herzinnigsten Grüße und Verabschiedungen fügte er hinzu, und dann verließ er sein Haus.

Als Hei-ho bei Scha-ma angekommen war, berichtete er ihr die Geschichte seines ungeeigneten Verhaltens und dessen von Li-tsie. Große Offenheit legte er sich auf, als Buße für seine Verschweigung gegen seine Frau. Es ist ein Unterschied, auf welche Weise das Verborgene ans Licht gestellt wird; nicht immer ist es schändlich.

Als die Frau alles gehört hatte, sagte sie: „Eifersucht ist eine Tochter, die viele Tränen macht. Aber sie kommt in gutbestelltem Hause zur Welt, Liebe und Tugendsinn sind ihre Eltern. Wo es anders steht, wird mit Lachen die Schamlosigkeit in die Wiege gelegt."

Nach diesen Worten erkundigte sich Scha-ma mit verschiedenen leichten Fragen nach Li-tsies körperlichem Befinden.

Der ehrliche Hei-ho war sehr verwundert, woher sie manches im voraus zu wissen schien; er gewann das unbedingteste Vertrauen zu einer Frau von so unerklärlicher Klugheit. Zu anderen Fragen erwiderte er, Li-tsie hätte sich über solches nicht beklagt. Er wußte hierüber in der Tat nichts. Je inniger die Vertrautheit der Gatten ist, desto zartsinniger ehren sie einander durch das Verhalten ihres Mundes.

„Laß mich noch überlegen," sagte die Verwandte. „Ich sehe wohl, wenn das Wasser zu stark fließt, führt es die Brücke fort. Vielleicht, wenn es noch höher anschwillt und darüber hinweggeht, dann läßt es sie stehen. Was könnte man hieraus lernen?"

Sie wusch sich die Hände, nach der Regel, es fünfmal des Tages zu tun; dann richtete sie ein Mahl von Bohnenkäse und Reis. Der dasitzende Hei-ho ging mit seinen Blicken an den Papierlaternen spazieren, die unter der Decke hingen, bis Scha-ma zu ihm kam und ihn an den Tisch führte. Als sie gegessen hatten, goß sie ihm Tee in die Schale; aber wem weh zumute ist, dem schmeckt sein Tee bitter.

„Das Mittel für dich," sagte darauf die Verwandte, „ist um vieles, vieles bitterer. Du wirst es nicht ertragen."

„Mir bleibt nur das äußerste übrig," erwiderte Hei-ho. „Sehe ich nicht ein, wie unfähig ich war, unseren Frieden zu bewahren, als er ungetrübt war? Wie sollte ich meinen, ihn wieder herzustellen?" Er drang in sie, er flehte sie an, das Mittel zu sagen, es möge sein, welches es wolle.

Hieraufhin nahm sie ihm das Versprechen ab, blindlings zu gehorchen und nichts zu fragen, was verschleiert bleiben müsse. Er gab dies Versprechen und fügte hinzu, es nicht zurücknehmen zu wollen, sobald er ihren Ausspruch gehört habe.

„Gut," sagte die Frau. „Ein rechter Mann verfolgt die Weisung ohne Nachdenken darüber bis in die kleinsten Kleinigkeiten; es ist der Ruhm der Mandarinen wie der einfachsten des Volkes. Also höre so. Du gehst gleich von hier auf die Landsitze oder in die Städte und tust dich um, wo man deiner bedarf."

Diese Entscheidung kam über Hei-ho wie der Schlag eines scharfen Schwertes, aber er bezwang sich und schwieg.

„Ehe fünfmal der Mond sich entrundet hat," fuhr sie fort, „und sich zum sechstenmal die junge Sichel zeigt, kehrst du nicht heim. Und du gibst keine Nachricht von dir. Mir gibst du eine Verschreibung auf den Rest deiner Liangs. Es wird Li-tsie ehren, daß sie den abwesenden Hausherrn vertreten mag. Statt deiner — merke wohl auf! — wird bald ein Dritter ins Haus kommen. Der ist dein Helfer und dein Feind. Dies alles zu hören ist sehr hart für dich, mein guter Hei-ho, aber es muß männlich von dir durchgemacht werden.

„Höre auch dies. Du hast das Unglück gehabt, in frühen Jahren das Totenopfer deiner Eltern zu bringen. Noch vieles wäre dein trefflicher Vater dir gewesen. Du bist ein tüchtiger Künstler deines Berufes geworden. Aber das ist nicht alles, Hei-ho, und was noch zu wünschen sein möge, das wirst du in der folgenden Zeit erkennen.

„Also diesen Dritten, der in dein Haus eintritt, den mußt du gewähren lassen. Dabei sollst du deine Gattin mit keinem Gedanken aus der Ferne kränken, mit keinem einzigen. Du wirst viele Gelegenheit haben, über die Eifersucht nachzudenken; vergiß niemals, welches die Eltern dieser Tochter sind. Vergiß auch niemals, welche Ansprüche es stellt, die Tochter aus der

Verderblichkeit in die Erfreulichkeit zu wenden. — Übrigens bin ich einsam, und mir kommt die Lust, Li-tsie zu sehen. In kürzester Frist werde ich zu ihr reisen und in ihrer Nähe bleiben, wofern sie diese gut erträgt."

War es dem Hei-ho vorhin gewesen, als treffe ihn ein schwerer Hieb, so war das weitere, als zerschneide Scha-ma sein Herz und reiße es blutend aus seiner Brust. Sie aber blieb gelassen und nahm von ihren Worten keine Silbe weg. Nur schärfte sie ihm wiederholt die Punkte ein, die seine Standhaftigkeit am meisten erforderten, und entließ ihn dann.

Ich erzähle die Geschichte von Hei-ho und Li-tsie nicht deshalb, um die Leiden einer Frau aufzudecken, die zu der Gewißheit kommt, von ihrem Gatten verlassen zu sein. Ich berichte nicht davon, wie Li-tsie in den kalten See gehen wollte, nicht von der Bitte an Hei-ho um Verzeihung ihres Todes, die sie mit seinem Tulpenholzpinsel geschrieben hatte, gerade als Scha-ma das Haus betrat. Daran will ich euch erinnern, wie Li-tsie zu ihrem Gatten gesprochen hatte: Menschen gibt es, die unmenschlich handeln. Jetzt erkannte sie, was in Wirklichkeit unmenschlich zu erdulden sei.

Die Tage gingen hin und jeder schien ihr drei Winter lang. Mitunter fiel Schnee in großen, weichen, nassen Flocken. Häufiger füllte der Regen das Land; er ließ in der trüben Luft die schwarzen Zweige glänzen, er hüllte hinter den Kiefern den See in einen weißlichen Vorhang. Immer in demselben Zimmer saß Li-tsie mit ihrem Kohlenbecken, wie eine arme Dienerin saß sie da; den halben Tag hingen ihre Haare aufgelöst herab. Das Kleid, das sie trug, war das niedrigste, das sie besaß. Sie hatte schon graue Kleider kaufen wollen, aber die Verwandte ihres Mannes hatte hierüber gelacht und gesagt: „Er wird wiederkommen."

Alle Tage sagte Li-tsie zu sich: „Wie mag es ihm ergehen? Ob er sehr traurig ist? Ach, schon reut es ihn gewiß!" Aber als kein Zeichen der Sehnsucht des Hei-ho kam und die Wochen vergingen, grübelte sie über seine Reue nicht mehr. Um so mehr sann sie über sich. Alles überlegte sie, und sie fand, er sei immer von feinster Lebensart gewesen.

Wenn der trübe Abend kam, sah sie durch ein kleines Loch des papierverklebten Gitterfensters in den Hof, im Innenwinkel des Hauses. Die Hühner gingen von Ruck zu Ruck die schmale Stiege hinan und verschwanden eines nach dem andren durch die Öffnung. „Mein Gatte bedarf noch nicht des Hauses," sagte sie sich, „er weilt draußen. — Der Hahn lebt mit vielen Hühnern. Mein Gatte, wie edel ist er, wie tugendhaft, wie rein war seine Seele, die er mir brachte. Ob er wohl, wenn der Abend sinkt, an mich denken mag? Indessen, es bleibt mir nur, stille zu sein. Mag er tun, was ihn gerade erfreut, mag er lachen, mag er seine Geschäfte besorgen, kommt er nur danach! — Wachteln und Elstern leben zusammen, ich habe einen Mann und habe keinen! — Mein Herz verzehrte sich, als es sich seiner Aufmerksamkeiten erfreute; jetzt zerfließt mein Herz in sich selbst. Mein Gatte hält sein Verlangen nach der Heimkehr nieder, mein Gatte ist kühn und stark; er ist

weise und stark, er ist der trefflichste, der beste, der stärkste; wie nachhaltig kann er zürnen; ich werde niemals wieder seinen Verdruß erregen. Die Frauen sind insgemein von kurzem Verstande. Sind wir schlecht, so lieben wir den Gatten zu wenig; lieben wir ihn unrichtig, sind wir dann um vieles besser?

„Viele Fische sind im See, die schwimmen und sind guter Dinge. Nähme ich eine goldene Angel, vergeblich suchte ich ihn herbeizuziehen. Er geht seiner Wege; er tut recht daran, ich verschuldete dies."

Auf tränenfeuchten Leinen schlief sie ein, mit der Decke zugedeckt, und wenn die Nachtlampe erlöschend dem blassen Morgen wich, begann ihr Harm von neuem. Wenn sie auf dem grauen See die Wasserenten schwimmen sah, zerbrach ihr fast das Herz.

In der Nähe von Li-tsie hatte Scha-ma eine Wohnung genommen. Aus zwei Gründen handelte sie so. Der erste war, daß sie hoffte, dem Sohn ihres Bruders zu helfen, und seiner Gattin, die sie lieb gewonnen hatte. Der zweite war der, daß sie kinderlos war. Wenn ich dies vollbringe, überlegte sie bei sich, so wird es nicht an denen fehlen, die mein Andenken in ihr Gedächtnis übernehmen.

Seit sie einige Wochen da war, hatte sie vieles Wichtige mit Li-tsie gesprochen. Sie ermahnte sie, daß es ihre Pflicht sei, fröhlich zu sein.

Eines Tages traf sie Li-tsie in der Betrachtung der Gemälde mit den Rohrsängern und mit den Störchen, welche Hei-ho nicht hatte zum Verkauf forttragen können. Da zeigte sie ihr zum ersten Male die Körnlein der Pflanze Fiu-i, welche den Frauen beisteht. Hiernach sagte sie ihr auch, zu welcher Zeit Hei-ho kommen werde. Ach, da erschrak Li-tsie wieder, wie weit das noch sei, wie überweit es hinausgeschoben war.

Unterdessen lebte Hei-ho in der Ferne und gewann mit jedem Tag Ansehen und Reichtum hinzu. Es verging keine Stunde, wo er nicht an Li-tsie dachte. Er schalt nicht, daß er in der Verbannung von ihr sein müsse. Hinter der einfachen Notwendigkeit wog er die verborgene Maßregel Scha-mas. Folgendes sagte er sich: „Es ist nichts Besonderes, daß der Verzweifelnde Entschlüsse faßt. Achtung verdient nur der, welcher die Männlichkeit nicht in den kommenden Tagen wieder am Boden schleifen läßt."

Dadurch, daß er über die einzelnen Vorgänge nachdachte, fing er jetzt an, das Allgemeine zu begreifen. Wer nachdenkt, tut sich der Weisheit anderer auf; von nun an hört er sie mit Vergnügen. Früher hatte er über solche gelächelt, welche die heiligen Bücher lesen; er meinte, diese Menschen müßten sehr genügsam sein. Jetzt las er mit Verlangen darin, mit vielmaligem Anhalten und Überlegen, mit Ungeduld, wenn er abbrechen mußte.

Er faßte einige Erkenntnisse in diesen Kreis: Des Klugen Handlungsweise gestaltet sich nach der jedesmaligen Erscheinung. Erkenntnis und Regel, die sich verbinden, werden zu Weisheit. Die Erkenntnis leitet weiter zur Regel, aber die Regel wird dumm, wenn die Fähigkeit des Erkennens verflüchtigt wird. Der Denkende unterläßt nicht, die Regel nachzuprüfen durch

die jedesmalige Erscheinung. — Wer sich gewöhnt, auf diese Weise zu verfahren, der hält die Mitte fest. Denn die Mitte ist diesseits und jenseits; sie allein verleiht, beide Seiten richtig zu schauen, sie führt zum Ziel. Aber wenige gehen den Pfad der Mitte. Der Schwächliche erreicht sie nicht; der nicht durch Leiden Geklärte überspringt sie, er will jenseits sein. Kong-fu-tse spricht:

Leicht erscheint dem Unkundigen, den Pfad der Mitte zu wallen,
Er hält ihn für bequemlich, aber der schmälste ist er von allen.

Hei-ho fand diese Sentenz: Der Wasserquell springt mächtig aus dem Berge. Du vermeinst, wie herrlich er sich ausbreitet, weil du keine Dämme um ihn gesetzt hast; dabei zerrinnt er in der Ebene.

Er sah die Bäume auf dem Berge Nan, wie lieblich sich an sie der Efeu schmiegte. Wie stark und lieblich sind diese Bäume, dachte er. Aber wenn die Efeuranken die Zweige ersticken, erwarte nicht mehr, einen lieblichen Baum zu sehen.

Als müßte ihm seine Sehnsucht das Herz zersprengen, dachte er bei den Efeuranken an Li-tsie. Täglich sah er nach dem dämmernden Himmel; er ging am Abend aus in den Zeiten des zunehmenden Mondes; im kalten Morgendunkel erhob er sich, wenn der Mond der Krümmung der linken Hand gleicht. Er zählte die abgelaufenen Tage, nahm sie hinweg von der Summe und behielt die Tage der Ungeduld.

Am Nachmittag der sechsten Sichel packte er sein Gerät, seine wattierten Kleider zog er an, die Beinbinden legte er um, er verabschiedete sich und wanderte nach Westen, der sinkenden Mondsichel nach; mit der gefirnißten Laterne ging er die Wege durch die Nacht.

Am Morgen sandte er durch das Osttor von Hi-an einen Botenläufer an Li-tsie.

Da tat Li-tsie einen leisen Schrei; wie Kin-hi in der Frühe zwitschernd durch die Zweige springt, klopfte ihr das Herz. Mit Lachen und Jauchzen flocht sie ihr Haar und steckte die Haarpfeile hinein; eilfertig vertauschte sie ihr Kleid mit dem binsengrünen Seidengewand, die smaragdenen Ohrringe legte sie an. Sie eilte an das Körbchen ihres Knaben; in den Armen erhob sie jubelnd diesen süßen Kleinen. Sie drückte ihn an sich und neigte sich flüsternd, die Heimkehr des Vaters verkündete sie ihm.

In das Osttor durch die Wege von Hi-an kam Hei-ho. Wie gerne wäre er gelaufen, aber er bezwang sich. Seine Schritte waren die eines Kriegers, fest und elastisch ging er einher, wie der Waffenträger eines Vizekönigs erschien er denen, die ihn sahen.

Unter den knospenden Pfirsichbäumen stand Li-tsie, in ihren Armen hob sie ihr Kind von ein und einhalb Monaten. Da sprang Hei-ho hoch auf. Er lachte und flog ihr entgegen; der Gatte sah, wer in sein Haus gekommen war. Jetzt hatte Hei-ho verstanden, daß dieser kleine Feind gekommen sei, seinem Vater zu helfen, den Pfad der Mitte zu gehen, der nach rechts und nach links sieht und glückselige Liebende ans Ziel des Beständigen führt.

Literarische Rundschau.

Richard Brinsley Sheridan.

Sheridan. By Walter Sichel. 2 vols. London, Constable. 1909.

Die halbvergessene Welt unserer Großväter tut sich wieder auf, Reifröcke rauschen, Schmachtlocken wallen von chignonüberdeckten Damenköpfchen, dazwischen knistert die Seidenfalte der ganz schlichten Empirerobe, und der bauschige Hofrock der Herren ist bereits auf dem Wege zum dürftigen Frack. Kleider bedeuten sehr viel in der Umgebung des Theaterdirektors und Theaterdichters Richard Brinsley Sheridan, der durch sein Spielhaus Drury Lane mitten in der Londoner Gesellschaft der Byron-Zeit verankert ist, bei Hofe verkehrt, mit Peerinnen Briefwechsel führt und eine Schar von Lords zu freundlichen Gönnern hat, wie es das Ideal der Rokokopoeten war, während draußen vor dem Tor des literarischen Hauptquartiers bereits die Naturdichter stehen und von den urteilskräftigeren Phantasieleuten auf den Schild gehoben werden. Gedanken werden da noch in Allegorien gewendet; große Herren reden ernsthaft von der Tugend, und Schönheiten in Perlenhalsbändern schwärmen von der Träne, o, von der himmlischen Träne des Edelmuts! Durch die Verse der Schöngeister wandeln die Zopfdirnchen noch als arkadische Schäferinnen. Der Unmut der Volksmassen ist mit dem breiten Mantel des Christentums zugedeckt und zugeschnürt. Das Theater gibt den Ton an, und die Geste Garricks herrscht nicht bloß am Thron, sondern auch im Parlament, obwohl man von der Mehrzahl der ehrenwerten Mitglieder bis auf Pfund und Schilling weiß, wie teuer ihr Mandat war. Und in diese Welt des Scheins schießt jetzt die grausame Zeit ein Loch nach dem andern: erst reißen sich die Kolonisten in Neu-England los, weil sie nicht Steuern zahlen wollen, ohne mitzustimmen; dann rollt vom Sturz der Bastille ein Donner über den Kanal hinüber und weckt eine Presse der öffentlichen Anklage; auf der Place de la Concorde fällt ein Königshaupt, und es gibt Engländer, viele und reiche, sogar in der Provinz, die dazu Beifall klatschen; die Kanonen fangen an, ganz in der Nähe zu reden, und aus ihrem Rauch wächst die Gestalt Napoleons empor, gegenüber dem sich allmählich ganz England wieder auf seine Kernnatur besinnen muß — das ist die Umgebung Sheridans.

Er selbst ist ein Ire; ein Tropfen westkeltisches Quecksilber, glänzend, gabenreich und höchst beweglich. Theaterfamilie; der Vater voll pathetischer Pose; die Mutter unermüdlich mit der Zunge; die ganze Verwandtschaft markiert durch sehr ausgebildete Mundmuskeln. Als Sheridan jung war, las er „Ossian"; jedermann las damals „Ossian", selbst der zum Kaiser bestimmte Artillerieleutnant in Toulon; aber Sheridan lernte auch Ossianisch reden und Ossianisch aussehen. Wenn er eintrat, wenn er eine Rede begann, besonders wenn er sich malen ließ, hätte man ihn für einen Mann der Melancholie halten können. Niemand im Parlament vermochte gleich ihm die Glorie des Vaterlandes bardenmäßig zu

apostrophieren und die Geister gewesener Helden heraufzubeschwören. Auf der Landstraße überfällt ihn ein Räuber; der Strolch ist gewöhnt an sein blutiges Handwerk und kennt sowohl die Schlappheit der Häscher als die Henkbereitheit der Gerichte; aber Sheridan winkt ihn einfach ab, mit einer Königsgeste, unnahbar in Majestät. — Neben Ossian hielt der Kobold Puck über ihn die Hand, der nicht umsonst einen keltischen Namen von Shakespeare empfangen hat. „Willst du nicht," sagt der Mann der Melancholie zu seinem großen Parlamentsfreunde Fox, „mit mir als Straßenräuber reiten? Es wäre ein Kapitalspaß." Richtig, die beiden reiten als Straßenräuber und treiben mit den königlichen Landgensdarmen ihren Ulk. „Ein böses Laster, diese Habsucht unserer Geldleute", sagt er bedächtig zu einem Bischof; „man muß sie bekämpfen; ich habe eine Predigt dagegen aufgesetzt," und überredet Seine Gnaden, die Predigt in der Tat abzulesen; denn vor der Nase des Kirchenfürsten muß ein kieselharter Bankherr sitzen, der nach jedem moralischen Geißelhiebe der Predigt unwillkürlich aufzuckt — den eingeweihten Zuschauern zum Totlachen. Eine Weile war er der Anführer eines Covent-Garden-Clubs bei dem energischen Versuch, London bei Nacht rot zu malen. In einem Salon hört er von einem eifersüchtigen Ehemann und pürscht sich geschwind an dessen Frau. In einer Festvorstellung wird der Saal verdunkelt, und Sheridan setzt sich wie aus Versehen auf den Schoß einer russischen Gräfin. Niemals ist er um ein Witzwort verlegen. Nachdem er die gravitätische, völlig unzugängliche Tragödin Mrs. Siddons erschreckt hat, indem er wie ein gefühlserstickter Liebhaber wortlos zu ihr in die Kutsche sprang, sagt er zu den Freunden: „Ebensogut könnte man dem Erzbischof von Canterbury eine Liebeserklärung machen." Es war in den Tagen, als Wilberforce die schwertrinkende Aristokratie durch die erste Agitation gegen den Alkohol halb ergötzte und halb entsetzte, daß Byron von Sheridan die Anekdote erzählte, dieser sei eines Morgens total umnebelt in der Gosse aufgelesen worden und habe, um den Namen gefragt, wie mechanisch geantwortet: „Wilberforce". Ein Gläubiger preßt ihn bis aufs Blut, einen Tag zur Rückgabe des Geldes zu bestimmen, einen Tag, einen ganz bestimmten Tag. „Sehr gern," sagt Sheridan, „sagen wir den Jüngsten Tag; doch halt — an dem ist ohnehin zu viel Geschäft los; also den Tag darauf." Auf solch verblüffender Wortgewandtheit, die inmitten einer durch Jahrhunderte auf den Witz gedrillten Residenzgesellschaft eine Macht darstellte, beruhte ein großer Teil von Sheridans realem Einfluß. Eine unerbittliche Tragödin will auf einmal ihre Rolle nicht spielen; die ganze Theaterdirektion ist verzweifelt; niemand weiß Rat; Sheridan wird zur Tobenden hineingeschickt und führt sie nach fünf Minuten lächelnd heraus — sie spielt. Der Herzog von York ist vor dem Feind davon gelaufen, er soll die Schande spüren und nun doch in einem Trinkspruch gefeiert werden; Sheridan wird vorgeschickt und trinkt auf den „General und die Tapfern, die ihm folgten". Der Prinzregent soll für ein Interesse der Partei gewonnen werden — Sheridan muß es bei der Flasche besorgen. Diese Welt berauscht den Theatermann, um sich dann von ihm lenken zu lassen.

Ein beträchtlicher Teil von Sheridans Position erklärt sich ferner daraus, daß er keine anstrebte. Er war so weit vom Streber, vom Snob entfernt, daß er den Gentleman übertrieb. Er konnte oft nicht zahlen, was er schuldig war, weil er oft zahlte, was er gar nicht schuldig war, und solche finanzielle Insolvenz förderte wie nichts anderes seinen moralischen Kredit. Er war nicht zu bestechen, und wenn man ihm Tausende von Pfund anbot; er verlangte keine Ämter und keine Würden; er gab reichlich, wenn sein Theater blühte, und er blühte fröhlich weiter, wenn es abbrannte. Seine erste Frau war eine Sängerin ohne Vermögen, aber mit einer Kehle, die leicht 3000 Pfund im Jahre verdienen konnte; er verbot ihr zu singen. Seiner zweiten Frau, der Tochter eines Dekans, schrieb er 40 000 Pfund notariell zu, so daß er sich kaum mehr rühren konnte, manchmal nicht wußte, wo er 100 Pfund borgen sollte, gepfändet wurde und in dürftigen Um-

ständen starb. Alles um ihn herum lief leidenschaftlich nach dem Geld oder nach Ehre; er, der Humorist, war zu stolz, um erwerbsgierig oder auch nur eitel zu sein. Wenn es ihm nicht in die Stimmung paßte, mochte der Prinzregent seine Karosse ihm schicken, um ihn abzuholen, er blieb zu Hause. Briefe regten ihn gewöhnlich nicht auf, denn er ließ sie uneröffnet liegen, bis er wieder einmal mit der Postkutsche aufs Land zu fahren hatte; dann nahm er sie in einer großen Tasche mit, brach sie auf der Fahrt auf, las sie und warf sie meistens auf die Straße; er pflegte zu sagen, die größere Hälfte aller Briefe erledige sich von selbst, wenn man sie vierzehn Tage lang nicht beantworte. Es kam freilich auch vor, daß er plötzlich den Postwagen halten ließ, ausstieg und mit dem nächsten Eilwagen nach London zurückfuhr, weil ein lange vernachlässigter Brief ihn aus dem Geleise warf. Seufzend bemerkte einmal ein Freund, der in seinem Arbeitszimmer oben auf dem Haufen der uneröffneten Briefe den Wappenumschlag einer Herzogin sah: „Er behandelt uns alle gleich." Das jedoch war es eben, was ihm die Freunde immer wieder versöhnte; er handelte nicht aus Interesse; eine selbstische Absicht ihm zuzumuten, wäre einfach lächerlich gewesen.

Fragt man, was er auf solche Weise geleistet hat, mit so viel Talent und Zielsosigkeit, so viel Einfluß und Ausgelassenheit, so muß man sagen: vor allem eine Persönlichkeit. Die anderen spannten sich als Sklaven vor den Wagen der Fortuna, er blieb frei. Es hat nie viele wirklich freie Menschen gegeben; am wenigsten vielleicht am Vorabend der französischen Revolution; er, an seltsame Selbstausstellung gewöhnt, stand als Beispiel da. Unter den chargierten Rollen, die er abwechselnd spielte, hielt er sich selbst die Treue und prägte seine Natur aus, so wie ihn der Genius antrieb. Viele haben damals von Menschenrechten geschrien und geschrieben; er hat das eigenste der Menschenrechte geübt. Deshalb stand ihm der Kampf für die Freiheit so gut, den er in der ersten Reihe der Whigpartei führte, gegen Machtmenschen wie Warren Hastings, gegen die bedenklichen Mittel des Premierministers Pitt, gegen den Eroberer Napoleon und sogar gegen die Bedrücker der verschiedensten kleinen Leute in seiner nächsten Umgebung. Deshalb hat ihn Byron in einem Trauergedicht auf seinen Tod gefeiert, als eine ganz aparte Mischung von Prometheus-Feuer und Erdenelend, von Glanz und Schmerz: „Nature made but one such man". Deshalb offenbar hat auch Sichel sein Leben beschrieben, denn an seinen literarischen Werken geht er etwas flüchtig vorüber, und mit seiner politischen Parteinahme scheint er nicht einmal immer zufrieden; aber die Widersprüche in seinem Wesen und auch im Urteil seiner Zeit über ihn auf eine faßbare Formel zu bringen, den Mann mit hundert Gesichtern und *einer* Seele uns wieder lebendig zu machen, vielfach auf Grund neuen Materials, das ist sein eifriges und glückliches Bestreben. Man merkt es dem Buche an, daß man sich in England am Porträt irgendeines Originalcharakters unbefangen und herzhaft zu freuen vermag. Die Biographie genießt jenseits des Kanals überhaupt viel mehr Achtung und Pflege als bei uns; sie bildet eine eigene und stets reichhaltige Rubrik in den Bücherkatalogen; sie hat auch einen festen Stand im Schulunterricht, als ein pièce de résistance, aus dem für die Kenntnis von Menschen und Verhältnissen viel Nahrung zu gewinnen ist, während unsere höheren Schüler mit so viel poetischem Obst aufgezogen werden, als sollten sie lauter Lyriker und Dramatiker werden. Von vornherein und immer von neuem kam es dieser literarischen Gattung zugute, daß sich im Inselvolk solch insulare Gestalten wie Sheridan freier auswachsen wollten und durften.

Sheridan hat aber auch Leistungen hinterlassen, die man in Buchform aufweisen und in der Geschichte seines Volkes nachlesen kann. Byron hat bekanntlich gesagt, Sheridan habe seiner Zeit die beste Oper, das beste Lustspiel, den besten Schwank und die beste Parlamentsrede gegeben. Die Oper „Duenna" konnte leicht gut ausfallen, ist sie doch im wesentlichen nur die Inszenierung der Entführung mit Hindernissen, mit einer Chaperonne, einem höchst unzeitlich auftauchenden Rivalen

u. dgl., durch die sich Sheridan selbst seine erste Frau verschafft hatte; kaum wird eine andere Oper so viel Erlebtes enthalten. Zum Schwank „Theaterprobe" floß ihm das Material täglich aus der Wirklichkeit von Drury Lane zu, und für die „Lästerschule" lag ihm in der Londoner Gesellschaft so viel Heuchelei aufgestapelt vor, daß es ihm sichtlicher Genuß war, diese breite Maske drastisch abzureißen. Man muß dies Stück, das uns jetzt etwas verstaubt vorkommt, mit Beaumarchais' „Figaro" in Parallele setzen, um seinen historischen Nerv herauszufühlen und vollauf zu ermessen, was es für die Leute der Revolutionsperiode bedeutete: eine Bloßstellung der tonangebenden Residenzkreise mit ihren parfürmierten Moral- und Kulturlügen, mit ihrem raffinierten System von Nichtigkeiten, und zwar in so witziger Form, daß die Verhöhnten selber die teuersten Sitze füllten und um die Wette Beifall klatschten. Nur als Sheridan schließlich sich daran wagte, auch zu einem positiven Gegensatzbild überzugehen und in einer Bearbeitung von Kotzebues „Pizarro" ein Peru voll Rousseauischer Natürlichkeit auf die Bühne zu bringen, da warf er um; er suchte das Ideale, fand aber lediglich das Rührselige. Um ein neues Paradies voll elementarer Gesundheit hervorzuzaubern, wie es später sein großer Bewunderer Byron im „Don Juan" tat, hätte er gleich diesem auch in Schottland und Cambridge leben müssen, am Genfersee und Mittelmeer, mit Aeschylus und Goethe — armer Sheridan!

Zu gewichtige Verdienste darf man von Sheridan nicht erwarten; es wäre stillos. Nirgends ist es eine hohe Kunst, ein seelisches Eindringen oder ein besonderes Denken, nicht einmal ein originales Erfinden, wodurch er uns fesselt; man darf Sheridan nicht so tragisch nehmen, sonst wird man selber pedantisch; echtes Theater nur ist von diesem gewiegten Direktor von Franz Lane zu erwarten, und das hat er mit wunderbarer Geschicklichkeit geboten. In der Politik hatte er es dem Über-Elan der Franzosen zu danken, daß er mit seinen freiheitlichen Ansichten immer in der Opposition blieb. Da konnte er freilich fulminantere Reden halten, als wenn ihn das Schicksal an die Spitze einer verantwortlichen Mehrheit gestellt hätte. Immerhin tat er viel, um die Befreiung der Sklaven und — was viel schwerer war — die Gleichberechtigung der Katholiken vorzubereiten und um die Notwendigkeit aufzudecken, die Wahlkreise gerechter zu verteilen. Seine größte Tat war es wohl, daß er 1808 die Mehrheit seiner Partei, die sich vor Napoleon gewaltig fürchtete und am liebsten mit ihm Frieden geschlossen hätte, veranlaßte, für die Fortführung des Pyrenäischen Krieges zu stimmen; das Festland hatte fortan mit einem geschlossenen England zu rechnen bis zum Tage von Waterloo. Nicht wenig half ihm sein Humor, den Weg hierzu zu finden; mit einem lustigen Fluch erklärte er einmal, dieser Schurke von einem Pitt habe doch sehr viel Talent; man mag wohl wünschen, daß noch mancher Oppositionsmann, der sich verrannt hat, solchen Humor aufbrächte. Das sind immerhin beträchtliche Früchte am Baum eines Lebens, das zwischen den Kulissen von Drury Lane und House of Commons stand. Es ist ein Verdienst von Sichel, daß er nicht in den häufigem Fehler von Biographen verfiel, die Verdienste seines Helden zu überschätzen. Er olieb hübsch zielgerecht bei der Hauptaufgabe des Biographen, den Mann als solchen zu erklären, getreu dem Motto, das er über das erste Kapitel gesetzt hat: „How shall we find the concord of this discord?"

A. Brandl.

πβ. **Der diplomatische Ursprung des Krieges von 1870/71.** Gesammelte Urkunden. Herausgegeben vom französischen Ministerium des Auswärtigen. Erster Band: Vom 24. Dezember 1863 bis zum 21. Februar 1864. Berlin, Verlagsanstalt für Literatur und Kunst. 1910.

Vor einigen Jahren unterbreitete der französische Minister des Auswärtigen, S. Pichon, dem Präsidenten der Republik den Antrag, eine Kommission zu ernennen, die — wie man annimmt, als Antwort auf E. Olliviers Veröffentlichungen — die Akten zur diplomatischen Vorgeschichte des Krieges von 1870 sammeln und herausgeben sollte. Die französische Demokratie, so meinte der Minister, habe ein Recht darauf, „die ganze Wahrheit kennen zu lernen". Der Antrag wurde genehmigt, eine Kommission von angesehenen Geschichtsforschern und Archivaren ernannt, und schon liegen von der geplanten großen Publikation zwei Bände des französischen Originals und der erste Band einer recht fließenden und lesbaren deutschen Übersetzung vor uns. Die Veröffentlichung soll nach Absicht der Herausgeber, wenn nicht die „ganze Wahrheit", doch zum mindesten denjenigen „Teil der Wahrheit", der in französischen Archiven ruht, in voller Aufrichtigkeit zur allgemeinen Kenntnis bringen. Um es gleich offen auszusprechen: dieser „Teil der Wahrheit" erscheint uns ziemlich bescheiden. Die Kommission, die in Bismarcks Vorgehen gegen Dänemark den Keim zu allen seinen späteren Unternehmungen erkennen will, veröffentlicht den amtlichen Schriftwechsel des französischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Drouyn de Lhuys, mit den französischen Gesandten im Auslande seit dem Einmarsch der Bundestruppen in Holstein (24. Dezember 1863), und zwar offenbar in durchaus loyaler Weise. Aber eben doch nur den amtlichen Schriftwechsel! Kein vertrauliches Privatschreiben erläutert je die vorsichtige Zurückhaltung der diplomatischen Erlasse und Berichte, keine Denkschrift oder Aufzeichnung von Drouyn de Lhuys offenbart die eigentlichen Endziele der französischen Politik, keine Zeile unterrichtet uns über die Vorträge des Ministers für seinen Kaiser oder über die Entscheidungen und Weisungen Napoleons III. „Die offizielle Diplomatie," klagt die Kommission, „ist leider behindert worden von einer geheimen Diplomatie, die noch sehr ungenau bekannt ist, deren Wirkung sich aber fast ununterbrochen bemerkbar macht." Wenn dem so war, wenn es in Frankreich im 19. Jahrhundert ein „Secret de l'Empereur" gab wie im 18. ein „Secret du Roi", so hätte die Kommission wohl versuchen sollen, dieser geheimen Diplomatie nachzuforschen und von ihrer schriftlichen Überlieferung so viel als möglich zu sammeln und ans Licht zu ziehen. Sie hat aber nur einige hierher gehörige Stücke aus dem bekannten Memoirenwerk des Generals Fleury wieder abgedruckt und sich im übrigen begnügt, die im Archiv des Ministeriums des Auswärtigen bequem zugänglichen Akten der Öffentlichkeit zu übergeben. — Allein auch in dieser Beschränkung auf die „offizielle Diplomatie", als ein vollständigeres, aufrichtigeres Blaubuch also, sollen uns diese französischen Beiträge zur Vorgeschichte des Krieges von 1870 willkommen sein! Enthielten sie nichts als die Berichte des französischen Gesandten in Berlin, Talleyrand, über seine Unterredungen mit Bismarck — sie verdienten immer schon unsere lebhafteste und ernsteste Aufmerksamkeit. Aber auch die Berichte aus den anderen Hauptstädten, aus Wien und Petersburg, London und Stockholm, bringen schon jetzt mancherlei interessante Mitteilungen über Staatskunst und Staatsmänner von 1864 und lassen für die folgenden Jahre noch mehr und noch Wichtigeres erwarten. Wir werden jedenfalls, nach dem Erscheinen weiterer Bände, noch ausführlicher auf diese Publikation zurückkommen.

γ. **Jesus im Glauben des Urchristentums.** Von Johannes Weiß. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1910.

Ist das „lebende" Jesusbild widerlegt? Von Heinrich Weinel. Ebenda. 1910.

Die beiden hier genannten Schriften sind von modernen Theologen verfaßt, die erste ohne Beziehung auf die durch Arthur Drews neuerdings angeregte Frage, ob Jesus gelebt hat oder nicht; die zweite unter bestimmter Beziehung auf diese Streitfrage. Johannes Weiß will einfach zeigen, welche Stellung Jesus in der Religion der ältesten Christen eingenommen hat, und er unterscheidet hier drei Typen: den des Lebens in der Nachfolge Jesu, den des Gebets zu dem Erhöhten und den des Glaubens an den geschichtlichen Jesus als den Offenbarer Gottes; diese dritte Form hat Johannes in klassischer Weise formuliert. Aus dieser Tatsache des dreifachen Typus schon im Urchristentum zieht aber Weiß den Schluß, daß auch heute noch diese drei Richtungen gleichberechtigt sind, und man jedem Freiheit lassen soll, sich zu einer von ihnen zu bekennen. Weinels Schrift ist auf Verteidigung gegen die Bekämpfer des „lebenden" Jesusbildes gestimmt, welche diesem vorwarfen, daß es religiös unfruchtbar sei, die Rätsel der modernen Welt nicht löse, den Laien zu viel zumute. Er wehrt sich tapfer gegen diese Vorwürfe, welche meist, aber nicht bloß, von rechts herkommen, rechnet aber auch in vortrefflicher Weise mit Drews ab, dessen wissenschaftlich in der Tat gänzlich minderwertiges Buch über die Christusmythe nun wohl als endgültig abgetan werden darf. Was von dem ganzen Lärm übrig bleibt, ist unseres Erachtens eine tiefe Beschämung, daß so etwas in Deutschland, dem vielgepriesenen

Land der Wissenschaft, überhaupt möglich war.

r. **Schillers Theodicee** bis zum Beginn der Kantschen Studien. Von Dr. Karl Wolf. Leipzig, Haupt & Hammon. 1909.

Die Anregung zu diesem Buche gab das Preisausschreiben der Kant-Gesellschaft im Jahre 1906 über „das Theodicee-Problem in der Philosophie und Literatur des 18. Jahrhunderts" (mit besonderer Rücksicht auf Kant und Schiller). Durch äußere Hindernisse bis zum festgesetzten Termin nicht beendet, ist die Schrift von dem Verfasser als Inauguraldissertation bei der philosophischen Fakultät der Universität Berlin eingereicht und genehmigt worden. In der das Theodicee-Problem behandelnden Einleitung weist der Verfasser in fesselnder und lebendiger Schilderung nach, daß die Epoche der Aufklärung nicht schlechthin als ein Zeitalter des Optimismus charakterisiert werden darf, daß dieser Optimismus vielmehr „zuweilen als eine trügerische Hülle einen ganz anders gearteten Kern umschließt". Wenn es in der Philosophie der Aufklärung keinen konsequenten Pessimismus gibt, wie ihn einige Denker des 19. Jahrhunderts ausgebildet haben, so läßt sich doch nach eingehender Prüfung der Aufklärungsliteratur feststellen, „daß oft inmitten all dieser Lobpreisungen Gottes und der Welt eine pessimistische Grundstimmung auftaucht und lebendig bleibt" — „ein versteckter Pessimismus, der an der orthodoxen Theologie eine mächtige Bundesgenossin hat". Je mehr die Epoche der Aufklärung sich ihrem Ende nähert, um so mehr ist „ein zunehmender Verfall des optimistischen Weltbildes zu konstatieren." Zwei heterogene Gedankenrichtungen laufen nebeneinander her: „das Streben nach Überwindung des Widerspruchs wird zum stärksten Impuls der Zeit . . . Die überwältigende Erscheinung, welche das Ringen vom Optimismus der Aufklärungsepoche durch den Zwiespalt der Übergangszeit hindurch bis zum Historizismus und Kantianismus mit gewaltiger Energie erlebt und gestaltet hat, ist Friedrich Schiller." — Im zweiten Teil der Wolffschen Schrift wird die Schillersche Theodicee der vorkritischen Epoche einer eingehenden Betrachtung unterzogen, der Einfluß des englischen und französischen Materialismus auf Deutschland geschildert. Das diesbezügliche Kapitel zeugt von eingehenden Studien über einen Gegenstand, den seinerzeit F. A. Lange in seiner „Geschichte des Materialismus" so glänzend behandelte. Unter den zahlreichen Quellenangaben fehlt Langes Name. Und mit Unrecht. Ist er doch einer der ersten gewesen, der darauf hingewiesen hat, wie bei Schiller der naive Optimismus eines Shaftesbury, dieses „Virtuosen der Humanität", zum bewußten Optimismus wird, d. h. zur Erfassung der Aufgabe, die Welt so zu gestalten, daß sie diesem Optimismus entspricht.

y. **Goethes „Faust".** Fünfzehn Vorträge von Johannes Hauri. Berlin-Zehlendorf, Conrad Skopnik. 1910.

Wieder ein Buch über und ein Kommentar zu „Faust"! Faust und kein Ende! Aber ein Gedicht, das eine so einzigartige Bedeutung hat, wird immer wieder die Bearbeiter anlocken, und sie werden auch immer wieder Leser finden. Hauri wirft in der Vorrede oder im Vorwort, das er zu seinen Zuhörern in Davos sprach, freilich die Frage auf, ob denn der „Faust" heute noch unserem Volk das ist, was er ihm vor hundert oder fünfzig Jahren war, ob nicht der Gegenwartssinn den Sinn für das Vergangene, auch das große Vergangene, erstickt habe, und der „Faust" uns ein fremdes, ein totes Buch geworden sei; hat doch Professor Litzmann vor sechs Jahren sagen müssen, daß Kandidaten der Philosophie, welche er zu prüfen hatte, den „Faust" zum Teil gar nicht gelesen hatten, und manche nur Gounods Oper kannten! Wenn dem so ist, so muß der Sinn für den „Faust" wieder erweckt werden, und da „der ‚Faust' nicht bloß ein großes, sondern auch ein schweres Gedicht ist", so muß die Schranke, welche seine Schwierigkeiten dem Verständnis entgegenstellen, niedergebrochen werden. Hauri tut dies in Form einer fortlaufenden, dem Text getreu folgenden Erläuterung, über welche in Einzelheiten sich gewiß streiten läßt (S. 220 halten wir dafür, daß Gretchen mit den Worten: „Ich ließ dir gern heut Nacht den Riegel offen", allerdings ihre Unschuld preisgeben will), welche aber im ganzen sehr zutreffend, gescheit und von blinder Goethe-Vergötterung ebenso fern ist wie von Kritikasterei.

w. **Kosakenblut** nach Nikolaus Gogol. — **Der Dorfkrieg.** Von H. Schaumberger. Berlin, Kranzverlag. 1910.

Mit diesen beiden Bänden beginnt eine Sammlung, deren Erzählungen die wünschenswertesten Eigenschaften guter Volks- und Jugendschriften in sich vereinigen. Gediegen und frisch sind sie beide, geschmackvoll gedruckt, illustriert und gebunden, ohne artistische Allüren, die weder bei Kindern noch im Volke Verständnis fänden. — „Kosakenblut" ist von Hugo Hackenberg mit großem Geschick dem prachtvoll sprühenden „Taras Bulba" des Gogol nacherzählt. Die ganze wilde und romantische Kraft des Originals ist dabei bewahrt geblieben. Dabei kein tendenziöses Parteinehmen: Kosaken sowohl wie Polen haben sympathische Züge. Nichts wird beschönigt und vertuscht. Mit starken Linien steht der alte Taras vor uns, der tollkühne Kosak, der seinen eigenen Sohn erschießen muß, weil er ins Polenlager überging, und der gefangen wird, als er seine Pfeife sucht, die er nicht den Polen als Beute gönnen mag. Die Söhne, die Mutter, das Lager — alles lebt in Lachen oder Weinen vor unseren Augen. Ein toller, glühender Wirbel. — Das zweite Buch

wendet sich an sanftere Gemüter. Keller sagt einmal, ein Volksschriftsteller dürfe nicht gegen den Strom schwimmen. Schaumberger hat das in seinem „Dorfkrieg“ beherzigt. Seine Mittel sind alterprobte. Er geht in alten volksvertrauten Geleisen. — Humor und Ernst begleiten eine Spanne Zeit den Streit zweier Gemeinden, der aus einem Musikantenscherz zur Kirmes entsteht, und schließlich den Minister selber wackeln läßt. Auch hier sind die Figuren gut gesehen und charakterisiert. Die Naturschilderungen sind voll Duft und Reiz. Man kann — nach diesen Proben zu schließen — sich der neuen Sammlung freuen.

γ. **Mistra. Eine mittelalterliche Ruinenstadt.** Streifblicke zur Geschichte und zu den Denkmälern des fränkisch-byzantinischen Zeitalters in Morea. Von Adolf Struck. Mit 76 Abbildungen und Planskizzen. Wien, A. Hartleben. 1910.

Mistra ist eine stolze fränkisch-byzantinische Feste im Herzen von Lakonien gewesen, welche am Abhang des Taygetos angelegt und Sitz eines sogenannten Despotats wurde. Heute noch ist sie, wenn auch zusammengestürzt, erhalten „mit ihren Mauern, Häusern, Kirchen und Anstalten, mit ihren Straßen, Brunnen und Plätzen, mit ihren Gärten, Erkern und herrlichen Ausblicken, mit ihrer das Ganze bekrönenden Hochburg“, ein wahres „byzantinisches Pompeji“. Für uns Deutsche hat Mistra noch mehr Bedeutung, weil es die Phantasie Goethes zu jener glänzenden Helena-Episode angeregt hat, die den klassisch-romantischen Mittelpunkt des zweiten Teils des „Faust“ bildet. Die Vorstellung, welche uns Goethe von Sparta gibt, entspricht nicht dem alten Lakedaimon, das in der Ebene des Eurotos lag, sondern dem auf steiler Bergeshöhe sich erhebenden Mistra, dessen Mauern, Türme und Zinnen der Dichter vor den geistigen Augen hatte. So darf man es mit Freuden begrüßen, daß ein jüngerer deutscher Kunsthistoriker, der im Auftrage des Deutschen archäologischen Instituts reiste, das schlafende Dornröschen für die Gegenwart erweckt hat und es in Wort und Bild uns vorführt, als ein Vorspiel zu dem großen Prachtwerk über Mistra, das wir von Gabriel Millets Meisterhand zu erwarten haben. Die Geschichte der Baukunst und Malerei empfängt durch Strucks Werk neues Licht, besonders das Vordringen der Gotik auch in den Orient wird uns anschaulich; neben die Bauten neuen Stils (wie die Sophienkirche zu Andravida in Elis, Abbildung 8 unseres Werkes) treten Schöpfungen gemischten Stils (wie die Blachanenklosterkirche bei Klarenza, einem bedeutenden Hafenplatz an der Westküste Moreas, Abbildung 10), so daß man von einem fränkisch-byzantinischen Stil zu reden berechtigt ist.

γ. **Paris sous Napoléon.** Le monde des affaires et du travail. Par de Lanzac de Laborie. Paris, Plon. 1910.

Der französische Forscher de Lanzac de Laborie hat sich das napoleonische Zeitalter und insbesondere die Stadt Paris unter Napoleon zum Gegenstand seiner Arbeiten ausersehen; er hat bisher die Verwaltung, den Hof, Leben und Sterben, die Religion, die öffentliche Wohltätigkeit in besonderen Büchern dargestellt. Ein neuer Band behandelt „Die Welt der Geschäfte und der Arbeit“; der Stoff stammt wie bei den früheren Bänden fast ganz aus den Nationalarchiven in Paris, welche nach de Labories Klage „noch so wenig ausgebeutet“ sind. Eine Fülle von Aufschlüssen wird in übersichtlicher und fesselnder Weise vor dem Leser ausgebreitet. Als Motiv der Kontinentalsperre erscheint zunächst die Absicht, England warnen zu lassen und es so zu bezwingen, im letzten Grund aber, den Franzosen, welche keine Kolonien mehr hatten, den Gebrauch der Kolonialwaren abzugewöhnen, und so, nach Colberts Weise, das Geld im Lande zu halten. „Die Frauen sollen schweizerischen Tee trinken; er ist ebenso gut wie der Karawanentee, und der Zichorienkaffee ist so gut wie der von Arabien.“ — „Fast alle Handelsgeschäfte mit solchen Genußmitteln, ihr Wert, ihr Betrieb schaffen das Hauptkapital, mit dem England uns bekriegt.“ — Napoleon war ausgesprochener Schutzzöllner; er trug sich mit dem Gedanken einer Navigationsakte, nach der in französischen Häfen bloß französische Schiffe, aus französischem Holz gebaut, Zulaß haben sollten. „Der Handel, der in Frankreich einen schlechten Geist hat, wird schreien; aber sechs Jahre nachher wird alles in größtem Wohlstande sein.“

γ. **Napoléon et l'Europe:** la politique extérieure du premier Consul (1800–1803). Par Edouard Driault. Paris, Alcan. 1910.

Es herrscht bekanntlich unter den Historikern gegenwärtig ein lebhafter Streit darüber, wie Napoleons äußere Politik zu beurteilen sei, ob er, wie er auf St. Helena versichert hat, den Frieden wollte und von seinen Gegnern fort und fort zum Kriege gezwungen wurde, oder ob er vielmehr, von unersättlicher Herrschsucht getrieben, nicht ruhte, bis er die ganze Welt zu seinen Füßen sähe, und darüber schließlich zu Falle kam. Ganz besonders umstritten ist die Frage, ob der 1802 mit England geschlossene Friede zu Amiens durch seine Schuld oder durch die der Engländer nach dreizehn Monaten schon wieder neuem Krieg Platz machte. Driault untersucht in dem oben genannten Werke diese Frage auf Grund der (freilich schon vor ihm mannigfach befragten) Archive und einer gewaltigen gedruckten Literatur, und gelangt zu dem Ergebnis, daß die Schuld bei Napoleon war; er brach den Frieden zwar nicht direkt, aber was er tat, war derart, daß England ihn brechen mußte, und dadurch ebnete er sich auch den Weg zur Kaiserkrone. Wir glauben freilich nicht, daß die Gegner von Driaults Ansicht sofort

die Waffen strecken werden. Beiläufig erwähnen wir, daß Duroc, der im Mai 1802 über Berlin nach St. Petersburg gesandt wurde, in Berlin zwei Truppenschauen anwohnte und — vier Jahre vor Jena! — von der Ordnung und Strammheit der Preußen ganz ergriffen war; „wir sind hinter den Preußen noch weit zurück; man sollte zu den preußischen Manövern Offiziere abordnen, welche fähig sind, zu lernen, und das mit nach Hause zu bringen, was gut zum Nachahmen ist."

γ. **Recueil des traités et conventions,** conclus par la Russie avec les puissances étrangères. Publié par F. de Martens. Tome XV. Traités avec la France. 1822—1906. St. Pétersburg, Imprimerie Böhnke. 1909.

Das bekannte große Sammelwerk des jüngst verstorbenen russischen Ministerialrats im Auswärtigen Amte, F. v. Martens, über die Verträge Rußlands mit den auswärtigen Mächten, ist mit dem vorliegenden 15. Bande bis zu den Verträgen mit Frankreich gediehen, welche von 1822 (Kongreß von Verona) bis 1906 (zweiter Zusatzvertrag über den Transport von Waren mit der Eisenbahn, 6. bis 19. Sept.) abgeschlossen worden sind. Nicht alle Verträge werden hier im Wortlaut mitgeteilt, da viele schon in anderen Bänden veröffentlicht sind; aber alle werden verzeichnet und auf die Stelle verwiesen, wo ihr voller Text zu finden ist. Das wichtigste Stück von allen ist der Pariser Friedensvertrag vom 30. März 1856, der dem Krimkrieg ein Ende setzte; er ist au nom de Dieu tout-puissant abgeschlossen (nicht im Namen der heiligen Dreieinigkeit, da der Sultan beteiligt war) und steht auf S. 307—325, wie alle mitgeteilten Texte in französischer (links) und russischer (rechts) Fassung. F. v. Martens hat den einzelnen Aktenstücken Erläuterungen beigegeben, welche aus den Akten des Auswärtigen Amtes in St. Petersburg geschöpft und deshalb ersten Ranges sind; wir erhalten so eine vollständige Geschichte der französisch-russischen Beziehungen bis 1856 So stellt auch dieser Band des gewaltigen Werkes eine im höchsten Maße authentische Belegsammlung zur Geschichte des 19. Jahrhunderts und der Anfänge des 20. dar, auf welche die Geschichtschreiber immer dankbar zurückgreifen werden. Wenn wir eine Einzelheit herausgreifen sollen, die heute mit Ruhe gelesen werden kann, so ist es die auf S. 281 festgestellte, aus Cavours Korrespondenz längst bekannte, aber hier haarscharf und nicht ohne Hochmut formulierte Tatsache, „daß Preußen zum Pariser Kongreß nur auf die Bitten Rußlands und nur in seiner Eigenschaft als Unterzeichnerin der Meerengenkonvention von 1841 zugelassen wurde, da diese Konvention einer Durchsicht unterzogen wurde." So sprang man mit dem vorbismarckischen Preußen um.

γ. **Maréchal Canrobert.** Souvenirs d'un siècle. Par Germain Bapst. Tome quatrième. Paris, Plon. 1909.

Nach fünfjährigen Forschungen, mühevollen Studien und Nachfragen bei Augenzeugen der Ereignisse ist Germain Bapst in der Lage, den vierten Band seines Canrobert vorzulegen, der die Geschichte der Jahre 1866—1870 umfaßt; letzteres Jahr freilich nur bis zur Schlacht von Borny (14. August 1870). Canrobert wurde 1866 von dem Kommando des Lyoner Armeekorps enthoben und auf das Kommando des ersten Korps in Paris befördert; in dieser Stellu g traf er den Kaiser Napoleon III. am Morgen des 4. Juli, niedergeschmettert, das Haupt gebeugt, die Augenlider beinahe geschlossen, dem Anschein nach ganz fassungslos; er hatte die Nachricht von dem Sieg der Preußen bei Königgrätz empfangen und murmelte vor sich hin: „Das wirft alles über den Haufen!" (c'est une déroute!) — in der Tat waren alle Pläne des Kaisers zerstört, der auf einen längeren, beide Teile erschöpfenden Krieg gerechnet hatte. Der Kaiser begriff, daß die bequeme Art, mit welcher das Publikum den Sieg der Preußen vom Zündnadelgewehr herleitete, der Sache nicht auf den Grund ging, daß vielmehr die lange und sorgsame Vorbereitung seit 1807 den Sieg herbeigeführt hatte. Der Kaiser würde Frankreich ein Heer auf dem Grund der allgemeinen Wehrpflicht gegeben haben, das 1870 auf der Höhe seiner Aufgabe gestanden hätte; er sah klarer als seine Umgebung, was nottat; aber er war durch die Steinkrankheit, der er 1873 erlag, schon damals zur Unmacht verdammt, und eine Reihe von Irrtümern und Ränken spielte den Degen Frankreichs schließlich in Bazaines unfähige Hände. Vor allem tritt die Tatsache ins Licht, daß die Wendung zum liberalen Kaisertum verhängnisvoll war: die bürgerlichen Minister waren alle Anhänger des Friedens, hatten als Abgeordnete gegen die Militärgesetze gestimmt und versetzten jetzt die Generale in die Minderheit; sie waren auch schuld, daß der an sich tüchtige Kriegsminister Le Boeuf, dem Frankreich die Einführung des Chassepotgewehrs dankt, nichts ausrichtete. Bemerkenswert ist, daß auch der Prinz Napoleon für die allgemeine Wehrpflicht war, daß der Kaiser die widerstrebende Kammer auflösen wollte; aber der Staatsminister Rouher stellte ihm vor, wie unpopulär der service obligatoire sei, und intrigierte selbst gegen die Schaffung der Garde mobile: so ging Frankreich seinem Verderben entgegen. Der vierte Band des Canrobert ist wie die früheren reich an Aufschlüssen und packenden Einzelheiten; er wird für die Vorgeschichte des Krieges von 1870 künftig unentbehrlich sein.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15 November zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Achleitner. — Im Grenzdienst. Roman von Arthur Achleitner. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel) 1910.

Aurel. — Jean Dolent. Par Aurel. Deuxième Édition. Paris, Mercure de France. 1910.

Aus vergilbten Pergamenten. Eine Folge von Tagebüchern, Briefen und Berichten aus der Napoleonischen Epoche, herausgegeben von Theodor Rehtwisch. 2. Band: Aus meinem Soldatenleben Von Karl von Suckow. 3. Band: Aus dem Tagebuch eines Freiwilligen. Bilder aus den Jahren 1813 und 1814. 4. Band: Im Dienste König Friedrich Wilhelms III. Von W. L. V. Graf Henckel von Donnersmarck. Leipzig, Georg Wigand. O. J.

Bartsch. — Bittersüße Liebesgeschichten. Von Rudolf Hans Bartsch. Leipzig, L. Staackmann. 1910.

Baudissin. Blaues Blut. Roman von Eva Gräfin Baudissin. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1910

Becker. — Von den Kleinen für die Großen. Ernst und Scherz aus dem Kinderleben in gebundener Form. Neues Vortragsbuch. Vom Guten das das Beste. Herausgegeben von Willy Becker. Köln, Hoursch & Bechstedt. O. J.

Bern. — Deutsche Lyrik seit Goethes Tode bis auf unsere Tage. Ausgewählt von Maximilian Bern. Köln, Hoursch & Bechstedt. O. J.

Bertsch. — Weltanschauung, Volkssage und Volksbrauch. In ihrem Zusammenhang untersucht von Heinrich Bertsch. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus 1910.

Billroth. — Briefe von Theodor Billroth. Hannover und Leipzig, Hahnsche Buchhandlung. 1910.

Brandenburg. — Der Eintritt der Süddeutschen Staaten in den Norddeutschen Bund. Von Erich Brandenburg. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1910.

Charmatz. — Adolf Fischhof. Das Lebensbild eines österreichischen Politikers. Von Richard Charmatz. Mit 2 Abbildungen Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta. 1910.

D'Annunzio. — Vielleicht — vielleicht auch nicht. Roman von Gabriele D'Annunzio. Leipzig, Insel-Verlag. 1910.

Daude. Die Reichsgesetze über das Urheberrecht an Werken der Literatur und der Tonkunst und das Verlagsrecht vom 19. Juni 1901. In der Fassung des Gesetzes vom 22. Mai 1910 zur Ausführung der revidierten Berner Übereinkunft vom 13. November 1908. Mit Erläuterungen von Dr. Paul Daude, Geh. Regierungsrat, Vorsitzendem der Kgl. Preuß. Sachverständigen-Kammern Berlin, J. Guttentag Verlagsbuchhandlung. 1910.

Dumur. — Le Centenaire de Jean-Jacques. Roman par Louis Dumur. Paris, Mercure de France. 1910.

Ernst. — Gesund und froh en Mutes. Eine Auswahl aus den Werken von Otto Ernst. Im Auftrage der Hamburger Lehrervereinigung herausgegeben von Guido Höller. Leipzig, L. Staackmann. 1910.

Ertl. — Nachdenkliches Bilderbuch. Ernste und heitere Geschichten. Von Emil Ertl. Leipzig, L. Staackmann. 1911.

Feuerbach. — Ein Vermächtnis. Von Anselm Feuerbach. Herausgegeben von Henriette Feuerbach. Berlin, Meyer & Jessen. 1910.

Francke. — Die Kulturwerte der deutschen Literatur in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Erster Band: Die Kulturwerte der deutschen Literatur des Mittelalters. Von Kuno Francke. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1910.

Francke. Die Teufelsnacht auf Burg Scharzfels. Eine Harzerzählung. — Die Jettenhöhle bei Bad Herzberg a. Harz — Die Steinkirche Ein Harzgedicht. Der Juessee bei Bad Herzberg a. Harz. Ein Harzgedicht. Von Adolf Francke. Leipzig-Gohlis, B. Volger. O. J.

Friederich. — Die Befreiungskriege 1813—1815. Bearbeitet von Rudolf Friederich, Oberst und Chef der Kriegsgeschichtlichen Abteilung II des großen Generalstabs 1. Band. Der Frühjahrsfeldzug 1813. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1911.

Frobenius. — Der schwarze Dekame on. Belege und Aktenstücke über Liebe, Witz und Heldentum in Innerafrika. Gesammelt von Leo Frobenius. Mit Zeichnungen von Fritz Nansen und photographischen Aufnahmen. Berlin, Vita, Deutsches Verlagsbaus. 1910.

Frontini. — La Lozana Andaluza. Par G. Manzella Frontini. Catania, V. Muglia. 1910.

Gabelentz. Das Auge des Schlafenden. Roman von Georg von der Gabelentz. Leipzig, L. Staackmann. 1910.

Gärtner. — Aus Sehnsucht und Stille. Gedichte von Elfriede Gärtner. Schweidnitz, L. Heege. O. J.

Geiser. — Deutsches Reich und Volk. Ein nationales Handbuch. Herausgegeben von Alfred Geiser. 2. vermehrte Auflage. München, J. F. Lehmann. 1910.

Geißler. — Die Glocken von Robbensiel. Roman von Max Geißler. Leipzig, L. Staackmann. 1910.

Gersdorff. Das Paradies der Erde. Von Ada von Gersdorff. Engelhorns Allgemeine Roman-Bibliothek. Stuttgart, J. Engelhorns Nachf. 1910.

Gingkey. — Balladen und neue Lieder Von Franz Karl Gingkey. Leipzig, L. Staackmann. 1910.

Goethe-Kalender. Begründet von Otto Julius Bierbaum. Auf das Jahr 1911 herausgegeben von Karl Schüddekopf. Mit 8 Tafeln Leipzig, Dietrichsche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher. 1910.

Granitz. — Fräulein Abgeordnete. Politisches Zukunftsbild. Von Valentin von Granitz. Leipzig-Gohlis, B. Volger. 1910.

Greinz. — Allerseelen Ein Tiroler Roman. Von Rudolf Greinz Leipzig, L. Staackmann. 1911

Grillparzers Werke. Im Auftrage der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien herausgegeben von August Sauer. Erster Band. Wien und Leipzig, Gerlach & Wiedling. 1909.

Guillon. — Napoléon et la Suisse 1803—1815. D'après les documents inédits des Affaires Étrangères. Par Édouard Guillon. Paris, Plon. Lausanne, Payot. 1910.

Gwinner. — Schopenhauers Leben. Von Wilhelm v. Gwinner. Dritte, neugeordnete und verbesserte Ausgabe. Mit 4 Porträts und 1 Steindrucktafel. Leipzig, F. A Brockhaus. 1910.

Haake. — Generalfeldmarschall Hans Adam von Schöning. Von Paul Haake. Mit einem Bildnis Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel) 1910.

Hart. Liebesmusik. Eine Alt-Wiener Geschichte. Von Hans Hart Leipzig, L. Staackmann. 1910.

Le Havre et le département de la Seine Inférieure (Études économiques) Conférences faites au Cours International d'Expansion commerciale tenu au Havre en 1909. Avec 34 illustrations et un plan en couleurs du port du Havre. Paris, librairie Ch. Delagrave. 1910.

Hegeler. — Die frohe Botschaft. Roman von Wilhelm Hegeler. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. O. J.

Heide. — Zu spät. Familiendrama in 3 Akten. Von Wolfgang v. d. Heide. Leipzig-Gohlis, B. Volger. 1910.

Heilborn. Die steile Stufe. Roman von Ernst Heilborn. Berlin, E. Fleischel & Co 1910.

Hellwig. — Gerichtliche Medizin und Feuerbestattung. Von Dr. Albert Hellwig. Berlin, Adler-Verlag. 1910.

Henning. — Friedrich Spielhagen. Von Dr. Hans Henning. Mit zwei Porträts und zwei Handschriftproben. Leipzig, L. Staackmann. 1910.

Hermann. Klubinka. Roman von Georg Hermann. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1910.

Heyse. Dr. Joh. Christ. Aug. Heyses Fremdwörterbuch Unter Berücksichtigung der amtlichen Erlasse über Verdeutschung der Fremdwörter und der neuen einheitlichen Rechtschreibung neu bearbeitet, vielfach berichtigt und vermehrt von Professor Dr. Otto Lyon. 19. Original-Ausgabe. Hannover und Leipzig, Hahnsche Buchhandluna. 1910.

Hildebrand. — Gedanken über Gott, die Welt und das Ich. Ein Vermächtnis. Jena, Eugen Diederichs. 1910.

Carl Hilty. Blätter zur Geschichte seines Lebens und Wirkens. Gesammelt und zum Kranz gewunden von Heinrich Quer. Bern, K. J. Wyß. 1910.

Hobbs. — Erdbeben. Eine Einführung in die Erdbebenkunde von William Herbert Hobbs. Erweiterte Ausgabe in deutscher Übersetzung von Prof. Dr. Julius Ruska Mit 30 Tafeln und zahlreichen Textillustrationen. Leipzig, Quelle & Meyer. 1910.

Hofmann. — Baroness Steffi. Von Else Hofmann. Leipzig, Abel & Müller. O. J.

Friedrich Hölderlin. Ausgewählte Briefe. Herausgegeben von Wilhelm Böhm. Jena, Eugen Diederichs. 1910

Holtei. — Der letzte Komödiant. Von Karl von Holtei. 3. Aufl. durchgesehen von Paul Barsch. Schweidnitz, L. Heege. O. J.

Ismailoff. — Sturm. Roman von A. A Ismailoff. Autorisierte Übersetzung von Johann Hermann. Wismar, Hinstorff. 1910.

Jihann Aadulf un sien Lüd. In Geschichde ut de 30jährige Krieg. Von W. H. Dresden u. Leipzig, E. Pierson. 1910.

Josky. Wenn Frauen lächeln. Novellen von Felix Josky. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. O. J.

Junge. — Wilhelm Raabe. Studien über Form und Inhalt seiner Werke. Von Hermann Junge. Schriften der literarhistorischen Gesellschaft Bonn. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus. 1910.

Kaiser. — Aus alten Tagen. Lebenserinnerungen eines Markgräflers 1815—1875. Von Eduard Kaiser. Lörrach, E. R Gutsch. O J.

Kastner. Ludwig von Beethovens sämtliche Briefe. Nebst einer Auswahl von Briefen an Beethoven. Herausgegeben von Emrich Kastner. Mit dem Bildnis Beethovens, einem Brief als Handschriftprobe sowie einem Register. Leipzig, Max Hesse. O. J.

Lee. — Onkel William. Von Jennette Lee. Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek. 27. Jahrgang. Band 4. Stuttgart, J. Engelhorns Nachf. 1910.

Liebmann. — Die jurisische Fakultät der Universität Berlin von ihrer Gründung bis zur Gegenwart in Wort und Bild, in Urkunden und Brieten. Mit 450 handschriftlichen Widmungen. Herausgegeben von Dr. jur. Otto Liebma n. Festgabe der Deutschen Juristen-Zeitung. Berlin, O. Liebmann. 1910.

List. — Die Bilderschrift der Ario-Germanen (Ario-Germanische Hieroglyphik). Von Guido List. Mit über tausend Figuren, mehreren Textabbildungen, drei Tafeln und dem Bildnisse des Verfassers. Wien, Verlag der Guido von List-Gesellschaft. In Kommission bei E. F. Steinacker in Leipzig. 1910.

Lohwag. Hans Schönbichler. Roman von Ernst Lohwag. Wien u. Leipzig, W. Braumüller. 1910.

Löns. — Dahinten in der Heide. Roman von Hermann Löns Hannover, A. Sponholz. 1910.

Lucius. — Büchlein des Übermuts. Feucht-Fröhliches und sonst Heiteres. Von Hugo Lucius. Dresden und Leipzig, E Pierson. 1910.

Luther, Goethe, Bismarck. Das Gemeinsame ihrer Lebens- und Weltanschauung in Aussprüchen aus ihren Prosaschriften. Zusammengestellt von Paul Gnerich und Dr. Hugo Bach. Stuttgart, Max Kielmann. O. J.

Luxbaum. — Ruhmestage der deutschen Reiter-Regimenter, deren Errichtung, Benennung und Feldzüge. Von Generalmajor Emil Luxbaum. Oldenburg i. Gr., Gerhard Stalling. O. J.

Mantegna. — Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. XVI. Band: Andrea Mantegna. Des Meisters Gemälde und Kupferstiche in 200 Abbildungen. Herausgegeben von Fritz Knapp. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1910.

Marasca. — Le Origini del Romanticismo Italiano. Questioni Preliminari — Programmi — Precedenti 2. Edizione. Roma, E. Loescher & Co. 1910.

Meister. — Das verschollene Schiff. Eine Seegeschichte von Friedrich Meister. Leipzig, Abel & Müller. O J

Mozarts Briefe. Ausgewählt und herausgegeben von Albert Leitzmann. Leipzig, Insel-Verlag. 1910.

Müller-Guttenbrunn. — Die Glocken der Heimat. Roman von Adam Müller-Guttenbrunn. Leipzig, L. Staackmann. 1910.

Napoleons Leben. Von Ihm selbst. Zehn Bände. Übersetzt und herausgegeben von Heinrich Conrad. Meine ersten Siege. Sechs Bände. Zweiter Band. Stuttgart, Robert Lutz. 1910

Natangen. — Tropfen im Meer Heimatliche Verse und preußische Balladen. Von E. von Natangen (Erminia Tortilowicz v. Batocki). Jena, H. Costenoble. 1910.

Nationale Jugendfürsorge. Veranstaltet von der Ortsgruppe Karlsruhe des deutschen Ostmarkenvereins. 1. Jahrgang. Mit einem Anhang: Statistische Übersichten sowie einer zweifarbigen Kartenskizze. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1910.

Négrier. — Les Forces Chinoises en 1910. Par Général de Négrier. Paris, Ch. Delagrave. 1910

Neuendorff. — Der bunte Baum. Ein Skizzenbuch. Von Georg Hellmuth Neuendorff. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1910.

Neurath. — Gedichte von Karl Neurath. II. Aufl. Gießen, E. Roth. O. J.

Niederle. — La Race Slave. Statistique — Démographie — Anthropologie. Par Lubor Niederle. Traduit du Tchèque par Louis Léger, de l'Institut. Avec une carte en couleurs. Paris, Felix Alcan, 1911.

Obst. — Bankgesetz und Münzgesetz. Textausgabe mit Erläuterungen und Sachregister. Von Dr. Georg Obst. Leipzig, Karl Ernst Poeschel. 1910.

Oppenheimer. — Theorie der reinen und politischen Ökonomie. Ein Lehr- und Lesebuch für Studierende und Gebildete. Von Franz Oppenheimer. Berlin, Georg Peimer, 1910.

Ott. — Vitus Schisler, der erste Christus von Ober-Ammergau. Hochgebirgsroman aus dem Anfang des Passionsspiels. Von Adolf Ott. Leipzig, O. Nemnich. 1910.

Pädagogische Abhandlungen. Neue Folge. Bd. 14. Heft 3: Die Lektüre in der Volksschule. Von Rektor L. Obermeier. — Heft 4: Im Grenzlande kindlicher Freiheit. Von Bernhard Krey. — Heft 8: Sexualpädagogik. Von Venter. — Heft 9: Der deutsche Lehrerverein, seine Aufgaben und seine Ziele Von Oberlehrer J. B. Schubert. Bielefeld, A Helmichs. O. J.

Parvus. — Der Staat, die Industrie und der Sozialismus. Von Parvus. Dresden-A., Naden & Co. O. J.

Pastor. — Altgermanische Monumentalkunst Von Willy Pastor Mit 26 Tafeln von Emma Pastor. Leipzig, Fritz Eckardt 1910

Pernot. — La politique de Pie X. (1906—1910). Par Maurice Pernot. Préface de M. Emile Bourtroux. Bibliothèque d'histoire contemporaine. Paris, Félix Alcan. 1910.

Pfeiffer. — Kriegsgeist. I. Kriegskulturwirtschaft. II. Interessengebiete. III. Sicherheitsgefährdung. IV. Kriegsanwandlungen. Von Ludwig Pfeiffer. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1910.

Pfeiffer. — Das Mineralwasser von Fachingen. Von Geh. Sanitätsrat Dr. E. Pfeiffer. Achte Auflage. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1910.

Planitz. — Kriegs- und Jagdbilder aus früherer und neuerer Zeit. Von Hans Edler v. d. Planitz. Mit Illustrationen. Leipzig, Klinckhardt & Biermann. 1910.

Platen. — August Graf von Platens sämtliche Werke in zwölf Bänden. Historisch-kritische Ausgabe mit Einschluß des handschriftlichen Nachlasses. Herausgegeben von Max Koch und Erich Petzel. Mit zwei Bildnissen des Dichters und einem Briefe als Handschriftprobe. Leipzig, M. Hesse. O. J.

Püschel. — Das Anwachsen der deutschen Städte in der Zeit der mittelalterlichen Kolonialbewegung. Von Dr. Alfred Püschel. Mit 15 Stadtplänen. Band IV der Abhandlungen zur Verkehrs- und Seegeschichte herausgegeben von Dietrich Schäfer. Berlin, K. Curtius. 1910.

Püschmann. — Blühendes Leben. Gedichte von Tony Püschmann. Leipzig-Golis, B. Volger 1910.

Queillé. — Les commencements de l'indépendance bulgare et le prince Alexandre. Souvenirs d'un Français de Sofia. Par E. Queillé. Préface de M. Etienne Lamy. Paris, Bloud & Cie. 1910.

Reichert. — D. Martin Luthers deutsche Bibel. Von Pfarrer Lic. O. Reichert-Giersdorf. Mit einer Faksimiletafel. Religionsgeschichtliche Volksbücher herausgegeben von Friedrich Michael Schiele. IV. Reihe. 13. Heft. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1910.

Renauld-Kellenbach. — Funken- und Taulieder. Zweiter Teil mit einem Anhang: Neue Wanderlieder. Zweite Auflage. Von Dr. Liana v. Renauld-Kellenbach. Leipzig, B. Volger. 1910.

Reventlow. — Welt, Volk und Ich. Von Graf Ernst zu Reventlow. Verdandi-Bücherei Band 5. Leipzig, Fritz Eckardt. 1910.

Richer. Nouvelle anatomie artistique. Les animaux. Tome premier: Le cheval. Par Dr. Paul Richer. Paris, Librairie Plon. 1910.

Richter. — Wie unsere Kolonien Südwestafrika, Kamerun und Togo erworben wurden. Deutsche Seebücherei, Band 24. Von Prof. Dr. J. W. Otto Richter (Otto von Golmen). Altenburg, Stephan Geibel. 1910.

Robertson. — Patriotismus — Militarismus — Imperialismus. Von John M. Robertson. Aus dem Englischen übertragen von Karl Hanselmann. Dresden, E. Pierson. 1910.

Roeßler. — Von Wien und seinen Gärten. Von Arthur Roeßler. Mit 16 photographischen Originalaufnahmen von Bruno Reiffenstein. Wien, K. Graeser & Kie. O. J.

Roeßler. — Rudolf von Alt. Von Arthur Roeßler. Wien, K. Graeser & Kie. O. J.

Roeßler, — Ferdinand Georg Waldmüller. Von Arthur Roeßler. Wien, K. Graeser & Kie. O. J.

Röll. — Der Tourist in Thüringen. Ein Führer durch Thüringen und das Kyffhäusergebirge. Von Louis Röll. Mit einer Eisenbahnkarte, fünf Tourenkarten, vier Stadtplänen, einer Anzahl Ausflugstafeln, sowie einem Anhang: Album Thüringer Ansichten. Gotha, H. Bartholomäus. O. J

Rolland. — Haendel. Par Romain Rolland. Les maitres de la musique. Paris, Félix Alcan. 1910.

Rosegger. — Das Buch von den Kleinen. Von Peter Rosegger. Ein Auszug aus seinen Schriften. Leipzig, L. Staackmann. 1911.

Rumpf. — Volk und Recht. Von Dr. Max Rumpf, Landrichter. Oldenburg i. Gr., Gerhard Stalling. O. J.

Der Russisch-japanische Krieg. Amtliche Darstellung des Russischen Generalstabes. 1. Band: Vorgeschichte und Geschichte des Krieges bis zum 20. Juli 1904. Erster Teil: Politische Lage vor dem Kriege. — Operations-Pläne. — Die beiderseitigen Streitkräfte bei Ausbruch des Krieges. Deutsche vom russischen Kriegsministerium mit Allerhöchster Genehmigung autorisierte Ausgabe des russischen Generalstabswerkes. Von Frh. von Tettau. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1911.

Salomon. Die Grundzüge der auswärtigen Politik Englands vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Von Dr. Felix Salomon. Berlin, E. Heymann. 1910.

Sandel. — Die Spielerin. Roman von Robert Saudek. Dresden, Carl Reißner. 1910.

Sandt. — Im Äther. Das Testament eines Einsamen. Roman von Emil Sandt. Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus. O. J.

Schäfer. — Deutsche Geschichte. Erster Band: Mittelalter. Zweiter Band: Neuzeit. Von Dietrich Schäfer. Jena, Gustav Fischer. 1910.

Schafheitlin. — Gedichte eines Lebendig-Begrabenen. Gesamt-Ausgabe. Zweiter Teil: Der Pilger der Sophrosyne. Die Zukunftswelt und anderes. Von Adolf Schafheitlin. Gedichte eines Lebendig-Begrabenen. Gesamt-Ausgabe. Dritter Teil. Berlin, S. Rosenbaum 1910.

Schalk. Stacheldrahtzäune. Roman von Gustav Schalk. Stuttgart, Max Kielmann. O. J.

Schicht. — Tiefe Stunden. Die letzten Lieder und Balladen von Joseph Schicht. Herausgegeben von seiner Frau. Leipzig, L. Staackmann. 1910.

Schillers sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe in zwanzig Bänden. Herausgegeben von Otto Günther und Georg Witkowski. Leipzig, M. Hesse O. J.

Schillings. — Mit Blitzlicht und Büchse im Zauber des Elelescho. Von C. G. Schillings. Mit 83 photographischen Original-Tag- und Nachtaufnahmen, urkundtreu in Autotypie wiedergegeben, und mit dem Faksimile eines einleitenden Briefes von Theodore Roosevelt an den Verfasser. Leipzig, R. Voigtländer. 1910.

Schmitthener. — Vergessene Kinder. Von Adolf Schmitthener. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 1910.

Scholz. — Feuertropfen Drama in 3 Aufzügen. Von Eduard Scholz. Leipzig-Gohlis, B. Volger. 1910.

Schönherr. — Glaube und Heimat. Die Tragödie eines Volkes. Von Karl Schönherr. Leipzig, L. Staackmann. 1910.

Schreckenbach. — Der König von Rothenburg. Eine alte Reichsstadtgeschichte von Paul Schreckenbach. Leipzig, L. Staackmann. 1911.

Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins. Heft 43. „Das Sanctus" und „Die Brautwahl". Von E. T. A. Hoffmann. Einleitungen von Friedrich Holtze. Texte von Hans von Müller. Mit 5 Abbildungen Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1910.

Schultze. — Charakterbildung, Gymnasium und Staat. Einige Betrachtungen über Grenzen und Mängel unserer Staatserziehung von Dr. Sigmar Schultze. Halle, Curt Nietschmann. 1911.

Schultze-Naumburg. — Kulturarbeiten. Band 6: Das Schloß. Von Paul Schultze-Naumburg. Herausgegeben vom Kunstwart. München, Georg D. W. Callwey, Kunstwart-Verlag. 1910.

Schulze und Symank. — Das deutsche Studententum von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart von Dr. Friedrich Schulze und Dr. Paul Symank. Leipzig, R. Voigtländer. 1910.

Schwab. — Wolkenschatten und Höhenglanz. Volksausgabe. Augsburg, Lampert & Co. O. J.

Seeberg. — Blut. Schauspiel in 6 Aufzügen. — Die Eroberung von Wilhelmstein. Eine westfälische Geschichte aus dem Kriege 1866. Von D. Seeberg. Dortmund, Koeppensche Buchhandlung. 1910.

Speidel. — Wiener Frauen und anderes Wienerische. Von Ludwig Speidel. Der Schriften zweiter Band Berlin, Meyer & Jessen 1910.

Steller. — Das Übermaß der öffentlichen Lasten der Industrie in Deutschland. Ein Merkblatt für den Gesetzgeber. Von Paul Steller. Köln, Kölner Verlagsanstalt und Druckerei. 1910.

Stendhal. — Römische Spaziergänge. Von Stendhal-Henry Beyle. Mit 24 Tafeln nach Kupfern von Piranesi. Verdeutscht von Friedrich von Oppeln-Bronikowski und Ernst Diez. Jena, Eugen Diederichs. 1910.

Stoiber. — Die zersprungene Saite. Roman von Georg Stoiber. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1910.

Straß. — Die Faust des Riesen. Roman von Rudolph Straß. Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek. 27. Jahrgang. Band 1 und 2. Stuttgart, J. Engelhorns Nachf. 1910.

Teweles. Das Romanschiff. Heitere Liebesgeschichten von Heinrich Teweles. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt. O. J.

Troward. — Die Edinburger Vorträge über Gedankenkraft. Von T. Troward. Ins Deutsche übersetzt von K. Wahler. London, Stead, Darby & Co. 1909.

Vögele. — Der Pessimismus und das Tragische in Kunst und Leben. Von Dr. Albert Vögele. Von der Tübinger Universität mit dem 1. Preis gekrönte Schrift. Freiburg, Herdersche Verlagsbuchhandlung. 1910.

Welge. — Et kummt anrest ar man denkt. Plattdeutsches Volksschauspiel in 4 Akten. Von Karl Welge Leipzig-Gohlis, B. Volger. 1910.

Weng. — Schopenhauer/Darwin. Pessimismus oder Optimismus? Ein Beitrag zur Fortschrittsbewegung von Gustav Weng. Berlin, E. Hofmann & Co. 1911.

Wertheimer. — Graf Julius Andrassy. Sein Leben und seine Zeit. Nach neuen Quellen von Eduard von Wertheimer. 1. Band. Bis zur Ernennung zum Minister des Äußern. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1910.

Wilde. — Die Erzählungen und Märchen von Oscar Wilde. Leipzig, Insel-Verlag. 1910.

Witkowski. — Aus Schillers Werkstatt. Seine dramatischen Pläne und Bruchstücke. Herausgegeben von Georg Witkowski. Leipzig, Max Hesse. 1910.

Zobeltitz. — Auf märkischer Erde. Roman von Hanns von Zobeltitz. Berlin, E. Fleischel & Co. 1910.

Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Piererſche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolf Pechel in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

In der Wüste.

Roman
von
Grazia Deledda.

Erster Teil.

I.

Eine Palme, deren vom Seewind gebräunte Blätter roſtigem Metall glichen, erhob ſich zwiſchen dem letzten kleinen Hauſe des Dorfes und der Heide, die ſich bis zum Meere hinzog.

Das Dorf ſchien unbewohnt, und um dieſen Eindruck zu erhöhen, fehlten hier und da nicht einige Ruinen, die mit gelblichem Moos bedeckt und von Eidechſen bevölkert waren. Auch das kleine Haus neben der Palme, einſtöckig, mit anſtoßendem Hof, war in ſehr ſchlechtem Zuſtande; die Wände zerbröckelten und an dem abgefärbten Rahmen des Fenſterchens traten die rötlichen Steine hervor.

Ringsumher aber war die unendliche Weichheit der ſüdlichen Landſchaft; feurige Wolken durchzogen den dämmernden Abendhimmel, und zwiſchen dem einen und dem anderen Tamariskenwald erblickte man hinter dem grünen Streifen des Heidelandes und der goldenen Linie der Düne den violetten Hintergrund des Meeres.

Sumpfvögel flatterten durch die Luft, und ihre buntſchillernde Bruſt ſchien die Farben der Landſchaft und des Meeres widerzuſpiegeln. Der Wind hatte den Geruch von Seetang und Asphodel.

Wie ſie's an jedem Tage zu dieſer Stunde gewohnt war, trat Roſalia Asquer aus dem kleinen Haus und ſetzte ſich unter die Palme auf ein wurmſtichiges Brett, das, von zwei Klötzen geſtützt, einen Sitz bildete. Die hohe, ſchlanke Geſtalt des Mädchens mit dem feinen arabiſchen Kopf ſtand im Einklang mit der Landſchaft; mit ihrem tiefſchwarzen Haar, das über der Stirn geteilt und in Flechten über dem Nacken aufgeſteckt war, mit ihren blendend weißen, etwas hervortretenden Zähnen, den dunklen, leuchtenden Augen, die traumerfüllt und argwöhniſch dreinblickten, glich ſie einer unter Palmen geborenen Tochter von Beduinen. Ihr ſchwarzes, aber beſcheidenes Kleid erhöhte noch die Färbung ihres ovalen Geſichtes und ihrer zarten, nervöſen Hände.

Die Arme über der Brust gekreuzt und die Hände unter den Achseln, sah sie finster und unbeweglich lange auf das Meer. Wie am Abend vorher, wie ein Jahr vorher, wie seit vielen Jahren befiel sie ein Gefühl der Einsamkeit, fast der Trostlosigkeit; sie dünkte sich mitten in einer Wüste und daß die Welt für sie von der Linie des Meeres und der blauen Kette der fernen Berge begrenzt sei.

Plötzlich aber trat aus dem Haus eine hohe, hagere Frau in Bauerntracht, eine schwarze Binde um das nonnenhafte Gesicht, und näherte sich dem Mädchen.

„Ein Brief für dich, meine Rosa," sagte sie mit herber Stimme, indem sie unter der Schürze einen Brief mit blauer Marke hervorzog und ihn mißtrauisch ansah. „Glaubst du, daß er von deinem verrückten Onkel Luigi sei?"

Lia streckte nicht gleich die Hand aus, tat jedoch die Augen weit auf, starrte den Brief an und errötete. Das Herz schlug ihr heftig vor Erregung bei diesem ungewöhnlichen Ereignis.

„Hast du denn an ihn geschrieben?" fragte die Frau.

„Ich? — Niemals, Tante," erwiderte Lia mit verächtlicher Gebärde.

Nun gab ihr die Frau den Brief, und während die Nichte las und das Blatt in ihren Händen zitterte, wurde sie noch düsterer und fragte:

„Ist er wirklich von Luigi? Was will er? Ist er immer noch närrisch? Hat er sich endlich unser erinnert?"

Lia las das mit zittrigen Buchstaben geschriebene Briefchen noch einmal, und plötzlich, wie ein Kind, das über etwas Unverhofftes in Freude gerät, fing sie an zu lachen und griff nach der Schürze der Frau.

„Ach, liebe Tante Gavina, welch eine seltsame Sache! O, wenn Ihr wüßtet! Er lädt mich ein, zu kommen und mit ihm in Rom zu leben."

„Lies, lies!" schrie Tante Gavina, indem sie sich auf die Bank niederfallen ließ.

Lia neigte den Kopf und las mit leiser Stimme:

„Liebe Nichte!

„Schon lange habe ich keine Nachricht von Euch . . ."

„Aber e r ist es ja, der seit fünf Jahren nicht schreibt," sagte Tante Gavina.

„Nur dann und wann erzählt mir ein Landsmann, der hierher kommt, von meinen Verwandten. Daher weiß ich, daß Du groß geworden und klug bist und den besten Willen hast. Ohne weitere Einleitung sage ich Dir also, daß ich mich sehr freuen würde, wenn Du Dich entschlössest, herzukommen und mir ein wenig Gesellschaft zu leisten. Ich lebe allein und bin seit einigen Monaten pensioniert; Zeit genug habe ich deshalb, Dir die Stadt zu zeigen. Es wäre mir sehr lieb, wenn Du kämst, da ich wahrscheinlich nicht mehr nach Sardinien zurückkehre, und ich möchte nicht von hinnen gehen, ohne vorher meine einzige Nichte kennen gelernt zu haben. Entschließe Dich also. Was die Reise betrifft, so kannst Du auf die Gelegenheit warten, Dich sardinischen Reisenden anzuschließen, die öfters nach Rom kommen. Jeden-

falls gib mir bald eine Antwort, und in der Hoffnung, daß sie günstig lauten werde, grüße ich Dich herzlich und bitte Dich, mich bei den anderen Verwandten in Erinnerung zu bringen. Dein Onkel Luigi Asquer."

Tante Gavina hörte unbeweglich zu, ihre großen, blau unterlaufenen Augen starr auf Lias Gesicht gerichtet; und als das Mädchen zu lesen aufhörte, schlug sie sich mit den Händen auf die Knie und rief:

„Nach Rom sollst du kommen! Jetzt will er dich — jetzt, da du erwachsen bist? So lange du klein warst, hat er niemals an dich gedacht; nicht einmal, als dein Vater starb, hat er dir geschrieben. Jetzt, da er alt ist, wird er abends seinen Brusttee brauchen und denkt: ich habe eine Nichte, die wird mich umsonst bedienen können."

„Tante, warum sprecht Ihr so!" rief Lia mit einem gewissen Stolz aus. „Wenn ihm jemand von mir gesprochen, hat er ihm sicher nicht gesagt, daß ich von der Art bin, eine Dienstmagd zu machen, ich!"

„Ich kenne ihn, deinen Onkel Luigi, meine Rosa," beharrte die Frau. „Es sind fünfundzwanzig Jahre, daß ich ihn nicht mehr gesehen habe, aber solche Leute vergißt man nicht. Er dachte nur an sich; wenn er in den Ferien nach Hause kam, schien es, als ob der Teufel los wäre; er warf alles drunter und drüber, und seine Schwestern, meine armen Basen, gehorchten ihm wie Sklavinnen. Er verachtete alles, tadelte alles, sagte, daß dies Dorf eigentlich zu Afrika gehöre, zum Lande der Neger, verstehst du, meine Rosa! Bei alledem verliebte er sich vor fünfundzwanzig Jahren in ein Mädchen dieses Dorfes und begehrte sie zur Frau, trotzdem er wußte, daß sie mit einem seiner Verwandten verlobt war. Und weißt du, wer jenes Mädchen war, weißt du es, meine Rosa?"

Lia blickte mit traumerfüllten Augen in die Ferne. Sie kannte die Geschichte, und es verdroß sie, daß sie immer wieder durch die Bemerkungen der Tante Gavina entstellt wurde; sie wagte jedoch nicht, sich in Erörterungen mit der Frau einzulassen, die gewisse Dinge nicht verstehen konnte.

„Jene Frau war deine Mutter! Aber sie war eine feine Frau und nahm lieber deinen Vater, der nur ein einfacher Grundbesitzer war, als Luigi Asquer, der vermögend war und ein Regierungsamt hatte. Dein Vater aber war kein Egoist, Lia, mein Trost! Dein Vater war eine gute Seele, er war freigebig, so freigebig, daß er in Armut starb. Und deine Mutter zog ihn jenem tollen Gesellen vor, der die Heimat so mißachtete, daß er nie mehr schrieb, kein Lebenszeichen mehr von sich gab. Du nun, meine Rosa, wirst auf mich hören und ihm gar nicht antworten. Laß ihn allein und einsam sterben wie ein wildes Tier in der Wüste."

„Allein!" sagte Lia verächtlich. „Wie kann man allein sein in einer Stadt wie Rom? Das ist doch nicht unser Dorf."

„Auch du hast es gegen unser Dorf! Ja, du sprichst oft, wie er sprach. So geh denn! Ich bin nie an solchen Orten gewesen, bin aber sicher, daß man dort schlechter lebt als hier; und wenn du gehst, wirst du es ganz gewiß bald bereuen . . . Überlege es dir wohl."

„Natürlich, ich will es mir überlegen. Ich weiß alles; einstweilen bitte ich Euch, sprecht mit niemandem davon."

„Ich bin nicht gewohnt, mit den Nachbarinnen zu schwätzen," rief die Frau; dann schwieg sie und schmollte wie jedesmal, wenn sie sich beleidigt glaubte.

Lia stand auf und schritt den Pfad, der sich durch den Buschwald zog, auf und ab. Sie war wieder bleich geworden, und ihr Kopf, umrahmt von dem tiefschwarzen Haar, zeichnete sich fein und stolz auf dem roten Hintergrunde des Horizontes ab.

Die Tante sah sie mit feindseligem Blick an. Sie hatte niemals etwas Gutes von diesem kalten und schweigsamen Mädchen erwartet, das keinen um Rat fragte. Siehe, da geht sie nun, mit den Armen über der Brust gekreuzt, zwischen den Büschen auf und ab, und muß den Entschluß gefaßt haben, die Heimat, die Tante zu verlassen, die sie als arme Waise aufgezogen hat, kurz, sich von allem zu trennen, um zu einem alten Egoisten zu laufen, in eine Stadt voller Verderbnis.

„Und sie wird nicht anderen Sinnes werden," denkt Tante Gavina, die Hände unter der Schürze ineinander pressend. „Sie ist starrköpfig und tut, wie ihr Onkel, stets das Gegenteil von dem, was man ihr rät. Und was sie denkt, sagt sie nicht."

Auch an diesem unvergeßlichen Abend blieb Lia stumm, und die Tante, die sich mit der Bereitung des Sauerteiges zu schaffen machte, da morgen gebacken werden sollte, fragte nicht weiter.

Seit Jahren und Jahren bestand zwischen Tante und Nichte ein unversöhnlicher Gegensatz; es waren zwei Welten, die einander abstießen, so oft sie sich begegneten, und wenn Lia diese Konflikte zu vermeiden suchte, fand Gavina Vergnügen daran, sie herbeizuführen. Aber wenn sie zwei Dritteile des Tages damit verbrachte, zu zanken, verharrte sie die übrige Zeit in finsterem, grollendem Schweigen. Während sie den Sauerteig in die Schüssel schüttete und mit dem Finger ein Kreuz auf das Mehl zeichnete, räumte Lia die Küche und das armselige Speisezimmer auf, das gleichzeitig auch als Empfangszimmer diente, verschloß Türen und Tore mit Riegeln und Querstangen, als ob das kleine Haus Schätze enthielte; zuletzt ergriff sie ein Öllicht, stieg das dunkle, feuchte Treppchen hinauf und zog sich in ihr Zimmer zurück, ging jedoch nicht zu Bett. Sie fühlte keinen Schlaf, die Gedanken eilten in ihrem Hirn dahin wie die weißen Wölkchen am klaren Himmel dieser Frühlingsnacht. Vorsichtig schloß sie die Tür, die ihr Zimmer mit dem der Tante verband, putzte die Messinglampe und begann zu schreiben.

Tiefe Stille herrschte um sie her, nur dann und wann schien sich das weiße, kahle, mit nichts als einem hölzernen Bettchen, einem schwarzen Schrank und einem kleinen Tisch ausgestattete Zimmer mit einem geheimnisvollen Klageton zu füllen; bald wehmütig, bald spöttisch, aber stets traurig. Es war der Ruf des Kuckucks, der durch das halbgeschlossene Fenster drang.

Lia schrieb:

„Lieber Onkel!

„Ich habe Euer Briefchen hier vor mir und werde nicht müde, es wieder und immer wieder zu lesen. Ich kann Euch mein Gefühl nicht schildern, ich meine zu träumen und bin so glücklich, daß mir vor dem Erwachen bangt. Lieber Onkel, ich bitte Euch, nicht über mich zu lachen und mich nicht für so einfältig und ehrgeizig zu halten, wie ich vielleicht scheine; der Gedanke, nach Rom zu kommen und einen Verwandten wie Euch kennen zu lernen, erfüllt mich mit Freude, nicht, weil mich verlangt, in einer großen Stadt und einer neuen Umgebung zu leben, sondern weil ich die brennende Hoffnung hege, ein neues Leben zu beginnen und endlich mir selber und den anderen nützlich zu werden.

„Ihr kennt mich noch nicht; wenn Ihr mich kennen gelernt habt, werdet Ihr nicht bereuen, gut und freundlich gegen mich gewesen zu sein. Ich wiederhole: ich bin weder ehrgeizig noch schwärmerisch; aber trotzdem ich nie eine andere Welt gekannt habe als diese, fühle ich mich hier wie vereinsamt und nicht am rechten Platze unter Menschen, die zu arm sind und zu abgearbeitet durch den Kampf um das Dasein, um sich den Luxus zu erlauben, den Nächsten zu lieben und ihm beizustehen. Wir leben hier, wie die Wilden in der Wüste leben mögen; jeder denkt an sich, und wir alle fühlen uns einsam und elend, wie verloren in einer trostlosen Unendlichkeit. Um die Wahrheit zu sagen, der Boden, auf dem wir leben, ist undankbar; und damit er nur das Notdürftigste hervorbringt, muß man sich sehr anstrengen. Daher begreift es sich, daß der Mensch, im Kampfe mit der Natur, mit den Elementen und auch mit den anderen Menschen, nicht die Zeit hat, seinem Nächsten zu helfen. Die Intelligenteren gehen fort, wie Ihr es getan habt, und es bleiben die Ärmeren, die Schwächeren zurück; mein Vater war unter diesen. Es ist ihm nie gelungen, aus der Lage eines kleinen Landbesitzers herauszukommen, und als er starb, bestand sein ganzes Vermögen aus diesem kleinen Haus und einem schlecht bebauten Weinberg. Jetzt ist der Weinberg durch die Philoxera zerstört, und das Haus verfällt. Als mein Vater starb, ein Jahr nach meiner Mutter, war ich zwölf Jahre alt; ich war intelligent, las gern und wünschte zu studieren, nach dem Beispiel einer meiner Gespielinnen, welche die Normalschule in Sassari besucht hat, jetzt Lehrerin ist und ihren Lebensunterhalt verdient; aber die Tante Gavina, auch seit kurzem verwitwet, und die mich zu sich genommen hatte, erlaubte mir nicht, das Dorf zu verlassen.

„Ihr erinnert Euch vielleicht dieser im Grunde sehr guten, aber auch sehr altmodischen Frau. Hat sie von den Alten die Güte, so hat sie auch all deren Fehler; sie haßt alles, was Fortschritt, alles, was modern ist, kurz, sie ist eine mittelalterliche Frau, voller Aberglauben und Ängsten; für sie ist alles Verdammnis, die Bücher sind Gegenstände des Schreckens, und das Meer bedeutet für sie eine Art Grenze zwischen unserer Welt, in die sich noch einige Tugend flüchtet, und einer anderen, wo alles Verderbnis und Betrug ist. Darum habe ich ihr noch nicht mitzuteilen gewagt, daß ich sofort und begeistert entschlossen war, Eure Einladung anzunehmen. Es bleibt mir

nur ein Mittel, sie dafür zu gewinnen: mich so zu stellen, als ob ich gar nicht den Wunsch hätte, zu Euch zu kommen; da sie außer allem übrigen der personifizierte Widerspruchsgeist ist, wird das vielleicht genügen, um sie anderen Sinnes werden zu lassen. Ich verhehle Euch jedoch nicht, daß es mir widerstrebt, mich zu verstellen, ich ziehe vor, zu schweigen, wenn ich mich mit ihr nicht verständigen kann. Diesmal aber werde ich sprechen müssen! Sie ist übrigens sehr gutmütig, die einzige, die mich liebt nach ihrer Weise und glücklich sein wird, wenn sie mich glücklich weiß.

„Ich gestehe Euch, daß auch ich sie sehr lieb habe und ihre Fehler entschuldige, die aus ihrer Unwissenheit kommen und nicht aus ihrem Charakter. Es wird mir sehr schwer werden, sie zu verlassen, denn ich hänge an ihr mit Banden der Dankbarkeit und Liebe; sie, um das Wenigste zu sagen, hat mich heranwachsen sehen und mir in den Tagen der Trauer beigestanden; ich würde eine Undankbare sein, wenn ich ihre Guttaten vergessen könnte; andererseits begreife ich, daß ich, wollte ich Eure Einladung ablehnen, der ersten Pflicht nicht nachkommen würde, nämlich der gegen mich selbst. Hier bin ich ein mangelhaftes Wesen, mir selbst und den anderen unnütz. Ich tue nichts, weil keiner etwas von mir verlangt; hier, das wißt Ihr, wird die geistige Arbeit als Zeitvergeudung angesehen, die Handarbeit beinahe wie eine Schmach. Ich wollte wenigstens Schneiderin werden, da ich nicht Lehrerin werden konnte, aber auch dies wurde mir verboten. Wenn ich das Haus aufgeräumt, das Brot gebacken, die Strümpfe gestopft, habe ich alles getan. Mir bleibt nichts, als in die Kirche zu gehen, und ich gehe hin, weil ich gläubig bin und Gott liebe. Aber ich fühle, daß es nicht besonders erhaben und edel ist, die Hilfe des Himmels für unsere tägliche Not anzurufen, während wir so viel davon vermeiden könnten, hätten wir nur einigen guten Willen und eigenen Antrieb. Ich bete übrigens gern im Freien; Ihr erinnert Euch vielleicht, daß hinter unserem Haus sich ein kleiner, offener Gemüsegarten befindet, der an die Strandheide grenzt, und etwa in der Mitte des Gartens steht eine Palme; nun wohl, das ist meine Kirche, und ich sitze stundenlang unter dem malerischen Blätterdach vor dem Bilde des Meeres und der Heide und bete, wie ich in der Kirche nicht zu beten vermag. Der Himmel dünkt mich die Wölbung eines ewigen Tempels, und die Sonne, der Mond, die Sterne scheinen mir die einzigen Lichter, die würdig sind, den Altar des großen, unsichtbaren Gottes zu erleuchten, den wir alle in uns fühlen . . .

„Die Tante Gavina sagt, daß ich dies tue, weil ich gern das Gegenteil von dem tue, was die anderen tun; und vielleicht ist es wahr. Dies ist mein größter Fehler, aber ich glaube, es ist ein Familienfehler. Dennoch versichere ich Euch, lieber Onkel, daß ich etwas Unvernünftiges nie tue, selbst wenn mich danach verlangt. Tante Gavina kann es bezeugen: ich habe sie niemals ernstlich betrübt; ich habe stets das getan, was sie als ältere und erfahrenere Frau mir geraten hat. Jetzt bin ich aber dreiundzwanzig Jahre alt und meine, selbst erkennen zu können, wo das Gute und wo das Böse liegt. Es ist Zeit, an meine Zukunft zu denken. Hier bleibt dem armen Mädchen nur die

Wahl: entweder als alte Jungfer zu sterben oder höchstens einen armen Mann zu heiraten, arme Kinder zu haben, sie dürftig zu erziehen und aus ihnen dürftige, oft unnütze, wenn auch ehrliche und gutmütige Menschen zu machen. Nein, nein! Wenn ich Kinder haben werde, will ich sie unterrichten, will ich sie lehren, stark zu sein und nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft. Und wenn ich keinen Mann finde, möge mein Leben wenigstens nicht ganz leer und unfruchtbar dahingehen. Es gibt auch Kinder anderer, die man erziehen, denen man beistehen kann. Eben darum wollte ich gern Lehrerin werden, und ich glaube, ich hätte auch fremden Kindern Gutes erweisen können. . ."

Lia war bis zu dieser Stelle des Briefes gekommen, als Tante Gavina leise an die Verbindungstür pochte.

„Laß nicht das Licht brennen, meine Rosa, du weißt, die Versuchung läuft hinter dem Lichte her . . . geh zu Bett, Lia, geh, mein Herz."

Ihre Stimme, wenn auch noch immer rauh, war nicht mehr grollend. Lia fuhr auf, als ob sie aus einem Traume erwache, und sah sofort ein, daß sie an den unbekannten Onkel viele unnütze Dinge geschrieben, daß sie der Versuchung nicht widerstanden habe, sich selbst zu loben und zu preisen und von anderen Übles zu reden. Der unbekannte Onkel würde vielleicht eine schlechte Meinung von ihr bekommen haben. Sie faltete die Bogen zusammen, entschloß sich, den Brief noch einmal zu schreiben, und gehorchte der Tante; sie blies das Licht aus, ging zu Bett, konnte aber nicht einschlafen. Ihre Gedanken wanderten in der heiteren Nacht und überflogen das weite, einsame Meer, dessen mächtiger Atem bis in ihr ärmliches Kämmerlein drang; aber der Erregung dieser ersten Stunden der Nacht folgten die Schwermut und die Niedergeschlagenheit der Schlaflosigkeit. Sie dachte an die Worte der Tante und wiederholte sie sich mit Beschämung. Der unbekannte Onkel wollte sie gewiß haben, um sich von ihr bedienen zu lassen, oder höchstens zur angenehmen Gesellschaft, nicht aber, um ihr zu helfen und Zerstreuung zu bereiten. Dennoch blieb sie bei ihrem Entschluß, und am anderen Tage schrieb sie einen anderen Brief und schickte ihn ab, nachdem sie die Tante davon unterrichtet hatte.

Es vergingen einige Tage, während welcher Lia wie eine, die ein großes Glück im Herzen birgt, sich gut und fügsam zeigte, ohne daß es ihr darum gelang, die Tante zu besänftigen. Jeden Morgen heizte diese den Backofen in ihrer Küche, aus deren Fensterchen man das ferne Meer erblickte, und bereitete das Brot, das sie dann zum Verkauf in die Häuser der Wohlhabenden im Dorfe sandte. Sie lebte fast ausschließlich von diesem kleinen Gewerbe und nahm so viel ein, daß sie an jedem ersten Sonnabend des Monats auch das „Brot des heiligen Antonius" backen konnte, nämlich eine Art Kuchen, die ein Priester segnete und unter die Gläubigen beim Ausgang der Kirche verteilte. Die Leute hielten sie für vermögend, und möglicherweise infolge dieser unbegründeten Vermutung mangelte es Lia, trotz ihrer Klagen, nicht an Bewerbern.

Während Tante Gavina den Sauerteig zubereitete und den Teig knetete, spielte sie auf diese Bewerber an, schmähte den Vetter aus Rom, den sie als einen Sonderling schilderte, und versuchte Lia zu überreden, das Dorf nicht zu verlassen.

„Folge mir, mein Herzenstrost; der liebe Gott, der an die Vögel der Luft denkt, wird auch an dich denken, selbst wenn du nicht den Lehrer oder den Sohn der Maria Franziska Barca heiraten willst."

„Weder den einen noch den anderen, Tante: der erste ist alt und arm, der zweite ist ein Trunkenbold. Eher sterbe ich."

„Übrigens wirst du sehen, daß dein Onkel dir gar nicht mehr antwortet; er ist leichtsinnig und bereut gleich, was er gesagt hat; zur Stunde wird er es schon bereut haben."

Lia erwiderte nicht, aber wie die Tage so dahingingen, meinte sie geträumt zu haben und verfiel in ihre alte Schwermut; unter der Palme sitzend, blickte sie auf das bläuliche Meer und die rötlichen Berge und sagte sich, daß dies der einzige, der ewige Rahmen für das Bild ihres trostlosen Lebens sein würde.

Der Frühling erhöhte die Spannung ihres Traumes und damit auch die Niedergeschlagenheit in den Stunden des Verzagens. Am Mittag sah sie aus dem Fensterlein ihres Zimmers auf die Heide und das Meer wie aus der Schießscharte eines mittelalterlichen Kastells, und mit ihrer, in der Täuschung einer fernen Welt, in der alles Kraft und Schönheit war, verlorenen Seele achtete sie nicht auf die wilde Poesie, die sie umgab. Die Bienen summten um die Blumen des Buschwaldes, und der Asphodel, die Heckenrose und Zitronella erfüllten die Luft mit Wohlgeruch; der Himmel leuchtete in Silber und Violett, und über der ganzen Landschaft herrschte eine tiefe Stille, eine unendliche Heiterkeit.

An einem dieser strahlenden Mittage, um die Mitte des Mais, kam aus Rom ein eingeschriebener Brief. Lia öffnete ihn zitternd und fand darin eine Postanweisung auf zweihundert Lire für die Reisekosten.

Während sie, kaum noch eines Wortes mächtig, den Brief und die Anweisung betastete, blickte Tante Gavina sie starr mit ihren großen, umränderten Augen an und verzog dabei verächtlich den Mund.

„Geh nur, geh nur!" sagte sie endlich in traurigem Tone, „es wird nicht ein Monat vergehen, und du bist wieder hier."

Und für den Rest des Tages sprach sie nicht mehr.

II.

Lia kam an einem Maimorgen in Rom an; sie war mit einem Trupp sardinischer Landsleute gereist, die sich nach der Hauptstadt begeben hatten, um in einem Prozesse reicher Gutsbesitzer der Insel, die des Vendettamordes beschuldigt waren, als Zeugen auszusagen.

Es war das erste Mal, daß sie eine Reise machte, und wie den Kindern, die von der Welt noch nichts wissen, erschien ihr alles schön und fast märchenhaft.

Ihr brauner Kopf lehnte sich zum Wagenfenster hinaus, wie das Köpfchen eines Vogels im Käfig. Aber ihre stumme und tiefe Freude war sozusagen ein heller und selbstbewußter Rausch; sie unterschied Einzelheiten, die den anderen Reisenden entgingen; sie hatte die Unendlichkeit des Meeres empfunden, und erfaßte nun die melancholische Schönheit der römischen Campagna, ganz grün und gelb von Blumen, in dem etwas nebligen Morgen, und es war nicht Staunen, es war Jubel in ihrer Bewunderung.

Kaum war der Zug dröhnend in den Bahnhof eingefahren, so gewahrte sie gleich unter der Menschenmenge, die auf den schwarzen Bahnsteigen wimmelte, einen dicken untersetzten Herrn in grauem Anzug, der hinkend auf und ab ging und sich auf einen eleganten Stock stützte.

„Onkel Asquer!“ rief sie und wunderte sich selbst über ihre Dreistigkeit; sie wurde jedoch durch den Stoß des stehenbleibenden Zuges zurückgeworfen; die Wagentüren wurden hastig geöffnet, und es verging eine gute Zeit, ehe die Landsleute mit ihren Körben und Rucksäcken ausgestiegen waren und sich auf dem Bahnsteig versammelt hatten. Sie war die letzte, die ausstieg, auch sie in Begleitung einer umfangreichen, mit einem Bindfaden zugebundenen Pappschachtel.

Der alte lahme Herr hatte sich vor den Haufen Körbe und Säcke gestellt und winkte mit der von Ringen bedeckten Hand.

„Lia“ — rief er mit sardinischem Akzent. „Willkommen!“

„Seid Ihr es, Onkel Asquer?“

„Ich bin es in Person.“

Sie standen einander gegenüber, umarmten sich aber nicht. Obwohl er seine Nichte nie gesehen, meinte er, sie wiederzuerkennen, als habe er diese großen, sanften, verwunderten Augen, dieses leuchtende schwarze Haar schon gesehen; es war ihm nur merkwürdig, daß sie ihrerseits ihn erkannt hatte.

„Wie hast du es gemacht? Hast du mich am Stock erkannt? Du wirst dir gesagt haben: mein Onkel Asquer ist Invalide, also muß es der sein.“

„Was fällt Euch ein,“ murmelte sie eingeschüchtert.

Er redete jetzt die Männer aus Sardinien an, und als er erfahren, weswegen sie gekommen, begann er gegen die Beschuldigten des Prozesses loszuziehen.

„Kanaillen seid ihr und Kanaillen werdet ihr bleiben. War es nötig, hierher zu kommen und unsere Angelegenheiten herumzutragen?“

„Der König hat es gewollt,“ erwiderte mit dem Ton der Überzeugung ein altes Männchen, indem er einen Rucksack auf die Schulter hob.

„Der König? Der König denkt gerade an euch, ihr sardinischen Esel!“

„Und Ihr seid wohl gar ein Franzose?“ fragte der Alte spöttisch.

Lia hatte ihre Schachtel wieder genommen und sah den Onkel gekränkt an; er zeigte sich wahrlich nicht höflich gegen seine Landsleute; er blickte sie sogar verächtlich an, und sein hartes, rotes, von einem Schlaganfall halb gelähmtes Gesicht, sein Mund, der sich beim Sprechen ganz nach einer Seite verzog, und die grünlichen, lebhaften, funkelnden Augen gaben ihm einen sarkastischen, fast grinsenden Ausdruck.

Lia konnte ein Gefühl der Einschüchterung und Angst nicht unterdrücken, denn ihr war, als wolle er sie höhnen; und in der Tat, als die Zollbeamten sie fragten, was die große Schachtel enthielte, und sie erwiderte: „Zitronat", sagte er spöttisch, ob sie denn glaube, daß er das noch beißen könne.

Man mußte die Schachtel öffnen, die außer dem harten, aus Zitronenschalen und Mandeln bereiteten Zuckerwerk einige Kleidungsstücke barg. Lia sah ihr Hausröckchen, ihr schwarzes Jäckchen, ihre Schnürstiefelchen wieder, und mit einem Gefühl der Scham und des Mitleids erblickte sie ihre ganze bescheidene Vergangenheit hier zur Schau gestellt, an diesem düsteren Ort, der von einer unbekannten und gleichgültigen Menge erfüllt war.

Die Sardinier, über ihre Koffer und Säcke gebückt, packten allerlei Produkte der Insel aus; das alte Männchen wollte den Zoll nicht bezahlen, weil der Käse, den er in seinem Sack hatte, für einen einflußreichen Deputierten bestimmt sei; auch die anderen verhandelten, und Lia mußte sich von ihnen verabschieden und mit dem Onkel fortgehen.

Sie bestiegen einen Wagen, und er wies mit dem Stock auf manches Sehenswürdige der Stadt — alles ringsum war Licht und Lärm. Der klare blaue Himmel, an dem wie durchsichtige Schleier weiße Wolken zogen, erschien Lia höher und heller als der Himmel ihrer Heide. Ein zarter Duft von Blumen und Grün, so verschieden von dem herben Geruch der Heide, drang zu ihr, und sie sprach leise zu sich selbst: „Wie schön, wie schön!"

Der Wagen durchfuhr rasch die Plätze, die Alleen, die Straßen. In den damals noch unbebauten Anlagen des Bahnhofs meinte man, zwischen dem Grün der Bäume und der Beete große weiße und rote Schmetterlinge flattern zu sehen: es waren Kinder, die über den Strick sprangen. Das Wasser der Fontänen funkelte in der Sonne, und breite Straßen öffneten sich da und dort, nach allen Seiten, mit blendendem Hintergrunde. Lia war wie im Rausche; es schien ihr, als ob die mit zartem Grün bedeckten, sonnebeschienenen Bäume der Straße in eigenem Lichte leuchteten, als ob die ganze Stadt ein Garten sei, dem die Blumenmädchen mit ihren Körben voll Rosen und Nelken und die umherziehenden Obsthändler mit den kleinen Karren voll Kirschen und goldgelben Mispeln ein festliches Aussehen gaben. Sie lauschte dem Onkel, der ihr die Straßen und Plätze nannte, und fragte sich, ob sie ihm nicht alsbald dafür danken solle, daß er sie nach Rom habe kommen lassen; aber sein Gesicht hatte einen so harten und höhnischen Ausdruck, daß sie nicht zu sprechen wagte.

Auf einmal, als er, mit dem Stock nach rechts weisend, rief: „Das Finanzministerium, die Porta Pia," erblickte sie über einer doppelten Baumreihe einen dicken, nachdenklichen Herrn aus Erz, eine Hand auf der Brust; er schien auf sein Postament gestiegen zu sein, um die Menge anzureden, die sich um ihn bewegte; aber die Menge hatte weder Lust noch Zeit, ihn anzuhören, und er schwieg, ernst und wohlwollend, entschlossen, seinen Posten nicht zu verlassen, wenn auch keiner sich nach ihm umsah.

Nur Lia fühlte sich mächtig zu ihm hingezogen; sie meinte, einst geträumt zu haben, daß ihr Onkel so wäre: ein großer und gütiger Beschützer. . . .

Aber der Wagen bog um die Ecke, und sie verlor das Denkmal aus den Augen. Die Stadt bekam jetzt ein neues Aussehen, halb Land, halb Ortschaft, und der Wagen hielt am Anfang der Via Sallustiana vor einem alten grauen Hause mit staubigem Eingang. Die aufgewühlte Straße glich einem ländlichen Weg, von niedrigen Mauern eingeschlossen, über die Schilfbüschel, Gesträuch und Zweige von Trauerweiden herabhingen; die Vögel sangen in den blühenden Ulmen, und jenseits der Mauer schien das offene Land zu beginnen.

Ein hageres schwarzes Mädchen mit zwei großen dunklen Augen und olivenfarbigem Gesicht kam laufend aus dem staubigen Flur, half Lia aus dem Wagen und begrüßte sie in sardinischer Mundart:

„Willkommen, Signoricca! War die See böse? Ich weiß, was das heißen will; es ist, als käme man in die Hölle, wenn man das Schiff betritt."

„Jetzt aber sind wir am Lande; nimm die Schachtel und gehe voran," gebot ihr der Hausherr, indem er vorsichtig ausstieg.

„Ah, Eure Magd ist aus Sardinien? Wie heißt sie?" fragte Lia den Oheim, der bei jeder Stufe sich auf seinen Stock stützte, die Treppe hinan folgend.

„Sie heißt Costantina und ist leider aus Sardinien, so daß sie die Fehler unserer Mägde und die der hiesigen zusammen hat. . . ."

Er stieg langsam treppauf, und Lia wußte nicht, ob sie ihm helfen solle oder nicht.

Übrigens schien er seinem Gebrechen keine Wichtigkeit beizulegen. Kaum daß sie die geräumige Wohnung im ersten Stock erreicht hatten, so ließ er Lia, ohne ihr Zeit zum Waschen und Umziehen zu gönnen, Kaffee im Speisezimmer auftragen, das nicht ohne Geschmack mit Nußbaummöbeln und Bildern, roten und gelben Seestücken, ausgestattet war, die Reproduktionen nach Salvator Rosa vorstellen sollten. Dann führte er sie durch die ganze Wohnung.

Mit Wohlgefallen blieb er im kleinen, grün-goldenen Empfangssalon stehen, in den das Licht durch das halbgeschlossene Fenster nur schüchtern eindrang und die kleinen venetianischen Vasen auf dem grünen Lacktischchen funkeln machte wie Blumen, die mit Tau bedeckt sind; und mit dem Stock leicht auf die Fransen der Gardinen klopfend, sah er Lia an, nickte mit dem Kopfe, als ob er sagen wollte:

„Unsere Verwandten bei uns zu Lande leben sicher nicht in solchem Luxus."

Sie sah sich schweigend um und erriet seine Gedanken, und die Kammer der Tante Gavina mit dem hölzernen Himmelbett und den weißgetünchten Wänden, an denen wie Heiligtümer die Siebe, die Körbe und das andere Gerät zur Brotbereitung hingen, kam ihr in den Sinn, und sie meinte, nur aus dem Zimmer treten zu müssen, um sich wieder dort zu befinden.

„Das Zimmer ist klein," sagte Onkel Asquer, indem er die Portiere hob, um Lia durchzulassen —, „aber ich folge der Mode der Spießbürger nicht, die nur, um einen großen Salon zu haben, in einem kleinen dunklen

Kämmerchen essen und schlafen. Bei uns gibt es keine Empfänge, sie dienen zu nichts."

Lia antwortete nicht; sie wußte nicht, was Empfänge bedeuteten. In der Tat war das Schlafzimmer des Onkels sehr geräumig, voll Licht und ausgestattet wie ein Brautgemach. Auf allen Tischen lagen Toilettegegenstände aus Elfenbein und sogar aus Silber.

Das für Lia bestimmte Zimmer hingegen war so eng, daß das Fenster eine ganze Wand einnahm; aber ein lebhaftes Licht durchflutete es, in dem die goldenen Blumen von der himmelblauen Tapete und die gelben Schnörkel von der Decke sich grell abhoben. Vom schneeweißen Bettchen, das am Ende des Kämmerleins stand, erblickte man die Baumwipfel des Geländes gegenüber und über einer Reihe gelber Häuser in der Ferne ein blendendes Stück Himmel.

Lia betrachtete fast erschreckt dieses weiß und blaue Nest: war es hier, daß sie leben sollte? Ihr schien, sie könne sich darin nicht bewegen, ohne etwas zu zerbrechen.

Der Onkel schloß das Fenster, untersuchte den Waschtisch, und plötzlich, als er sich der Türe näherte, fing er wie ein Verwundeter an zu schreien:

„Costantina, Costantina! Tod und Verdammnis, Schaf, Rindvieh! Wasser! Wasser!"

Die Magd eilte herbei, bleich und frech.

„Ich glaubte, daß es brenne."

„Jetzt wasch dich und ruhe dich aus," sagte er zu Lia, als die Magd den Krug mit Wasser brachte; „nachher werden wir miteinander reden."

Lia blieb unbeweglich vor diesem leuchtenden Fenster stehen, das sich auf eine unbekannte Welt öffnete, für sie nicht weniger öde, weit und unbekannt als die Heide und das Meer, die bis jetzt den Horizont ihres Lebens gebildet hatten, und zum ersten Male seit ihrer Abreise erwachte sie aus ihrem Rausch. — „Wir werden nachher miteinander reden." — Wovon? Sie wußte noch nicht, was Onkel Asquer von ihr wollte; aber sie begriff, daß er ihr ferner und fremder stand, als da sie ihn noch nicht kannte. Er hatte sie nicht einmal nach den Verwandten gefragt und nichts anderes getan, als von seinen Landsleuten verächtlich gesprochen.

Geräuschlos begann sie ihre Schachtel aufzubinden, während von weitem die harte, befehlerische Stimme des Onkels hörbar ward, der Costantina in demselben Tone entgegnete; der Akzent dieser beiden Stimmen kam ihr nicht neu vor, nur die Worte schienen ihr die einer fremden Sprache zu sein.

Was hatte sie bei dem Onkel zu tun, wenn schon eine so flinke und resolute Magd da war? Sollte sie die Herrin sein? Eine Herrin behandelt man aber nicht, wie der Onkel sie behandelt hatte, seitdem sie aus dem Zuge gestiegen war. Er hatte sich sogar über ihr Geschenk lustig gemacht. Langsam suchte sie das Kästchen mit dem Zitronat hervor, packte Rock und Jäckchen aus, die Schnürstiefelchen, die Schürze mit den Latzbändern und zog diese armseligen Kleider an, die noch den Geruch des Heidekrauts und der Küche der sardinischen Hütte an sich hatten. Dann ging sie zum Schrank, um das gute

Kleid hineinzuhängen, sah sich in ganzer Figur im Spiegel: hoch, mager, schwarz und traurig, und fühlte, daß sie mit ihren armseligen Kleidern auch das Schicksal des armen Mädchens wieder auf sich genommen habe.

Nachdem sie sich für ein paar Augenblicke aufs Bett geworfen hatte und die Stimme des Onkels nicht mehr hörte, stand sie ganz leise auf und kehrte in das Speisezimmer zurück; von da aus wagte sie sich nach dem Korridor und sah die Magd in der Küche inmitten eines Haufens von Artischockenblättern, von Erbsenschalen und einer Menge schmutzigen Geschirrs. Aber Costantina sang im Dialekt mit ihrer rauhen, eintönigen Stimme, als wäre sie am Ufer des Wildbachs in ihrem Dorfe zwischen dem Gesträuch blühender Minze, und Lia überwand das Gefühl des Widerwillens, den ihr die kleine, schmutzige Küche einflößte.

„Ist der Onkel ausgegangen?" fragte sie, indem sie eintrat und sich umsah.

„Ja, er ist ausgegangen, Gott sei Dank!" versetzte die Magd, voll Neugier und Mißtrauen die ärmliche Kleidung der Signoricca betrachtend. „Und Sie haben sich gar nicht ausgeruht? Sie haben sich vielleicht beunruhigt, weil mein Herr so tobte? Wundern Sie sich nicht weiter darüber, er zankt immer; wenn er aber wirklich böse ist, dann schweigt er und läßt das Maul hängen."

Lia lächelte und dachte an Tante Gavina.

„Armer Onkel Asquer," sagte sie und näherte sich dem Fenster; „er ist alt, und es geht ihm schlecht."

„Ihm? Ich möchte so gesund sein wie er."

„Sprich nicht so. Wie alt bist du?"

„Dreiundzwanzig, aber es kommt mir vor, als ob ich hundert alt wäre. Und Sie?"

„Ich? Auch dreiundzwanzig."

Diese Übereinstimmung schien die junge Magd sehr zu belustigen; sie hub an zu lachen, zeigte dabei all ihre weißen, vorstehenden Zähne und richtete an die Signoricca tausend neugierige Fragen. Der Hof, auf den Lia sah, war von hohen Mauern umgeben, in denen sich wie Schießscharten in einem Kastell kleine Fenster, Loggien und Altane mit Blumen öffneten. Sie ward allmählich lebendiger und fragte nun ihrerseits die Magd aus.

„Bist du schon lange im Dienste meines Onkels?"

„Seit sechs Monaten; er nahm mich, weil ich, als Insulanerin, Ihnen Gesellschaft leisten könnte, da Sie aus Sardinien kommen sollten. Wenn ich nicht diese Hoffnung auf Ihre Ankunft gehabt hätte, wäre ich schon hundertmal davongelaufen. Mein Herr ist eine Plage; man braucht ihm nur zu sagen, das ist weiß, damit er antwortete: nein, es ist schwarz."

„Bist du schon lange in Rom?

„Seit einem Jahr, Fräulein. Ich bin gekommen, weil ich verdienen muß, und die Not lehrt auch den Hasen übers Meer laufen."

Sie erzählte eine lange Geschichte von einem Bruder, einem Soldaten, der vom Festlande desertiert und dann, als es ihm gelungen war, nach der Insel zurückzukehren, sich in den Bergen versteckt hatte wie der Adler, der aus einem Käfig entflohen ist. Wieder eingefangen, war er degradiert und verurteilt worden; die Familie war seinetwegen ins Elend geraten, und die Schwestern hatten sich zum Dienen entschlossen, um nur einigermaßen der Not zu steuern. Während Costantina sprach, hatten ihre Augen denselben Ausdruck des Heimwehs, das den Bruder zur Desertion getrieben hatte; und diese Leidenschaft für die heimatliche Erde war der Fehler, der ihren Herrn am meisten erzürnte. Beim Mittagessen fing er auch gleich wieder an, mit ihr zu zanken und wie jedesmal zu sagen:

„Du wirst als perfekte Magd in dein Dorf zurückkehren, ebenso dumm wie die Mägde hier. Gesindel seid ihr, und Gesindel werdet ihr bleiben."

Costantina sah Lia mit einem halb spöttischen, halb resignierten Blick an, wie um sie zum Zeugnis ihrer Geduld anzurufen, und erwiderte nichts. Lia jedoch dachte an ihre eigene Angelegenheit und wartete darauf, daß der Onkel ihr von seinen Plänen, von seiner Vergangenheit, von dem Zweck, weswegen er sie habe nach Rom kommen lassen, sprechen und sie nach den Verwandten und ihrem eigenen Leben fragen würde; auf das Gespräch zwischen dem Herrn und der Magd achtete sie nicht.

Das Mahl endete, ohne daß er die erwarteten Fragen an sie gestellt hatte; er kündigte ihr nur an, daß er ihr am Nachmittage die Stadt zeigen wolle.

Sie zog sich in ihr Kämmerchen zurück und schrieb an die Tante, vergrößerte ihre Schrift, um leichter gelesen, und übertrieb ihre Eindrücke, um besser von ihr verstanden zu werden.

Am Nachmittage gingen sie zusammen aus; Onkel Asquer hinkte zwar etwas, war aber unermüdlich und blieb schimpfend vor jedem Schaufenster stehen, während Lia, abermals von einer Art Trunkenheit erfaßt, vor all den Nippsächelchen, Juwelen und Blumen versucht war zu fragen, ob diese großen Rosen in der Farbe der untergehenden Sonne, diese wie mit Blut besprengten Nelken, die wie das ferne Meer leuchtenden Schwertlilien und die muschelfarbenen Orchideen wirkliche oder phantastische Blumen seien. Ja, alles war wirklich, und alles schien phantastisch an dieser Stätte der Wunder. Selbst die kleinen und nutzlosen Dinge zu betrachten, machte Vergnügen.

„Lauter Täuschung, lauter unnützes Zeug", murrte Onkel Asquer; indessen sah aber auch er sich alles an, und die Ringe an seiner halb gelähmten linken Hand, die auf der weißen Weste ruhte, die Hemdenknöpfe, die Uhrgehänge, der Knopf an seinem Stocke funkelten im Widerschein der Schaufenster, als ob sie den Brüdern zulächelten, die in ihren kleinen Sammetbettchen geblieben waren.

Übrigens wunderte sich Lia, daß so viel Menschen stehen blieben, um mit andächtiger Aufmerksamkeit all diese überflüssigen Dinge zu betrachten, die gleich Reliquien ausgestellt waren; manche sahen lange und nachdenklich auf die seidenen Bänder, bunt und farbig wie fremdartige Blumen, oder auf einen

Schirm, ein Beutelchen, ein paar Ohrringe, und in ihren Augen glänzte ein Strahl der Anbetung eher als der Begehrlichkeit.

„Einst", sprach auf einmal Onkel Asquer, „gab ich mein Geld für solche Torheiten aus. Kaum gesehen, gekauft. Wenn ich aber den Gegenstand in der Hand hielt, fragte ich mich: wozu habe ich ihn gekauft? Bin ich ein Einfaltspinsel?"

„Aber . . . gibt es denn Leute, die all das Zeug kaufen?" fragte Lia in ihrer Unschuld.

„Ob sie es kaufen! Sie richten sich zugrunde, um es zu kaufen. Siehst du all diese hübschen, niedlichen Sächelchen nebeneinander gereiht? Weißt du, was sie sind? Soll ich es dir sagen? Lauter kleine Feinde. Und die Weiber besonders, ah die Weiber, wie sie sich fangen lassen! Ich will aber nichts gesagt haben: auch die Männer! Männer und Frauen, wir bleiben alle und immer Kinder, müssen Spielzeug haben und gewöhnen uns so sehr daran, daß wir auch die ernsten Dinge und sogar die Menschen als solches betrachten. Du bist jung, wirst es aber lernen. Der Freund, z. B. der Geliebte, der Verwandte, was sind sie? Spielzeug, überflüssige Gegenstände oder höchstens hübsche Sparbüchsen, die man im gelegenen Augenblick zerbricht. Darum sage ich und wiederhole dir: behelfen wir uns ohne sie."

Sie entgegnete nichts. Was sollte sie auch sagen? Sie verstand sich auf gewisse Dinge nicht; nur mißfiel ihr die Deutung von Verwandten als Sparbüchsen.

Am Ende der Via Nazionale angelangt, setzten sie sich vor einem Café, und der Onkel hob wieder seinen Stock, zeigte auf einen Turm und erzählte ihr die Legende von Nero.

„Man sagt, daß er von der Höhe jenes Turmes auf das Schauspiel des brennenden Roms sah. Er war ein Kerlchen, das gute Nieren hatte, wie unsere Landsleute sagen würden. Ja so, sag einmal, ist deine Tante Gavina immer noch eine kleine Närrin?"

Ah, endlich erinnerte er sich ihrer! Lia, müde, aber glückselig, schlürfte mit Hochgenuß ihr Eis, betrachtete den dunklen Turm und den wie blauer Atlas glänzenden Himmel, sah auf die hängenden Gärten der Villa Aldobrandini, aus der die bewegte Luft Rosenblätter und Glyzinen herabregnen ließ, und wie sie nun von der Heimat und den Verwandten sprach, schien es ihr, als ob sie einen Traum erzähle.

„Ja, sie bäckt Brot, um das Leben zu fristen. Sie ist so gut, hat aber ihre eigenen Gedanken . . . Ja, ich wollte studieren, um Lehrerin zu werden wie Pasqua Desortes, aber das Glück hat mich nicht begünstigt . . . Das Haus verfällt; ja, es ist viel Elend im ganzen Dorf. Ach, wenn Ihr wüßtet, wie arm sie sind!"

„Sie wollen es nicht besser," sagte er in fast drohendem Tone; „sie sind träge Esel, sie verdienen ihr Los."

Da sie nun überzeugt war, daß er einen hartnäckigen Haß gegen seine Landsleute hatte, versuchte Lia nicht, sie zu verteidigen; im Grund empfand auch sie, daß sie Unglückliche seien, die von der wirklichen Welt keine Ahnung

hatten. Die wirkliche Welt für sie war in diesem Augenblicke die Via Nazionale mit ihren Schaufenstern, ihren Cafés, ihren besprengten Trottoirs; Sardinien war Afrika, die Wüste.

Und dennoch, als sie sich im Gedränge auf dem Korso befand, wurde sie wieder von einem Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit ergriffen; ihr war, als sei sie von einer Mauer umgeben, und sie hob die Augen, um den Himmel zu sehen, wie der Gefangene in seiner Zelle. Aber nachdem sie wieder eine Weile gegangen, fühlte sie sich plötzlich frei, auf einem weiten, hellen, durch rauschendes Wasser belebten Platz, in der Höhe begrenzt von einer Baumreihe und dem Himmel.

„Piazza del Popolo, der Pincio!" erklärte Onkel Asquer.

Langsam und müde stiegen sie hinauf und setzten sich auf den vorspringenden Stein einer Nische, vor sich eine südliche Landschaft mit Palmen und Pinien auf dem Hintergrund eines in Silber und Purpur strahlenden Himmels.

Lia empfand einen leichten Schwindel; aber die Freude am Wandern, alle Augenblicke neues zu sehen, besiegte jedes andere Gefühl, und als sie, nach Hause zurückgekehrt, sich todmüde auf ihr Bettchen warf, die Augen noch geblendet von dem Glanze des Abendhimmels und der Lichter, meinte sie wieder Kind geworden zu sein, das da träumte auf dem Meere zu schaukeln, mit aufwärts gewandten Augen. Es war dieselbe Angst, dieselbe Wonne, eine Trunkenheit von Licht und Raum, die Empfindung der Gefahr, der unendlichen Einsamkeit und die Hoffnung auf übermenschlichen Beistand.

III.

Die Tage und die Wochen vergingen, ohne daß Lia ein vertrauliches Gespräch vom Onkel gegönnt wurde, noch daß sie erfahren hätte, welche Absichten er mit ihr habe.

Er stand des Morgens früh auf, trieb zankend die Magd zur Eile an, die gleichfalls murrte und beständig drohte davonzugehen.

Auch Lia war früh auf, machte ihr Zimmerchen rein und hätte gerne der Magd geholfen, der Alte gab es aber nicht zu.

„Wofür zahle ich sie denn? Wenn du ihr hilfst, wird die Kanaille nichts mehr tun."

Er untersuchte durch die Brille, ob der Fußboden rein gefegt, ob hinter dem Fensterrahmen kein Spinngewebe zu sehen, ob hinter der Tür kein Staub sei, und langsam schritt er von einem Zimmer zum anderen, um alles wieder zurecht zu rücken, was die Magd verstellt hatte; und als wäre er vom Teufel besessen, brachten nur Ordnung und Sauberkeit ihn einigermaßen zur Ruhe.

Die Magd mußte ihm beim Anziehen helfen, dann ging er aus: zum Barbier, in die Läden, schlenderte durch die Straßen und Alleen, setzte sich in den Schatten der Bahnhofsgärten, las die Zeitungen, und für den Augenblick interessierte ihn, was er las; aber kaum daß er das Blatt wieder zusammengefaltet hatte, dachte er nicht mehr daran. Die Politik, die sozialen

Probleme, die Kunst, die Wissenschaft hatten ihn niemals sonderlich interessiert, und jetzt interessierten sie ihn gar nicht mehr. All diese Dinge gingen die anderen an, nicht ihn, und für ihn existierten die anderen nicht. Er trug in sich eine eigene Welt, in der sich all seine Gedanken und Gefühle konzentrierten: den ewigen, trotzigen, verzehrenden Schmerz um die gelähmte Hälfte seines Körpers.

Er fühlte diese Hälfte, die er wie etwas Totes mit sich schleppte, die auf ihm lastete, ihn erdrückte, ihn schlecht, falsch, unglücklich machte wie einen Sklaven, der keine Hoffnung mehr hat, sich zu befreien. Wie konnte er an die Welt der Lebenden denken, wenn er sich schon halb in der der Toten befand. Eben deswegen machte die Berührung mit den Lebenden ihn böse und bitter, weil sie lebten und er sozusagen tot war. Er hütete sich jedoch, alles dies zu sagen, um seinen Schmerz nicht zu verschärfen. Es war ein Geheimnis, das er für sich behalten wollte, das in seinem Innern beständig an Schwere zunahm, von Tag zu Tag qualvoller, unerträglicher wurde wie ein bösartiges Geschwür. Er hatte keine Furcht vor dem Tode, aber er fürchtete sich davor, langsam zu sterben wie er starb und niemanden um sich zu haben als eine Magd. Deswegen hatte er Lia kommen lassen.

In den Nachmittagsstunden pflegte er seine Nichte in der Stadt umherzuführen; eines Tages nahmen sie auch die Magd mit und fuhren in einem Wagen nach der Via Appia antica bis über das Grab der Caecilia Metella hinaus. Während Costantina sich auf die dicken Lippen biß, um nicht vor Vergnügen zu lachen, betrachtete Lia wie bezaubert die grünen Streifen der Campagna, die blauen Linien der Berge, die Wiesen, ganz gelb von Blumen, wie bedeckt von einem Goldgewand. Alles leuchtete, die Bäume funkelten auf mattem Hintergrunde, und die Gräber und Ruinen erinnerten Lia an die Nuraghes (historische Denkmäler, die vielleicht Festungen oder Gräber waren) ihrer entfernten Heimat.

Als sie aus dem Wagen gestiegen waren, ging Costantina, einem alten Triebe folgend, auf die Wiese, um eßbare Kräuter zu suchen, und Onkel und Nichte blieben allein. Sie setzten sich auf den Rand eines Hügels, von dem fünf Zypressen schwarz auf dem amethystfarbenen Horizont sich wie fünf Finger gen Himmel hoben.

Der Alte schwieg wie stets, wenn er ärgerlich war, und sah auf den Knopf seines Stockes; Lia hatte wieder das Gefühl der Einsamkeit, als auf einmal er, wie wenn er ihre Gedanken erriete, sie anfuhr:

„Geh doch auch auf die Wiese, sieh dich um."

„Es ist so schön hier, Onkel."

„Gefällt dir das Land nicht? Du hast doch bis jetzt da gelebt."

„Das war nicht Land, Onkel," versetzte sie lebhaft. „Es hatte alle dessen Nachteile, ohne wirklich Land zu sein."

„Freilich, es war nicht London." Er hob mühsam die von Ringen funkelnde Hand und ließ sie auf den Knopf des Stockes niederfallen. „Du bist also gerne in Rom?"

„Ja."

„Sag mir die Wahrheit, Lia, hast du kein Heimweh? Würdest du gern nach Sardinien zurückkehren oder nicht?"

„Warum sollte ich dahin zurückkehren? Seid Ihr mit mir nicht zufrieden, Onkel?"

Mit Bangen wartete sie auf seine zögernde Antwort.

„Aber eines Tages werde ich krepieren ... Hast du daran nie gedacht, Lia? Es war unrecht von mir, dir nicht gleich gesagt zu haben, daß ich nicht mehr flink und gesund bin wie ein Jüngling; aber ich fürchtete, du würdest dann glauben, meine Einladung käme von einem Sterbenden. Nun jedoch, da ich sehe, daß du dich so leicht an das Stadtleben gewöhnt hast, schlägt mir das Gewissen ... Lia, ich bin nicht der Egoist, der ich scheine ..."

Sie wurde bleich vor Rührung; sie hatte nicht mehr geglaubt, daß ihr Onkel so reden könne.

„Warum sollen wir an die Zukunft denken", sagte sie mit erregter Stimme. „Ihr seid wohl, und vielleicht werdet Ihr länger leben als ich. Ich, übrigens, werde ganz zufrieden sein, wenn nur Ihr es seid."

„Das ist brav! So sprechen die Mädchen in den Erziehungs-Romanen, aber solche Mädchen gibt es meist nicht. Indessen, da wir einmal angefangen haben, laß uns weiter reden: Ich wollte dir meine Absichten nicht mitteilen, weil du mich nicht kanntest und ich dich nicht kannte, und wenn zwei, die einander nicht kennen, einen Plan haben, den sie gemeinsam ausführen wollen, so sind sie beide töricht oder unehrlich. Ich dachte: lassen wir sie herkommen, lassen wir sie selbst über den Zustand, in dem ich mich befinde, und über die Umgebung urteilen, in der sie leben soll. Du bist kaum drei Wochen hier, aber ich glaube, du hast dir schon eine ganz bestimmte Ansicht über alles gebildet. Hätte ich dich unzufrieden gesehen, so würde ich nicht einen Augenblick gezögert haben, dir zu sagen: reise wieder ab und laß uns gute Freunde bleiben. Aber ich sehe dich jetzt genau so wie du bei deiner Ankunft warst; durchaus nicht ausgelassen vergnügt, aber sicher vergnügter, als du da unten in der Wüste gewesen sein wirst. Du bleibst dir immer gleich wie ein heiterer Himmel; zuweilen zieht ein Wölkchen über diese ein wenig melancholische Heiterkeit, aber es verschwindet rasch wieder, ohne einen Schatten zurückzulassen. Du bist verschieden von den anderen Frauenzimmern, Lia, erlaube, daß ich es dir sage; wärest du wie sie, so würde ich nicht zu dir gesprochen haben, wie ich jetzt spreche. Ich weiß nicht, ob dein Charakter dir Glück bringen wird, sicherlich aber wird er es denen, die mit dir leben werden. Ich werde nicht lange dies Glück genießen; aber so lange ich lebe, werde ich, wenn du bei mir bleibst, voll Hoffnung sein. Und nun muß ich dir eines sagen. Lia: ich bin nicht reich. Ich weiß, daß es dich nichts angeht; aber mich geht es an. Wohl hätte ich etwas beiseite legen können; ich habe es aber nicht getan. Ich habe als Egoist das Leben genossen, immer nur an mich gedacht, und wenn einer viel an sich denkt, wird er gewöhnlich von den anderen verlassen, weil sie annehmen, daß er sich selbst genügt. Dann endet er damit, sich ganz allein zu fühlen, wie ein Einsiedler in der Wüste, und

nichts mehr lebt für ihn als er selbst. Für mich bin ich reich genug, Lia, ich habe eine gute Pension; wenn ich aber tot bin, wird nichts bleiben. Was wirst du dann anfangen?"

„Denkt nicht an mich, Onkel. Nein . . . nein . . . denkt nicht daran."

„Besitzest du etwas? Hat dein Vater etwas hinterlassen, als er starb?"

„Er hinterließ ein kleines Haus und einen Weinberg, aber der Weinberg ist jetzt zerstört und die Hütte halb verfallen."

„Was tut deine Tante Gavina? Ich erinnere mich, daß sie viel redete, aber wenig zustande brachte."

„Sie bäckt Brot und verkauft es; davon lebt sie."

„Hast du Heiratsanträge gehabt?"

„Ja", sagte sie, indem sie mit Widerwillen an ihre Bewerber zurückdachte. „Der eine war ein junger Mann, reich genug, aber ein Trunkenbold, der andere der Schullehrer, ein Mann von fünfzig Jahren."

„Wenn er jung gewesen wäre, so hätte man ihm helfen können; aber ein Fünfziger, der ans Heiraten denkt, dem kann man nur den Strick geben, an dem er sich aufhängt."

Lia brach in Lachen aus; aber Onkel Asquer sprach ernst, beinahe traurig, und auch sie wurde wieder schwermütig, als er fortfuhr:

„Laß es dir nie einfallen, einen alten Mann zu heiraten, oder einen, der keine sichere Stellung hat; die Ehe ist die tragischste Handlung im Leben: und oft gleichen die Frauen, welche heiraten, dem Falter, der nach der Flamme fliegt, an der er verbrennt."

Lia, die von Liebe träumte, aber auf eine Liebesheirat kaum hoffte, stimmte mit einem Kopfnicken dem Onkel bei, ohne daß sie gewagt hätte, ihren Gedanken Ausdruck zu geben.

Das Eis einmal gebrochen, begann er von diesem Tage an ein wenig zu viel von dem zu reden, worüber er bisher geschwiegen hatte. Der warme Frühlingswind machte ihn unruhiger und schwächer, als er sonst war, und es hatte den Anschein, als ob er plötzlich mehr an Lias Zukunft denke als an die seine. Costantina mischte sich in die Angelegenheit, und heimlich teilte sie Lia mit, daß Onkel Asquer viel Geld besäße, in seiner Gegenwart aber sagte sie:

„Sie werden sterben, wenn ich und Signoricca alt geworden sind wie die Steine, wenn Sie uns nicht zuvor zu Tode ärgern. Bleiben wir allein, so richten wir eine Pension ein, und vielleicht finden wir auch noch einen Mann . . ."

„Ja, gewiß", sagte Lia, „um keinen Preis kehre ich wieder nach Sardinien zurück."

Dennoch verließ das Gefühl des Heimwehs sie nicht ganz. Jede Nacht, beim Einschlafen, meinte sie unter dem Palmbäumchen zu sitzen, oder an ihrem kleinen Fenster zu stehen. Sie sah ihr Kämmerlein, das der Tante, den Brunnen im Höfchen mit dem kleinen grünlichen Wasserspiegel tief unten, sie hörte das Summen der Bienen, spürte den Geruch der würzigen Kräuter und schlief ein im wilden Frieden der Heide. Auch im Traum lebte sie das

alte Leben. Sie vernahm das Gebrumme der Tante Gavina, hatte das Gefühl der Trostlosigkeit, träumte von Rom! Beim Erwachen war sie glücklich, ihren Traum verwirklicht zu sehen. Das Geschrei der umherziehenden Verkäufer ertönte in der feuchten Morgenluft. Den Anfang machte die Stimme des „Acetasaro“ [1]), ein melancholischer, langgezogener, gleichmäßiger Ruf, der aus der noch schlaftrunkenen Campagna zu kommen schien. Es folgte der der Froschverkäuferin, dann der des Schnittwarenhändlers und zuletzt des Zeitungsmannes, der mit einer gewissen Ruhe die Morgenblätter ausrief; er beeilte sich nicht, denn zu so früher Stunde beschäftigen sich die Menschen noch nicht mit fremden Angelegenheiten, da sie mit den eigenen genug zu tun haben.

Allmählich erhoben sich noch mehr Stimmen, frisch die einen, heiser und schläfrig die anderen; einige schüchtern, einige herausfordernd, fast drohend. Die Obst- und Gemüsehändler priesen ihre Ware, und gegen neun Uhr glich die Straße einem Markte, auf dem auch die Fischhändler nicht fehlten, in deren Körbchen die wie Silber schimmernden Fische noch feucht vom Seewasser waren. Lia empfand eine kindliche Freude, das farbenreiche Bild zu betrachten, das von den volkstümlichen, charakteristischen Gestalten belebt war. Das schon in Ordnung gebrachte Haar der Mägde glänzte im blauen Lichte der Morgenfrühe; dicke Frauen in Staubmänteln und mit Handkoffern, als ob sie eine Reise unternehmen wollten, blieben vor den Obstwägelchen stehen und wogen in der Hand, eine nach der anderen, die reifen Apfelsinen, und die Gemüsehändlerinnen lächelten ebenso dem Koch mit dem römischen Imperatoren-Gesicht zu wie dem alten Weibchen, das vor den armseligsten Verkäuferinnen stand.

Costantina schritt von einem Körbchen zum anderen, wog die Apfelsinen, enthülste ein paar Schoten, nahm ein Bündel rötlicher Frösche auf, schüttelte sie und drehte sie um, zog einen silbernen Seeaal hervor, öffnete die Kiemen, roch an ihm, warf ihn wieder zurück und zankte mit allen.

Jenseits der Mauer arbeitete ein Mann im gelben Hemde auf einem kleinen Felde, zwei Hündchen spielten im Schatten der Weiden, und hinter den blühenden Ulmen beleuchtete die Sonne eine Reihe von Palästen und Klöstern.

Eines Morgens bemerkte Lia an dem Fenster neben dem ihrigen einen Knaben von fünf oder sechs Jahren, der den Kopf hinausstreckte, wieder hereinzog und sich neugierig und unruhig hin und her wandte. Sie betrachtete ihn aufmerksam und bemerkte seine schmalen, durchsichtigen Händchen, das wie aus Elfenbein geschnitzte Gesichtchen, das durch zwei große braune Augen belebt und eingerahmt war von dunkelblondem, glattem Haar, lang an den Ohren herabhängend und über der Stirn kurz geschnitten. Da er sich beobachtet sah, begann er sich aufzuspielen, indem er Brotkrumen in die Luft warf und sie mit dem Munde wieder auffing, wobei er heimlich auf Lia blickte, um sich zu überzeugen, ob ihr der Scherz gefiele.

[1]) Verkäufer der Acqua Acetosa.

Lia lächelte ihm zu; er zog sich zurück, kam dann wieder, zeigte ihr einen roten Ball, dann ein Pferdchen mit drei Beinen, und beide begannen sich Zeichen zu machen, bis eine Frau mit erdfarbenem, von schwarzem, krausem Haar umgebenem Mulattengesicht gleichfalls am Fenster erschien, Lia grüßte, den Knaben hereinzog und die Fensterflügel schloß. Lia hörte, wie der Kleine mit unmutigem Geschrei sich dagegen wehrte, und ging zu Costantina, um sie zu fragen, wer die anstoßende Wohnung innehabe.

„Früher wohnte eine Witwe da, jetzt aber hat sie die Wohnung mit Mobiliar und allem weiter vermietet an einen Herrn aus Argentinien, der für die Blätter seines Landes schreibt. Er verdient viel, vierhundert Lire monatlich. Er ist Witwer und heißt Signor Justo Villanueva, hat einen Knaben und eine Gouvernante, die nicht weiß und nicht schwarz ist. Sie macht alles und ist Herr im Hause, heißt Rosario wie ein Mann und hat eine Schnauze wie ein toller Hund . . ."

Am Nachmittag begegnete Lia dem Kinde und der Gouvernante, die nach der Villa Borghese gingen; der Knabe verschwand unter einem großen Strohhut mit grünem Bande; sie, klein und dick, trug den Anzug der schwarzen Kinderwärterinnen, ein dunkles Baumwollenkleid, weiße Schürze und gelben Strohhut. Als er Lia sah, hob der Knabe das Gesichtchen und lächelte, all seine perlweißen Zähnchen zeigend, und sie blieb stehen, von dem Verlangen überwältigt, ihn zu umarmen; aber das Weib grüßte, ging weiter und zog das Kind hinter sich her.

Am folgenden Tage erwartete ihn Lia am Fenster und fragte ihn, wie er heiße.

„Salvadore. Und du?"

„Lia."

Dieser Name schien ihn sehr zu belustigen, denn er wiederholte ihn lachend mehrmals für sich und rief ihn dann laut in allen Tonarten, bis die Mulattin wie tags zuvor dazwischen kam, den Knaben hereinzog und das Fenster schloß.

Es war ein Sonntag; am Nachmittag machten auch Lia und der Onkel sich auf den Weg nach der Villa Borghese. Langsam gingen sie durch die Via Buoncampagni, die ungewöhnlich belebt war von festlich in rosa und hellblau gekleideten Dienstmädchen, von braven Familienvätern, die ihre Kinder spazieren führten und ihnen Eis geben ließen — brave wohlgenährte Väter, die sich im Kranz ihrer Sprößlinge ausnahmen wie kräftige Eichbäume inmitten vielversprechender Eichenstämmchen.

Don Luigi Asquer in seiner argwöhnisch zweifelsüchtigen Art an die Zukunft dieser Kinderschar denkend, schimpfte auf die gewissenlosen Väter, die gewissenlosen Mägde, die gewissenlosen alten Mamas, die ihre reifen Töchter spazieren führten. Auch Lia ließ sich von seiner schlechten Laune beeinflussen und sah mit spöttelndem Mitleid auf die bescheidene Menge im Sonntagsputz, als plötzlich ein Freudenstrahl ihr Gesicht erleuchtete. Auf dem Trottoir gegenüber erblickte sie einen der vielen braven Väter, der mit seinem Kind spazieren ging. Der Mann, hochgewachsen, aber dick und von

etwas schlaffer Haltung, war schwarz gekleidet und trug einen Panamahut mit schwarzem Trauerflor. Sein dunkles Gesicht, die aufgeworfenen Lippen unter dem kleinen braunen Schnurrbart und der schwermütige Ausdruck seines Auges erinnerten Lia an die Männer ihrer Heimat; das Kind war Salvador.

Die ganze Via Buoncompagni entlang gab es ein unaufhörliches Sich-ansehen und Sich-zulächeln zwischen Lia und ihrem kleinen Hausnachbar, bis dessen Vater sie mit traurigem Blick grüßte und Onkel Asquer wieder zu schimpfen anfing.

„Für mich haben die Argentinier alle schlechten Eigenschaften der Sarden, denselben spanischen Tick im Blut: Hochmut, Spott, Argwohn und Betrug."

Lia widersprach vergeblich; er begann auf den Nachbar zu schmähen, der noch dazu das Unrecht beging, Journalist zu sein, eine verwünschte Rasse (sagte der Onkel), die sich beständig in die Angelegenheiten anderer mischt und nicht einmal Achtung vor der Heiligkeit des häuslichen Lebens hat. Sie traten in die Villa Borghese ein, und er brummte noch immer; erst als sie sich vor einem Springbrunnen niedergesetzt hatten, schwieg er und nahm seine Zeitung. Nur noch zwei andere Greise und eine junge melancholisch aussehende Dame saßen neben ihnen auf der runden Steinbank und blickten auf das grüne Wasser des Beckens, als ob sie in dem trüben Spiegel den Widerschein ihrer einsamen Seelen fänden.

Lia aber ließ ihr Auge weiter schweifen nach dem großartigen Hintergrunde des Parkes; durch die goldschimmernden Bäume sah sie die Sonne rot untergehen, und die Seminaristen, die Fußball spielten, in ihren scharlachfarbenen Gewändern auf der grünen Wiese wie Flammen hin und her huschen.

Man hörte die Musik vom Pincio, man sah die schwarzen und farbigen Federn auf den Hüten der Damen wehen, und die Wagen und Fußgänger fuhren und wandelten in langen Reihen, verschwanden am Ende der Alleen, kamen wieder zum Vorschein, als ob da hinten irgendwo ein Fest sei, aber an einem Orte, den die Menschen, so viel sie auch suchten, nicht finden konnten.

Plötzlich hörte Lia einen leichten Aufschrei; sie wendete sich um und sah hinter einem Baumstamm das Gesichtchen Salvadors und etwas weiter, auf dem Rasen sitzend, des Knaben Vater mit einer Zeitung in der Hand.

Sie winkte dem Knaben sich zu nähern, er aber lachte und versteckte sich hinter dem Baum; erst als sie sich wieder zur Fontäne wandte, sprang er hinter ihr auf die Bank und rief:

„Ich habe dich gesehen, aber du sahst mich nicht."

Lia drehte sich um und griff nach ihm, während er sich loszumachen suchte. Das Spiel gefiel ihm.

„Noch einmal, noch einmal," bat er, „ich komme ganz heimlich und du hältst mich fest."

Er ging zum Baum zurück und sprang wieder auf die Bank, und das Spiel dauerte so lange, bis eine ruhige, langsame Stimme den Knaben rief; er lief zum Vater, und Lia begegnete, als sie ihm nachsah, den schwermütigen Augen des Fremden.

Bald darauf kam Salvador mit der Erlaubnis des Vaters wieder heran und begann den Stock des Onkel Asquer zu betrachten. Onkel Asquer sah nicht von der Zeitung auf, aber eine Gefahr für seinen Stock witternd, hielt er ihn fest zwischen den Beinen.

Salvador ging wieder zu Lia.

„Ist das nicht ein Hundekopf? Warum nimmst du ihn nicht zu deinen Spielsachen?"

„Ich bin groß und habe keine Spielsachen"

„Auch ich bin groß! Als ich klein war, hatte ich ein Segelboot, aber der Wind in Anzio hat es mir fortgeweht. Und hast du keine Barken?"

„Nein."

„Was hast du denn? Nichts? Und warum kauft dir dein Vater nicht eine Gitarre?"

Während er sprach, ging er um sie herum und faßte bald ihren Hut, bald ihre Knöpfe, ihre Handschuhe; sie antwortete mit leiser Stimme, und schließlich langweilte er sich und kehrte zum Vater zurück, der sich bald erhob, abermals grüßte und sich mit dem etwas schwerfälligen Schritt eines phlegmatischen Menschen entfernte.

Den ganzen Abend sah Lia jenes dunkle Antlitz, jene tiefen Augen vor sich, und während der folgenden Tage erblickte sie vom Fenster aus öfters das Kind und die Mulattin, und bald wurde sie gewahr, daß auch sie Eindruck auf den Witwer gemacht haben mußte. Denn jedesmal, wenn er ausging oder heimkehrte, hob er den Blick empor, sah sie an und wandte sich noch am Ende der Straße nach ihr um.

Als sie merkte, daß er sie mit Sympathie ansah, hatte sie das Gefühl angenehmer Überraschung wie einer, der sich allein in der Wüste befindet und unerwartet auf dem trockenen Sande die Fußtapfen eines anderen Menschen entdeckt.

Mit einem Male ward ihre Einsamkeit durch Träume belebt. Der Witwer war nicht der erste, der sie ansah; andere Männer in den Straßen Roms hatten sie mit den Augen fixiert, aber ihr Blick war frech, während in seinem traurigen, sanften etwas Brüderliches lag. Sie hatte den Eindruck, daß er gleich ihr ein Gefühl der Verlassenheit und Einsamkeit habe, daß er einer von den vielen, vielen sei, die mitten in der Menge einsam leben. Bald jedoch wurde sie wieder mißtrauisch. Nein, er war nicht allein, er hatte Familie, Freunde, er war ein Journalist, ein Mann also, nach Onkel Asquers Meinung, dem alles gleichgültig ist.

Mittlerweile rückte der Sommer heran und Onkel Asquer, der das Landleben nicht liebte und sich niemals von Rom entfernte, wurde mit Einsetzen der Hitze reizbarer und seltsamer. Um an dem Gezänk zwischen ihm und der Magd nicht teilzunehmen, zog sich Lia in ihr Zimmer zurück, setzte sich mit einer Handarbeit ans Fenster und lauschte dem Trillern, Singen und Kreischen des kleinen Salvador. Zuweilen, mit der Arbeit in der Hand, beugte sie sich hinaus und sah den Knaben, der ihr durch die Ritzen des

Fensterladens zulächelte. Eines Tages erzählte er ihr, daß er nach der See reisen würde.

„Und du kommst nicht mit?"

Seufzend sagte sie: „Nein." Um sie zu trösten, versprach er, ihr sein zerbrochenes Pferdchen in Verwahrung zu lassen.

Nachmittags sahen sie sich oft in der Villa Borghese, wo der Onkel sich herabließ, ein paar Stunden in der Kühle vor dem gewohnten Springbrunnen zu verbringen.

Die Wärterin Salvadors, ihr braunes Gesicht auf die Brust geneigt, arbeitete an einer seidenen Schärpe und schien über etwas Finsteres zu brüten, indessen der Knabe auf der Wiese spielte und dann und wann zu ihr lief, um sich die Händchen abwischen und die Nase putzen zu lassen. Lia und der Onkel saßen auf der anderen Seite der Bank, und nur selten wechselten sie einen Gruß oder ein Wort mit der Mulattin. Auch Lia stickte, häufig aber blickte sie zerstreut auf den Brunnen, dessen sprühender Wasserstrahl ihr so viel Seltsames zu sagen schien, oft Heiteres, öfter aber Melancholisches.

Manchmal kam Salvador an sie heran, schwang sich wie ein Vögelchen auf die Lehne der Bank und fing in gewohnter Weise mit ihr zu reden an, bis die Mulattin ihn mit heiserer Stimme zurückrief, ihm empfahl, dem Fräulein nicht zur Last zu fallen, nicht unfolgsam und unartig zu sein, worauf er wieder zur Wiese ging und Gras für seine hölzernen Schäfchen pflückte.

Lia gestand es sich nicht ein, aber sie langweilte sich. Nichts, wenn man es recht erwog, hatte sich in ihrem Leben geändert; die Wohnung des Onkels Asquer war an die Stelle des Häuschens der Tante Gavina getreten, und die Eiche der Villa Borghese an die der Palme. Sie fühlte sich immer allein und fragte sich, wo der Nutzen, die Fülle des Lebens sei, das sie geträumt hatte; so neben dem Onkel herzugehen, konnte ihr nicht genügen. Sie kannten keinen Menschen und lebten mitten in der großen Stadt wie auf einer unbewohnten Insel. Wenn jemand auf der Straße den Onkel grüßte, fragte sie: „Wer ist das?" Der Alte erwiderte mit einem Namen. Namen und nichts anderes; Spuren auf dem Sande, die der Wind rasch verwehte.

Von der Bank am Springbrunnen aus spähte sie seitdem manchmal, ob nicht eine hohe Männergestalt wie ein freundlicher Schatten die Allee herabkomme; nach jenem ersten Sonntage aber hatte der Witwer den Knaben nicht mehr nach der Villa begleitet.

Anfang Juli verschwanden auch die Wärterin und das Kind, und die Fensterläden neben denen Lias blieben geschlossen. Rom entvölkerte sich. Des Nachmittags schien die in Sonne gebadete, noch von Gemüseresten bedeckte Straße eine Dorfstraße. Die Kirschenverkäufer, die ihre wie zwei Monde glänzende Messingwage schaukelten, erinnerten Lia an die Berittenen von Gavoi, welche die Kirschen in ihr Dörfchen brachten, und ein Schatten von Heimweh verschleierte ihr den Blick. Sie beweinte die entschwundenen Träume, war aber doch erst dreiundzwanzig Jahre alt und konnte nicht leben, ohne sich Phantasien hinzugeben.

In ihrem sonnerfüllten Kämmerlein meinte sie zu ersticken wie in einem Glaskasten; doch so oft sie auch die geräumige Wohnung durchlief, immer wieder kehrte sie dahin, zu ihrem Arbeitskörbchen zurück, und ihre Gedanken schienen ihr ebenso klein, nichtig und nutzlos wie die Stickereien, die sie ausführte.

Eines Tages sah sie auf einem Tischchen im Kaffeehause ein illustriertes Journal mit Abbildungen des Strandes von Anzio, und die Frauen, in Weiß gekleidet, mit wehenden Schleiern, die Kinder und Männer im sommerlichen Kostüm lange betrachtend, dachte sie, wie glücklich diese Lustwandelnden oder Badenden sich fühlen müßten, die Seele erfüllt von Licht, vom Glanze und der Stimme des Meeres. Sie hoffte kaum, daß sie je einer solchen Freude teilhaftig werden könnte; aber dem Drange, zwei ihr bekannte Gestalten unter der Menge zu suchen, vermochte sie nicht zu widerstehen. Sie dachte an Salvador mit mütterlicher Zärtlichkeit, und sie meinte ihn zwischen dem Sande und dem Wasser emporschnellen zu sehen wie ein kleiner anmutiger Fisch, und neben dem Kleinen erschien ihr die Gestalt des Vaters, ernst und schweigsam inmitten all dieser fröhlichen plaudernden Menschen wie ein Ausgestoßener. Auch sie würde so gewesen sein, wenn sie dort wäre.

Und also erstand leise, leise, ohne daß sie es wollte, die Liebe in ihr, wie der Grashalm aus dem Felsen sproßt, wie die Blüte aus der Knospe bricht; der Gedanke an ihren Hausnachbarn verließ sie nicht mehr, und zum ersten Male, nach Jahren und Jahren der Einsamkeit, empfand sie, daß es ein Band zwischen ihr und ihresgleichen gebe, schien es ihr, daß auch für sie die Welt sich mit lebendigen Wesen mit befreundeten Geistern bevölkere.

Anfang September kamen die Villanuevas nach Rom zurück, und Salvador lief ans Fenster, um Lia zu begrüßen und ihr tausend artige Dinge zu erzählen, aber auch manches Schreckliche, wie z. B. daß er eines Tages beinahe im Meere ertrunken wäre. Aber seine Mutter oben im Himmel habe Gott gebeten, ihn zu retten.

„Erinnerst du dich deiner Mutter noch?" fragte Lia leise.

„Ja," erwiderte er gleichgültig. „Ich war klein, als sie starb; jetzt ist sie im Himmel beim lieben Gott."

„Kannst du beten?" fragte Lia.

Er sagte ihr das Ave Maria auf spanisch her und unmittelbar darauf bat er: „Gibst du mir nun auch Zucker?"

„Warum?"

„Frau Rosario gibt mir immer Zucker, wenn ich mein Gebet gut hersage."

„Komm zu mir, dann gebe ich dir welchen."

Er lief zur Gouvernante, um sich die Erlaubnis auszubitten, kam aber bald mit Kopfschütteln zum Fenster zurück.

„Ich kann nicht. Mein Papa wird jetzt zum Frühstück kommen."

Und beide, der Knabe und Lia, erwarteten die Heimkehr des Witwers, sich ab und zu anlächelnd wie durch einen Gedanken vereint.

Die müßige Portiersfrau, Costantina, die Gemüsehändlerinnen, Frau Rosario, sie alle beobachteten, die einen mit Neugier, die anderen mit Teilnahme, das kleine Idyll; nur die Mulattin, aus Furcht, daß es weiter führen könne, mißbilligte die Annäherung und fing damit an, dem Jungen zu verbieten, daß er zu Lia und ans Fenster gehe; in der Villa Borghese wechselte sie den Platz, und eines Tages erklärte sie der Costantina, daß ihr Herr wohl eine Frau suche, aber eine mit einer Mitgift.

Costantina teilte diese Reden Lia mit.

„Um sie zu ärgern, sagte ich dieser Krähe, daß Signoricca sehr wohlhabend seien, daß Sie Land und Vieh und Leute in Sardinien besitzen, und daß Sie, wenn Sie nur wollten, die reichsten sardinischen Grundbesitzer heiraten könnten und nicht einen Fremden, von dem man nicht wisse, woher er kommt, einen Witwer mit Familie, einen, der heute Einnahmen hat, morgen aber Hungers sterben kann."

Lia, feuerrot im Gesicht, wußte nicht, sollte sie entgegnen oder nicht. Binnen kurzem drang das Geschwätz der Costantina bis zum Onkel Asquer, und alsbald, noch ehe sich dieser vergewisserte, ob an dem Gerede auch nur ein Schatten von Wahrheit sei, begann er, von den Ausländern im allgemeinen und von den Südamerikanern insbesondere bös zu sprechen. Lia verstand die Anspielungen des Onkels und hatte ein Gefühl beleidigter Scham, daß ihr Geheimnis offenbart sei.

„Ich verlange ja nichts," sagte sie zu sich selbst, „warum also diese gemeine Feindseligkeit?"

Sie zeigte sich nicht mehr am Fenster in den Stunden, zu denen, wie sie wußte, der Journalist das Haus verließ oder heimkehrte, aber ihre Phantasiegebilde verdichteten sich und wurden glühender, wie die Wolken beim Herannahen der Sonne.

IV.

Justo, der trotz des „zynischen Journalisten", den ihm der Onkel anhing, ein schüchterner, müder, von Heimweh erfüllter Mann war (er stammte aus dem Süden von Spanien), meinte, da er Lia nicht mehr sah, daß sie krank oder wieder abgereist sei.

Er fragte nicht nach ihr, aber wenn er ausging und nach Hause kam, blickte er hinauf, und das Fenster ohne ihre charakteristische Erscheinung war ihm wie ein Rahmen, aus dem ein liebes Bild entschwunden.

Salvador sprach noch von Lia, ohne jedoch über ihre Abwesenheit nachzudenken; die Dienerin, schlauer als Don Asquer, hütete sich, das Geschwätz Costantinas und der Portiersfrau ihrem Herrn zu hinterbringen.

Eines Tages, gegen Ende September, als sie sich eben zu Tisch gesetzt hatten, wandte sich die Mulattin an ihren Herrn, mit dem Zeigefinger auf Salvador deutend.

„Sehen Sie ihn richtig an und fragen Sie ihn, was er heute morgen getan hat."

Salvador, sonst sehr dreist, senkte den Kopf; das Vergehen mußte groß sein.

„Was hast du getan?“

Tiefes Schweigen, dem eine energische Wiederholung der Frage folgte. Da brach Salvador in Weinen aus, und unter Schluchzen murmelte er:

„Ich habe gestohlen.“

Der Vater, sonst sehr liebevoll gegen den Knaben, ward bestürzt, sah die Frau an, als ob er die Schuld Salvadors ihr zur Last legte, und fragte erregt:

„Was? Wo? Wie?“

Die Geschichte war kurz: Mit der Wärterin an einer Obstbude vorbeigehend, hatte Salvador eine Birne gestohlen.

Es gab lange Erörterungen; der Knabe, den die Ohrfeigen der Magd nicht aus der Fassung gebracht hatten, schluchzte und zitterte unter den Blicken des Vaters und sagte zu seiner Verteidigung, er habe gesehen, wie auch ein anderer Knabe eine Birne genommen.

„Du lügst auch! Freilich, wer lügt, der stiehlt“, sagte der Vater, und zur Strafe schickte er ihn hinaus in der Küche essen. Aber alle waren unzufrieden: die Magd, weil sie die Strafe zu milde fand, Salvador, weil sie ihm zu hart vorkam, der Vater, weil eine schwarze Wolke über sein beunruhigtes Gemüt zog.

„Mein Sohn hat gestohlen!“ Und gewisse Abenteurer unter seinen spanischen Vorfahren kamen ihm in die Erinnerung zurück. Seine Gemahlin war eine nervöse Frau gewesen und ganz jung an einer Gehirnkrankheit gestorben; er sah daher manchmal sein Kind wie von einem dichten Nebel umgeben und empfand eine geheime Angst, weil er sich unfähig fühlte, Salvador seinem verhängnisvollen Schicksal zu entreißen. Er, der in seinen Artikeln den Mächtigen der Erde Ratschläge gab und sie belehrte, wie man die Völker erziehen solle, fühlte sich untauglich, ein Kind zu erziehen. Oft, wie an diesem Tage, sprach er zu ihm von Pflichten, drohte ihm, flehte ihn an wie einen schon Erwachsenen; ihm schien aber, daß seine Worte in das Seelchen des Kindes fielen wie Steine ins Meer.

Während seine bescheidene Mahlzeit ihm wie zu Gift wurde, lachte Salvador in der Küche und schnitt der Frau Rosario Gesichter.

Justo zog die Klingel.

„Warum lärmt der Junge?“ fragte er die Mulattin.

„Weil er unartig ist.“

„Bringt ihn zum Schweigen.“

Gleich darauf aber wurde das Gelächter und Gekreisch noch lauter; und um ihm zu entgehen, begab Justo sich in sein Arbeitszimmer.

Vom Hofe herauf hörte man Costantina, die am Brunnen wusch; sie sang mit eintöniger Stimme ein Lied, das von einer Frau erzählte, die vor ein Fenster mit blühenden Nelken trat, und Justo, indem er dem Gesange lauschte, ward von einem seltsamen Verlangen, einer heftigen Sehnsucht ergriffen.

Über dem Hofe, auf dem Hintergrunde der weißen Spätsommerwolken flogen die Schwalben hin und her, und einzelne zwitscherten noch, wie um

den anderen zuzurufen, daß die Zeit zur Wanderung in ein anderes Land gekommen sei. An diesem Nachmittage war es, daß Justo, ebenfalls getrieben von dem instinktiven Bedürfnis, sein Leben zu ändern, den Entschluß faßte, sich Lia zu nähern, sie kennen zu lernen und, wenn sie ihm zusagte, sie zu heiraten.

Es ging auf den Herbst, und von Tag zu Tag fühlte Lia mehr und mehr eine tiefe Schwermut. Onkel Asquer sprach nicht mehr von dem Ausländer, weder im Guten noch im Bösen; aber so oft sie allein ausging, gab es scharfe, boshafte Fragen und Anspielungen auf eine mögliche Begegnung mit Justo; mehr als einmal hatte sie ihre wenigen Papiere durchwühlt gefunden und gemerkt, daß der Onkel nach Liebesbriefen gesucht.

An einem Tage im Oktober ging sie wieder nach der Villa Borghese und setzte sich vor den Springbrunnen an denselben Platz, wo ihr Blick zum ersten Male dem von Justo begegnet war.

Nichts um sie her hatte sich geändert; es schien, als ob es dieselbe Jahreszeit sei, der gleiche blaue Himmel mit den weißen Wölkchen, die gleichen rotgekleideten Priester auf dem Grün der Wiesen und ähnliche Träumer rings um den grünlichen Spiegel des Wassers. Aber Lia fühlte sich verändert, als sei der Herbst in ihr selber. Wieviel entschwundene Trugbilder! Wenn sie die Augen schloß, meinte sie die Tante Gavina unter der Palme zu sehen und ihre Prophezeiungen zu hören.

Plötzlich aber übergoß eine Glut ihr Gesicht, und das Herz schlug ihr heftig. Sie sah am Ende des mit goldenen Blättern bestreuten Baumganges die Gestalt herankommen, auf die sie so oft vergeblich gewartet hatte.

Der Kleine sprang neben ihr auf die Bank und rief:

„Ich bin mit meinem Papa da, weißt du; wir suchten dich, und ich wußte, daß du hier sein würdest."

Lia preßte ihn an sich und murmelte etwas, ohne zu wissen was, ohne irgend etwas zu unterscheiden, bestürzt, verwirrt, erschrocken. Sie meinte zu träumen. Justo war neben ihr stehen geblieben, hatte sie gegrüßt und sich zu ihr gesetzt. Sie sah wie durch einen Schleier seine großen Augen mit einem Ausdruck von Neugier und Güte fest auf sie gerichtet, bemerkte seine bleichen Lippen und dachte mit Grauen daran, was Onkel Asquer gesagt haben würde, wenn er gewußt hätte . . .

Allmählich aber faßte sie sich wieder. Justo, der den Knaben begleitet hatte, weil die Wärterin verhindert war, sprach von gleichgültigen Dingen.

„Glauben Sie nicht, Fräulein, daß es hier zu feucht sei?"

Sie sah sich um und erwiderte: „Ja, vielleicht ist es so."

„Kommen Sie oft hierher, Fräulein?"

„Ja . . . das heißt nein . . . manchmal."

„Es ist wohl Ihr Lieblingsplätzchen?"

„Ja."

„Wird es Ihnen nicht langweilig, Fräulein?"

„O nein, warum sollte es?"

„Weil die Monotonie langweilig ist. Nichts stumpft den Geist so sehr ab, als immer dasselbe tun."

Er sprach mit verschleierter Stimme, und seine Aussprache glich der der Venetianer.

Lia, plötzlich wieder mißtrauisch geworden, betrachtete diesen neben ihr sitzenden Mann, der nicht mehr ganz jung war, und fragte sich, ob er derselbe sei, an den sie so oft gedacht hatte, und mit einem Male schämte sie sich beinahe ihrer phantastischen Träume und gewann ihren Widerspruchsgeist zurück.

„Und Sie," sagte sie etwas spöttisch, indem sie ihn ansah, „tun Sie nicht auch immer dasselbe? Wenn auch mancherlei, bleibt es nicht doch immer dasselbe?"

„Nein doch, mein Fräulein! Wenn ich zum Beispiel eine Reise nach Sardinien mache, so ist es nicht dasselbe, als wenn ich nach Griechenland reise."

Sie war drauf und dran, ihn zu fragen: „Wollen Sie nach Sardinien reisen?", hielt aber an sich und sagte: „Es ist ganz dasselbe, eine Reise ist eine Reise."

„Sie sind Pessimistin, Fräulein!"

„Durchaus nicht", entgegnete sie mit Lebhaftigkeit; „ich wiederhole Ihnen, daß ich mich nicht langweile, obwohl ich das Leben für monoton halte, es ist überall dasselbe."

„Sie beurteilen das Leben so, weil Ihr Leben so ist, Fräulein; wir sehen alles durch unser Temperament und irren oft."

„Und wie können Sie sich eine Vorstellung von meinem Leben machen?" fragte Lia, etwas mehr Mut fassend.

„Das ist leicht, Fräulein, Ihr Gesicht offenbart es mir. Sie haben das Gesicht einer Araberin, das, möchte ich sagen, die Einsamkeit der Wüste wiedergibt."

Lia errötete, und wie von plötzlicher Angst befallen, fühlte sie Tränen ihre Augen verschleiern.

Justo bemerkte ihre Erregung und schwieg; aber nach einigen Momenten fragte er mit unsicherer Stimme, als ob es ihm schwerer als sonst fiele, die italienischen Worte zu finden:

„Würden Sie also Ihr Leben nicht ändern mögen?"

„Und warum nicht?" rief sie scherzend; „wenn man mir anböte, Millionärin zu werden, würde ich sofort annehmen."

„Glauben Sie dann glücklich zu werden?"

„Nicht darum handelte es sich, sondern darum, das Leben zu ändern."

Sie redeten eine Weile über das gewohnte Thema von Reichtum und Glück, und Lia wiederholte in naiver Weise die Grundsätze des Onkels Asquer, widersprach sich dabei und machte Villanueva mehrmals lächeln.

Er sah sie unverwandt an und fand sie anmutig, unschuldig, einfach. Nur konnte er sich den Ausdruck von Trauer und Zweifel nicht erklären, der oft ihre Augen verdunkelte. Sie aber schloß mit den Worten: „Mann und Weib

sind allein, wenn sie arm sind. Man gibt ihnen zuweilen ein Almosen, aber niemand gewährt ihnen Liebe."

„Und doch", erwiderte er, „lieben sich auch die Armen, heiraten und bilden zahlreiche Familien, ja vielleicht die zahlreichsten."

„Ich rede nicht von dieser Liebe", sagte sie, schwieg dann und mied seinen Blick.

Nach jenem Tage sahen sie sich häufig, stets an demselben Platze, zur gleichen Stunde, wie auf Verabredung. Lia überzeugte sich bald, daß er sie ausforschen und ihr Gelegenheit geben wollte, ihn kennen zu lernen. Und mit Aufmerksamkeit folgte sie seinen Gesprächen. Er redete von seinen Gewohnheiten, seiner Vergangenheit, von Salvador, seinen Befürchtungen und Hoffnungen. Lia erfuhr nun, daß er einen großen Teil des Tages und des Abends im Korrespondentensaal oder im Café verbrachte, daß er des Nachts seine Aufsätze über „Italienisches Leben" für die „Nacion" von Buenos Aires schrieb und schließlich, daß er sich viel Sorge um Salvadors Zukunft machte.

Eines Tages, da er über die Unfähigkeit der Mulattin klagte, den Knaben zu erziehen, fragte Lia, warum er ihn nicht in eine Schule bringe oder ihm eine Erzieherin nehme? Er hasse die Institute, entgegnete er, denke jedoch an eine Erzieherin, und Lia ansehend, fügte er hinzu:

„Ich werde mich entschließen, eine zu suchen, wenn es mir nicht gelingen sollte, die Liebe einer Frau zu gewinnen, die auch Salvador lieb hat und ihm Mutter sein könnte."

Lia sah ihn sanft und schüchtern, aber auch ungläubig an und fragte zögernd:

„Und wer würde das sein?"

„Sie wissen es, Fräulein."

Lia senkte die Augen und schien sich zu sammeln, ehe sie, zum letzten Male ihr Herz befragend, antwortete. Justo sah sie immerfort an, und ihr Antlitz, das im Abglanz der untergehenden Sonne leuchtete, erschien ihm wie erhellt durch ein Licht von innen.

„Hören Sie also: Wenn es Ihnen recht ist, sprechen wir im Ernst", sagte sie endlich. „Wissen Sie, wer ich bin? Ich bin eine Waise und arm; ich bin eine Unwissende."

„Wenn Sie das wären, würden Sie es nicht sagen. Aber vielleicht denken Sie, daß auch ich kein bedeutender Mann bin; weder berühmt noch reich."

Lia lachte auf.

„Das fehlte noch, daß ich solche Ansprüche hätte. Sie tun mir schon zuviel Ehre an, wenn Sie mich lieben, zu mir herabsteigen."

„Soll ich Sie zu mir erheben?" sagte er lächelnd, indem er versuchte, sie mit einem Arm zu umfassen.

Aber Lia rückte fort, und der Gedanke an den Onkel verdüsterte ihr Gesicht. „Mein Onkel," hob sie etwas verwirrt wieder an, „wird sich vielleicht nicht sehr darüber freuen, aber Sie müssen ihn entschuldigen, er ist alt, eigentümlich und krank."

Sie hatte schon so oft vom Onkel gesprochen, daß Justo meinte, ihn zu kennen.

„Ich werde mit ihm reden."

„Ja, das ist notwendig! Ich habe keine anderen Verwandten hier als ihn; ich wiederhole es, ich bin arm."

„Wenn Sie mich nicht betrüben wollen, lassen wir das," versetzte er. „Die Hauptsache ist, daß Sie mich und mein Kind lieben."

„Das gewiß, das gewiß," flüsterte Lia mit Inbrunst. „Ich habe Salvador geliebt vom ersten Tage an, da ich ihn gesehen. Seien Sie ganz ruhig darüber, ich werde ihn zu erziehen und zu leiten wissen. Ich werde glücklich sein, endlich einen Lebenszweck zu haben; es ist ja mein Traum, nützlich zu sein, ein Ziel zu haben. Als kleines Mädchen wollte ich Lehrerin werden, weil ich in meinem Dörfchen keine andere Art der Betätigung sah; ich galt für einen Sonderling und war allen antipathisch. Vielleicht bin ich es noch . . ."

„Mir nicht!" rief Justo. Und Lia schwieg, in der Meinung, daß er mit Nachsicht, aber auch mit etwas Spott ihr zuhörte. Da er sie nachdenklich sah, sagte er:

„Ich begreife nicht, warum Sie immer in verächtlichem Tone von sich sprechen; man sollte meinen, daß Sie sich selbst nicht kennen; nicht die verborgenen Kräfte, die Schönheiten, das Licht, das Ihre Seele birgt. Sie sind wie eine, die hartnäckig die Fenster ihres Hauses geschlossen hält, im Dunklen verharrt, während draußen eine wunderbare Helle die Luft überflutet. Öffnen Sie, öffnen Sie doch nur ein wenig die Fenster, Lia, sagen Sie nicht, daß Sie arm und unwissend seien, während Sie doch reich an Geist, an Glauben und an Mut sind."

Lia lauschte, bleich und bewegt; wenn er die glühendsten Worte an sie gerichtet hätte, sie würde nicht erregter gewesen sein.

Ermutigt begann sie ihm von ihrem traurigen Mädchenleben zu erzählen, und wie sie nach Rom gekommen sei mit dem Wunsche, ihren Geist zu bilden.

„Ich befand mich aber vor einer unübersteiglichen Mauer; mein Onkel ist gut, ist klug, er liebt mich jedoch nicht genug, um mich zu verstehen. Mein Leben hier gleicht dem, das ich daheim führte, die Tage gehen ebenso nutzlos dahin!"

„Nun wohl, sie werden nicht mehr so dahingehen, wenn Sie nur wollen."

„Ach, wenn ich will!" sagte sie, indem sie sich erhob.

Es war Zeit, aufzubrechen; die Sonne war untergegangen, und nur ein Winkel des Bassins funkelte, als ob im Wasser ein Licht brenne. Justo umschlang Lia, und trotz der Angst, die sie vor dem Onkel empfand, ließ sie es geschehen. Und so entfernten sie sich durch die einsamen Alleen unter dem Auge des Mondes, der groß und rötlich am grünlichen Himmel aufging.

Lia vergaß diesen Abend niemals; sie war wie in einem tiefen Rausch; nicht weil sie einen Mann gefunden hatte, der sie liebte, vielmehr weil dieser Mann ein neues, nützliches, gesundes Leben versprach. Sie glaubte schon

eine andere zu sein, sich von einer Fessel befreit zu haben, die sie an allem hinderte.

Vorüber an den im bläulichen Dämmerschein leuchtenden Häusern legten sie zusammen den Heimweg zurück. Die Blätter fielen von den Bäumen, gelb wie welke Blumen; die Fensterscheiben in der Ferne schimmerten — alles war süß, lichtvoll und melancholisch wie Lias Liebe.

„Also auf morgen," sagte Justo, an ihrer Seite schreitend in seiner langsamen, fast müden Gangart. „Ich werde deinem Onkel alle meine Dokumente mitbringen, denn ich sehe voraus, daß Worte nicht genügen werden. Du kennst die ganze, wenig glückliche Geschichte meiner Kindheit und Jugend. Meine Familie ist spanischen Ursprungs; mein Vater war Arzt und ließ sich in Buenos Aires nieder, in der Hoffnung, sich eine Stellung zu machen, und es schien ihm zu gelingen. Da starb er und ließ uns allein und arm zurück. Ich mußte meine Studien unterbrechen, kaum achtzehnjährig, an meine Mutter, meine jungen Schwestern denken. Ich wurde Handwerker, Briefträger, Setzer, Korrektor der Druckbogen; ich erzog meine Schwestern, die jetzt alle von ihrer Arbeit leben. Meine Mutter ist ruhig gestorben. Es war mein Traum, wieder nach Europa zu kommen, und seit zehn Jahren lebe ich in Rom, wo ich immer gearbeitet, viel Freude und viel Leid erfahren habe . . ."

Flur und Treppe des Hauses waren leer; die zwei Verlobten gingen zusammen hinauf, und als sie vor Lias Tür standen, drückte sie Justo an sein Herz und küßte sie auf die Lippen, und sie wehrte sich nicht aus Furcht, daß jemand sie hören könne.

Am folgenden Tage ließ er durch die Mulattin fragen, ob Cavaliere Asquer ihn empfangen wolle. Sie ging mit finsterer Miene und brachte in düsterem Tone die Antwort, daß Cavaliere Asquer sich zwar wenig wohl fühle, Herrn Justo aber gegen drei Uhr nachmittags empfangen würde.

Lia wartete in ihrem Zimmer, unruhig, bedrückt durch ein trauriges Vorgefühl. Der Onkel hatte den Mund nicht geöffnet, aber wo er auch ging, sein Bein und seinen Stock nachschleppend, verbreitete sich gleichsam eine Gewitterluft, und sie war nahe daran, Justo zu sagen, er möge seinen Besuch auf einen anderen Tag verschieben; indessen fehlte ihr der Mut dazu, und sie wagte auch nicht sich zu rühren, als er klingelte. Sie hörte, wie Costantina ihn begrüßte und in das Wohnzimmer treten ließ. Gleich darauf ertönte das Aufklopfen von des Onkels Stock im Korridor. Es befiel sie eine namenlose Angst. Mit großer Willenskraft gelang es ihr aufzustehen, und auf den Zehen schlich sie sich ins Speisezimmer, das an das Wohnzimmer stieß. Costantina stand horchend da; als sie aber Lia bleich und zitternd vor sich sah, lief sie ihr entgegen, nahm sie beim Arm und flüsterte ihr zu:

„Signorieca, er ist gekommen, um Ihre Hand anzuhalten!"

„Geh nur, geh," flehte sie, und als die Magd sich entfernt hatte, lehnte sie sich an die Tür mit gesenktem Kopf und niederhängenden Armen, als wäre sie einer Ohnmacht nahe.

Onkel Asquer sprach mit dumpfer Stimme, der er vergeblich bestrebt war, einen kalten, sarkastischen Ausdruck zu verleihen.

„Alles das ist gut, aber bedenken Sie, daß Sie ein Kind haben, und daß auch Lia noch ein Kind ist. Sie kennt die Schwierigkeiten des Lebens nicht, und darum erscheint ihr alles leicht. Heute liebt sie das Kind, weil es hübsch, reizend, ihr nicht lästig ist, und weil — — kurz, Kinder gefallen jedem. Aber morgen, morgen, wenn sie Stiefmutter wird, würde ihr das Kind in einem ganz anderen Lichte erscheinen . . . Ich weiß nicht, ob Lia die Verantwortlichkeit übernehmen könnte, es zu erziehen, Nachsicht mit ihm zu haben . . . Sie verstehen mich . . . Und ich weiß nicht, ob Lia . . ."

„Ich verstehe Sie vollkommen; Fräulein Lia weiß das alles und übernimmt mit völligem Bewußtsein alle Verantwortlichkeit, die ihre neue Lebenslage fordern wird . . ."

„Also weiß Lia schon . . ."

„Natürlich! Sollte ich denn herkommen, ohne zuvor Fräulein Lia befragt zu haben?"

„Sie haben recht gehabt. Geben Sie aber zu, daß meine Nichte es mir hätte sagen müssen. Sie hätte uns vielleicht eine unangenehme Unterredung erspart. Denn, offen gestanden, ich bin gegen diesen Plan."

„Aus welchen Gründen?"

„Vor allem der Unterschied des Alters; Lia ist wenig über zwanzig, Sie werden die vierzig überschritten haben . . ."

„Noch nicht, Cavaliere!" versetzte er mit spöttischem Tone.

„Und dann, das Kind, ich wiederhole es, und ferner der große Unterschied des Standes, der Erziehung, der Gewohnheiten, der Ansichten zwischen Ihnen und meiner Nichte . . ."

Hier wurde der Onkel von einem heftigen Hustenreiz befallen, der ihn am Weiterreden hinderte. Justo wartete mit seiner Antwort, daß der Anfall aufhöre, und so vergingen einige verlegene, peinliche Augenblicke. Endlich konnte er fortfahren, und mit veränderter Stimme sagte er:

„Wenn man alles das immer berücksichtigen wollte, würden wenige Heiraten zustande kommen. Andererseits glaube ich nicht an all die Gegensätze. Ich habe stets ein bescheidenes, ruhiges Leben geführt, und Fräulein Lia würde bei veränderter Lebenslage ihre Gewohnheiten kaum ändern müssen. Ich bin sogar sicher, daß zwischen ihr und mir eine große Verwandtschaft der Neigungen, Empfindungen, Hoffnungen herrscht. Wundern Sie sich nicht, daß ich . . . in meinem Alter noch von Hoffnungen spreche. Wenn ich hier bin," fügte er hinzu, „ist es ein Beweis, daß ich noch welche habe."

„Die materielle . . . die materielle Lage . . ." hub der Onkel mit heiserer Stimme wieder an; der Husten aber hinderte ihn abermals, weiter zu sprechen.

Lia wurde von einer angstvollen Aufregung befallen; sie meinte, der Onkel huste absichtlich, damit der andere sich nicht erklären könne.

In der Tat schwieg Justo von neuem.

Sie fragte sich: warum will der Onkel nicht? Warum nicht? Tut er es aus Trotz? Und wie ein tiefer Schatten legte es sich um sie.

Plötzlich ertönte die Klingel des Wohnzimmers, und Costantina, die an der Korridortür gehorcht hatte, trat ohne weiteres ein; auch sie wurde von einer dumpfen Ahnung erfaßt.

„Bringe mir etwas Wasser," sagte der Alte.

Sie lief ins Speisezimmer, nahm das Glas und näherte sich Lia.

„Wenn Sie ihn sähen! Er ist leichenblaß vor Wut."

Sie brachte ihm das Wasser, aber der Husten beruhigte sich nicht. Justo schwieg, und Lia, an die Tür gelehnt, verfiel in banges Zittern, als ob es sich da drinnen nicht um einen einfachen Heiratsantrag, sondern um etwas sehr Tragisches handle.

Endlich nahm Justo, immer schüchterner und leiser, wieder das Wort.

„Wenn Sie von der materiellen Seite unseres künftigen Haushaltes reden, so bin ich in der Lage, Sie vollständig zu beruhigen. Ich weiß, daß Fräulein Lia nichts besitzt. Ich jedoch kann meine Familie standesgemäß ernähren."

„Genügt das?" erwiderte der Alte. „Eben weil Lia nichts besitzt und im Falle eines Unglücks nicht fähig wäre, sich ihren Unterhalt selbst zu verdienen, eben darum bedarf sie einer gesicherten Stellung, um sich eine eigene Familie zu gründen."

„Ich denke nicht ans Sterben, obwohl ich nicht mehr so jung bin wie der Mann, den Sie für Fräulein Lia wünschen . . ."

„Wir sind es nicht, die an den Tod denken, lieber Herr, es ist der Tod, der an uns denkt . . ."

Wieder überkam ihn der seltsame Husten, der jedoch auf einmal wieder aufhörte. Aber ein Ausruf Justos, ein leiser, erschreckter Schmerzensschrei ließ Lia jäh auffahren.

Etwas Schreckliches mußte sich hinter der Tür ereignet haben. Sie öffnete und trat ein. Nach einer Seite geneigt, den Ellbogen in den Diwan gebohrt, den Kopf hintenüber, den treuen Stock an die andere Seite gelehnt, so lag Onkel Asquer scheinbar ohnmächtig da. Neben ihm gebückt, versuchte Justo ihn zu heben; er sprach nicht, aber seine Hände zitterten.

„Mein Gott, mein Gott, ist er tot?" sagte Lia leise, noch in Angst, daß der Onkel sie hören könne.

„Nein, nein. Erschrecken Sie nicht. Vertrauen Sie mir," flüsterte Justo, drängte sie zurück, band dem Alten die Halsbinde auf und entfernte den Hemdkragen. Dann legte er ihn auf den Diwan. Der Stock glitt auf den Boden; Lia hob ihn auf, nahm die Kissen vom Sofa, die im Wege lagen; aber weder sie noch Justo sprachen ein Wort. Als der Alte so gut wie möglich gebettet war, entfernte sich Justo schleunig, um nach einem Arzt zu gehen. Erst jetzt erfuhr Costantina, was geschehen war, und ihr greller Aufschrei erschallte durch das Haus.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus der griechischen Kirche.

Von
Friedrich Wiegand.

I. Saloniki.

Die große Menge der Orientfahrer nimmt ihren Weg zu Wasser über das in Mode stehende Korfu und von da nach Athen. Die Route hat ihre unleugbaren Vorzüge: hohe landschaftliche Schönheit, die besten Dampfer, alle möglichen Bequemlichkeiten. Dies alles fällt beim Landwege fort. Durch die Pußta, durch Serbien und Mazedonien zu rasseln ist kein Vergnügen. Und doch wüßte ich mir kaum ein besseres Einfallstor in die orientalische Welt als Saloniki. Ein Schlag und der volle Zauber des Südens tut sich auf. Die breite Masse des schneeigen Olymp beherrscht königlich den Blick, der erste volle Gruß aus Hellas. Die Stadt selbst steigt wie ein riesiges römisches Lager rechtwinklig und geradlinig in die weite Höhe hinan, von oben wie eine Landkarte vor dem Beschauer ausgebreitet, von unten aus hingestreckt wie ein vollbesetztes, schwirrendes Amphitheater. Die zinnengekrönte gewaltige Mauer bildet rings eine scharfgezogene sichere Grenze bis hinauf zur Zitadelle, während das moderne Leben zur Rechten über den alten Stadtbereich hinaus dem Strande entlang in der eleganten Vorstadt Kalamaria weiter quillt. Das kahle Bergpanorama ringsum beleben zwischen Trümmern, Gräbern und Höhlen auf vielbetretenen Pfaden allerlei Karawanen, die dem Hochgebirge zustreben. In den engen Straßen aber stürmt der krause, bunte Orient auf den Nordländer sinnbetörend los. Ganz Saloniki ist eigentlich nur ein großer Basar mit Gassen und Gäßchen, zum Teil überdeckt, nach europäischen Begriffen ohne Schmuck, ohne Ordnung und Sauberkeit, baufällig, geflickt und vernachlässigt, ein Ameisengewimmel von Völkertypen jeder Art, von Griechen und Bulgaren, Albanesen, Walachen, Zigeunern und Negern, von Türken und Juden. Von letzteren gibt es allein 80 000 in der Stadt, die sogenannten Spagnolen. Durch die Inquisition aus ihrer spanischen Heimat vertrieben, fanden sie Ende des 15. Jahrhunderts bei den ungläubigen Türken eine größere Toleranz als daheim bei der allein seligmachenden römischen Kirche. Sie geben heute noch dem Straßenbilde das Gepräge, besonders die Frauen mit ihrer eigenartigen wenig dezenten

Tracht, die den Busen freiläßt. Wer eine Staffage um Shakespeares Shylock braucht, findet sie in Saloniki besser als im modernen Venedig. Die Spagnolen bilden ohne Frage eine bevorzugte Rasse. Sie sind die Händler im Basar, sie beherrschen die Presse, sie sind zugleich eine treibende Kraft im politischen Leben. Sie kokettieren mit ihrem Jungtürkentum. Will sich der Spagnole beim Europäer einschmeicheln, so stellt er sich als fortschrittlich gesinnten Jungtürken vor. Als Siegesbeute und Pfand für die Zukunft haben sie den alten bösen Abdul Hamid jetzt in ihrer Mitte. Außerhalb der Mauern, am Ende von Kalamaria, liegt auf sanft ansteigender Höhe, den Blick auf Meer und Olymp gerichtet, eine splendide Villa in weitem Park. Heute sind ihre Fenster vermauert oder vergittert; an Stelle des eisernen Stakets der Parkumfriedigung sind die Mauern bis zur Pfeilerhöhe der Tore fortgeführt, diese selbst wieder vermauert, aber jedes trotzdem noch mit einem Doppelposten versehen, während alle hundert Schritte ein einfacher Posten steht. Im Felde vor dem Haupteingange liegt das Barackengebäude der Hauptwache. Jedes Stehenbleiben ist verboten, ebenso das Entlanggehen an den langen Seitenmauern oder ein Aufenthalt am Strande. Nur die vorbei ins Gebirge führende Landstraße darf rasch passiert werden. In diesem fürstlichen Gefängnis denkt Abdul Hamid inmitten eines dezimierten Harems über die Armeniergreuel nach, wenn sein blöder Sinn dazu noch fähig ist; für die türkische Jugend ein Gegenstand grenzenlosen Abscheus als unmenschlicher Bluthund, der fallen mußte, wenn die Türkei besseren Tagen entgegengehen sollte. Mit leichter Bosheit erinnert man uns dann wohl im Gespräche daran, daß es gerade und nur das Deutsche Reich gewesen sei, das für Abdul Hamid lebhaft Partei ergriffen und aus dieser zweifelhaften Freundschaft die größten Vorteile gezogen habe.

Saloniki war von jeher, in der Kaiserzeit wie unter den Herrschern von Byzanz, eine glänzende einflußreiche Großstadt, der belebte Hafen für ein an Menschen wie an Produkten unerschöpflich reiches Hinterland, zugleich durch die Via Egnatia, eine Hauptstraße des Reiches, mit Ost und West in bequemer Verbindung. Wenig dagegen hört man von ihm in der Kirchengeschichte. Paulus hat in Thessalonich eine ihm besonders liebe Gemeinde gegründet, dann aber verklingt der Name. Der Metropolit nimmt seit dem 5. Jahrhundert eine fatale Zwitterstellung zwischen Rom und Konstantinopel ein; er bildet so eine Art Puffer zwischen römischer und griechischer Welt.

Aber kein bedeutsames Ereignis, keine führende kirchliche Persönlichkeit ist mit der Stadt verknüpft. Und auch heute ruft dieses halb mittelalterliche, halb ganz moderne Saloniki alle möglichen Empfindungen wach, nur keine religiösen Gedanken oder kirchlichen Erinnerungen. Mir ist im ersten Augenblick noch nirgends so profan zumute gewesen wie in diesem Wirrwarr von Masken aller Art. Und doch gibt's auch hier ein Etwas, das von der christlichen Vergangenheit predigt, ziemlich versteckt zwar, aber doch zu finden: ich meine die alten Gotteshäuser von Saloniki. Zwar sind sie insgesamt in Moscheen umgewandelt, umbaut und eingebaut, verwahrlost und schnöde restauriert; aber tritt man in eine von ihnen hinein, so sind trotzdem Türken

und Juden rasch vergessen, alles atmet den Geist des Theodosius, des Justinian. Diese Kirchen allein schon lohnen für den Theologen die weite Fahrt nach Saloniki. Und wäre ihnen besser beizukommen, hätten wir über sie einige brauchbare Veröffentlichungen, und würden sie ihrer Bedeutung entsprechend in den Kunstgeschichten figurieren, so wäre Saloniki als das Ravenna des Ostens berühmt und geliebt.

Die reiche, mächtige Metropolis muß, als sie den Türken zum Opfer fiel, mit Kirchen und Klöstern geradezu vollgepfropft gewesen sein. Wohin das geübte Auge blickt, findet es noch heute über alle Straßen versprengt die Reste und Spuren von kirchlicher Architektur. Sie sammeln zu wollen, wäre eine aufreibende, entsagungsvolle Arbeit. Der flüchtige Besucher muß sich auf die wohlerhaltenen Hauptstücke beschränken; sie stellen der kritischen Forschung schon genug Rätsel und sind daneben Bauten von durchweg hohem ästhetischen Interesse. Die typische Form des altchristlichen Kirchengebäudes, die langgestreckte Basilika, die, auf alle Außenarchitektur verzichtend, ihre machtvolle Schönheit um so reicher im Innern entfaltet, ist in Saloniki ebensowohl vertreten wie der für den Osten charakteristische kuppelgekrönte Zentralbau.

Inmitten kümmerlicher Juden- und Türkenspelunken findet man nur mühsam, obwohl sie an einer Hauptstraße liegt, die Moschee Eski Dschuma. Sie ist durch spätere Aufschüttungen derart in der Tiefe vergraben, daß man zunächst nur das mächtige Dach gewahrt, auf zahlreichen Stufen zum Eingang hinabsteigen muß und in den Höfen der seitwärts liegenden Häuser etwa mit der hohen Empore in gleicher Linie steht. Ein unwissender, um sein Trinkgeld ängstlicher Türke, der den Schlüssel hat, wird, nach längeren Verhandlungen mit der neugierigen Nachbarschaft, herbeigeholt. Jetzt ist alles Ruine, sämtliche Fenster sind zerstört, der Dachstuhl eingebrochen und kümmerlich wiederhergestellt, das ganze Innere liegt voll geschwärzter Balken und armlanger, rostiger Nägel, über die man zur Apsis hinwegturnt wie auf einem Zimmerplatz. Aber das Auge gewöhnt sich doch rasch an den Wirrwarr; die ganze Anlage ist zu wirkungsvoll: ein Prachtbau noch aus dem 5. Jahrhundert, der Legende nach auf den Fundamenten eines Tempels der Aphrodite aufgebaut und vermutlich identisch mit der Kirche des heiligen Panteleimon. Wie nur bei den ganz großen Bauten trennt eine äußere Vorhalle das Gotteshaus vom Straßenlärm, während eine zweite innere Vorhalle sich mit fünf Säulenarkaden nach dem Hauptschiff erschließt und durch je eine Tür in die Seitenschiffe führt. Dieser eigentliche Kirchenkörper, den je zwölf Säulen gliedern, ist 33 Meter lang und, was höchst auffällig, fast ebenso breit. Der Langbau erstrebt also eine Annäherung an den Zentralbau, an den denn auch die harmonische Gesamtwirkung unwillkürlich erinnert. Daß wir im Orient sind, offenbaren die für die Frauen bestimmten Emporen, die ihr Licht durch Fenster mit höchst origineller Säulchenkuppelung erhalten. Die Halbsäulchen nach außen und innen sind in der Mitte durch einen Pfosten verbunden, so daß ein oblonger Grundriß entsteht. Auch an anderen Kirchen von Saloniki konnte ich diese Form konstatieren; sie muß also zu einer gewissen Zeit ortsüblich gewesen sein. Der Architekt traute

zwei getrennten Säulchen nicht die nötige Sicherheit für die Obermauer zu; andererseits wollte er im Interesse der Schönheit nicht auf das gerundete Säulenprofil nach außen und nach innen verzichten. So griff er zu diesem Ausweg, der freilich nur für die Ferne befriedigt. Die Wölbung der Apsis wird von drei mächtigen Rundbogenfenstern durchbrochen; es herrscht also kein magisches Halbdunkel, dessen Effekt durch glitzernde Mosaiken zu steigern wäre, sondern ein voll hereinflutendes Morgenlicht. Daß die Kirche einst zur Seite noch die bekannten Nebenräume besessen hat, das Diakonikon für die Priester, die Prothesis zur Abendmahlszurichtung, ist wahrscheinlich. Da aber gerade hier das Mauerwerk nicht mehr ursprünglich ist, so läßt sich ohne Nachgrabungen nichts Sicheres behaupten. Vom reichen Schmuck, den der Prachtbau früher sicherlich aufzuweisen hatte, ist außer den zierlichen byzantinischen Kapitälen und Kämpfern nichts übrig als die Stücke eines Ambo; sie wurden indessen in den letzten Jahren samt anderen ihresgleichen aus den übrigen Kirchen der Stadt von der sorgsamen modernen Museumsverwaltung nach Konstantinopel geschafft. Dort können wir jetzt im Untergeschoß des Kaiserlichen Museums diese ältesten Vorläufer unserer heutigen Kanzeln studieren, denen sie bereits ziemlich ähneln. Nur war ihre Höhe noch nicht schwindelerregend, vielmehr bestand zwischen dem Prediger und der Gemeinde mehr ein persönlicher Rapport. Auch ist der Unterbau massiv, so daß der Oberbau den Charakter größerer Sicherheit erhält; alles natürlich aus Stein mit Arkadengliederung und Reliefschmuck. Vor der Fassade von Eski Dschuma, jenseits der Gasse, liegt ein kleiner, muffiger Garten; Grabsteine mit Turbanen darauf, von einigen Bäumen traurig beschattet, bilden einen der zahllosen kleinen Türkenfriedhöfe innerhalb der Stadt. Dazwischen eine runde Türbe, das Mausoleum vornehmer Türken mit in den Boden geschnittenen Gräbern. Die Lage gerade in der Achse des Kircheinganges spricht für christlichen Ursprung des Baues. Die heutige Türbe mag ein altes Baptisterium oder der Brunnen inmitten des Atrium gewesen sein.

Jammervoll schmutzig, öde und vernachlässigt ist auch die Umgebung der mächtigen Demetrius-Basilika in der mittleren Stadt. Von Außenwirkung keine Spur; was in dieser Hinsicht der Bau an Schönheit etwa je besessen hat, ist längst zerstört und verbaut. Nirgends bietet sich die Möglichkeit zu einer orientierenden oder auch nur malerischen Aufnahme. Tausende gehen sicherlich vorüber, ohne auch nur zu ahnen, daß hinter diesem greulichen Gewinkel eine Hauptkirche der Stadt aus dem 5. oder 6. Jahrhundert steckt, deren drei Schiffe sogar später noch von einer reicheren Bauperiode um zwei weitere vermehrt wurden. Dieser Ausbau hat zwar die Wucht der Anlage erhöht, aber die durchsichtige Klarheit geschädigt. Die Emporen wurden verdoppelt, aber die Lichtzufuhr hielt damit nicht gleichen Schritt. Der Aufenthalt in diesen halbdunklen Logen, die sich zum Teil nicht einmal direkt ins Hauptschiff öffnen, muß für die Frauen von Saloniki nicht gerade sehr erbaulich gewesen sein. Oder vielleicht erst recht. Denn vor kontrollierenden Blicken waren sie hier ebenso sicher wie die heutige Türkin hinter den Holzgittern ihres Zimmers. Prothesis und Diakonikon schieben sich nach vorn, so daß

etwas wie ein der Apsis vorgelagertes Querschiff entsteht, ein in der byzantinischen Architektur sonst beispielloser Fall. Auch daß zwischen den Säulen des Langhauses regelmäßig noch Pfeiler laufen, bildet ein erstes und im Altertum jedenfalls einzigartiges Vorkommen von Stützenwechsel. Somit ist an baulichen Widersprüchen nirgends ein Mangel. Daß sie dem Laien nicht störend entgegentreten, dafür sorgt der dekorative Prunk, der alle Mängel der Architektur glänzend verhüllt. Es muß einst ein Gleißen und Glimmern sondergleichen in diesem hohen Raume geherrscht haben, eine echt kaiserliche Pracht, wenn schon die bescheidenen Reste uns heute in diesem Maße zu entzücken vermögen. Der plastische Reichtum an den edlen Kapitälen mit ihren ornamentierten Kreuzen, ihren Monogrammen und ihrer Tiersymbolik wird kräftig gehoben durch die Mosaiken an Wänden und Emporen. Gold und Perlmutter, die nicht gespart sind, geben dem infolge der Emporeneinbauten schlecht beleuchteten Raume einen geheimnisvollen Schimmer. Dem genaueren Blick offenbaren sich Gestalten von äußerster Anmut in der Zeichnung: Heilige und höfische Personen in der bunten Vielseitigkeit des byzantinischen Kostüms. Diese spätere kaiserliche Zeit, die den altchristlichen Bau durch Erhöhung und Verbreiterung für eine anwachsende Gemeinde gebrauchsfähig erhielt, hat über ihn zugleich die ganze verschwenderische Fülle ihres Geschmackes ausgegossen.

Ein gut gekleideter Imam führt uns herum, ein Beweis, daß es auch in dieser Zunft sehr unterschiedliche Exemplare gibt. Ein moderner, wirklich strebsamer und gebildeter Mensch, der manches weiß und noch mehr erfragt. Er würde uns Leben kein Steinfragment seiner Kirche hergeben, erklärt er: ein hier seltenes Wort. Auch steht ihm das sachliche Interesse an dem ihm anvertrauten Bau und seinen Kunstschätzen höher als rituelle Bedenken. Am Ende der Wanderung setzt er aber eine besonders geheimnisvolle Miene auf; er hat für uns eine mysteriöse Überraschung in petto, ein Etwas, von dem er allein weiß. Links vom Haupteingange geht's in dunkle Löcher und Krypten; dann kommt ein leerer Keller: hier saß der heilige Dimitri im Gefängnis; ein schlecht beleuchteter Raum daneben: hier liegt er begraben. Ein paar Lichter bezeichnen den Ort; für ihre Erhaltung dienen die kleinen Münzen, die der Besucher daneben niederlegt. Demetrius soll Prokonsul von Achaja gewesen, als geheimer Begünstiger der Christen in der Diokletianischen Verfolgung nach Thessalonich geschleppt und hier hingerichtet worden sein. Solche Vorgänge haben sich um 305 gewiß oft zugetragen, und es liegt kein Grund vor, zu zweifeln, daß auch diese Stelle einst das Todesröcheln eines angesehenen Christen gehört hat. Daß sich hier später ein christlicher Prachtbau erhoben und erhalten hat, spricht jedenfalls für die Tradition. Auch die dem christlichen Märtyrer von den ungläubigen Türken gespendete Pietät ist nicht so unverständlich, als es im ersten Augenblick scheinen mag. Lebt doch mancher böse Heide, dank frommer Kritiklosigkeit, noch als Heiliger der katholischen Kirche weiter. Warum soll nicht auch der Muselmann dem christlichen Märtyrer Gebet und Geldspenden opfern? Es war doch auch ein Frommer, der hier gelitten hat.

Der zähe Widerstand von Helden, wie der legendarische Demetrius einer gewesen sein mag, hat damals rasch zum Siege geführt. Die neue Weltanschauung setzte sich durch und zwang ihrerseits Staat und Gesellschaft, sich ihr zu fügen. Philosophie, Cäsarenkult, Mysterienwesen mußten weichen, an ihre Stelle trat die christliche Kirche; sie war etwas ganz Neues, und doch knüpfte sie überall ans Alte an, auch äußerlich. Aus Tempeln formte sie sich nicht selten den eigenen gottesdienstlichen Raum. Thessalonich weist diese Metamorphose in St. Georg auf. Eine einfache Rotunde, deren starke, von acht Nischen unterbrochene Mauern eine halbkugelförmige Kuppel tragen, also irgendein antiker Profanbau, vielleicht ein splendides Mausoleum, das dann für gottesdienstliche Zwecke hergerichtet wurde. Jedenfalls muß der Ort etwas Besonderes an sich gehabt haben; die Predigt des Paulus wird von der Sage hierher verlegt; vielleicht fand hier herum der erste christliche Gottesdienst in Thessalonich statt. Die heutige Gestalt hat die Kirche indessen erst viel später bekommen. Denn die hauptsächliche Neuerung, die Erweiterung der achten Nische zu einem christlichen Allerheiligsten, einer regelrechten Apsis, fällt nicht vor das 7. Jahrhundert. Damals erhielten wohl auch Kuppel und Nischen ihren berühmten Mosaikenschmuck. Es sind überaus reizvolle Architekturphantasien, mit betenden Heiligen davor, Perspektiven eines Kircheninnern, Apsisumgänge, Ciborien, zurückgeschlagene Vorhänge, schwebende Kronen, allerlei Schrankenwerk. Ewige Schönheit schwebt über dem Ganzen, ein letzter Scheidegruß der untergehenden Sonne antiker Herrlichkeit, noch unberührt von der Herbheit, mit der das junge Christentum sich einführen mußte.

Und Freundlichkeit ist diesem Fleckchen Erde bis heute beschert geblieben. Der alte heidnisch-christliche Bau, nahe der östlichen Stadtmauer und darum von vielen Seiten her gut sichtbar, dient als bevorzugte und sehr gut gehaltene Moschee. Der Imam quält den Besucher geradezu mit seiner Sauberkeit. Die Übermalung zerstörter Mosaiken ist zwar nicht tadellos gelungen, zeugt aber jedenfalls von gutem Willen. Draußen aber um den aus alten Stücken zusammengeflickten Brunnen, um das Sultansgrab nahe der Apsis und um die anderen Gräber daneben sprießt und knospt es, und selbst die näselnde Stimme des Muezzin klingt inmitten dieses orientalischen Frühlings leidlich erträglich vom Minaret herab.

Der Türke hält etwas auf seine Moscheen, und er weiß auch die alten historischen Bauten zu achten, sei es aus Siegesstolz, aus religiöser Scheu oder aus praktischem Sinn. Wie Konstantinopel so besitzt auch Saloniki seine Sophienkirche, die „kleine" Hagia Sophia. Der Name deutet schon ihre Bauform an. Ein Stadtbrand hat 1894 das Gewinkel ringsum freigelegt. So wurde ein Platz gewonnen, wie Saloniki keinen zweiten besitzt; er deckt sich reichlich mit einem alten Atrium. Die Regierung hat beschlossen, ihn unbebaut zu lassen; so kommt die Fassade aufs neue zur Geltung. Dazu wird die Kirche selbst nunmehr gründlich restauriert. Manches Alte wird dabei natürlich verwischt, manches Fremdartige hinzugefügt, so wenn die kleinen Kreuze an den Kapitälen sich eine Umwandlung in kleine Halbmonde

gefallen lassen müssen. Vor allem wird dem historischen Bauwerk die Patina der Jahrhunderte genommen, es bekommt die fatale saubere Glätte, die uns aus den zahllosen, im 19. Jahrhundert restaurierten Kirchen angähnt. Aber die bedeutende architektonische Wirkung im Inneren kann nicht zerstört werden. Wie bei der berühmten Namensschwester in Konstantinopel, so tragen auch hier vier mächtige Pfeiler die Kuppel; vorn und zu beiden Seiten ein breiter Umgang, über ihm die weite Empore für die Frauen mit zierlichen Säulchen; hinten die gewölbte Apsis, die in der Achse der Seitengänge von Prothesis und Diakonikon flankiert wird. Das Ganze durchflutet von sehr viel Licht, klar und straff in der Anlage. Die vor dem Eingange liegenden Brocken von Verde antico zeigen, daß auch bei der Vorhalle das edle Material nicht gespart wurde. Nicht minder bekunden die mächtigen Würfelkapitäle mit eigenartigen Raupen und komplizierten Abstufungen das eifrige Streben jener Zeit, die künstlerischen Leistungen nach Möglichkeit zu steigern. Das Ganze ein Musterbau aus justinianeischer Zeit, ein respektabler Anteil der Provinz an den blendenden Errungenschaften der damaligen Kunst in der Reichshauptstadt. Dem Mittelalter blieb nur übrig, in seiner Weise allerlei Schmuck hinzuzufügen: Christus auf dem Regenbogen, dem schwebende Engel den Fußschemel halten; Apostel unter Palmen; Maria von Engeln assistiert; alles in Mosaikresten noch erhalten, und wenngleich aus anderem Empfinden heraus geschaffen, so doch ein wertvolles Zeugnis dafür, daß der christliche Kunstbetrieb in der großen See- und Handelsstadt stets neue Blüten getrieben hat und nie zum Stillstand gekommen ist.

So mag sich das Stadtbild im Laufe der Jahrhunderte malerisch genug aufgebaut haben, ehe es dem Schmutz und künstlerischen Unvermögen von Türken und Juden zum Opfer fiel. Noch immer führt durch den reliefreichen römischen Triumphbogen die Hauptstraße mit ihrem Verkehr und Lärm, und noch immer predigen die doppelten und dreifachen Mauern mit Türmen und Zinnen und mit Werkstücken aus antiker wie byzantinischer Zeit von stolzer Vergangenheit, von Reichtum und Schönheit. In einem Winkel dieser gewaltigen Befestigungswerke, hoch im Nordwesten und nahe einem Pförtchen, das zu den wunderlichen tanzenden Derwischen ins Freie hinausführt, ist noch solch ein Wunderwerkchen aus späterer Zeit verschont geblieben, ein Backsteinbau mit reicher Ornamentik, die dominierende Hauptkuppel auf hoher Trommel von niedrigen Kuppeln umrahmt, alles im Rundbogen gehalten und von feinem Stilgefühl, die Zwölfapostelkirche aus dem 12. Jahrhundert, einer jener zierlichen Kapellenbauten, wie sie auch inmitten des modernen Großstadtlebens von Athen überraschend wirken.

II. Athen.

Mit glücklichem Griff und der geschichtlichen Notwendigkeit folgend, hat das junge griechische Königreich Athen zu seiner Hauptstadt erkoren. Heute erscheint uns dies wie selbstverständlich, damals mußten die Ansichten schwanken. Denn Athen war ein Nichts, weniger als ein Nichts, eine Handvoll Hütten unter den Trümmern der Akropolis. Binnen achtzig Jahren ist daraus die eleganteste Stadt des Ostens geworden. Man kann sich oft über die Griechen ärgern und über die Rückständigkeit aller Verhältnisse im Lande schelten. Aber will man gerecht sein, so muß man das Jetzt mit dem Einst vergleichen; diese modernen Hellenen haben doch in zwei bis drei Menschenaltern enorm viel zuwege gebracht.

Inmitten des kümmerlichen Gemeinwesens gab's vor hundert Jahren auch einige winzige Kapellen. Außer für die Priesterschaft boten sie nur für einen kleinen Kreis von Zuhörern Raum; mehr brauchte es ja freilich auch nicht in dem armseligen Örtchen. Die bescheidenen Bauwerke, aus allerlei fremden Bauteilen zusammengeflickt, waren alles, was noch von christlicher Vergangenheit in der Stadt des Dionysius des Areopagiten zeugte, ein Überrest aus dem Mittelalter, da Athen etwa 80000 Einwohner zählte. Darum hat sich an sie die Pietät mit starken Armen geklammert, und die Liebe des Volkes umgibt sie mit dem Glanze besonderer Heiligkeit; denn sie sind alt, älter als die Türkenherrschaft; sie stammen noch aus einer Zeit, da hier alles christlich war.

Dieser Zustand ist nun wieder erreicht; Athen ist aufs neue eine christliche Stadt. Unter König Otto ging der Katholizismus aggressiv vor; an dominierender Stelle, neben der Akademie der Wissenschaften, erhebt sich eine prunkvolle römische Kirche, die natürlich dem Lokalheiligen Dionysius geweiht ist; aber mehr hat der Katholizismus auch nicht erreicht. Griechenland fiel nicht dem Papste zu, sondern blieb der anatolischen Kirche treu. Eingehende Verhandlungen in den dreißiger und fünfziger Jahren haben die Verfassung der autokephalen Kirche von Hellas festgelegt. Die Regierung liegt in der Hand der Synode, die aus dem Metropoliten von Athen als ihrem Präsidenten und vier alljährlich wechselnden Mitgliedern besteht, in der Weise, daß alle Bischöfe ihrer Anciennität entsprechend nach und nach durch die Synode gehen. Damit ist der Zusammenhang mit dem ökumenischen Patriarchen allerdings formell gelöst, aber ideell wird er um so stärker betont. Alle wichtigeren Synodalbeschlüsse werden mit ihm ausgetauscht; in den offiziellen Gebeten wird seiner vorab gedacht; das heilige Salböl kann nur von ihm erbeten werden. Und auch dogmatisch läßt sich diese autokephale Kirche von Hellas nur von den Kanones der alten gemeinsamen Konzilien, von den Traditionen und dem Charakter der orthodoxen anatolischen Kirche leiten.

In diesem Rahmen hat sich seitdem das kirchliche Leben in Griechenland entwickelt, und zwar mit einer Energie, daß auch der vom Zauber der klassischen

Welt umfangene Fremde sich ihm nicht ganz entziehen kann. Der würdevollen Erscheinung des griechischen Geistlichen im dunklen, faltenreichen Gewande, mit dem schwarzen Vollbart und den langen, schwarzen Locken begegnet man auf Schritt und Tritt, und sein Einfluß greift in alle Verhältnisse des Landes ein. Der gemeine Mann braucht ihn, und die vornehme Welt rechnet mit ihm und unterstützt seine Interessen in freigiebiger Weise. Auch der religiös Indifferente respektiert den Klerus aus nationalen Rücksichten; denn der orthodoxe Glaube ist das, was die zersprengten Griechen auf Festland und Inseln eint, und sein äußerer Ausdruck sind die Priester. Es fällt auf, wie höflich die höheren Kleriker gegrüßt werden, ganz besonders von den Offizieren, in deren Reihen viel Kirchlichkeit herrscht. Daraus erklärt sich das merkwürdige Faktum, daß auch die Militärliga im verflossenen Jahre zu den kirchlichen Fragen Stellung nahm und bei der Kammer eine erste Subvention für die kirchlichen Fonds durchsetzte. Denn bisher ist jede Gemeinde finanziell auf sich angewiesen; sie wählt ihre Priester und besoldet sie; dem Bischof steht nur die Bestätigung zu. Angesichts der kümmerlichen Ziegendörfer kann man sich vorstellen, wie bescheiden meist solche Emolumente ausfallen; man versteht es, warum der griechische Dorfpriester oft der Schmutzigste unter den Schmutzigen ist. Dieses sozialen Druckes wird sich das griechische Volk aber jetzt allgemein bewußt, und es arbeitet an seiner Hebung. Nicht minder ist man sich über die Unwissenheit und Ungebildetheit der ländlichen Seelsorger klar; manch einer kommt eben von der Herde weg, es genügt die mangelhafteste Schulbildung und etwas liturgische Dressur. Aber auch hier muß die abfällige Kritik in bezug auf das, was dem griechischen Katholizismus etwa gegenüber dem deutschen Protestantismus fehlt, sich am Vergleiche mit früher orientieren. Jahrhundertelange Not wird nicht im Handumdrehen beseitigt. Jedenfalls stellen im scharfen Gegensatz zu diesen Verhältnissen in der Provinz und auf den Dörfern die Hauptkirchen schon längst an Vorbildung und Lebenshaltung ihrer zahlreichen Priester um so größere Anforderungen.

Im allgemeinen findet der Klerus seine Ausbildung entweder auf dem Seminar oder auf der Universität. Athen besitzt beides. Das Seminar ist eine aus privaten Mitteln begründete und erhaltene freie Anstalt, ein Internat, an dem außer anderen Lehrern auch Universitätsprofessoren unterrichten. Das Gebäude ist auffallend sauber und luftig, der Blick geht überall ins Freie, in Garten und Hof. Die sonnige Heiterkeit teilt sich den Insassen mit, die jugendlich fröhlich durcheinander schwirren. Auf den ersten Blick freilich eine wunderliche Gesellschaft. In doppelter Soutane, braun und bartlos, das lange, schwarze Haar in Zöpfchen geflochten oder hoch aufgesteckt, geben sie ein Bild ab wie etwa eine Mädchenschule aus den Tropen in einem unserer Missionsblätter. So sah ich sie zuerst durch eines der Kontrollfenster, die immer Zimmer und Korridor verbinden, eine allerdings fatale Einrichtung, die allzusehr an das häßliche Spionagesystem in den katholischen Klöstern erinnert. Die kirchenhistorische Vorlesung des Professors Kyriakos begann mit einer Repetition über den Pelagianismus; lebhaft und frei flog der

Dialog zwischen Lehrer und Schüler dahin, ein Wort jagte das andere, es mag eine besondere Musterleistung gewesen sein. Bei dem dann folgenden Vortrage hat jeder Schüler seinen Leitfaden vor sich, nachzuschreiben ist nicht üblich; der Dozent spricht frisch, populär, anschaulich, nicht selten von kräftigem Händeklatschen, ja bei politischen Anspielungen von frenetischem Jubel unterbrochen. Im Lehrerzimmer unterhielten wir uns deutsch; jeder war einmal in Deutschland, mindestens in Wien gewesen und hatte die hier gewonnenen Eindrücke durch Lesen weitergepflegt.

Ähnlich ist das Bild in der theologischen Fakultät der Universität. Die Räume freilich, in die man geführt wird, sind auffallend nüchtern und kontrastieren herb mit dem prunkvollen Eindruck, den das Gebäude von außen macht. Die Zuhörerschaft ist älter, die meisten tragen noch Zivilkleidung, nur wenige schon das geistliche Habit. Das Heft fehlt auch hier, aber auch der Leitfaden. Man fragt sich unwillkürlich, wie viel oder wie wenig wohl von dem fesselnden Vortrage haften geblieben ist. Denn über dem ganzen Auditorium liegt ein Hauch von südländischer Unruhe und Nachlässigkeit.

Die Fakultät besteht aus den sechs Kathegeten: Papajannopulas (Altes Testament), Zolotas (Neues Testament und Enzyklopädie), Kyriakos (Kirchengeschichte und Symbolik), Dervos (Patrologie), Rosis (Dogmatik und Ethik), und Mesoloras (Liturgik und Homiletik), zu denen noch vier Hyphegeten oder Privatdozenten kommen. Die Professoren sind meist Laien, keine Habitträger, keine Cölibatäre. Häuslichkeit, Lebensanschauungen und Studienweise stehen denen des deutschen Professors der Theologie ganz nahe. Man fühlt sich rasch in seiner eigenen Sphäre, wenn man in solch einem atheniischen Gelehrtenhause gastfreundliche Aufnahme findet. Die Konversation ist deutsch, die Töchter sprechen von Goethe, von Gerhard Hauptmann. Auf den Bücherbrettern stehen Hase und Kurtz, Tholuck und Dorner, sowie die alten Erlanger, wohl auch ein vereinzeltes Buch aus Greifswald oder von Harnack. Denn in der Hauptsache zehren die Herren natürlich noch immer von den Jahren, da sie droben im hohen Norden den Grund zu ihrer wissenschaftlichen Arbeit legten. Mit der Gegenwart Schritt zu halten ist durch die Entfernung und die miserablen Buchhändlerverhältnisse erschwert. So ist denn auch das eigene literarische Schaffen vorwiegend reproduktiv. Sie machen ihre Landsleute mit den Resultaten historischer, exegetischer, philosophischer Forschung im Protestantismus bekannt und passen sie ihren speziellen Forschungen an. Nur auf den Gebieten der griechischen Kirchengeschichte, der Kirchenverfassung, der Liturgik folgen sie ganz selbständigen Interessen. Wieweit es der Fakultät gelingen wird, durch ihre Arbeiten und durch Forschungen im großen Stile den Klerus zu beeinflussen und das geistige Niveau der Kirche zu heben, darüber läßt sich heute noch kein Urteil fällen. Der gute Wille ist vielfach vorhanden, aber auch an Hemmnissen fehlt es nicht. Zwar gibt es in der griechischen Kirche keinen Papst, der jeden wissenschaftlichen Fortschritt als Modernismus niederschlägt. Aber noch gefährlicher erscheint dem Protestanten der allen Griechen innewohnende kirchliche Traditionalismus, der nur rückwärts schaut und sich selbstgenügsam freut, in

den Beschlüssen der alten Konzilien die Wahrheit ein für allemal fix und fertig zu besitzen. Es liegt etwas Aristokratisches in diesem Ahnenstolz, aber alle wahre Wissenschaft muß fortschrittlich und unaristokratisch sein.

Unter den Privatdozenten vertritt Georg Lampakis die christliche Kunst. Er hat sich seinen philosophischen Doktor in Erlangen geholt und verwaltet im Anschluß an die Gesellschaft für christliche Archäologie eine Sammlung kirchlicher Altertümer. Im stolzen Nationalmuseum neben den Funden von Mykenä und den wundervollen Grabreliefs nimmt sich dieser bunte Kleinkram von Heiligenbildern und liturgischen Geräten freilich barbarisch genug aus, und die von klassischen Interessen ausschließlich durchtränkte Museumsverwaltung behandelt denn auch den christlichen Saal recht geringschätzig. In diesen engen Nebenraum System und Ordnung zu bringen, mag schwer genug halten. Um so mehr verdient es Anerkennung, daß doch wenigstens jemand da ist, der sich der undankbaren Aufgabe des Sammelns und Erhaltens unterzieht. Denn trotz allen Verfalles und aller Unvollkommenheit haben auch die Denkmäler der alten Kirche und des Mittelalters ihr geschichtliches Recht. Es war ohnehin wenig genug, was das heutige Königreich Griechenland, arm an großen Städten und reichen Klöstern, im Mittelalter in bezug auf kirchliche Kunst aufzuweisen hatte. Einen der besterhaltenen Überreste, ein Schmuckkästchen in seiner Art, bildet noch heute das anmutig in Grün gebettete Kloster Daphni auf dem Wege nach Eleusis, ein Kuppelbau mit reichen Mosaiken vom Ende des 11. Jahrhunderts. Das Wenige ist dann obendrein später noch den Kriegen und dem türkischen Schlendrian zum Opfer gefallen.

Den Zusammenhang mit diesen künstlerischen Leistungen früherer Jahrhunderte kann die griechische Kirche aber um so weniger entbehren, als ihr liturgisches Leben in besonderem Maße auf Schmuck und kirchliches Dekorum hindrängt. So hat sich denn seit einigen Menschenaltern überall eine rege Bautätigkeit entwickelt; denn die stark besuchten Gottesdienste brauchen neue weite Räume. Man trifft allerorten in der Provinz die Proben einer jungen kirchlichen Architektur. Allen voran geht natürlich Athen. Neben seiner kleinen Metropolis, einem jener winzigen, aber hochverehrten Gebäude aus alter Zeit, erhebt sich die große Metropolis, ein stattlicher Neubau, die Kirche des Metropoliten und des Königspaares, deren drei hohe Thronsessel denn auch friedlich nebeneinanderstehen. Sie ist im Inneren gut gegliedert; an die mit der Kuppel gekrönte Vierung schließt sich westwärts ein zweijochiges, von Pfeilern getragenes und durch Säulen belebtes Langhaus. Die Emporen sind auffallend hoch, so daß sie das Gesamtbild kaum beeinflussen. Praktische Gründe liegen sicherlich nicht vor, denn die einstmals dorthin versteckten Frauen sitzen und stehen heute auch unten im Schiff.

Diese große Metropolis kann als typisch für den modernen Kirchenstil gelten. Mit der von der Tradition erforderten Kuppel, die alles beherrscht, verbindet sich ein breites und kurzes Langhaus. Tonnen- oder Kreuzgewölbe, mächtige Pfeiler und durchweg Rundbogen vollenden das Bild. Das Ganze ist klar und verständig disponiert, wirkt aber mehr prunkvoll als anheimelnd,

und manchmal sogar etwas langweilig. Denn in dieser regelrechten Weiträumigkeit kommt alles auf den Geschmack in der Dekoration und auf die Ausführung im einzelnen an. Nicht selten aber leidet die Ornamentik an großer Stillosigkeit. Und auch solche Effekte wie der, daß das Sonnenlicht durch gelbe Scheiben in Querschiff und Apsis hereinflutet und die am Altare amtierende Priesterschaft mit einem magischen Schimmer umgibt, vermögen nicht immer die sonstige Nüchternheit des weißen Marmorbaues zu mildern. Ein böses Hemmnis für den byzantinischen Kirchenraum ist bekanntlich die Ikonostasis, die massive Bilderwand, die als kräftige Mauer die Apsis von der übrigen Kirche absperrt und das, was sonst das Schönste im ganzen Innern ist, zu einem versteckten Privatraume für die Priester macht. Auch daß sich an dieser Wand die Bilderlust der griechischen Kirche frei entfaltet, entschädigt nicht für die gewaltsame Unterbrechung der architektonischen Bewegung. Dieses schwierigen Problems in gefälliger Weise Herr zu werden, ist indessen bei manchem jener Neubauten gut gelungen. Die Ikonostasis wird in die drei Apsiden am Ende der drei Schiffe organisch eingelassen, sie stimmt im Ornament mit den angrenzenden Bauteilen überein; so erscheint sie nicht mehr als späteres Einschiebsel, sondern als natürlicher Abschluß, und dies um so mehr, als sie, um etwas über die Hälfte der Kirchenhöhe aufragend, den Blick in die Wölbungen der drei Apsiden ungehindert freiläßt.

Ohne Bilder ist der griechische Kultus nicht denkbar. Um so mehr kommt es bei ihnen auf das Wie an. In Anlehnung an die hergebrachte Weise haben deutsche Künstler, wie Ludwig Thiersch aus München, die byzantinische Malerei zu beleben gesucht. In der Tat findet man hier und da ganz tüchtige Leistungen, eine gute dekorative Wirkung, wohl gar etwas von einem persönlichen Charakter. Meist freilich haben solche Erfolge nur mit Hilfe von Anleihen im Abendlande erzielt werden können. Italienische Gestalten lugen hervor aus griechischer Vermummung. Und weitaus am meisten begegnet man den traditionellen interesselosen blutleeren Gestalten im bunten Gewande, nur etwas glatter und weicher, als sie früher üblich waren, etwa in der Art der Massenfabrikation in der katholischen Kirche des Abendlandes.

Auch der Musik schenkt die griechische Kirche erhöhte Beachtung. Ich machte einen feierlichen und kunstvoll gestalteten Gottesdienst in dem neuen Prachtbau von St. Constantin mit. Mein bevorzugter Platz war nahe der Vierung zwischen Sängerchor und Bischofsstuhl. Denn die Sänger sind etwa an derselben Stelle postiert wie in den Kanzellen der alten Basilika, sie stehen zwischen Altar und Gemeinde. Es waren ihrer zwölf bis vierzehn, alle in Zivil, in grauen und braunen Überziehern, was sich inmitten der zeremoniellen und farbenfrohen Umgebung eigenartig genug ausnahm. Ihrem Gesang respondiert die Stimme des hinter der Ikonostasis unsichtbaren Priesters. Noch überraschender klingt es, wenn der laienhafte Vorsänger dazwischen, gut akzentuiert, Symbol und Vaterunser spricht als Mund der Gemeinde, die also hier einmal zu Worte kommt. Denn einen wirklichen Gemeindegesang gibt es nicht. Der Vorsänger ist in München geschult und hat das lebhafte Streben, aus dem Kirchengesang etwas zu machen. Von

einer archaistischen Richtung will man nichts wissen, denn ihr fehlt der feste Halt, da niemand die alten Noten versteht. Noch weniger erscheint freilich ein ganz moderner Stil in der Kirche angemessen. So gilt es maßvoll zu vermitteln. Dies letztere ist angeblich in St. Constantin der Fall.

Seit Jahrhunderten haben sich Protestanten und griechische Katholiken in demselben Maße zueinander hingezogen gefühlt, wie sie sich beide von der römischen Kirche getrennt wußten. Dies mag wundersam erscheinen. Denn was haben ein altertümliches Gebilde wie die griechische Kirche und eine moderne, rastlos vorwärts schreitende Erscheinung wie der Protestantismus miteinander gemein? In der Tat fehlen die positiven Vergleichspunkte zwischen beiden ganz. Was sie einander näher bringt, ist vielmehr nur das, was sie beide nicht haben. Beide verabscheuen die gewaltsame Proselytenmacherei. Für den Griechen, der mit der Konfession zugleich seine Nationalität ausziehen würde, ist ein Religionswechsel aus anderen als politischen Gründen ein unverständliches Ding. Warum soll ein Deutscher sich der orthodoxen Kirche anschließen? Ist er doch kein Grieche. Und wie töricht, wenn Katholiken oder Methodisten in der griechischen Kirche Propaganda treiben, als wären sie unter Heiden! Nur wer in ein nationales Stammesverhältnis zu ihnen tritt, übernimmt naturgemäß damit auch ihren orthodoxen Glauben. So ist es mit den in Griechenland geborenen Prinzen. Aber vom König Georg verlangt niemand, daß er übertritt; er ist ja ein Däne. Und auch die Kronprinzessin Sophie hätte als Preußin nicht zu konvertieren brauchen; wenn sie es gleichwohl tat, so waren andere Einflüsse dabei mit im Spiele; die Anschauungen der griechischen Kirche haben es nicht erfordert. Von Bedeutung für diese echte Toleranz ist aber bei Griechen wie Protestanten, daß beide keinen Papst haben und auch keinen haben wollen. Denn mit der monarchisch-absolutistischen Spitze ist die Richtung auf die Intoleranz von selbst gegeben. Der Nachfolger Petri sieht jeden als seinen Feind oder mindestens als Objekt der Bekehrungstätigkeit an, der sich seinem Regiment entzieht. Daß hingegen dergleichen dem gesunden Protestantismus fernliegt, wissen die Griechen sehr wohl. Er drängt sich ihnen nicht mit hochmütigem Bekehrungseifer auf. Was er ihnen vielmehr gern bietet, und was sie sich auch gern gefallen lassen, das sind allein die wissenschaftlichen Einwirkungen auf den höheren Klerus. Denn eine gut durchgebildete, ihre Pflichten tiefer erfassende und zugleich den neuzeitlichen Anforderungen erschlossene Geistlichkeit bedeutet für die griechische Kirche das, was ihr allerdings vielfach nottut, die Reform von innen heraus.

III. Konstantinopel.

Für wenige Piaster trägt mich das Boot von der Landungsstelle an der alten Brücke in Galata quer hinüber über das Goldene Horn. Behaglich strecke ich mich in den weichen Sammetkissen der kleinen Barke. Es ist zwischen 8 und 9 Uhr morgens. Langsam hat die in meinem Rücken über Pera aufgegangene Sonne erst die obersten Spitzen, dann die hoch thronenden Moscheen, endlich das gewaltige Häusermeer von Stambul selbst entschleiert. Über Ufern und Fluten liegt der goldige Südlandston, der selbst den orientalischen Schmutz bewundernswürdig erscheinen läßt. Das volle Leben ist erwacht. Wir passieren ein paar schwarze türkische Panzer; denn dieser zurückliegende Teil des Goldenen Horns bildet den Kriegshafen für die aufstrebende türkische Flotte. Eine kleine sandige Landzunge streckt sich uns entgegen, ein bescheidener Anlegeplatz für den Lokalverkehr in einem stillen Viertel von Stambul. Ringsum grüßen türkische und serbische Fahnen, dazu Masten in den gleichen Farben. König Peter von Serbien hat drei Tage zuvor dem allerheiligsten ökumenischen Patriarchen seinen Besuch gemacht. Mich führt heute dieselbe Absicht in den Fanar.

Nur wenige Schritte im nächsten Gäßchen zur Linken, ein wenig aufwärts, eine hohe Mauer, ein einfaches Tor mit wenigen Stufen, davor Soldaten, Kirchgänger. Wir sind zur Stelle. Der Ortsunkundige geht achtlos vorüber, so anspruchslos ist hier alles. Und doch befinden wir uns in einem kirchlichen Zentrum, vor der Schwelle des geistlichen Hauptes der griechischen Kirche.

Als Mohammed II. am 29. Mai 1453 nach blutigem Ringen durch die Bresche am Tore des heiligen Romanus in die Stadt eingedrungen war, rottete er mit dem religiösen Fanatismus des Orientalen alles aus, was sich an christlichen Männern innerhalb der Mauern vorfand; die Frauen wanderten in die Sklaverei; der Griechenstamm am Bosporus war ausgetilgt. Indessen nicht für immer, ja nicht einmal für lange. Die Türken waren Barbaren; sie konnten für ihr neues europäisches Reich die europäischen Kulturträger nicht entbehren. Noch derselbe Mohammed II. siedelte darum vornehme griechische Familien aus Städten wie Trapezunt, Kaffa, Amastris in Stambul an. Sie bekamen hier ein Quartier angewiesen, das dicht am Goldenen Horn und südlich von der letzten kaiserlichen Residenz, dem nunmehr verwüsteten Blachernenpalast, gelegen war. Nach einem alten Leuchtturm, der längst vergessen ist, heißt das ganze Viertel heute noch Fanar. Daß man dieser neuen griechischen Kolonie auch die alten kirchlichen Gebäude zurückgegeben hätte, daran war freilich nicht zu denken. Justinians Wunderbau, die Hagia Sofia, rückte in die Reihe der bevorzugten Moscheen ein; alle übrigen griechischen Kirchen, gefällige Zentralbauten mit feiner Säulenplastik und reichem Mosaikenschmuck, erfuhren die entsprechende Umwandlung.

Wenn es uns heute oft schwer wird, auf den ersten Blick die Moschee von der griechischen Kirche zu unterscheiden, so hat dies seinen guten Grund darin, daß erstens sehr viele Moscheen in Wirklichkeit nur umgemodelte Kirchen sind, und sodann, daß bei dem Fehlen eines festen Moscheentypus sich die türkischen Architekten auch bei ihren Neubauten ausschließlich von der griechisch-kirchlichen Tradition leiten ließen. Auch die moderne Moschee ist in der Hauptsache ein von der Kuppel gekrönter Zentralbau im buntesten Gewande. Das einzig Neue, das daneben stehende schlanke Minaret, ist bloß eine unorganische Zutat.

Schließlich war jene Verwendung als Moschee die einzige Rettung für die stolzen Bauten aus kaiserlicher Zeit. Denn alles übrige verfiel. So blieben von der Apostelkirche, wo die großen Kaiser und Kaiserinnen ruhten, nur die verwüsteten Fundamente übrig. Hier und da versuchte wohl noch die christliche Kolonie einen herrenlosen und ungebrauchten Bau festzuhalten, aber von Jahrzehnt zu Jahrzehnt sah sie sich weiter zurückgedrängt. Vorübergehend fand der Patriarch Zuflucht in einem ehemaligen Nonnenkloster. Erst im Anfang des 17. Jahrhunderts erhielt er definitiv das bescheidene Kirchlein St. Georg im Fanar. Mit ihm mußte sich der ökumenische Patriarch begnügen; es bildet seit drei Jahrhunderten seine Metropolitankirche und seine Residenz. Von hier aus repräsentiert er seitdem unter Druck und Zwang die griechisch-katholische Kirche.

Was man von St. Georg heute vor sich sieht, ist ein unscheinbarer Bau aus späterer Zeit, dessen einziger Fassadenschmuck aus dem Kaiserwappen, dem Doppeladler der Paläologen, besteht. Drinnen ist alles sauber und reich, aber weder geschichtliche noch künstlerische Interessen finden in diesem simplen Raume irgendwelche Befriedigung.

Der Gottesdienst war bereits in vollem Gange. Schon um 6 Uhr hatte der Orthros begonnen, dem alsbald die ausgedehnte Meßliturgie folgt. Schiff und Seitengänge waren vollgepfropft, ein Durchkommen schien völlig unmöglich. Doch wir waren angemeldet. Es bedurfte nur eines Wortes, und der Kerzenverkäufer am Eingange dirigierte mich und meinen studentischen Begleiter sicher durch die Soldatenmenge im linken Seitengang zum Chorgestühl, dicht neben den weiß-blau-rot ausgeschlagenen Baldachin, unter dem kurz zuvor König Peter von Serbien dem Gottesdienst beigewohnt hatte. Uns gerade gegenüber der allerheiligste Patriarch Joachim III. auf dem Patriarchenstuhl. Der griechische Bischof macht mit seinem mächtigen Bart, dem lang herabwallenden Haar und den dunkelblitzenden Augen in der Regel eine gute Figur. Wenn nun die Gestalt des Patriarchen noch der reich gestickte Mantel umhüllt, dazu auf der Brust das große Kreuz und das ausdrucksvolle Enkolpion mit Heiligenbild, auf dem Kopfe die kronenartige, mit Edelsteinen geschmückte und vom Kreuze überragte Mitra, in der Hand den Stab mit den Schlangenköpfen, so hat man in der Tat ein Bild von unaussprechlicher Hoheit und Würde. Hier stand ich vor dem Nachfolger des Chrysostomus, Nestorius, Flavian, des Photius und Michael Caerularius. Und daß meine Gedanken bei der byzantinischen Zeit dauernd festgehalten

wurden, dafür sorgte ein kleiner, aber sehr charakteristischer Umstand. Alle Priesterkleidung im Osten und Westen ist schließlich nur die aus der Mode gekommene und liturgisch erstarrte höfische oder amtliche Tracht einer früheren Zeit. Der spielerische Sinn hat den mißverstandenen Stücken nachträglich eine mystisch-symbolische Bedeutung untergeschoben und sie dadurch, ganz entgegen ihrem ursprünglichen Zwecke, der profanen Welt entrückt. Sie sind heilige Gewänder geworden, nur bestimmt für den heiligen Dienst und ohne Zusammenhang mit der Welt draußen. Dieser Patriarch aber hatte unten am Saume seines Mantels zweimal den Doppeladler von Byzanz, und Rücken und Seiten waren durchquert von aufgenähten Streifen in den Farben von Byzanz. Es würde selbst im loyalen Deutschland auffallen, wenn ein Generalsuperintendent den preußischen Adler am Talare tragen wollte. Aber diese griechische Kirche steht trotz vierhundertjähriger Türkenherrschaft noch in einem ideellen Verhältnis zu einem Kaiser, der nicht mehr ist, und zwar dies gerade auf dem rein geistlichen Gebiete. In Byzanz hatte der Landesherr von jeher ein liturgisches Recht in der Kirche, das wir ihm im Westen bestreiten, und darum stören auch seine Farben nicht am Altare, im Gegenteil, sie gehören geradezu hierhin.

Das Kultusdrama wickelte sich in seinen einzelnen Teilen feierlich und packend ab, gehoben durch die Mitwirkung eben des Patriarchen und der ihn umgebenden Metropoliten. Es schließt mit einer uns besonders eigenartig anmutenden Zeremonie. Von den dargebrachten heiligen Broten wird immer nur eins konsekriert und bei der Kommunion verwendet, die übrigen dagegen, die sogenannten Eulogien, werden am Schluß verteilt und von Priestern wie Laien mit andächtiger Hast zerrissen und sehr reell verspeist.

Während die Menge das Gotteshaus langsam verließ, geleitete mich der Metropolit Philaretos von Demotika in die angrenzende Residenz. Er ist Kirchenhistoriker und hat in Deutschland studiert. Seine zweibändige Kirchengeschichte sucht die griechischen Katholiken mit den Resultaten deutscher Forschung bekannt zu machen. Sie reicht nur bis zur Eroberung von Konstantinopel; denn über die Neuzeit zu schreiben, tragen die unter türkischer Herrschaft lebenden Griechen vorläufig noch ein vielleicht nicht unberechtigtes politisches Bedenken. Die Residenz des Patriarchen entbehrt durchaus des fürstlichen Prunkes wie des höfischen Zeremoniells; von einem Vergleich etwa mit dem Vatikan kann nicht die Rede sein. Man fühlt sich in der vornehmen behaglichen Umgebung eines hohen geistlichen Würdenträgers, weiter nichts. Der ökumenische Patriarch im Fanar ist kein Papst und will auch kein Papst sein. Der weite und helle Empfangssaal ist in der Mitte ohne Möbel; an den Wänden entlang ziehen sich niedrige Diwane, dazwischen einige Lehnsessel und kleine Rauchtischchen. Den einzigen Schmuck bilden die lebensgroßen Ölbilder von Patriarchen im Ornat und mit vielen Orden. Allmählich fanden sich die zu der zwölfköpfigen Synode im Fanar anwesenden Metropoliten ein, sofern sie am Gottesdienst teilgenommen hatten, unter ihnen Metropolit Bryennios. Durch die Auffindung der Didache und der vollständigen Rezension der beiden Clemensbriefe hat er sich ein unver-

gängliches Denkmal in der theologischen Wissenschaft gesetzt. Der freundliche Greis geht gern auf ein Gespräch ein, aber das Alter drückt ihn, und man läßt ihm darum lieber seine Ruhe. Inzwischen werden vom Diener Erfrischungen umhergereicht, Tee, Gebäck und steif eingekochte Früchte in dickem Gelee, dann sofort die noch zu wickelnde Zigarette: nach dem mehrstündigen anstrengenden Gottesdienst das erste und darum erwünschte Frühstück für diesen erlauchten Kreis und zugleich die geeignete Stunde für Audienzen beim allerheiligsten ökumenischen Patriarchen. Er tritt jetzt selbst ein, Joachim III., von zwei Diakonen bis über die Schwelle des Saales geleitet, von uns allen natürlich respektvoll begrüßt, aber auch wieder ohne jedes auffallende Zeremoniell. Man merkt ihm die Ermüdung an; erst nach dem Imbiß beginnt die Konversation. Der Patriarch hat in Wien studiert und spricht Deutsch. Des weiteren hat ihm ein an Kämpfen und Konflikten überreiches Leben wenig Zeit zur Wissenschaft mehr gelassen. Seine Sorgen gelten ausschließlich dem Regiment, der hohen Politik. Dies trat auch im Gespräch alsbald zutage. Ohne daß es besonders erwähnt zu werden brauchte, blitzte die hohe Befriedigung über den jüngsten Besuch Peters von Serbien hervor. Der orthodoxe König hatte den Patriarchen seiner Ehrerbietung und kirchlichen Treue versichert; er hatte sich in der Kirche wie in der Residenz begrüßen lassen und dabei Worte von wirklicher Herzlichkeit gefunden; er hatte vom Patriarchen eine kostbare Reliquie als Geschenk entgegengenommen und hatte umgekehrt diesen und die übrigen geistlichen Würdenträger nach Kräften ausgezeichnet. Die griechische Kirche fühlt sich inmitten der Türken wie in der Diaspora. Der Besuch eines orthodoxen Fürsten, der sich zu ihr bekennt, ist darum stets ein gewaltiges Ereignis. Der Zar kommt nicht nach Konstantinopel, andere Balkanfürsten sind Protestanten oder Katholiken, in um so bedeutsamere Perspektive rücken darum für den ökumenischen Patriarchen die Fürsten von Serbien und Montenegro.

In der Garçonwohnung meines liebenswürdigen Mentors, des Metropoliten Philareto von Demotika, setzten wir Frühstück und Unterhaltung fort. Bücher, Heiligenbilder, persönliche Erinnerungen aller Art verliehen dem kleinen Zimmer einen traulichen Reiz und gaben das Recht zu intimerem Gedankenaustausch.

Die jungtürkische Bewegung bedeutet einen Kulturfortschritt eminenter Art. Die griechische Kirche steht ihr abwartend gegenüber. Dies ist immer so, wenn sich die religiöse Welt, die Hüterin des Alten und Hergebrachten, mit etwas Neuem berührt.

Es zeugt darum von sicherem Takt, wenn die Jungtürken dem Islam gegenüber sehr vorsichtig auftreten; sie schonen die Gefühle und Empfindungen der geistlichen Führer wie der religiös gestimmten Massen. Man gewinnt vielfach den Eindruck: je radikaler auf politischem, um so pietätvoller auf religiösem Gebiete. Doch dies ist eine Sache für sich.

Mit der christlichen Kirche hat das Jungtürkentum direkt überhaupt nichts zu tun. Wo Berührungen stattfinden, sollten sie eigentlich freundlicher Natur sein. Denn die Jungtürken sind moderne Menschen, abhold jedem Fanatismus,

erschlossen für allgemeine Bildung und persönliche Freiheit. Sie haben nichts mit den mohammedanischen Christenschlächtern früherer Jahrhunderte mehr gemein. Und doch gibt es bereits Reibungen mit der griechischen Kirche in Hülle und Fülle, Reibungen, die einen Führer der Jungtürken, einen Spagnolen aus Saloniki, mir gegenüber zu der Äußerung veranlaßten: „Die Griechen sind schlechte Patrioten." Der Grund ist einfach der: die moderne Bewegung verlangt formelle Gleichheit vor dem Gesetz in strikter Weise, die Kirche hingegen fordert auf vielen Gebieten eine Ausnahmestellung, wie sie ihrer Eigenart entspricht. Der jungtürkische Liberalismus wird in demselben Maße intolerant und tyrannisch, als er seine Güte Widerwilligen aufzwingt. Das Griechentum seinerseits sieht als alte Kulturmacht mit unverhohlenem Mißtrauen auf die überstürzten Neuerungen der Jungtürken. So erscheint speziell die griechische Kirche intolerant, dem Fortschritt entgegenarbeitend und darum unpatriotisch. Sie selbst hingegen glaubt ein gutes Gewissen haben zu dürfen; kämpft sie doch um ihre Selbstbehauptung inmitten einer allgemeinen Nivellierung.

Da ist zunächst die Geldfrage. Die griechische Kirche hat ihre finanziellen Bedürfnisse bisher teils durch Stolgebühren, teils durch freie Abgaben auf dem Wege der Selbsteinschätzung bestritten. Mit Hilfe eines genau geregelten Systems lieferten weiter jede Pfarrei, jedes Kloster einen bestimmten Prozentsatz ihrer Einkünfte an die Metropoliten ab, diese dann wieder in gleicher Weise einen Teil für die allgemeinen Zwecke an den Patriarchen. So konnte, wenngleich in bescheidenem Maße, allen kirchlichen Anforderungen genügt werden. Die staatliche Autorität stand hinter der Erhebung der freien Abgaben; der ökumenische Patriarch erhielt sogar einen nicht unbeträchtlichen Zuschuß aus der Staatskasse. Letzterer ist nun mit der Konstitution sofort weggefallen. Vor allem aber wird jetzt das Volk schwierig; es verweigert bald hier, bald dort die freien Abgaben, es fragt nach dem Rechte der Erhebung, nach der Art der Verwendung; es beansprucht eine Teilnahme an der Kontrolle. Das Vertrauen zu dem patriarchalischen System gerät ins Schwanken. Andererseits fehlt jede Macht, die kirchlichen Abgaben zu erzwingen. Der konstitutionelle Staat überläßt es der griechischen Kirche, mit ihren Gliedern selbst fertig zu werden. Wie befremdlich diese Erscheinungen sind, zugleich wie schwierig die Lösung eines solchen Problems, erkennt man aber erst, wenn man an den Priestercharakter der griechischen Kirche denkt, wenn man erwägt, daß dieser Klerus gar keinen Begriff davon hat, was es heißt, die Laien zum Mitarbeiten und Mitregieren heranzuziehen.

Sodann die Schulfrage. Bei dem geringen Interesse, das die Türkenherrschaft der allgemeinen Volksbildung entgegenbrachte, behaupteten die christlichen Bischöfe leicht ihr Schulprivileg; sie waren die Herren der Schule, diese letztere eine rein kirchlich-konfessionelle Sache. Jetzt hat die Regierung die Angelegenheit in die Hand genommen; sie beabsichtigt Volksschulen von Staats wegen. Auch die bisher völlig vernachlässigten kleinen Türkinnen sollen lesen und schreiben lernen. In dieses staatliche Volksschulsystem passen nun natürlich die freien Schulen der Griechen schlecht hinein. Wo alle Kräfte

auf ein gemeinsames System hinstreben, betonen sie ihre hergebrachte Sonderstellung. Bereits sind alle griechischen Lehrer, die nicht osmanische Untertanen sind, Knall und Fall entlassen. Des weiteren verlangt die türkische Regierung, daß das Türkische in allen Griechenschulen obligatorisch wird, daß ihr mit dem Lehrplan die ganze Kontrolle über das griechische Schulwesen zusteht. Man merkt das politische Mißtrauen gegenüber einer Nationalität, die ihre Brüder auch außerhalb der türkischen Grenzen hat.

Am brennendsten ist aber die Militärfrage. Die junge Türkei ist auf nichts so stolz, und zwar mit Recht, als auf ihre Armee. Die Kasernen, die Truppenmärsche, die Paraden beschäftigen in geradezu ungewöhnlicher Weise das öffentliche Interesse. Die allgemeine Wehrpflicht wird trotz großer Schwierigkeiten mit Kraft durchgeführt. Von jetzt ab ist der Christ ebensogut türkischer Soldat wie der Muselmann; als Untertan des Sultans folgt er dem Halbmond; im Gliede sind sie alle gleich, der Mohammedaner, der Jude, der Christ. Auch hier sind die Spröden wieder die Griechen. Wer will es ihnen verargen? Der Türke ist schmutzig; seine Speisen sind ekelerregend; der Koran schreibt ihm bestimmte Regeln für Beten und Fasten vor. Dies alles stört niemanden, sofern er für sich allein in seinen gesonderten Vierteln dahinlebt. Aber auf demselben Zimmer, bei derselben Menage wird die Sache für den anderen fürchterlich. Die Griechen fordern deshalb, was zunächst sehr plausibel erscheint, wenn auch nicht gleich christliche Kompanien, so doch wenigstens kleine Abteilungen, die nur aus Christen bestehen. Wie schier unmöglich es aber der Regierung vorläufig ist, auf eine solche Forderung einzugehen, dies wird erst klar, wenn man sich etwa vorstellt, das deutsche Zentrum verlange, auf der von ihm eingehaltenen Linie weitergehend, auch getrennte katholische Kompanien und katholische Kasernen im Interesse der Seelsorge und des kirchlichen Zeremoniells.

Daß der allerheiligste ökumenische Patriarch inmitten eines armseligen Kleineleuteviertels wohnt, ist an sich kein Fehler; auch die Päpste haben gern hinter dem Proletariat des Borgo ihren Schutz gesucht. Aber während das Gewinkel zwischen Tiber und Vatikan stets eine abhängige und darum devote katholische Anhängerschaft beherbergte, verschiebt sich inmitten des internationalen und interkonfessionellen Konstantinopel allmählich der Charakter des Fanar. Die fanariotische Aristokratie ist längst zu Reichtum gelangt; der Handel im Orient liegt zum guten Teile in griechischen Händen. Eine wohlhabende Familie nach der anderen verläßt die engen Gassen, in denen die Ahnen einst ihren Unterschlupf fanden, um in die eleganten Europäerquartiere überzusiedeln. Auf der luftigen Höhe von Pera muß der Patriarch heute seine Schäflein suchen; in die verlassenen und verfallenden Behausungen des Fanar aber schieben sich arme Türken und Juden aus den oberen Lagen von Stambul. So ändert sich zusehends der Charakter des Fanar, und um den Patriarchen wird es in nächster Nähe einsamer. Ja dieser Vorgang ist sogar typisch für die Stellung des ökumenischen Patriarchates überhaupt. Sein Machtbereich wächst nicht, im Gegenteil, er verengt sich. Zwar in Konstantinopel selbst merkt man nichts davon; Konstantinopel ist nicht nur

die Hauptstadt der Türken, sondern zugleich die größte Griechenstadt. Hier und in den übrigen Handelsplätzen des osmanischen Reiches sitzen die zahlungskräftigen und ergebenen Untertanen des Patriarchates. Aber die Außenprovinzen sind stark im Rückgange begriffen.

Immer wieder drängt sich unwillkürlich der Vergleich mit dem römischen Papste auf. Einst waren sich die Metropoliten von Alt- und Neu-Rom mindestens ebenbürtig an Macht und Rang; dann aber erweiterte der im Westen, auf dem Wege der Mission unter den barbarischen Germanen, seine geistliche Sphäre ins ungemessene, während der minder glückliche Kollege im Osten unter dem harten Siegestritt der Mohammedaner Einbuße auf Einbuße erlitt und schließlich nur noch ein recht bescheidener Herr war. Inzwischen haben sich ja nun zwar die Verhältnisse gebessert. Die Slawen haben sich der griechischen Kirche angeschlossen, und der Islam weicht mehr und mehr zurück. Die griechische Kirche kann sich wieder neben der römischen sehen lassen, aber nicht der allerheiligste ökumenische Patriarch neben Seiner Heiligkeit dem Papste. Hier tritt die landeskirchliche Tendenz als Schranke dazwischen. Das Papsttum, dem nie ein Fürst in Rom lästig auf dem Nacken saß, hat sich zu einer internationalen Institution entwickeln können und hat diese Entwickelung zugleich dogmatisch zu begründen gewußt. Wo irgend auf der Welt ein römisch-katholisches Bistum entsteht, da unterstehen seine Glieder selbstverständlich dem römischen Papste. Jedes Streben nach landeskirchlicher Selbständigkeit wird mit rücksichtsloser Energie unterdrückt. Ganz anders die griechische Kirche, die darin eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Protestantismus hat. Man kann ihr angehören und braucht darum zum ökumenischen Patriarchen nur in einem Pietätsverhältnis zu stehen. So ist's mit der Kirche im großen Rußland, so mit den Kirchen in den verschiedenen slawischen Sonderstaaten des Balkan. Jede von ihnen bildet verfassungsmäßig einen eigenen Komplex. Und der unter dem ökumenischen Patriarchen stehenden anatolischen Kirche in der Türkei eignet nur der Ehrenvorrang der ältesten Schwester. Der ökumenische Patriarch gilt in den Augen der Griechen wie nach türkischem Staatsrecht als Haupt seiner Nation; er genießt den ideellen Vorzug, daß er allein für alle orthodoxen Kirchen das heilige Salböl weihen darf. Aber andere Rechte stehen ihm nicht zu, und andere Pflichten als die einer respektvollen Pietät werden ihm nicht zuerkannt. Von alters her ist die griechische Kirche viel zu sehr mit den Interessen der Krone verquickt gewesen, hat sie dem gekrönten Herrn viel zu viel Rechte in der Kirche selbst zugestanden und zugestehen müssen, hat sie sich gewohnheitsgemäß viel zu bewußt an diesen Zustand gewöhnt, als daß sie heute wagen könnte, den verschiedenen Erben der alten byzantinischen Kaiser gegenüber eine andere Stellung einzunehmen. Mit jeder neuen Landesgrenze entsteht ein neues Glied der griechischen Kirche und verringern sich Machtbereich und Einnahmen des allerheiligsten ökumenischen Patriarchen, dem heute als wirkliche Untertanen nur die griechischen Christen innerhalb der eigentlichen Türkei, nicht aber mehr die in Rußland, Rumänien, Serbien, Bulgarien und Griechenland unterstellt sind.

Dieser Prozeß ist in der geschichtlichen Entwickelung begründet, und die Patriarchen haben sich mit der Tatsache abgefunden, die jüngeren Töchter aus dem Hause entlassen und mit ihnen jedesmal ein großes Stück des gemeinsamen Vermögens aus der Hand geben zu müssen. Aber jede Wiederholung des alten Vorganges erzeugt neue Schmerzen, und es geht bei einer neuen Trennung jetzt ohne Krisen nicht mehr ab. Von niemandem spricht man in Konstantinopel, und merkwürdigerweise auch in Athen, mit größerer Entrüstung als von den Bulgaren. Sie sind Schismatiker; der ökumenische Patriarch sperrt ihnen das heilige Salböl. Geht man dann dieser Entrüstung auf den Grund, so zeigt sich, eine Häresie, ein dogmatischer Trennungsgrund liegt nicht vor. Die Bulgaren haben eigentlich nichts anderes getan als Rumänen, Serben, Griechen vor ihnen. Ihre Regierung hielt es nicht für opportun, die kirchlichen Verhältnisse unter einem geistlichen Oberhaupte zu belassen, das selbst noch dem Sultan untersteht. Vielleicht sind die Bulgaren gegen den ökumenischen Patriarchen ungebührlich schroff vorgegangen, vielleicht ist man aber auch im Fanar aus Empfindlichkeit gegen weitere Absplitterungen ungeschickt gewesen. Tatsache ist jedenfalls, daß heute zwischen dem Fanar und der jungen bulgarischen Kirche der heftigste Kampf tobt. König Ferdinand, der wenige Tage vor König Peter dem Sultan seinen Besuch gemacht hatte, ignorierte dabei den ökumenischen Patriarchen vollständig. Inmitten der anatolischen Kirche bildet sich sogar eine bulgarische Diaspora. Ganz nahe der Residenz des Patriarchen, im Fanar selbst und dicht am Ufer des Goldenen Horns, erhebt sich, weithin sichtbar, eine leuchtende bulgarische Kirche, etwas protzig und wenig geschmackvoll, aber ein offenkundiges Zeichen, daß der junge Balkanstaat zwar gut griechisch-katholisch sein, aber deshalb nicht auch ohne weiteres die Autorität des allerheiligsten ökumenischen Patriarchen anerkennen will.

Hundert Jahre Berliner Universität.

Von
Paul Ritter.

III.

Im Herbst 1808 verzichtete Napoleon, durch die Lage in Spanien gezwungen, auf seine Stellung zwischen Elbe und Weichsel; am 3. Dezember verließen die letzten Franzosen Berlin. Was die Gegenwart des Feindes in der Hauptstadt bedeutete, welchen Zufällen sich eine Universität unter seinen Augen ausgesetzt hätte, lehrte die Behandlung, die kurz vor dem Abzug Schmalz und Schleiermacher erfuhren. Schmalz hatte eine „Adresse an die Preußen" entworfen, die das Publikum mit dem Wesen der Steinschen Reformen bekannt machen wollte: die Schrift wurde unterdrückt, der Verfasser verhaftet — wenn man ihn auch nach einigen Tagen wieder freigeben mußte. Schleiermacher hatte längst mit dem Feuer gespielt. Seine gewaltigen Kanzelreden in diesen schweren Jahren, mit dem einen großen Thema: ausharren und sich innerlich bereit machen für den kommenden Kampf um die heiligsten Güter! waren immer wieder ein Wagnis. Jetzt wurde er vor Davoust geführt, der ihn einen tollen Hitzkopf nannte und ihm ankündigte, für jeden unbesonnenen Schritt werde ihn die Strafe auch aus der Ferne treffen. Und nun kehrten wohl Friedrich Wilhelm und seine Regierung auch jetzt noch nicht nach Berlin zurück. Gefährliche Velleitäten, zu denen die Beschäftigung der französischen Macht in Spanien und dann durch den neuen Krieg mit Österreich verlockte, kamen dazwischen; erst im Dezember 1809, als Napoleon noch einmal alles überwunden hatte, vollzogen, auf seinen Befehl, die Enttäuschten die Übersiedelung. Aber das Hindernis an sich gegen die Errichtung einer Universität in Berlin war mit dem Abzug der fremden Truppen gehoben, und es mußte sich jetzt zeigen, ob ein Wille da sei, den Plan wieder aufzunehmen — und durchzusetzen. Dieser Wille kam: mit Wilhelm von Humboldt.

Am 24. November 1808 wurde Stein entlassen, ein Opfer seines heißen Hasses gegen den Unterdrücker und fast noch mehr des Widerstandes, den das alte Regime seinem Werk entgegensetzte. Nach seinem Plan für die Neuordnung der Zentralverwaltung, für den er im letzten Augenblick die

Unterschrift des Königs erlangte, folgte ihm ein Kabinett von fünf Fachministern; Dohna übernahm das Innere, Altenstein die Finanzen, Beyme die Justiz. Kultus und Unterricht wurden dem Ministerium des Innern unterstellt, und zum Chef dieser Sektion empfahl noch Stein selber den Gesandten in Rom, Wilhelm von Humboldt. Humboldt hat lange geschwankt, ob er einen Ruf annehmen sollte, der ihn alles kostete, was ihm teuer geworden war: Rom und Italien, Freiheit und Schönheit des Daseins, die stille Beschäftigung mit Literatur und Kunst, und den süßen Verkehr mit gleichgestimmten Seelen. Als er schon bereit war, kam das Publikandum vom 16. Dezember 1808: die Minister suspendierten das Hauptstück der neuen Verfassung, den Staatsrat, und unterwarfen sich damit die Chefs ihrer Sektionen. Man ließ ihm dennoch keine Wahl, und im Februar 1809 gehorchte er seinem Pflichtbewußtsein.

Vor vielen Jahren hatte Humboldt „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen", niedergeschrieben. Die höchste Entwicklung aller in der Menschheit angelegten Kräfte zu einem harmonischen Ganzen, im Individuum oder doch in dem Neben- und Nacheinander der Gesamtheit, hatte er für den wahren Zweck des Daseins, und Freiheit und Mannigfaltigkeit der Betätigung für die Bedingungen erklärt. Der moderne, monarchische Staat, der über den Bürger den Menschen vergißt, zerstört diese Bedingungen. Der Staat muß vielmehr auf seine schlechthin notwendige Funktion, die Erhaltung der äußeren und inneren Sicherheit, beschränkt werden. Er muß den Anspruch aufgeben, das materielle oder gar das sittliche Glück seiner Untertanen selbsttätig fördern zu wollen. Er muß daher vor allem die Erziehung ganz den Individuen und ihren freien Vereinen überlassen. Allerdings, Theorie und Praxis sind auch hier zwei verschiedene Dinge. Der Mensch an sich, der zur vollen Selbstbestimmung reif wäre, existiert an keinem Ort und zu keiner Zeit, und der Staat würde ein Verbrechen begehen, wollte er Fesseln lockern, die noch nicht als lästig empfunden werden, oder deren er für seinen ersten Zweck, den Schutz seiner Untertanen, noch nicht entraten kann. Aber das Ideal selber soll der Staat nicht aus den Augen verlieren. Er soll es als seine Pflicht betrachten, den Individuen mehr und mehr die Möglichkeit zu dieser freien und mannigfaltigen Entwicklung zu gewähren. Und auch als sein eigenes, wohlverstandenes Interesse. Denn starke, selbständige Kräfte werden ihm nun zu Hilfe eilen, wenn er seine eigene Existenz oder seine natürlichen Aufgaben verteidigen muß.

Humboldt hat diese Anschauungen sein Lebelang bewahrt und, soweit er selber in die Lage kam, als Staatsmann zu wirken, nach ihnen gehandelt. Auch jetzt, als Leiter der Sektion für Kultus und Unterricht, als Gründer der Universität Berlin. Der Geist, in welchem er diese Aufgabe nur lösen konnte, stand von vornherein fest, und die Denkschrift „Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin", die er ein Jahr später begann, als er sein Amt niederlegte, bezeichnet auch das Programm, mit dem er es antrat. Wissenschaft, so erklärt er hier vollkommen in Übereinstimmung mit dem Grundgedanken seiner Jugendschrift,

entspringt in der einsamen Freiheit des einzelnen und gedeiht, entfaltet ihren ganzen Reichtum in einem lebendigen Zusammenwirken. Der Staat bringt diesen Prozeß weder hervor, noch kann er ihn unterdrücken. „Auch so würde einer für sich grübeln und sammeln, ein anderer sich mit Männern gleichen Alters verbinden, ein Dritter einen Kreis von Jüngeren um sich versammeln." Aber der Staat kann Formen und Mittel bereitstellen, und das zu tun, ist seine Pflicht. Der Staat kann und soll daher Akademien, Universitäten, Institute errichten und unterhalten. Er bleibe sich indessen immer bewußt, daß seine Mitwirkung ein Notbehelf ist, den unsere Unvollkommenheit verlangt, daß an sich das geistige Leben aller Regel widerstrebt, daß also Förderung gleichzeitig Beschränkung, Erniedrigung bedeutet. Er lege sich also in der Verwaltung seiner Anstalten die größte Reserve auf. „Die Hauptsache beruht auf der Wahl der in Tätigkeit zu setzenden Männer." Die innere Organisation gehört nicht zu seiner Aufgabe. Ihr Prinzip ist jedenfalls durch die Natur der Sache gegeben: Freiheit und Mannigfaltigkeit. Der Staat soll nur darüber wachen, daß dieses Prinzip gewahrt bleibe. Denn es wird nicht nur durch ihn bedroht, sondern auch durch die Anstalten selbst, „die, wie sie beginnen, einen gewissen Geist annehmen und gern das Aufkommen eines anderen ersticken." Sätze, in denen alles enthalten ist, was seitdem das Verhältnis unserer wissenschaftlichen Anstalten zum Staat bezeichnet. Diese Anstalten sind an sich ganz in die Hand des Staates gegeben, und mit den notwendig dehnbaren Paragraphen ihrer Verfassungen läßt sich jede Gewalttat rechtfertigen. Was sie schützt, ist allein das Bewußtsein, daß ihr Leben eigenen Gesetzen folgt, und das Vertrauen, daß der Staat seine sittlichen Schranken nie vergesse. Man muß mit dem Geschichtschreiber unserer Universität an Luther denken, der einst für das Verhältnis des religiösen Lebens zum Staat genau dieselbe Formel fand.

Und so werden wir auch die Stellung erfassen, die Humboldt zu der besonderen politischen Gemeinschaft einnahm, mit der ihn Geburt und Amt verknüpften. Man nennt ihn gern einen „Weltbürger". Nun, er wußte zunächst so gut wie irgendein anderer, daß alles geschichtliche Leben an den Staat gebunden ist. Viel zu früh erfüllte er sich ferner mit dem Verständnis des Wertes und der Kraft einer großen nationalen Kultur, als daß er die Napoleonische Weltherrschaft begrüßt oder auch nur für mehr als ein Intermezzo gehalten hätte. Er hat aber auch nie an der natürlichen Pflicht des einzelnen gezweifelt, für den bestimmten Staat, in den er hineingestellt ist, zu wirken und, wenn es sein muß, zu sterben. Freilich: nicht für den Staat an sich, für sein reines Machtbedürfnis, sondern für die höheren Güter, die er verwahrt, Güter der Nation und der Menschheit. Es mochte schwer halten, unter dieser Voraussetzung die deutschen Klein- und Mittelstaaten, die der fremde Eroberer vernichtete oder unterwarf, als notwendige Faktoren zu begreifen. Ein preußischer Patriotismus dagegen ließ sich auf solche Weise wohl begründen, und Humboldt hat immer diesen Schluß gezogen. Fichte, Schleiermacher, so mancher andere, der sich damals zu Preußen bekannte, standen auf demselben Boden. Ein Abgrund trennte diesen neuen

preußischen Patriotismus von demjenigen der Friederizianischen Epoche, der ganz auf die persönliche Ehre des Offiziers und des Beamten gestellt war. Die Umwandlung hatte lange vor Jena eingesetzt, eben in den Jahren, als die Ideale der Aufklärung die alte Bürokratie durchdrangen. Zum Abschluß war sie damals nicht gekommen, und kam sie auch jetzt nicht; gerade in der Not und dann im Kampf um die Befreiung bewährte sich auch der alte Begriff. Wieder ein Konflikt, dem der Staat von 1807 und 1813 — und alles, was er schafft und nährt — ausgesetzt bleibt: bis die politische Einigung der Nation auch dieses Problem vereinfacht hat.

Humboldt ging an die Aufgabe, die Beyme ihm hinterlassen hatte, nicht eben mit Begeisterung. Er teilte zunächst die Bedenken, die gegen die Hauptstadt als Sitz einer Universität geltend gemacht wurden. Aber geschehen mußte etwas, und dann kam Berlin mit seinen Instituten und Gelehrten allein in Betracht. Außerdem fand Humboldt, der einstweilen in Berlin blieb, hier seinen Friedrich August Wolf wieder; er war bereit, für diesen Mann alles zu tun, und Wolf wartete auf die Universität, für die er gleichsam seine Ehre verpfändet hatte. Humboldt lebte sich also schnell in den Gedanken ein, und in demselben Maße ergab sich ihm ein zweites persönliches Verhältnis: zu Schleiermacher. Ihre Anschauungen in dieser Frage stimmten nicht ganz überein. Der Staat Schleiermachers wird sich kaum zu dem sittlichen Standpunkt erheben, den Humboldt ihm anweist; er kann also auch nicht in der Ausdehnung, wie Humboldt will, Vertrauen und Einfluß verlangen. Und Organisation bedeutet für Schleiermacher mehr als für Humboldt eine natürliche Tendenz alles Lebens, die also auch stärker berücksichtigt werden muß als ein reiner Notbehelf. Damit hängt dann zusammen, daß Schleiermacher in der Verehrung der überlieferten Formen, in der sinnvollen Deutung auch des Kleinsten und Äußerlichsten erheblich weitergeht als Humboldt, der hier oft recht Gleichgültiges und Hinderliches zu gewahren glaubt. Aber die praktischen Forderungen der beiden Männer kamen doch in allen wesentlichen Dingen auf dasselbe hinaus, wie sie denn schließlich auf beiden Seiten in demselben unmittelbaren Gefühl wurzelten für den Eigenwert des wissenschaftlichen Denkens und seiner im Lauf der Geschichte erwachsenen Anstalten. In dem Augenblick, da Humboldt und Schleiermacher ihr Bündnis schlossen, waren daher gewisse Grundzüge der kommenden Hochschule gegeben. Sie wird in der Richtung liegen, die der freie wissenschaftliche Geist bisher für seine Organisationen innegehalten hat: sie wird nicht das künstliche Werk des Staates sein, weder ein Aggregat von Fachschulen noch ein Institut zur Pflege populärer Bildung, keine „allgemeine Lehranstalt", auch keine Zentraluniversität, sondern eine wahre „Universität im deutschen Sinne", an sich nur der reinen Wissenschaft gewidmet, mit allen wesentlichen für diesen Zweck entwickelten Formen und Rechten ihrer älteren Schwestern. Sie wird also auch auf die gefährliche Hilfe verzichten, die ihr von den andern Anstalten der Hauptstadt geleistet werden soll; sie wird nur diejenigen Verbindungen suchen, deren sie nicht entraten kann.

Es handelte sich darum, ob der König zu einer bestimmten, öffentlichen Erklärung für die Universität in Berlin und zur Sicherstellung der Kosten bewogen werden konnte. Das ließ sich nicht durchsetzen, solange Humboldt von der Regierung und seiner eigenen Sektion getrennt lebte. Er ging daher im April 1809 nach Königsberg, nicht im Einverständnis mit seinem Minister, der nur daran dachte, wie er Kirche und Schule dem Einfluß eines fast für irreligiös geltenden Mannes entziehen könnte. Aber als er nun erschien, beugten sich alle, deren er vorzugsweise bedurfte, gern vor seiner Kunst, Menschen und Dinge zu behandeln: wie die Räte seiner Sektion, Nicolovius und Süvern, so die Minister, Dohna und Altenstein. Auf den letzten, den Finanzminister, kam schließlich alles an, und Altenstein hat schon damals bewiesen, daß geistige Interessen bei ihm immer Verständnis und Förderung fanden.

Altenstein ging vor allem auf den Gedanken ein, den Humboldt in den Mittelpunkt seines Antrages stellte: der neuen Universität als Dotation eine Anzahl Domänen zu überweisen, und zwar zu wahrem, ewigem Eigentum. Es sollte für Humboldt der erste Schritt sein zu dem Ziel, welches er jetzt offen und sogar dem König bezeichnete: die sämtlichen der Wissenschaft, dem Unterricht und der Erziehung dienenden Anstalten müßten aus der Finanzverwaltung des Staates ausgeschieden und auf eigenes Vermögen und eigene Steuern gestellt werden. Er berief sich für diese Forderung — die einzige, in der ermit Fichte übereinstimmte — auf die Notwendigkeit, Einrichtungen solcher Art den Wechselfällen eines Krieges zu entrücken und zugleich das Interesse des Volkes für sie zu gewinnen. Der letzte Beweggrund war für den Verfasser der „Ideen über die Grenzen der Wirksamkeit des Staates" doch wohl ein anderer: die Freiheit der geistigen Kultur. Aber das neue Hausgesetz vom 14. Dezember 1808 hatte die Veräußerung von Domänen untersagt, es sei denn im Fall der Not und zum Zweck der Schuldentilgung. Altenstein wußte auch hier Rat: er empfahl, den König sogleich daran zu erinnern, daß die der Universität zu gewährende Dotation durch die Einziehung einiger geistlicher Güter wieder eingebracht werden müßte. Er bot überhaupt seinen ganzen Scharfsinn auf, um die zahlreichen rechtlichen und technischen Fragen, die der Vorschlag Humboldts herbeiführte, zu klären und zu lösen. Hinsichtlich der Höhe der Dotation schien ihm Humboldt sogar zu wenig zu verlangen: man kam überein, sie so zu bemessen, daß für die Universität, die Akademie der Wissenschaften, die der Künste und die andern mit der neuen Hochschule zu verbindenden Institute jährlich 150000 Taler erzielt würden. Altenstein stellte nur die Bedingung, daß man diese Summe, solange und soweit sie für ihren Zweck nicht gebraucht würde, dem Staat als Darlehn überlasse.

Diese Diskussionen in Königsberg währten vom Mai bis zum Juli 1809. Die Unsicherheit der politischen Lage lähmte immer wieder und gerade jetzt, in den Tagen von Aspern und Wagram, den Gang der Verhandlungen. Gute Freunde ermahnten den König, nicht noch mehr an Schätzen der Kunst und Wissenschaft einer neuen Invasion zu überliefern: so tief haftete doch

noch der Schrecken in manchen Herzen. Dazu kamen immer wieder die moralisierenden Bedenken gegen Berlin; sie machten, wie Altenstein bemerkte, auf den König sichtlich Eindruck. Indessen, am 25. Juli — am 12. hatte Österreich Waffenstillstand geschlossen — entschieden sich die Minister, den Antrag der Sektion für Kultus und Unterricht dem König zu unterbreiten. Humboldt bezog sich darin auf die Kabinettsorder vom 4. September 1807 und paßte sich auch sonst so viel wie möglich den Wendungen und Anschauungen an, die man von Beyme her gewöhnt war. Auch er spricht von einer „allgemeinen Lehranstalt", und auch er will sie mit den andern wissenschaftlichen Einrichtungen der Hauptstadt verbinden. Er nennt als solche Einrichtungen die Akademie der Wissenschaften, die der Künste und die wissenschaftlichen „Institute" und versteht unter diesen letzten — wie dieser Antrag und andere Quellen lehren — nicht nur die Königliche Bibliothek und die andern Nebenanstalten der Akademie der Wissenschaften, sondern auch alle technischen Schulen, mit Ausnahme der dem Kriegsminister unterstellten. Aber wie er verlangt, daß man der „allgemeinen Lehranstalt" den Namen und die Rechte einer „Universität" verleihe, so soll sie auch mit den Akademien und Instituten nur dergestalt ein „organisches Ganzes" bilden, „daß jeder Teil, indem er eine angemessene Selbständigkeit erhält, doch gemeinschaftlich mit den andern zum allgemeinen Endzweck mitwirkt." Und eines ist sicher: Humboldt war zu jeder Zeit mit Schleiermacher darin einig, daß Akademie der Wissenschaften und Universität nicht ineinander aufgehen dürften. Für Humboldt kam dabei noch ein besonderer Grund in Betracht. Es war für ihn entschieden, daß die Lehrstühle der Universität allein durch den Staat besetzt werden müßten: um so mehr legte er Wert darauf, in der Akademie, die sich nach wie vor des Rechtes der Selbstergänzung erfreuen sollte, der Wissenschaft ein vollkommen unabhängiges Organ zu erhalten. Es verstand sich ferner von selbst, daß der Universität die Nebenanstalten der Akademie der Wissenschaften zugänglich gemacht werden mußten. Dagegen können wir nicht feststellen, wie Humboldt sich die Verbindung mit den technischen Schulen dachte. Wahrscheinlich kam es ihm zunächst nur darauf an, so viel wie möglich alle Einrichtungen für Wissenschaft, Kunst und Unterricht unter seine Leitung zu bringen; er hat damals auch die Sektion für das Medizinalwesen übernommen. Jedenfalls hat schließlich auch in dieser Frage Schleiermacher recht behalten. Die Akademie der Künste und die andern Anstalten behaupteten, dem „organischen Ganzen" zum Trotz, ihre Unabhängigkeit, und die Universität hat nicht einmal den Versuch gemacht, sie ihnen streitig zu machen.

Der König antwortete am 16. August 1809 mit einer Kabinettsorder an Altenstein, Dohna und Beyme. Es ist die Stiftungsurkunde unserer Universität. Friedrich Wilhelm geht auf alles ein. Er bewilligt also die Errichtung einer „allgemeinen Lehranstalt" in Berlin mit dem Namen und den Rechten einer Universität, in Verbindung mit der Akademie der Wissenschaften, der Akademie der Künste und allen andern wissenschaftlichen Instituten und Sammlungen, die medizinischen soweit eingeschlossen, als sie nicht dem

Militär, der Polizei oder der allgemeinen Krankenpflege dienen. Er unterstellt diese vereinigten Anstalten der Sektion für Kultus und Unterricht und gewährt ihnen, „um sie gegen die Stürme der Zeit und selbst im Vertrauen der Nation mehr zu sichern", eine Dotation in Grundbesitz, im Wert eines jährlichen Reinertrages von 150000 Talern, und zwar in Domänen; der Staat wird sich für diesen Ausfall durch die Säkularisation katholischer Kirchengüter in Schlesien und Westpreußen entschädigen. Der König fügt hinzu das Palais des Prinzen Heinrich und das ganze Gebäude der beiden Akademien, und erklärt, daß alle diese Güter und Gebäude „für ewige Zeiten ein Eigentum dieser Anstalten und, wenn solche je aufhören sollten, ein zur Verbesserung des Schulwesens bestimmtes Eigentum der Nation" bleiben sollen. Der einstweilen nicht zur Verwendung kommende Teil der Dotation wird dem Staat als Darlehn überlassen. Die Minister werden angewiesen, diese Bestimmungen in feste Pläne und Vorschläge zu bringen. Und dann schließt die Urkunde mit den Worten: „Da übrigens nicht alle vorstehenden Bestimmungen zur Publizität sich eignen, namentlich die Domänenverleihung, ihr Betrag und eine jede dahin gehörige Festsetzung dazu nicht geeignet ist, so müssen die verschiedenen Maßregeln sehr sorgfältig abgesondert und höchstens, aber auch mit größter Vorsicht, nur diejenigen zur öffentlichen Kenntnis gebracht werden, welche dem Publikum einen neuen Beweis gewähren, daß Ich mich ausschließlich mit Gegenständen innerer Administration zum Besten des Staats, der Wissenschaft und Kunst beschäftige." Diesen Satz hatte die Sektion natürlich nicht beantragt: er war das eigene, charakteristische Werk Friedrich Wilhelms und seiner Vertrauten. Man möchte fast glauben, der König habe jetzt die Universität nur deshalb bewilligt, weil er seine — nicht ohne Grund verdächtigte — Friedensliebe demonstrieren wollte. Unzweideutig tritt jedenfalls die Besorgnis vor den Folgen der beabsichtigten Domänenveräußerung zutage: man erwartete offenbar den Einwand, daß zu einer solchen Änderung des jüngsten Hausgesetzes wieder, wie 1808, die Stände berufen werden müßten.

Es ist dann so gekommen, wie dieser Schlußsatz befürchten ließ: die Universität hat die Dotation, die Humboldt ihr zugedacht und der König verheißen hatte, nie erhalten. Der Justizminister — das Schicksal wollte, daß gerade Beyme diesen Posten innehatte — konnte über die rechtlichen Schwierigkeiten der Frage nicht hinwegkommen; andere, auf die der König hörte, betrachteten es überhaupt als ein gefährliches Beginnen, einer Universität eine derartige Unabhängigkeit zu gewähren. Humboldt hat ein Jahr lang Eingabe auf Eingabe getan, um seinen Gedanken zu retten. Vergeblich. Altenstein sorgte dafür, daß ihm die Summen, die er zur Errichtung der Universität verlangte, regelmäßig bewilligt wurden: die Dotation selber blieb ein Stück Papier. Der Nachfolger Humboldts, Schuckmann, hat es dann eine seiner ersten Handlungen sein lassen, das Wort des Königs förmlich zurückzunehmen. Wie alle andern öffentlichen Einrichtungen, so blieb auch die Universität Berlin für ihren Unterhalt auf die allgemeine Staatskasse angewiesen.

Einen harten Kampf setzte es auch um das Haus der Universität, und auch hier war den Wissenschaften kein voller Sieg beschieden. In den mächtigen Bau, den Friedrich seinem Bruder nach den Plänen Johann Boumanns errichtet hatte, teilten sich, nachdem der Prinz 1802, die Prinzessin 1808 gestorben war, die Reste ihrer Hofstaaten und einige Behörden, unter diesen die Generaladjutantur. Gleichwohl war Raum genug übrig, und ohne Mühe erlangte Humboldt hier im Juli 1809 ein Auditorium für seine Getreuen, Schleiermacher, Schmalz, Wolf und Fichte. Aber als er nun auf Grund der Kabinettsorder vom 16. August das ganze Gebäude in Anspruch nahm und den Insassen zum 1. April 1810 kündigte, erhob sich der Lärm. Der Kammerdirektor, Herr von Grunenthal, ein Mitglied der Akademie der Künste, Herr von Mechel, und der Generaladjutant — Scharnhorst, wollten durchaus nicht den Musen weichen. Noch weniger fühlte sich der Oberstallmeister bewogen, aus den Nebengebäuden die edlen Rosse zu entfernen. Natürlich wurde am Ende der König mit diesen Dingen belästigt, und alles, was sich in dessen Umgebung an heimtückischer Beschränktheit breit machte, empfand wieder einmal das Verlangen des Herrn von Humboldt als eine Anmaßung. Hat doch die Gräfin Voß, die Oberhofmeisterin, im Sommer 1810 an den Fürsten Wittgenstein geschrieben, er möge Hardenberg bewegen, die neue Hochschule wieder aus der Welt zu schaffen: zwei Universitäten genügten; es sei schade um das gute Geld und um das schöne Palais; der König habe ihr schon seine Übereilung geklagt; Humboldt sei nicht ihre Liebe; er habe Verstand, große Einsichten: „mais vicieux, en tout sens, et Jésuite.' Und Wittgenstein hat diesen Brief gern bestellt. Der König kam in der Tat zu der Ansicht, daß die Universität doch nicht zu sehr auf ihrem Schein bestehen dürfe: der Kammerdirektor mußte von dannen ziehen; Herr von Mechel, die Generaladjutantur und der Marstall konnten bleiben. Erst nachdem der König unter dem 24. November 1810 der Universität feierlich verbrieft hatte, daß er ihr das Palais des Prinzen Heinrich „mit allen dazugehörigen Gebäuden, Höfen und Gärten auf ewige Zeiten zu wahrem Eigentum" schenke und überlasse, konnte man im Sommer 1811 — denn bis dahin verzögerten sich Ausfertigung und Aushändigung der Urkunde — den Kampf wieder aufnehmen, und im Laufe des nächsten Jahres hat man den Künstler und die Uniformen glücklich hinausgedrängt. Aber mit den Pferden und Stallknechten mußte man weiter Tür an Tür wohnen — bis zu dem großen Umbau von 1834.

Die Akademie der Wissenschaften dagegen bewahrte ihre Würde, als ihr eine Kabinettsorder vom 22. September 1809 verkündete, daß sie fortan mit der Universität und andern Anstalten ein „organisches Ganzes" bilden und jedenfalls ihre Institute herausgeben sollte. Sie erklärte in ihrer Antwort, sie sehe den näheren Anordnungen „mit pflichtmäßigem Gehorsam" und in dem festen Vertrauen entgegen, der König, ihr Protektor, werde ihr diejenige Unabhängigkeit erhalten, deren sie zur Erfüllung ihres Zweckes bedürfe. Sie hat sich hierin nicht getäuscht. Wie die Verbindung zwischen Akademie und Universität am Ende geregelt wurde, beschränkte sie sich auf die Befugnis der

Akademiker, an der Universität zu lesen, und auf den Usus, daß die hervorragenden Professoren in die Akademie eintraten — ohne daß deshalb die Akademie ihr Wahlrecht aufgegeben hätte oder zu einem wissenschaftlichen Ausschuß der Universität herabgesunken wäre. So und nicht anders hatte Humboldt es auch nur gemeint, und er hat noch selber diese Lösung vorbereitet. Unter solchen Umständen hat die Akademie auch den Verlust ihrer Institute praktisch nie empfunden. Und für das wissenschaftliche Leben der Akademie ist der natürliche Zusammenhang mit der Universität der Jungborn geworden, aus dessen Tiefe es immer wieder neu, und schöner und reicher emporgestiegen ist. Aber auch die Universität wird nie vergessen, was sie an ihrer Wiege von der älteren Freundin empfangen hat. Daß sie die Institute der Akademie erhielt, verdankte sie dem Machtspruch des Staates; daß diese Institute ihresgleichen in Deutschland suchten, war die Arbeit der Akademie. Die Akademie hat auch ihren Ruhm der jungen Stiftung geliehen, die bescheiden genug in die Welt trat. Die Akten der ersten Berufungen gewähren hierfür interessante Belege. Die höchste Auszeichnung, die Humboldt bieten konnte — und wohlweislich bot er sie nicht immer — war ein Sitz in der Akademie, und manchen zog nicht die Universität nach Berlin, sondern das stille, vornehme Haus daneben; am Eingang grüßten ihn Leibniz und Friedrich und drinnen eine gute Gesellschaft — Maupertuis, Euler, Lambert, Lagrange, Friedrich August Wolf, Alexander von Humboldt.

IV.

Als Humboldt Königsberg verließ — im Dezember 1809, kurz bevor auch Hof und Regierung nach Berlin zurückkehrten — hatte er die Hauptsache erreicht: die Errichtung der Universität war öffentlich angekündigt; ein Gebäude, Institute, Geldmittel für alles weitere waren gesichert. Galt es also die Ausführung. Der Weg, den Humboldt hier einschlug, entsprach wieder ganz seinem Charakter und der Ansicht, die er sich über das Wesen wissenschaftlicher Organisation gebildet hatte. Er ging zunächst darauf aus, einige hervorragende Köpfe zu gewinnen; im Einvernehmen mit ihnen wollte er dann den Lehrkörper ergänzen und — was ihm immer die letzte und geringste Sorge blieb — Statuten und dergleichen ordnen. Und darum unternahm er wieder bei diesen ersten Berufungen kaum einen Schritt, ohne Wolf und Schleiermacher zu fragen oder doch ihrer Zustimmung sicher zu sein. Freilich, wieviel Einfluß er andern auch gestattete — oder zu gestatten schien: er hatte ein eigenes Talent, unter den verbindlichsten Formen seine Überlegenheit zu wahren. Ein Recht, gehört zu werden, ließ er nicht aufkommen, wie er denn ein solches auch der fertigen Anstalt nicht zu bewilligen dachte. Darin fühlte er sich immer als den allein verantwortlichen Vertreter des Staates. Aber ihm gegenüber stieß sich auch niemand an dieser Schranke. Jeder empfand, daß hier die Interessen der Wissenschaft gut aufgehoben waren, und daß dieses Verständnis wurzelte in wahrer Menschenachtung. Eben diese Eigenschaft hat man dann an seinem Nachfolger, an Schuckmann, schmerzlich vermißt.

Reil war die erste Eroberung, die Humboldt gelang. Die zweite der junge Immanuel Bekker. Die dritte — Savigny. Es folgten zwei Freunde Reils, der Physiologe Horkel aus Halle und der Anatom Rudolphi aus Greifswald. Dann Wilhelm Illiger aus Braunschweig, der Kustos der reichen zoologischen Sammlungen des Grafen Hoffmannsegg, die dieser jetzt der kommenden Universität zur Verfügung stellte. Endlich zeigte sich, dank Alexander von Humboldt, die beste Aussicht, zwei Mathematiker zu gewinnen: den größten, den man gewinnen konnte, Gauß in Göttingen, und den jungen Oltmanns in Paris. Aber diese Hoffnung sollte sich nicht erfüllen.

Einheimische Gelehrte standen in solcher Fülle zur Verfügung, daß man nur zu wählen hatte. Selbstverständlich waren nach wie vor Schleiermacher, Schmalz, Wolf und Fichte, außerdem jetzt, nach seiner Rückkehr im Gefolge des Königs, Hufeland. Im übrigen übereilte Humboldt gerade hier nicht die Ernennungen. Er berief einstweilen nur sechs Mitglieder der Akademie: den Chemiker Klaproth, den Botaniker Wildenow, den Physiker Paul Erman und den Mathematiker Tralles als Ordinarien, den Chemiker Hermbstädt und den Physiker Fischer als Extraordinarien. Einen Akademiker, auf den vor allen andern Humboldt rechnete, entriß ihm eben jetzt der Tod: Karsten, den Mineralogen.

Humboldt konnte schon einen ansehnlichen Stamm von Professoren aufweisen, als er am 23. Mai 1810 dem König Rechenschaft über seine Tätigkeit erstattete, und unter den Berufenen war kein einziger, dessen man sich zu schämen hatte; um Reil, Savigny, Rudolphi, Illiger, Schleiermacher, Wolf, Fichte, Klaproth, Wildenow war jede Universität zu beneiden. Humboldt wollte es also wagen: er stellte den Antrag, die Universität zu Michaelis 1810 zu eröffnen, nicht mit einer feierlichen Einweihung — damit müsse man bis zur Vollendung der Statuten warten — sondern mit frischer Tat, mit Vorlesungen und Promotionen in allen Fakultäten. Die Kabinettsorder vom 30. Mai 1810, die diesen Vorschlag guthieß, bedeutet nach den früheren vom 4. September 1807 und vom 16. August 1809 den dritten Markstein in der Vorgeschichte unserer Hochschule.

Infolgedessen setzte Humboldt am 3. Juni 1810 eine Kommission nieder, die unter seinem Vorsitz und im Zusammenhang mit andern sachkundigen Personen die Einrichtung der Universität weiterführen sollte. Zu Mitgliedern berief er seine Räte Süvern und Uhden und den Direktor der neugegründeten wissenschaftlichen Deputation, Schleiermacher.

Wenige Tage darauf war er entlassen. Zur Überraschung und Bestürzung seiner Freunde; er selber hatte diesen Ausgang wohl erwartet, jedenfalls herbeigeführt. Jener Eingriff in die Steinsche Organisation der Zentralverwaltung, den sich das Publikandum vom 16. Dezember 1808 erlaubt hatte, war in der Tat unerträglich geworden, wenigstens für einen Mann wie Humboldt. Die Chefs der Sektionen, aus denen sich die Ministerien zusammensetzten, sollten die verantwortliche Selbständigkeit, die ihnen Stein überwiesen hatte, behalten und gleichwohl darauf verzichten, ihre Sache in einem alle Ressorts umfassenden und regelmäßig, unter dem Präsidium des

Königs, tagenden Staatsrat zu vertreten. Humboldt hatte schon im Juli 1809 erklärt, daß dieses unnatürliche Verhältnis nicht bestehen könne: man müsse entweder die Steinsche Verfassung wiederherstellen oder konsequent sein, die Selbständigkeit der Sektionen aufheben, die Ministerien vervielfältigen und einen reinen Ministerrat einrichten. Und er hatte hinzugefügt, daß er selber nur bleiben werde, wenn man sich für den Staatsrat Steins oder für die Umwandlung *seiner* Sektion in ein Ministerium entscheide. Als man nicht auf ihn hörte, hatte er den König interpelliert und das allerdings erreicht, daß Friedrich Wilhelm den Ausbau der Organisation befahl. Aber die Minister kehrten nun weder zu Stein zurück noch wählten sie den zweiten Weg, den Humboldt angegeben hatte. Die Sektionen blieben, und der „Staatsrat", den man gewährte, wurde durch die näheren Bestimmungen, die für ihn gelten sollten, sogleich wieder zur Ohnmacht verurteilt. Außerdem wurde den Chefs der Sektionen zugemutet, in dieser Versammlung ihre eigenen Räte als gleichberechtigt anzuerkennen. Am 24. April 1810 wurde diese Kabinettsorder bekannt gegeben. Humboldt schwankte keinen Augenblick. Er verstand dieses Ergebnis als einen persönlichen Affront: am 29. April bat er um seinen Abschied. Die Antwort ließ lange auf sich warten. Denn inzwischen wurde über die Minister selber der Stab gebrochen: Hardenberg übernahm die Regierung, und dieser hätte Humboldt gern gehalten — als Minister des Innern. Wir kennen noch nicht die Ursachen, die diese Absicht vereitelt haben, wissen nicht einmal, ob sie bis zu einem Antrag an Humboldt gediehen, und warum Humboldt dann nicht darauf eingegangen ist. Genug, man tat ihm den Willen, oder vielmehr, man ernannte ihn am 14. Juni zum Gesandten in Wien. Am 17. Juni legte er die Geschäfte der Sektion nieder.

Für die Arbeit an der Universität hatte dieses Ereignis nun doch nicht die Folgen, die man im ersten Augenblick davon befürchtete. Denn wie einst Beyme, so behielt jetzt Humboldt bis zu seiner Abreise den Auftrag zur Einrichtung der neuen Hochschule. Er blieb bis Mitte August, und die Frist wurde wacker genutzt. Als Humboldt Berlin verließ, ging sein Werk, der Inhalt des tätigsten und erfolgreichsten Jahres seines Lebens, der Vollendung entgegen. Was noch zu tun blieb, lag in guter Hand: bei Schleiermacher.

Die Kommission, die Humboldt am 3. Juni berufen hatte, widmete sich zunächst ganz ihrer wichtigsten Aufgabe, der Anwerbung der noch fehlenden Professoren.

Es entsprach den Wünschen und Instruktionen Humboldts, daß sich diese Arbeit unter dem entscheidenden Einfluß einiger weniger Personen vollzog; die junge Universität hat dadurch teilweise einen ganz bestimmten Habitus erhalten. Die Theologen nominierte selbstverständlich Schleiermacher. Desgleichen Savigny die Juristen, nicht immer im Einklang mit der Meinung der Kommission, und ihm wieder wird es kaum lieb gewesen sein, daß Humboldt zu dem genialen Schüler gern auch den gefeierten Lehrer, Hugo in Göttingen, für Berlin gewonnen hätte. Für die medizinischen Berufungen standen sich zwei Autoritäten gegenüber, Reil und Hufeland, und es ist interessant, wie die beiden Antipoden auch in diesen Fragen miteinander

rangen. Aber auch hier trug Reil den Sieg davon; Humboldt und die Kommission überließen sich ganz seiner Führung. Mathematik und Naturwissenschaften waren schon durch die Ernennungen des Frühjahres versorgt worden. Jetzt handelte es sich nur um einen Ersatz für Karsten; hier hat der andere große Geognost der Akademie, Leopold von Buch, die Wahl der Kommission bestimmt und uns Christian Samuel Weiß zugeführt. Dagegen blieb für die philologisch-historischen Wissenschaften fast noch alles zu tun. Es war die Aufgabe, die Humboldt Wolf zugedacht hatte. Aber der Eigensinnige entzog sich allen Pflichten; er ging auf Reisen und kehrte erst im Herbst zurück. Um so mehr folgte man auch hier den Ratschlägen Schleiermachers und hatte es nicht zu bereuen.

Und man suchte die neuen Professoren nicht in Berlin, sondern auf den andern deutschen Universitäten. Hierin waren Humboldt, Schleiermacher, Savigny und Reil vollkommen einer Ansicht. Wie *sie* das Wesen der Wissenschaft verstanden, blieben ihnen diese Geistlichen, Beamten, Ärzte und Lehrer der Hauptstadt immer die Praktiker, deren Aufgabe und Tätigkeit sie gewiß nicht gering achteten, denen sie aber eben deshalb die Lehrstühle der reinen Wissenschaft verweigerten. Schleiermacher hat nie daran gedacht, einen der bewährten Kanzelredner oder Seelsorger, über die Berlin verfügte, an die Universität zu ziehen. Er hat überhaupt die hergebrachte homiletische Professur gestrichen, als überflüssig, ja als schädlich. Es stand auf einem andern Blatt, wenn er selber an Dreifaltigkeit predigte, oder wenn er einen besonderen akademischen Gottesdienst einrichten wollte. Savigny ging in dieser Tendenz so weit, daß er Vorlesungen über das Allgemeine Landrecht verhinderte. Und wenn Reil seinen Willen ganz durchgesetzt hätte, so wäre von dem gesamten Collegium medico-chirurgicum eben nur der Direktor, Hufeland, übernommen worden. Er suchte seine Kollegen ausschließlich in den Kreisen, die mit ihm an die Fruchtbarkeit der wissenschaftlichen Phantasie glaubten, und die mit den Auswüchsen der „Naturphilosophie" gar wenig gemein hatten. Darum hatte er Horkel und Rudolphi herbeigebracht; darum hatte er es jetzt auf Kielmeyer in Tübingen abgesehen, den Physiologen, den Cuvier, Alexander von Humboldt und Johannes Müller mit Bewunderung ihren Meister genannt haben; darum gewann er uns jetzt den ersten unserer großen Chirurgen, Karl Ferdinand Gräfe. Das war eben die Entwicklung: seitdem Humboldt den Plan der Universität übernommen hatte, kam man je länger, je mehr von dem Gedanken Beymes und seiner Genossen zurück, daß man, wie für die Institute, so für den Lehrkörper der neuen Anstalt im wesentlichen nur zu organisieren habe, was in Berlin schon vorhanden sei. Nur für die mathematisch-physikalischen Disziplinen wurde dieser Grundsatz festgehalten: weil hier die Akademie der Wissenschaften, getreu ihrer ganzen Überlieferung, in der Tat Gelehrte darbot, die man auf keiner deutschen Universität gefunden hätte.

Aber nun erlebte man die Enttäuschung, daß die Berufenen in der Regel ablehnten. Man wagte sich im Anfang kühn an die Großen: nicht *einer* ist gekommen. Die Theologen Planck und Ammon blieben in Göttingen und

in Erlangen, die Juristen Hugo und Haubold in Göttingen und in Leipzig, die Mediziner Kielmeyer und Autenrieth in Tübingen, die Historiker Sartorius und Heeren wieder in Göttingen, der Philologe Gottfried Hermann wieder in Leipzig. Weiß entschloß sich allerdings für Berlin, der Mitbegründer der modernen Kristallographie, aber nur, weil er in Leipzig nicht den rechten Lehrstuhl innehatte, sondern Physik vertrat. Man wurde also bescheiden und appellierte an die Sterne zweiten Ranges oder an das junge, kaum versuchte Blut — und holte sich auch hier so manchen Korb. Nur sechs wurden schließlich gewonnen: zwei Theologen — de Wette und Marheineke, ein Jurist — Biener, ein Mediziner — Gräfe, und zwei Philosophen — der Historiker Rühs und der Philologe Boeckh. Namen, wie man sieht, die heute fast alle zum allgemeinen Kulturgut gehören: damals war noch keiner über den Kreis der nächsten Fachgenossen hinausgedrungen. Im übrigen kam Gräfe nicht von einer Hochschule, sondern aus einer kleinen Residenz; Berlin war seine erste Professur. Die deutschen Universitäten versagten also der neuen Rivalin ihre Unterstützung. Vorab die führenden, Göttingen und Leipzig. Göttingen hat uns nicht einen seiner Lehrer überlassen, Leipzig nur den verkannten Weiß und einen jungen Privatdozenten, Biener. Aber auch Wittenberg, Marburg, Gießen, Erlangen, Tübingen verschlossen sich allen Werbungen. Daß Heidelberg drei Berufungen annahm: de Wette, Marheineke und Boeckh, verdankte man den Spannungen, die dort zur Zeit in der Studentenschaft und zwischen den Professoren und ihrer neuen Regierung in Karlsruhe bestanden. Außerdem zeigte sich nur Greifswald willfährig, indem es, wie im Frühjahr auf Rudolphi, so jetzt auf Rühs verzichtete: eine kleine, bescheidene Universität, die nie — wie doch sonst wohl jede unserer protestantischen Hochschulen irgend einmal — eine Rolle in der allgemeinen Bewegung des deutschen Geistes gespielt hat. Wie denn auch Savigny nur Landshut aufgegeben hatte, die Erbin der Jesuitenschule von Ingolstadt. So daß, als unsere Universität eröffnet wurde, unter ihren 24 Ordinarien nur acht dem preußischen Staat noch nicht gedient hatten.

Wir sind geneigt, die Ursache solchen Mißerfolges in der Geldfrage zu suchen. Denn der Normalsatz für eine ordentliche Professur wurde auf 1500 Taler beschränkt, und oft wurde nicht einmal diese Summe bewilligt — obwohl Berlin in jenen Tagen fast mehr als heute den Ruf einer teuren Stadt genoß. Aber es läßt sich doch kaum eine Verhandlung nachweisen, die an dieser Klippe gescheitert wäre. Vielmehr, wie man für Wolf, Reil, Savigny ganz stattliche Gehälter übrig hatte, so bot man auch bei den neuen Werbungen immer wieder 2500, 3000 Taler, wenn man eine bewährte Kraft gewinnen wollte. Und so werden wir auf gewisse Imponderabilien zurückgeführt, auf den konservativen Zug, den damals noch das Leben des deutschen Gelehrten zeigte, die treue Anhänglichkeit an die einmal gewählte Alma mater mit ihren festen Traditionen, ihren sicheren, wenn auch oft recht mäßigen Einnahmen, ihren innigen persönlichen Beziehungen zu den Kollegen wie zu den Studenten, ihrer ganzen frohen Behaglichkeit inmitten einer anmutigen Natur. Wenn man ein Landeskind war oder sonst dem Fürsten nahestand,

so fühlte man sich auch dadurch gebunden, und überhaupt, man galt doch noch etwas in diesen Klein- und Mittelstaaten, die zum Teil nur diese eine Universität besaßen — obgleich das alles nun allmählich anders wurde in diesem Zeitalter der Waffen und Revolutionen. Vergessen wir endlich nicht: es war doch für die Außenstehenden nicht mehr der Staat des großen Königs, der jetzt in seine Hauptstadt einlud, nie besiegt, beneidet um seinen Frieden, bewundert in seinem Wirken für Wohlfahrt, Aufklärung und Gesittung. Dieser Staat war jäh zusammengebrochen, und niemand konnte sagen, wie lange der kümmerliche Rest der äußeren und inneren Bedrängnis noch standhalten würde. Also hatten sich die Lobredner dieses Staates doch wohl getäuscht, und die andern behielten Recht, die in ihm nur das unnatürliche Erzeugnis eines despotischen Willens und den Urgrund aller Sünde und Strafe sehen wollten.

Die Organisatoren mußten also doch mehr, als sie gewillt gewesen waren, die einheimischen Reserven heranziehen — und jedenfalls eilen, das Haus unter Dach zu bringen. Hufeland hatte jetzt die Genugtuung, daß man zum sechsten Ordinarius der medizinischen Fakultät einen seiner Freunde vom Collegium medico-chirurgicum, den Anatomen Knape, ernannte. Der dritte klassische Philologe fand sich in Heindorf vom Joachimsthalschen Gymnasium, der Archäologe in dem Akademiker Hirt, der Nationalökonom in dem Staatsrat Hoffmann. Im übrigen suchte man sich mit Extraordinarien zu helfen, oder man berief — denn das ist hier der richtige Ausdruck — Privatdozenten. Und dankbar begrüßte man mehrere Mitglieder der Akademie der Wissenschaften, die von ihrer Befugnis zu Vorlesungen Gebrauch machten: die Mathematiker Bode, Burja, Gruson und Eytelwein, die Philologen Spalding und Buttmann und den neuen Historiographen des preußischen Staates — Niebuhr. Es blieben gleichwohl der Lücken genug. Eine juristische Fakultät von drei Ordinarien und einem Extraordinarius, unter denen man nicht einmal einen Germanisten hatte, mußte den Vergleich mit den meisten andern deutschen Hochschulen scheuen, und an Göttingen durfte man nicht denken, wenn man für das weite Feld der Historie und ihrer Hilfswissenschaften auf Rühs, einen Extraordinarius und einen Privatdozenten angewiesen war. Aber man konnte sich auch wieder der glänzenden Vertretung freuen, die Medizin, Naturwissenschaften und klassische Philologie gefunden hatten. Dazu erschien hier mit Albrecht Thaer zum erstenmal die wissenschaftliche Landwirtschaft in dem Lehrplan einer deutschen Hochschule. Und noch eine andere Singularität besaß Berlin: in Friedrich von der Hagen den ersten Vertreter der deutschen Philologie. Das war freilich nicht das Verdienst der Kommission; Schleiermacher wollte vielmehr Bewerber und Disziplin zurückweisen, und nur aus Mitleid bewilligte man ihnen schließlich eine außerordentliche Professur.

Inzwischen ging die Kommission an ihre zweite Aufgabe, die Feststellung der Gesetze, nach denen man leben, lehren und lernen sollte. Ausführliche Statuten ließen sich natürlich nicht mehr entwerfen; diese Arbeit wurde der ruhigen Überlegung aller Faktoren, im Zusammenhang mit den ersten Er-

fahrungen, vorbehalten, und sie hat sich dann bis 1817 hingezogen. Jetzt handelte es sich nur um ein provisorisches Reglement. Süvern und Savigny lieferten die ersten Notizen. Darauf übernahm wieder einmal Schleiermacher die Redaktion, und wie sein Entwurf im wesentlichen gebilligt wurde und die Grundlinien auch in die Statuten übergegangen sind, ist Schleiermacher der Gesetzgeber unserer Universität geworden. Wir brauchen also kaum zu erwähnen, daß die überlieferten Formen soviel wie möglich gewahrt wurden. Die neue Anstalt beansprucht „alle wesentlichen Rechte deutscher Universitäten". Sie kennt, wie hergebracht, Ordinarien, Extraordinarien und Privatdozenten, vier Fakultäten, Rektor, Senat und Dekane, öffentliche und private Vorlesungen, Honorar und Gebühren, Testimonien und Promotionen, und auch eine eigene Gerichtsbarkeit. Aber sie trifft in diesem Rahmen auch manche Neuerungen, indem sie Entwicklungen, die andere Hochschulen, vorzüglich Halle und Göttingen, begonnen haben, weiterführt: Berlin bedeutet einen neuen Fortschritt in der Verfassung der deutschen Universitäten. Der Staat allein beruft den Professor; Universität und Fakultät genießen keines Rechtes, sei es, Kandidaten zur Auswahl zu stellen, oder Ratschläge zu erteilen, oder auch nur gefragt zu werden; Schleiermacher war hier dem preußischen Staatsgedanken, den Humboldt vertrat, unterlegen. Berufung und Verpflichtung beschränken sich auf ein bestimmtes Fach; aber jeder Professor ist *befugt*, innerhalb jeder Fakultät, deren Grad er erworben hat, über jeden Gegenstand zu lesen. Die Bestimmungen über die Privatvorlesungen erinnern teilweise noch an die Zeit, da es sich in der Tat um Privatveranstaltungen, zur Ergänzung der für Lehrer und Studenten allein verbindlichen öffentlichen Vorlesungen, handelte; aber das Honorar wird von einem Beamten der Universität, dem Quästor, eingezogen. Schleiermacher wollte folgerichtig für das Honorar auch eine feste Taxe aufstellen; die Kommission entschied sich für den alten Modus, daß also jeder Professor das Honorar nach Belieben festsetzen dürfe. Die Befreiung von der Zensur gilt nur für die ordentlichen Professoren und nur für Bücher ihrer Wissenschaften; Schleiermacher hätte sie gern für alle Dozenten erlangt. Die wichtigste Änderung vollzieht sich in bezug auf die Gerichtsbarkeit. Die deutschen Universitäten besaßen ursprünglich die volle Gerichtsbarkeit über Personen und Sachen, gegen alle ihre Mitglieder, Professoren, Studenten, Handwerker, Bauern, einschließlich der Familien und des Gesindes dieser Mitglieder; sie straften sogar an Leib und Leben — ein Recht, welches noch Halle verbrieft erhielt — nur daß sie in solchen Fällen, wie jedes andere Gericht, an die Bestätigung des Landesherrn gebunden waren. Das 18. Jahrhundert hatte viel gebessert, vor allem die Professoren, als Beamte, der akademischen Gerichtsbarkeit entzogen; viel war geblieben — aber nur, weil der Staat beständig eingriff. Für Berlin wird nun bewußt und endgültig der Gedanke aufgegeben, der bisher der besonderen Gerichtsbarkeit unserer Hochschulen zugrunde lag: daß die Mitglieder dieser Korporationen einen privilegierten Stand bildeten. Wie denn das neue Jahrhundert allenthalben solche Vorstellungen, oder doch ihre rechtlichen Konsequenzen, beseitigte. Der akademische Bürger wird, wie jeder andere, den

allgemeinen Gesetzen und Gerichten unterworfen, und die Universität behält nur insofern eine besondere Gerichtsbarkeit, als sie derselben zur Aufrechthaltung ihrer eigenen Ordnung und guter Zucht und Sitte unter den Studenten bedarf. Die akademische Gerichtsbarkeit geht also grundsätzlich auf in die Disziplinargewalt der akademischen Behörden, und die Frage kann nur sein, inwieweit ihr der Staat für den angegebenen Zweck auch einige leichte Fälle des Kriminal- und Zivilrechtes überlassen soll. Und nur über diese Frage ist es zunächst zwischen Schleiermacher und der Kommission und dann zwischen der Kommission und dem Justizminister zu Differenzen gekommen. Man konnte sich jetzt nicht mehr verständigen; das Edikt vom 28. Dezember 1810 hat dann die Materie sogleich für alle preußischen Universitäten geregelt. Dafür wurde ein anderer, merkwürdiger Vorschlag gebilligt, den Schleiermacher, aber wohl nur auf fremde Veranlassung, einbrachte: in Ehrensachen wird den akademischen Gerichten eine Jury von Studenten beigegeben.

Der für die Eröffnung der Universität in Aussicht genommene Tag, der 15. Oktober 1810 — es war der Geburtstag des Kronprinzen — rückte heran. Eine Menge von Äußerlichkeiten waren noch zu ordnen; es geschah so schnell und so gut wie möglich. Am 22. September konnte der Schlußbericht an den König abgehen. Der König sollte auch dieses erste Mal den Rektor und die Dekane ernennen. Zum Rektor wurde Schmalz vorgeschlagen, wie es scheint, auf einen Wink von oben her; jedenfalls hatte Schmalz vor kurzem ein Schreiben an den König gerichtet und darin seinen ganzen heiligen Zorn entladen über die Zurücksetzung, daß man anderthalb Jahre lang alles ohne ihn verhandelt hatte. Zu Dekanen wünschte man Schleiermacher, Biener, Hufeland und Fichte. Eine Kabinettsorder vom 28. September bestätigte diese Wahlen. Einige Tage darauf erging der Befehl, mit den Immatrikulationen zu beginnen, und am 6. Oktober ließen sich die ersten sechs Studenten in das junge Album eintragen. Am 10. Oktober versammelte der Rektor die schon in Berlin anwesenden Professoren, verpflichtete sie für König und Universität und konstituierte dann den Senat. Man mußte sogleich einen sehr fatalen Beschluß fassen. Die feierliche Inauguration hatte man schon am 24. September bis zur Vollendung der Statuten verschoben; man ahnte nicht, daß man also sieben Jahre warten sollte. Jetzt mußte man auch die allgemeine Eröffnung der Vorlesungen auf den 29. Oktober vertagen — weil die Auditorien noch nicht sämtlich fertig und trocken waren. Obwohl man das große Ereignis schon für den 15. angekündigt hatte. Und so ist in der Tat am 15. Oktober 1810 nichts weiter geschehen, als daß drei Professoren, Hufeland, Gräfe und Klaproth, zu lesen begannen. Am 21. folgte Fichte, am 29. also die große Masse, im November der Rest. Sang- und klanglos trat die neue Hochschule ins Leben; jeder ging an seine Arbeit wie an etwas Selbstverständliches.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Briefe von Wilhelm v. Humboldt an Schiller.

1796—1803.

Bearbeitet
von
Friedrich Clemens Ebrard.

(Fortsetzung.)

8. 1796 Mai 3.

Es ist wohl der erst am 5. Juni „durch Gelegenheit" bei Schiller eingetroffene Brief, Kalender S. 24.

Berlin, 3. May, 1796.

Es war bloße Vergessenheit, mein theurer Freund, daß ich Ihnen am vorigen Posttag nicht schrieb. Die Li hatte den ganzen Tag vom Morgen bis zum Abend heftige Krämpfe in der Brust und im Kopf, und ich bildete mir, Gott weiß wie, steif und fest ein, daß es nicht Sonnabend und Posttag, sondern Freitag sey und erst am folgenden Tage, als ich der Li sagte, daß ich Ihnen schreiben wollte, erfuhr ich meinen Irrthum. Sie sehen aus diesem Vorfall abermals, daß es uns hier schlimm genug geht, und wohl haben Sie Recht, unsern Aufenthalt in Berlin eine Schule der Geduld zu nennen. Seitdem die Krämpfe in der Brust (denn eigentliches Blutspucken ist doch nur unbedeutend gewesen) häufiger und mit Schmerzen gekommen sind, ist auch Herz schon nicht mehr entschieden für das Karlsbad gewesen. Er hat uns gesagt, daß er es noch ein Paar Wochen mit ansehn, und sich dann entschließen wolle. Für den Rückenschmerz hält er das Bad sehr zuträglich, und da die Krämpfe doch nur gehen und kommen, so wäre es freilich möglich, daß sie die Kurzeit über ruhig wären. So ungewiß steht es noch bis jetzt mit uns. Mit meiner Mutter geht es von Tage zu Tage schlimmer. Besonders bekam sie seit 8 Tagen ein kaltes Fieber zu ihrem eigentlichen Uebel, was sie entsetzlich abgemattet hat. Doch ist dieß jetzt im Abnehmen. Daß sie dieß Jahr überlebt ist nicht wahrscheinlich, aber bis ins Ende desselben kann es sich dennoch immer hinziehn. Wir warten es auf keinen Fall ab, sondern gehen, es sey nun nach Karlsbad oder nicht, den 1. Junius, wenn uns nicht eigne Kränklichkeit hindert, von hier weg. Unser kleiner Junge[1]) ist sein Fieber jetzt völlig los.

[1]) Humboldts ältester Sohn Wilhelm, geb. 5. Mai 1794 in Jena, gest. 15. August 1803 in Ariccia.

Wie herzlich freuen wir uns nun über die guten Nachrichten, die Sie uns, lieber Freund, von Sich geben. Freilich möchte ich Ihnen selbst nicht rathen, Gesundheit mit absolutem und fortdauerndem Müssiggang zu erkaufen. Aber mehr an jedem Tage, und häufiger auf ganze Wochen sollten Sie in der That arbeitslos seyn, und ich werde nicht aufhören, in Sie zu dringen, bis Sie meinen Bitten nachgeben. Ich weiß niemand, der sich an Menge anstrengender Arbeit seit der Erscheinung der Horen mit Ihnen messen könnte. Es wäre für jeden gesunden zu viel, wie viel mehr für Ihren schwachen und kränkelnden Körper. Auch darum liebe ich die poetische Arbeit so sehr für Sie, weil diese Sie zwingt mehr Zeit einer wenigstens nicht so anhaltend anstrengenden Muße hinzugeben. Denn sonst hilft Ihnen freilich auch Gesellschaft und die bloße Beschäftigung mit Ihren Gedanken in dieser Hinsicht nicht viel. Ueberall ist Ihre ganze Kraft thätig, es ist dieß ein wesentlicher Zug Ihres Charakters, und es ist kein Wunder, wenn diese unaufhörliche Anstrengung Ihre körperlichen Kräfte aufreibt.

Ich habe in diesen Tagen den Egmont und Ihre Recension in der Literatur Zeitung [1]) wieder gelesen. Ich muß offenherzig gestehen, daß ich mit der letztern nicht recht zufrieden bin. Ich kann nicht Ihrer Meynung seyn, daß Göthe die Wirkung geschwächt hat, indem er dem Egmont seine Familie nimmt, und ihm andere Motive seines Bleibens in Brüssel leiht. Ich glaube vielmehr die tragische Wirkung hat dadurch nur gewonnen. Ich habe heute nicht Zeit, diese Ideen mehr auszuführen, und Ihnen meine Gründe zu entwickeln, aber ich möchte nur wissen, ob Sie noch jetzt, nachdem Sie Sich neuerlich soviel mit dem Stück beschäftigt haben, Ihrer alten Meynung sind. Alsdann kommen wir vielleicht wieder einmal in einem Briefe darauf. Ich hatte sogar einen kleinen Aufsatz darüber angefangen.

Aber dieser sowohl, als die auch halb fertige Recension des Fuchs verschlingt ein Unternehmen, das mir sehr und äußerst am Herzen liegt, und jetzt alle meine Gedanken besitzt. Ich habe schon so oft von Unternehmungen gesprochen und geschrieben, daß es mir lächerlich ist, es wieder zu thun, und daß ich mich nicht entschließen kann, Ihnen dieß eher zu nennen, als bis es wenigstens weiter gediehen ist. Nur soviel kann ich Ihnen heute sagen, daß dasjenige, was ich fürs erste davon ausführen will, hoffentlich Stoff zu einem mäßigen Band oder Bändchen geben wird, den ich bis zur Italiänischen Reise fertig machen und während meiner Abwesenheit hinterlassen möchte. Wenn ich an irgend eine literarische Existenz denken will, so ist es nothwendig, ein eignes nennbares Buch zu schreiben, und ich glaube ich bin auf keinen üblen Stoff gefallen. Auch ist er ganz aus dem Ihnen bekannten Kreise meiner Beschäftigungen hergenommen [2]).

Ich weiß nicht durch welchen Stoß ich in den Geschmack fester Entschlüsse gekommen bin, aber ich bin jetzt erstaunlich mit einer gewiß nicht un-

[1]) „Allgemeine Literatur-Zeitung" vom 20. September 1788, Nr. 227a und 227b, Spalte 769—778.

[2]) Wie im folgenden Brief (Nr. 9) vom 31. Mai näher dargelegt wird, war das Thema eine Charakterschilderung des 18. Jahrhunderts.

gegründeten Schaam über meinen bisherigen Müssiggang, und dem festen Vorsatz, irgend ein größeres Werk zu Stande zu bringen, erfüllt. Ich will alle Kräfte jetzt einmal an Ein Werk setzen, da ich sonst immer dadurch der Person etwas zu entziehen glaubte, und mich nie entschließen konnte ein bloßes Studiren für mich gegen eine mühsame Hervorbringung aufzugeben. Vielleicht gelingts; obgleich meine Hofnung mehr ein Postulat meiner Vernunft (die wohl die Nothwendigkeit einiger Zuversicht anerkennt) als eine wirkliche von selbst hervorgehende Empfindung ist. Denn an sich scheine ich mir immer wenig produktives und sogar wenig nur bloß praktisches Talent zu besitzen. Aber der Entschluß vermag viel.

Dabei fällt mir eine Anekdote ein, die ich neulich las. Ein berühmter Marschall von Frankreich soll, seitdem er Officier geworden, täglich eine Viertelstunde in seiner Stube herumgegangen seyn, und gesagt haben: Je veux être maréchal de France et grand Général. Ist das nicht sehr plaisant? Ueberhaupt wünschte ich, Sie könnten den Aufsatz zu lesen bekommen, in dem es stand. Es sind Biographische Nachrichten über Buffon von Hérault de Séchelles und stehn in einem in London erscheinenden Journal: Paris pendant l'année 1796. Der Aufsatz enthält unglaublich viel psychologisch Merkwürdiges über Büffon, Frankreich, und die damalige Art der Gelehrten. Büffons Eitelkeit ist unbeschreiblich. Er zählte nur 5 große Menschen: Newton, Leibnitz, Montesquieu, Bacon und sich. Von Aristoteles wundert er sich, daß er auf Sachen gestoßen sey, die Er erfunden habe u. s. f.

Verzeihen Sie dieß unordentliche Geschreibe heute. Ich möchte gern noch mehrere Briefe schreiben, und werde doch, da eben meine Mutter heute schlimm ist, oft unterbrochen. Grüßen Sie die gute Lolo tausendmal, die Li umarmt Sie beide. Ueber den Ritter Tourville[1]) und Schlegel[2]) bleibe ich Ihnen noch Antwort schuldig. Von Herzen Adieu!

Ihr Humboldt.

9. 1796 Mai 31.

Am 4. Juni bei Schiller eingetroffen, Kalender S. 24. Über Schillers verlorene Briefe vom 2., 23. und 27. Mai vgl. unten S 417 Anm. 1.

Berlin, den 31. May, 1796.

Es scheint einmal bestimmt zu seyn, liebster Freund, daß alle meine Plane in dieser Epoche scheitern. Mein kleiner Junge hat noch immer das

[1]) „Der Ritter von Tourville", vom Kriegsgerichtssekretär Gerber in Reval, erschien im 2. und 3. Stück der „Horen" von 1796; die im 3. Stück S. 77 angekündigte Fortsetzung ist nicht erschienen. Die romanhafte Erzählung basiert auf den apokryphen, von Guillaume Plantavit de la Pause, Abbé de Margon verfaßten und 1742 bei F. Girardi in Amsterdam in drei Bänden erschienenen Mémoires du maréchal de Tourville, vice-amiral de France et général des armées navales du roi. Der vollständige Name des berühmten Seehelden (1642—1701) war Anne-Hilarion de Costentin comte de Tourville. Schiller nannte Gerbers Erzählung im Briefe vom 5. Februar an Goethe „abscheulich" (Briefe Bd. IV, Nr. 1003); Körner lobte sie (Brief vom 22. März 1796 an Schiller, Briefwechsel Bd. III, S. 332 u. 333).

[2]) Bezieht sich wohl auf A. W. v. Schlegels „Fortsetzung der Briefe über Poesie, Sylbenmaaß und Sprache", die im 2. Stück der „Horen" von 1796 erschien.

Fieber, obgleich es im Abnehmen ist, und der Arzt verlangt ausdrücklich, daß ich volle vier Wochen, wenn es auch gänzlich vorüber ist, abwarte, ehe ich ihn einer neuen Reise aussetze. Ich sehe mich also aufs neue hier gebunden. Indeß lebe ich angenehmer, als im Winter, und in der That recht leidlich. Meine Mutter ist in Tegel, wir haben das ganze Haus zu unserer Disposition, und können ungestört uns Umgang oder Einsamkeit, wie wir wirklich thun, nach unserm Geschmack wählen. Meine Mutter ist von neuem sehr gefährlich krank. Sie hat ein schleichendes Fieber seit einigen Tagen, und wenn es sich nicht bald ausweist, daß dieß vielleicht nur von vorübergehenden Ursachen, die wieder gehoben werden können, herrührt, so ist ein nahes Ende wohl mit Gewißheit vorauszusehn. Mit der Li gehts seit einigen Tagen leidlicher, und mit mir, bis auf mein Auge, das mich von neuem incommodirt, vollkommen gut.

Ich sagte Ihnen schon in meinen vorigen Briefen, daß ich wieder angefangen habe, thätiger zu seyn, und mit ziemlichem Fortgange arbeite. Auch jetzt bin ich noch in gutem Zuge und komme immer mehr hinein. Da die äußern Umstände mich in dieser Zeit gerade so wenig begünstigen, so glaube ich doppelt soviel auf künftige ruhigere rechnen zu können, und habe recht günstige Hofnungen für das Gelingen meiner Arbeit.

Ich schrieb Ihnen im Winter einmal über den Gedanken einer Charakterschilderung unsrer Zeit[1]). Ich glaubte damals, die beste Methode bei einer solchen Arbeit würde eine theilweise Behandlung eines so weitläuftigen Gegenstandes seyn. Ich habe seitdem mehr und genauer darüber nachgedacht und gerade das Gegentheil gefunden. Eine solche zerstückelte Bearbeitung würde die Aufmerksamkeit des Verfassers und des Lesers zugleich zerstreuen, und die Deutlichkeit würde geradezu verlieren, da in diesem Gebiet nur die Zusammenstellung aller Theile zu einer allgemeinen Uebersicht Leichtigkeit und Klarheit hervorbringen kann. Dagegen ist die Weitschichtigkeit des Gegenstandes zwar allerdings eine Schwierigkeit, aber kein unüberwindliches Hinderniß. Wie groß auch irgend ein Gegenstand seyn könnte, so führt eine richtige und philosophische Behandlung desselben doch immer nur auf einige wenige Hauptbetrachtungen deren erschöpfende und vollkommen klare Auseinandersetzung alles weitere Détail schlechterdings überflüssig macht.

Ich habe mich also wirklich entschlossen an eine solche Arbeit mit allem Ernste zu gehn, und eine Charakteristik des 18ten Jahrhunderts aufzustellen. Ich halte sie wirklich für sehr stark durch das Bedürfniß unsrer Zeit jedem denkenden Kopf aufgegeben, und ich sollte meynen, hoffen zu können, diesem Unternehmen wenigstens mehr, als irgend einem andern, obgleich freilich (was einen indeß bei Versuchen, dünkt mich, nicht zurückschrecken muß) bei weitem noch jetzt nicht genug gewachsen zu seyn. Meine entschiedene Neigung, das Charakteristische überall aufzusuchen, hat meinen Sinn dafür gestärkt, ich habe zugleich mehr, als andere darüber nachgedacht, und meine Lage erleichtert mir mehr, als andern, sehr verschiedne Verhältnisse unter Menschen selbst zu

[1]) Im Brief vom 2. Februar 1796, Leitzmann Nr. 56, S. 277 ff.

beobachten. Was die so verschiednen Fächer der Kenntnisse betrift mit denen eine solche Arbeit wenigstens einige Bekanntschaft erfodert, so bin ich doch mit den wichtigsten, der Philosophie, Politik, Aesthetik und Philologie ziemlich vertraut, und in den Naturwissenschaften kein Fremdling. Ueberall daher, wo ich mich in einem einzelnen Gebiete befinde, muß ich eher Mislingen meiner Versuche und ungleichen Kampf mit mächtigeren Concurrenten befürchten.

Indeß ist dieß Unternehmen doch immer von der Art, daß man wohl daran arbeiten kann, aber nicht sobald, viel weniger gleich die Vollendung hoffen darf. Der Vorwurf meiner jetzigen Arbeit ist daher nur eine Einleitung zu jener Charakteristik, eine Abhandlung, welche die Erfordernisse und Schwierigkeiten derselben auseinandersetzt, und den Plan ausführlicher vorlegt Da ich es aber hier nicht vermeiden kann, vieles Allgemeine über Charakter und Charakterschilderung einzuweben, so wird diese Einleitung immer hoffentlich eine eigne kleine Schrift ausmachen können [1]).

In der Charakteristik selbst werde ich dafür zu sorgen suchen, das gehörige Mittel zwischen einer zu sehr speculativen, und zu sehr historischen Behandlung zu halten. Auf der einen Seite ist es schlechterdings nothwendig, die unzähligen einzelnen Erscheinungen auf wenige Hauptzüge zurückzuführen, und den Charakter der Zeit nach seinen vorzüglichsten und allgemeinsten Seiten zu schildern. Es ist sonst nie möglich, seine eigentliche Form bestimmt und getreu darzustellen. Aber auf der andern Seite müssen die Belege zu diesen Behauptungen zugleich vollständig aus der Geschichte des Jahrhunderts zusammengetragen werden, und auch hier, denke ich, wird die Arbeit sehr dadurch erleichtert werden, wenn man eine hinreichend genaue Kenntniß dieser Geschichte besitzt, um nur die hauptsächlichsten aber immer vollkommen treffende Beweise herbeizuführen.

Auch halte ich für nothwendig, das ganze Werk in zwei Theile zu zerlegen. In dem einen muß, meinem Plan nach, der Charakter der Menschheit in unserm Jahrhundert allgemein nach seinen einzelnen Seiten geschildert und durch Beispiele aus der Lage unsrer Verfassungen, Wissenschaften u. s. f. bewiesen werden. Im zweiten müssen diese einzelnen Fächer eine genauere Prüfung erfahren, die Lage eines jeden im Anfange dieses Jahrhunderts und seine Veränderungen während des Laufs desselben müssen einzeln gezeigt werden. Diese beiden Theile stehn in einer sonderbaren Beziehung auf einander. Ich halte es für unmöglich, den zweiten zweckmäßig auszuarbeiten, ohne den ersten schon vollendet zu haben. Wenn der Blick gar nicht durch allgemeine Aussichten geleitet ist, so muß er sich in dem Chaos einzelner Gegenstände, das der zweite Theil darbietet, nothwendig verwirren. Dagegen kann auch der erste kaum etwas anders als das Resultat des zweiten seyn.

[1]) Die „Einleitung" zu dem geplanten, aber nicht zustande gekommenen großen Werke Humboldts ist nach dem Tegeler Manuskript unter dem Titel „Das achtzehnte Jahrhundert" in den Gesammelten Schriften Bd. II, S. 1—112 (Berlin 1904) von Albert Leitzmann herausgegeben worden. Vgl. ebenda S. 401 f. dessen Bemerkungen zur Entstehungsgeschichte der Schrift.

Ich denke daher zwar den ersten zuerst fertig zu machen, aber während der Bearbeitung des zweiten beide gegenseitig durch einander zu verbessern, und nach Vollendung des zweiten, den ersten noch einmal von neuem umzuarbeiten. Ich weiß kein kürzeres Mittel, allen Unbequemlichkeiten auf einmal zu begegnen.

Die Verschiedenheit der Nationen wird in die Ausführung des ganzen Plans eine neue Schwierigkeit bringen. Indeß beschränke ich mich natürlich auf die 4 Hauptnationen Europas und überhaupt werde ich wohl hinten eine eigne Abhandlung über den besondern Charakter der verschiednen Geschlechter, Nationen und Stände anhängen.

Sie sehn, liebster Freund, daß ich weitläuftige Entwürfe im Kopf habe. Allein sie dienen wenigstens mein Studiren zu leiten und für die Ausführung denke ich jetzt nur an die Einleitung, die mir weder ein sehr schwieriges noch weniger eben weitläuftiges Unternehmen scheint. Ich habe bis jetzt zwei Abschnitte (etwa 3 Bogen) vollendet, und wenn soviel dazugekommen seyn wird, daß es ein kleineres Ganzes ausmacht, hoffe ich, sollen wir es gemeinschaftlich prüfen können.

Ich höre seit langer Zeit nichts von Ihnen[1]), und habe gar keine bestimmte Vorstellung von Ihren Beschäftigungen, theurer Freund. Wie herzlich werden Sie mich erfreuen, wenn Sie mir recht bald etwas ausführliches sagen. Die Li grüßt Sie und Lolo herzlich. Unser Mädchen ist in Tegel bei der Großmutter; der Junge fängt sehr hübsch an zu sprechen, und ist sehr brav und verständig. Ewig von ganzer Seele Ihr Humboldt.

10. 1796 Juni 11.

Antwort auf Schillers verlorene Briefe vom 27. Mai und 6. Juni, Kalender S. 24; am 15. Juni bei Schiller eingetroffen, Kalender S. 25. Der Brief kreuzte sich mit Schillers verlorenem vom 10. Juni, Kalender ebenda.

Berlin, 11. Junius 96.

Ich konnte Ihnen neulich, liebster Freund, nur so wenige Worte schreiben, daß ich mich sehne, heute das Versäumte nachzuholen. Denn wenn ich auch, wie gerade heute, keinen bestimmten Gegenstand mit Ihnen zu besprechen habe, so unterhalte ich doch so gern eine soviel möglich ununterbrochene Mittheilung.

Ich lebe ein äußerst einförmiges Leben hier, und unstreitig noch mehr als selbst Sie in dem einsamen Jena. Die Besuche bei meiner Mutter[2]) in Tegel ausgenommen, verlasse ich nur selten meinen Arbeitstisch. Dafür rücke ich aber auch mit meiner Arbeit täglich weiter, obgleich es im Ganzen sehr langsam geht. Ich bin unendlich begierig, was Sie zu dieser Produktion

[1]) Nach dem Kalender S. 23 u. 24 hatte Schiller am 2. und 23. Mai an Humboldt geschrieben; beide Briefe sind nicht mehr vorhanden. Schillers gleichfalls verlorener Brief vom 27. Mai (Kalender S. 24) kreuzte sich wohl mit dem vorliegenden Humboldts vom 31. Mai.

[2]) Nachschrift quer über den linken Rand: Meine Mutter bessert sich wieder und ist wieder fieberfrei.

sagen werden. Gentz versichert mir, daß der Stil ein gänzlich anderer als in den Horenaufsätzen sey, und ich bin nun nur zweifelhaft, ob ich nicht, wenn ich auch einen und den andern meiner früheren Fehler vermieden hätte, in neuere und schlimmere gerathen bin. Für die Klarheit hoffe ich indeß doch gesorgt zu haben, und das, was ich am meisten besorge, ist nur, daß ich vielleicht nun weitläuftiger, trockner, und seichter geworden seyn möchte. Da ich es mir schlechterdings vorgesetzt habe, meine Materie nicht bloß für mich, sondern recht eigentlich für den Leser durchzuführen, und mir auch unter diesem nicht einen einzelnen ausgewählten, schon im Ganzen mit meiner Vorstellungsart bekannten oder übereinstimmenden, sondern nur überhaupt einen uneingenommenen, aufmerksamen und prüfenden Mann zu denken, so richte ich meinen ganzen Vortrag, und sogar die innere Behandlung des Gegenstandes hauptsächlich darauf hin. Da ich hier überdieß einen großen, und für sich wichtigen Stoff zu bearbeiten habe, so glaube ich ihm nicht genug Masse und Licht geben zu können. Ich vermeide daher alles Spitzfindige, oder bloß Feine, wenn es auch noch so wahr und scharfsinnig seyn sollte, ich verweile selbst bei dem ganz Allgemeinen nur so wenig als möglich und eile überall dem Besondern zu. Für mein jetziges Unternehmen scheint mir dieses Bestreben schlechterdings nothwendig, und überhaupt würde ich doch auch einen eigentlich feinen Gegenstand, wie den in den Horen, nie wieder auf dieselbe Weise bearbeiten. Wie fein auch ein Gegenstand seyn mag, so hat er doch gewiß immer zugleich auch Seiten, von denen er eine gewisse Masse darbietet, und deren genauere Verfolgung erst auf jene Feinheiten führt. Bei diesen nun hat der Verfasser die Wahl, ob er zuerst und hauptsächlich auf jene großen und leuchtenden Züge, oder auf diese Feinheiten aufmerksam machen will. Thut er das Letztere, wie ich damals that, und wie jeder immer thun wird, der im Schreiben mehr an sich als an den Leser denkt, so vermindert er das Interesse des Lesers, und erschwert ihm die Arbeit. Außerdem daß das Spitzfindige überhaupt nur wenig, oder doch wenigstens nur Wenige und selten interessirt, wird er nun auf einmal in das Innerste des Gegenstandes eingeführt, ehe ihm derselbe nur im Ganzen hinlänglich gezeigt worden ist. Nimmt man hingegen den entgegengesetzten Weg, so interessirt man den Leser augenblicklich, und gewinnt noch außerdem den Vortheil, daß man die letzten Feinheiten nicht selbst mehr zu verfolgen, sondern nur ohngefähr anzudeuten braucht, da man den geistvollen Leser, sobald man ihn einmal auf den Weg geführt, und sein Interesse erweckt hat, sichrer sich selbst überlassen kann. Ganz so, wie ich es wünschte, kann ich dennoch diesen Plan nicht ausführen. Ich kann es vielmehr schlechterdings nicht vermeiden, in dieser Einleitung noch viel völlig Allgemeines mitzunehmen, wenn ich nicht eine schwankende und schädliche Ungewißheit über das, was ich Charakter, Charakteristik und Ideal nenne, zurücklassen will. Eine große Schwierigkeit finde ich jetzt darin, immer zu den allgemein vorgetragnen Sätzen gut gewählte historische Beispiele zu finden. Wäre mir auch ein größerer Reichthum von Thatsachen gegenwärtig, als leider gewöhnlich der Fall ist, so ist es doch eine so verschiedne Operation der Seele, ein philosophisches Raisonnement in bündigem Zusammenhange

fortzuführen, und nun wieder die dadurch auf einen Punkt gesammelte Aufmerksamkeit auf eine Menge verschiedner und einzelner Gegenstände zu zerstreuen, daß man dieß doppelte Talent gewiß nur höchst selten zugleich beisammen antrift. Zwar suche ich durch Lectüre diesem Mangel zu Hülfe zu kommen, indeß hilft dieß doch immer nicht hinlänglich aus.

Meinen vorigen Plan der Bearbeitung des Charakters der Alten glaube ich durch meinen neuen nicht eigentlich aufzugeben, sondern nur kürzer und zweckmäßiger zusammenzuziehn. Wie die Lage der Neueren jetzt einmal ist, so lassen sie sich kaum schildern, ohne ihnen nicht unaufhörlich die Alten entgegenzustellen. Eine fortlaufende Schilderung jener ist daher zugleich ein Gemählde von diesen. Zugleich gewinne ich aber dadurch den Vortheil, daß, da diese Schilderung der Alten nun mehr zur Nebensache wird, ich nicht genöthigt bin, weder überhaupt so ausführlich zu seyn, noch besonders eine so große Menge historischer Umstände beizubringen, als bei einer abgesonderten Behandlung des Alterthums schlechterdings nöthig gewesen wäre, und es mir besonders sehr viel Schwierigkeit gemacht haben würde. Im Ganzen aber ist doch das Studium und die Beschäftigung mit den Modernen mannigfaltiger, dankbarer und anziehender. Im Alterthume dreht man sich im Grunde nur auf einem sehr kleinen Kreise herum. So schön, groß und einzig die Bildung der Alten auch ist, so findet sie doch in der äußern Lage zu wenig Nahrung und Stoff, nicht bloß um recht dauernd und fruchtbar, sondern auch nur um recht reich an eigentlichem Gehalte zu seyn. Denn der ganze Vorzug der Modernen scheint mir schlechterdings aus ihrer äußern Lage, die sichrere Verfassungen besitzt, und zwar mehr Bedürfnisse weckt, aber auch soviel mehr Befriedigungsmittel darbietet, und also im Grunde auf ihrer politischen Einrichtung zu beruhn, wodurch alle ihre ausgezeichneten Fortschritte theils veranlaßt, theils wenigstens gesichert und beschützt worden sind.

Durch eine eigne Nachlässigkeit habe ich noch weder den Cellini [1]) noch Schlegels Shakespeare [2]) gelesen. Ersterer findet außerordentlichen Beifall, letzterer will nicht sonderlich gefallen.

Göthe hat uns seine Idylle [3]) geschickt, die unglaublich schön ist, und gewiß zu seinen besten Produktionen gehört. Danken Sie ihm doch in meinem Namen, und sagen Sie ihm, daß ich sie ihm Dienstag zurückschicken würde [4]).

Mit der Li gehts doch leidlicher. Der Junge ist noch nicht ganz von Schnupfen und Durchfall, an dem er ein wenig gelitten hat, geheilt, ich bin überaus wohl, und mehr, als ich mich seit lange erinnere. Tausend Grüße an Lolo von uns beiden. Ihr Humboldt.

[1]) Goethes „Benvenuto Cellini" in den „Horen" vom 4. Stück des Jahrganges 1796 bis zum 6. des Jahrganges 1797.

[2]) A. W. v. Schlegels Aufsatz „Etwas über William Shakespeare bei Gelegenheit Wilhelm Meisters" im 4. Stück der „Horen" von 1796, S. 57—112.

[3]) „Alexis und Dora. Idylle". Erschien in Schillers Musen-Almanach für 1797, S. 1—17.

[4]) Humboldt sandte die Idylle indes erst mit seinem Brief vom 25. Juni an Goethe zurück. Bratranek Nr. 7.

11. 1796 Juni 25.

Antwort auf Schillers verlorene Briefe vom 10. und 20. Juni, Kalender S. 25; am 29. Juni bei Schiller eingetroffen, Kalender ebenda.

Berlin, 25. Junius 1796.

Ich hoffe unsern Briefwechsel, liebster Freund, nach und nach wieder in Gang zu bringen. Ich fühle wohl, daß ich die meiste Schuld seiner Störungen trage; aber eben darauf gründe ich desto sichrer meine Hofnungen, mich von jetzt an wieder für das Versäumte schadlos zu halten. Sie glauben nicht wie süß mir der Genuß dieses auch in der Abwesenheit fortgesetzten Umgangs gewesen ist, ich habe aus ihm mein bestes Leben geschöpft, und auch in meiner neuen Arbeit haben mich selbst die flüchtigen Worte Ihrer Billigung meiner Wahl unglaublich gestärkt. Wir sind uns in unsern Ideen so nahe gekommen, und Sie sind so tief in meine Art, die Dinge anzusehen eingegangen, daß nicht leicht je ein Mensch von einem andern eine so richtige, genaue und wahre Schätzung erfahren hat, als ich von Ihnen, wenn ich nur das Einzige abnehme, daß Sie im Ganzen doch meinen Kräften mehr zutrauen, als sie eigentlich zu leisten vermögen. Unsre Zusammenkunft, nach der ich mich so herzlich sehne, sehe ich nicht für so weit hinausgerückt an. Ich hoffe viel mehr noch immer, Sie vor der Mitte Augusts zu besuchen. Aber wenn ich etwas recht aufrichtig bedaure, so ist es die Ungleichheit unsrer äußern Lage, daß Sie durch Ihre Gesundheit genöthigt sind, so stät und unverrückt an demselben Ort zu bleiben, und ich meiner Art, Bestimmung und Beschäftigung nach nothwendig noch lange einen weniger beständigen und wechselnden Aufenthalt suchen muß.

Daß es mit Lolos Gesundheit nicht gut gehn will, schmerzt uns herzlich. Indeß hoffe ich gewiß, daß diese Uebel sich mit ihrer Ursache, der Schwangerschaft, die sich ja nun bald ihrem Ende naht, gänzlich entfernen sollen. Grüßen Sie sie doch recht herzlich von uns, und sagen Sie ihr mit wie warmem Antheil wir ihrer Niederkunft entgegensehn, und wie sehr die Li bedauert, ihr nicht durch ihre Gegenwart jetzt nützlich seyn zu können. Mit uns geht es so so. Die Li ist zwar bei weitem nicht gesund, indeß finden sich doch starke Anfälle von Krampf seltener ein. Unser Junge ist wieder fieberfrei, und ich schöpfe überhaupt bessere Hofnung für sein Wohlseyn. Herz hatte ihm, wie es mir scheint, zu viel, wenn nicht auch zu früh, China gegeben. Da er auf meine Vorstellungen nicht davon ablassen wollte, so rief ich Selle[1]) dazu, und auf dessen Rath ist nun eine andre Cur angefangen, die ihm besser zu bekommen scheint.

Ihre Klage der Ceres[2]) schicke ich Ihnen zurück, weil ich aus den für den Drucker beigeschriebenen Bemerkungen schließe, daß Sie dieselbe zurückzuempfangen wünschen. Könnten Sie mir aber gleich jetzt, da Sie sie doch wohl mehr als Einmal abziehn ließen, ein Exemplar wieder schicken, so thäten

[1]) Christian Gottlieb Selle (1748—1800), Geheimrat und Leibarzt in Berlin.

[2]) Schiller hatte Humboldt das Gedicht mit dem verlorenen Brief vom 10. Juni übersandt (Kalender S. 25); es erschien in Schillers Musen-Almanach für 1797, S. 34—41.

Sie mir eine recht große Gefälligkeit. Sie hat die Li und mich unendlich gefreut. Die Idee ist so einfach und schön, die Ausführung so lyrisch, der Ton so fein und zart, und die Versification vortreflich. In der zarten Feinheit des Ganzen und besonders einiger Stellen steht es mit einigen wenigen sehr guten Herderschen Sachen, dünkt mich, in der gleichen Gattung; aber es übertrift sie so weit, da es so gar nichts weder Spielendes noch Schwärmerisches, und eine so viel objectivere poetische Schönheit hat. Sehr gut ist Ihnen wiederum die Exposition gelungen. Das Räthselhafte der 10 ersten Verse wird auf einmal so ganz durch die beiden Schlußverse der ersten Strophe gelöst, daß sich der Leser überrascht fühlt. Die Entfernung von aller Allegorie, daß das Keimen und Grünen der Pflanzenwelt eine Gemeinschaft zwischen der Mutter und Tochter wird, und daß Sie diese Gemeinschaft eine Sprache nennen, ist eine überaus glückliche Erfindung, und die 7te und 8te Strophe, die dieß enthalten, möchte ich für die schönsten von allen erklären. Auch das Hofnungslose der Unsterblichkeit und die Kälte einer ununterbrochnen Götterglückseligkeit haben Sie treflich benutzt. Selbst Kleinigkeiten, die ich erinnern könnte, sind mir kaum aufgefallen. In der 2ten Strophe scheint mir der Vers: (hierauf hat mich eigentlich die Li aufmerksam gemacht)

Oder wars der schwarze Dis[1])

durch das Zusammentreffen consonantenreicher und einsilbiger Wörter ein wenig hart, auch scheint der nicht sehr gewöhnliche Name Dis nur des Reims wegen dazustehn. Im 2ten Vers der 4 Strophe gestehe ich, bin ich an dem schon angestoßen. Es scheint mir beinah müssig. Sagten Sie nicht besser: Sterbliche gebohren sind. Die Nüance, die das schon hineinbringt, scheint mir überflüssig[2]). — Ich bewundre Sie in der That, wie Sie in einer Zeit, wo so vieles Sie drückt, eine solche Stimmung zu poetischen Arbeiten behalten, und freue mich herzlich auf die Früchte, die sie dem Almanach noch tragen wird. Die Xenien erwarte ich mit Ungeduld. Nur fürchte ich mich beinah davor, daß mir vieles unverständlich seyn wird. Ich besitze eine eigne Ungeschicklichkeit im Errathen auch der glücklichsten und leichtesten Anspielungen. Wie wird es aber mit dem Wallenstein? Ich gestehe offenherzig, daß ich ihn recht ungern, durch diese immer doch kleineren Arbeiten, in den ungünstigen Winter, wo Sie Ihrer Gesundheit so viel weniger gewiß sind, verwiesen sehe. Indeß sind Sie vielleicht für die nähere Anordnung des Plans auch jetzt nicht müssig.

War die Recension des Musen Almanachs auch von Schlegel?[3]) Ich gestehe, daß sie mir sehr misfallen hat. Kein einziges Stück war nach Verdienst und mit gehöriger Motivirung des Urtheils gewürdigt. Ueberhaupt kenne ich nichts Magreres und Erbärmlicheres, als die Literatur Zeitung, besonders seit etwa einem Jahr. Schlegel ist ja, wie ich hier höre, Weimarischer

[1]) Dis, der „Reiche", römische Bezeichnung des griechischen „Pluton". Vgl. E. Gerhard, „Griechische Mythologie". Berlin 1854 und 1855. Bd. I, S. 470, und Bd. II, S. 286.

[2]) Schiller hat bei der späteren Drucklegung beiden Anregungen Rechnung getragen.

[3]) Die Rezension des Musen-Almanachs für 1796 in der „Allgemeinen Literatur-Zeitung" vom 31. Mai 1796, Nr. 167, Spalte 497–501 war nicht von A. W. v. Schlegel.

Rath geworden, und heirathet die Böhmer[1]). Ist es auch sein Plan zu lesen und was? Grüßen Sie ihn doch recht freundschaftlich von mir.

Herr von Hendrich[2]) war ein Paar Tage hier, und hat mir mit seinem zu lauten und offenbaren Demokratismus in diesem gar nicht demokratischen Berlin viel zu schaffen gemacht. In der That ist er in seinem Eifer etwas indiscret, ohne darum in seinen Grundsätzen und Raisonnements eben sonderlich gründlich und consequent zu seyn. Die Unterredung, die er einmal, wenn Sie Sich erinnern, bei uns mit Fichte hatte, und worin dieser ihn so mitnahm, scheint er noch nicht vergessen zu haben. Er hat Gentz, der noch gar nichts von ihm wußte, mit so bedeutendem Ton, und schwerem Herzen erzählt: er habe einmal bei uns einen merkwürdigen Streit mit Fichte gehabt.

Haben Sie schon Garves beide neue Bücher gesehen?[3]) Sie scheinen mir ziemlich mager. Eine Abhandlung: über die Kunst zu denken[4]), hat mich doch, ohne mir auch gerade eben neue Belehrung zu versprechen, recht sehr interessirt. Sein Hauptthema, auf das der arme kranke Mann auch unglücklicherweise wohl oft zurückgeführt wird, ist zu zeigen, daß, auch gegen die Begünstigung der äußern Umstände, und ohne gerade eine glückliche Stimmung, doch der Wille bei der intellectuellen Arbeit sehr viel vermöge. Diesen Satz suche ich mir jetzt praktisch sehr zu eigen zu machen, und es gelingt mir wenigstens so ziemlich für das Fortrücken in der Arbeit. Ob auch für die Güte, darüber erwarte ich mit recht ängstlicher Besorgniß künftig Ihr Urtheil. An Selbstgeständnissen ist die Abhandlung auch reich; sehr viele Regeln, die er für die Arbeit ertheilt, sind indeß doch bloß subjectiv, und finden gewiß nur sehr zufällig auf diesen oder jenen Anwendung. — Leben Sie herzlich wohl. Die Li grüßt Sie auf das freundschaftlichste.

Ihr H.

12. 1796 Juli 9.

Antwort auf Schillers verlorenen Brief vom 4. Juli, Kalender S. 26; am 13. Juli bei Schiller eingetroffen, Kalender ebenda. Der Brief vom 4. Juli hatte sich mit einem gleichfalls verlorenen Humboldts, der am 9. Juli bei Schiller eintraf (Kalender ebenda), gekreuzt.

Berlin, den 9. Julius, 1796.

Wahrscheinlich sind auch Sie, liebster Freund, jetzt mehr mit der äußern Lage um Sie her beschäftigt, als mit Ihren Ideen und Arbeiten. Denn nach dem, was Sie mir neulich schrieben, muß die Niederkunft der lieben Lolo jetzt nahe seyn. Ich sehe mit unendlichem Verlangen der Nachricht ihrer glücklichen Entbindung entgegen, damit sie endlich der Unbequemlichkeiten

[1]) Karoline, geb. Michaelis, verwitwete Böhmer (1763—1809), später von A. W. v. Schlegel wieder geschieden und mit Schelling verheiratet.

[2]) Franz Ludwig Albrecht v. Hendrich, Major und Kommandant von Jena.

[3]) Christian Garve (1742—1798), Schriftsteller in Breslau. Er veröffentlichte 1796 den zweiten Band seiner „Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Litteratur und dem gesellschaftlichen Leben“ und den ersten Band seiner „Aufsätze, welche einzeln oder in Zeitschriften erschienen sind“. In seinem Briefe an Schiller vom 19. Juli 1796 (Leitzmann Nr. 60) kommt Humboldt abermals auf Garves beide Bände zu sprechen.

[4]) „Einige Beobachtungen über die Kunst zu denken“ im zweiten Teil der „Versuche“. S. 245—430.

der Schwangerschaft los seyn möchte, und Sie der Freude genießen möchten, Ihre Familie wieder völlig wohl und vermehrt zu sehen. Mit der Li geht es so leidlich, und unser Junge bessert sich zusehends. Mit meiner Mutter geht es seit meinem letzten Briefe noch schlechter, und es ist jetzt wohl ausgemacht, daß wir ihren Tod hier abwarten werden.

Soviel es diese Störung erlaubt, bin ich ziemlich fleißig gewesen; nur hat mich mein Augenübel, das mich doch von Zeit zu Zeit immer noch heimsucht, wieder einige Tage gestört. Ich bin indeß doch ziemlich fortgerückt und mit drei Abschnitten, die ziemlich für sich abgesonderte Stücke ausmachen, fertig. Mit dem Stil gebe ich mir zwar eine sehr sorgfältige Mühe, aber leider ertappe ich mich noch zu oft auf dem Fehler, die Ideen zu roh und zu sehr im Ganzen hinzuwerfen, statt sie gehörig zu verarbeiten, und auseinanderzulegen. Denn hierin liegt, wie ich mich gewiß überzeugt halte, der Grund meiner gewöhnlichen Dunkelheit. Denn die Kunst desjenigen Stils, auf den ich fürs erste allein Anspruch mache, besteht sicherlich nur darin, daß man alle einzelne Theile seines Themas deutlich und in den proportionirlichen Entfernungen auseinanderstellt, und so natürlich ordnet, daß einer wie von selbst aus dem andern entspringt. Freilich ist dieß schwerer, als es beim ersten Anblick scheint; denn wer dieß Geschäft bloß logisch betreiben sollte, würde sich, außerdem daß er seinen Stoff nur im Groben bearbeiten, und alle Feinheiten übersehen würde, nicht vor steifer Schwerfälligkeit retten können. Es gehört unfehlbar auch sehr viel ästhetischer Sinn dazu, und vorzüglich ist es schwer, sich eine so klare, vollständige und tiefe Intuition seines Gegenstandes zu erwerben, um seinen Gedanken diese lebendige Organisation zu verschaffen. Um jedoch wenigstens nicht zu weit von diesem Ziel abzuirren, verwandle ich meine ganze Sorgfalt für die Form meines Stils in eine recht anhaltende und angestrengte Beschäftigung mit meinem Stoff; ich bin überzeugt, daß ich nur von diesem aus auf jenen wirken kann, und die einzelnen bei dieser Methode freilich noch leichter möglichen Fehler in dem bloß Mechanischen des Stils lassen sich, hoffe ich, noch immer nachher verbessern, wenn nur das Ganze erst einmal fertig daliegt.

Die größeste Schwierigkeit wird immer in der Anordnung des Ganzen liegen, und dennoch werde ich nicht vermeiden können, mich schon in der jetzigen Einleitung auch auf diese einzulassen. Wo, wie hier, aus einer Menge von einzelnen Dingen ein letztes Resultat gezogen werden soll, geräth man beständig in die doppelte Schwierigkeit, dieß Resultat zu lange ungesagt zu lassen, und dadurch das Interesse zu zerstreuen und zu schwächen, oder zu früh zu verrathen, und durch eine zu frühe Befriedigung der Neugier die Aufmerksamkeit zu vermindern. Der Mittelweg, der hier eingeschlagen werden muß, ist sicherlich nicht leicht zu finden. Vorzüglich werde ich indeß nur suchen, einige charakteristische Hauptzüge zu finden, an denen es unmöglich fehlen kann, und an diese nach und nach die übrigen anzureihn. Denn auf alle Fälle würde ich eine leichte und einfache Ordnung einer künstlichen und verwickelten vorziehen, wenn die letztere auch vielleicht strenger und genauer seyn sollte.

Wenn Sie Richter aus Hoff gesehn haben sollten[1]), so sagen Sie mir

[1]) Jean Paul Friedrich Richter (1763—1825) lebte damals als Schriftsteller und

doch ein Wort über ihn, lieber Freund. Die Li hat im vergangnen Winter seinen Hesperus gelesen, wozu ich mich nicht habe entschließen können. Sie hat viele sehr interessante und schöne Stellen, aber im Ganzen eine ungeheure Verwirrung und große Geschmacklosigkeit gefunden. Die Art, wie seine neuesten Produkte in der Literatur Zeitung beurtheilt und gepriesen worden sind, ist doch in der That lächerlich.

Daß Ihnen Schlegels Gesellschaft fortwährend gefällt, macht mir große Freude. Ich hoffe, daß auch seine Frau für Lolo und die Li ein angenehmer Umgang seyn soll. Ich selbst kenne sie zwar nicht, aber sie ist mir sehr gerühmt worden.

Den hiesigen Meyer[1]) sehe ich auch nicht. Er ist vor einigen Monaten in Paris gewesen, und seitdem für alle seine Bekannten unsichtbar. Das Leben, das er hier treibt, ist sonderbar genug. Außer ein Paar Menschen, mit denen er umgehn mag, treibt er sich einzig und allein auf einigen Caffehäusern herum, die hier noch dazu, da es gar nicht Sitte ist, sie zu besuchen, ziemlich schlecht sind. Wegen des Musenalmanachs, glaube ich, können Sie ihn leicht entbehren. Wünschten Sie ihn indeß dennoch deshalb zu erinnern, so bitte ich Sie nur, es mir zu schreiben. Ich will alsdann eigends zu ihm gehen.

Die Auswahl der Xenien mag Ihnen freilich Mühe genug machen. Im Ganzen ist es doch eine schwere Art der Composition, wenn eine ganze Sammlung Interesse, Mannigfaltigkeit, und ästhetischen Werth erhalten soll.

Körner hat mir vor einigen Tagen ein Paar Zeilen geschrieben; er scheint wieder sehr mit actenArbeit überladen. Ich hoffte beinah gewiß, ihn noch in diesem Sommer zu sehn, allein jetzt muß ich höchst wahrscheinlich diese Aussicht aufgeben. Ob der jüngere Schlegel nach Ihrem Geschmack seyn wird, soll mich sehr wundern.

Leben Sie recht wohl, liebster Freund, und schreiben Sie mir recht bald wieder. Von ganzem Herzen Ihr Humboldt.

Ich erinnere mich nicht, ob ich Sie schon gebeten, Hellfelden die Miethe für den 1. Julius zu bezahlen. Für den 1sten April ist sie ja wohl schon berichtigt?

13. 1796 Juli 16.

Am 20. Juli bei Schiller eingetroffen, Kalender S. 27. Schillers verlorener Brief vom 11., Kalender S. 26, in dem er die an diesem Tag erfolgte Geburt seines Sohnes Ernst meldete, war bei Abgang des vorliegenden noch nicht an Humboldt gelangt, der ihn dann am 19. beantwortete, Leitzmann Nr. 60.

Berlin, 16. Julius 1796.

Wohl, liebster Freund, habe ich mich erinnert, daß aus der kurzen Zeit, die wir von einander getrennt zu seyn glaubten, ein volles Jahr geworden ist, und noch dazu ein Jahr, auf das ich in keiner Rücksicht mit Freude zurücksehen kann. Wenn ich auch die Trennung von Ihnen, die mich doch

Privatlehrer in Hof und war im Juni nach Weimar gereist. Schiller sah ihn am 28. Juni. Vgl. E. Müller, „Regesten zu Friedrich Schillers Leben und Werken". Leipzig 1900. S. 105.

[1]) Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer (1759—1840), Schriftsteller in Berlin, von 1797 ab in Bramstedt in Holstein.

an jedem Tage so lebhaft fühlen ließ, wie unendlich viel ich entbehrte, jetzt gar nicht in Anschlag bringen, wenn ich nicht einmal die unangenehme Leere mitzählen will, die ich in allen von meiner eigenthümlichsten Denkungsart so sehr abweichenden Cirkeln dieser Stadt immer empfinde, sobald ich nur die Schwelle meines Hauses verlasse; so bin ich doch durch lauter unbedeutende, zufällige, bloß in der Lage meiner Mutter und ihres Hauses gegründete Umstände gerade zu vollkommen soviel Freudenlosigkeit und Unthätigkeit verdammt gewesen, als bei meiner an sich so überaus glücklichen Lage, meiner von Natur so heiteren und frohen Stimmung und meinem ausschließenden Interesse für wissenschaftliche Beschäftigungen nur immer möglich ist. Ich habe wenig genossen und fast nichts gethan. Alles was ich mit Mühe zusammenbringen kann, ist vielleicht noch, daß ich, da ich müssiger als sonst, und weniger auf Einen Gegenstand des Nachdenkens gerichtet, auf mehr und mannigfaltigeren Objecten herumgeschweift bin, zufällig wohl auf allerlei Gedanken gestoßen bin, die ich künftig mit Vortheil benutzen kann, daß ich das Gebiet meiner Erfahrung erweitert, und weil ich sie lange nicht versucht hatte, mehr und besseren Muth zu meinen Kräften gefaßt habe.

Aber auch in der That nur darum fühlte ich mich, als ich meine neue Arbeit anfing, von einem größeren Selbstvertrauen durchdrungen. Wie wahr dieß ist fühle ich leider jetzt schon, da es bei dem angefangnen Versuche zu verschwinden beginnt. In der That geht es mir hierin recht unglücklich. Ich fühle deutlich und bestimmt (nicht etwa bloß durch Selbstliebe oder zu günstige Urtheile von Freunden verleitet) daß mir eine Art, die Dinge anzusehn, eigenthümlich ist, die es interessant und heilsam wäre, an wichtigen und sorgfältig ausgeführten Beispielen aufzustellen, damit auch andre sie prüfen und beurtheilen könnten. Ich fühle, daß dieser Weg, den ich für mich gehe, mich hie und da, wenn gleich selten, auf neue Gedanken, öfter aber doch auf neue Verbindungen schon bekannter führt, und dennoch, so oft ich mich nun wirklich ans Werk setze, verschwindet während der Arbeit mein Muth und ich weiß nicht genau, ob vorher oder nachher, auch die Kraft noch, die ich anfangs zu besitzen glaubte. Eben dieß erfahre ich noch jetzt. Seit dem May lebe ich, wenn ich abrechne, daß ich sehr oft den halben Tag durch Reisen nach Tegel verliere, in einer so ungestörten Ruhe, in einer so totalen Abgeschiedenheit von allen Menschen, die wenigen ausgenommen, die zu mir kommen, daß einer meiner Bekannten, dem ich gestern zufällig begegnete, mir in allem Ernste versicherte, daß er mich schlechterdings jetzt schon in Rom geglaubt hätte. Da es mir auch an Büchern nicht fehlt, so kann ich jetzt an den günstigsten Umständen zur Arbeit nichts anders vermissen, als was zu selten ist, als daß man es zu fodern berechtigt wäre, einen Umgang, wie den Ihrigen. Auch ging meine Arbeit anfangs schnell und gut von Statten. Aber seit 14 Tagen ist wieder eine solche Muthlosigkeit, ein solches ängstliches Zweifeln an der Tauglichkeit des Hervorgebrachten zurückgekehrt, daß ich kaum habe von der Stelle rücken können. Ich befinde mich dann immer in einem schlimmen Dilemma. Gebe ich der Stimmung nach, so weiß ich schon, was geschieht, die unterbrochne Arbeit bleibt für ewig liegen; eine Zeitlang verstreicht müssig, und mit dem Anfange eines neuen Unternehmens

fängt der alte Kreislauf wieder an. Suche ich sie zu besiegen, so mag der moralische Gewinn ganz groß seyn, aber gewiß ist es auch ebensosehr die Gefahr für das Produkt, das unter solchem Zwange gebohren wird. Ich fühle sehr wohl woran es mir fehlt. An der Kraft, die ihren Gegenstand mit Leidenschaft angreift, die von ihm fortgerissen wird, und dauernd an ihm festhängt — an Genie. Wie ist aber diese Kraft zu erlangen, wenn die Natur sie versagt hat? Ich kenne zwei Wege ein Analogon heranzubringen, einen sinnlichen indem man dem ermüdenden Geist durch Lectüre, Gespräch, Beobachtung, selbst Zerstreuung zu Hülfe kommt, die sinnlich reizenden Seiten seines Gegenstandes auffaßt, und die Phantasie damit beschäftigt. Einen zweiten durch die Freiheit, indem man seinen Kräften mit Ernst durch den Willen Anstrengung gebietet, nicht nachläßt, und lieber alles aufs Spiel setzt, ehe man nachgiebt. Ich versuche beide, und sollte es mir doch noch je gelingen, ein größeres Werk zu Stande zu bringen, so kann ich mir dann mit Wahrheit sagen daß der Entschluß über mittelmäßige und träge Kräfte gesiegt hat — ein Geständniß, das aber immer beschämend bleibt, da es den Willen nur ehrt, indem es die Natur herabsetzt.

Dieß waren Selbstgeständnisse, liebster Freund, die aber wenigstens das Verdienst der einfachen Wahrheit haben, und die mir Ihre Freundschaft zu Gute halten wird.

Was Sie mir vom 8ten Buch des Meister sagen, macht meine gespannteste Neugier darauf rege. Es ist ein sehr glücklicher Gedanke, daß Sie Sich ernsthaft und anhaltend mit dem Roman beschäftigen wollen. Es wird Sie gewiß auf viele neue Bemerkungen über diese Gattung führen und Ihnen auch über Göthens Geist und seine Sphäre neue Aufschlüsse geben. Das Geständniß, das mir Ihr letzter Brief ablegt, daß Sie lieber in Göthes Individualität jetzt, als in der Ihrigen leben, ist mir ein neuer und schöner Beweis, wie sehr auch das selbstständigste eigne Genie von der Anerkennung eines fremden durchdrungen seyn kann. Ihre eigne Productionskraft lähmen, wie Sie sagen, wird dieß Gefühl sicherlich nur in sehr wenigen vorübergehenden Momenten. Indeß zeigen mir Erfahrungen dieser Art immer, wie schwer es ist, seiner Individualität, mit der dem Genie allemal eignen einfachen Bescheidenheit, volle Gerechtigkeit zu thun, und sich nie mit einer andern verschiedenen Geistesform, sondern immer nur mit seinem eignen Ideal zu vergleichen.

Für die Ceres danke ich Ihnen herzlich, ich hoffe doch noch immer, daß Sie Stimmung und Muße zu noch einigen poetischen Arbeiten für den Almanach finden werden. Jeder Blick, den ich auf den vorjährigen, den Sie so reichlich begabt haben, werfe, erweckt diesen Wunsch aufs neue in mir.

Die Li grüßt Sie und Lolo herzlich. Meine Mutter ist immer gleich schlecht, oder ist vielmehr noch kränker. Sie leidet an erstaunlicher Engbrüstigkeit und zum Theil heftigen, nie aber ganz nachlassenden schleichenden Fiebern. Da es gewiß ist, daß sie sich jetzt auch nicht mehr nur auf eine Zeitlang bessern wird, so können wir nicht anders als hier ihr Ende abwarten. Indeß ist dieß freilich unbestimmt. Doch scheint mir 4 Wochen das Längste. Nachher haben wir noch einige Wochen hier zu thun, und alsdann kehren wir zu Ihnen nach Jena zurück. Leben Sie herzlich wohl! Ihr Humboldt.

14. 1796 August 2.

Antwort auf Schillers Brief vom 22 Juli, Leitzmann Nr. 61; am 6. August bei Schiller eingetroffen, Kalender S. 28. Schillers verlorener Brief vom 1. August (ebenda S. 27) kreuzte sich mit dem vorliegenden.

Berlin, 2. August 96.

Ich muß Sie tausendmal um Verzeihung bitten, liebster Freund, daß ich Ihnen seit zwei Posttagen nicht geschrieben habe[1]; aber am letztvergangnen habe ich rein weg, da ich mich in dem Wochentag irrte, vergessen, daß es Posttag war. Heute hätte ich Ihnen recht viel zu sagen, wenn nicht meine Zeit gerade, wie Sie gleich hören werden, sehr beschränkt wäre.

Ich habe, was Sie nicht erwarten werden, mit meiner Frau schnell einen Reiseplan gemacht, aber leider, theurer Schiller, noch nicht zu Ihnen. Zu einer gänzlichen Entfernung ist meine Mutter auch nur interimistisch nicht hinlänglich hergestellt; wohl aber ist sie soviel besser, daß wir, ohne fürchten zu dürfen, sie nicht wiederzufinden, eine Reise von einigen Wochen machen können. Bei diesen Umständen haben wir uns entschlossen nach Hamburg zu gehen. Unser Hauptgesichtspunkt dabei ist der, daß wir vielleicht nicht sobald wieder so nah an diese nordwestliche Gränze Deutschlands kommen. Zugleich besuchen wir Jacobi, der jetzt in Wandsbeck ist, und Voß in Eutin. Endlich sehen wir auch, was uns gleichfalls nicht unwichtig ist, das Meer. Zu diesem Behuf nehmen wir einen Umweg, und gehen von hier über Stettin, Stralsund (von dort auf Rügen), Lübeck und Eutin nach Hamburg. Zu Ihrer Erlustigung, und zur bequemeren Fortsetzung unsrer Correspondenz schicke ich Ihnen meinen Reiseplan, gleich einer ordre de Bataille mit[2]. Ich verspreche mir von der ganzen Reise, besonders von Rügen, Eutin und Hamburg viel Vergnügen; in Rügen durch die nach allen Beschreibungen wunderbar schöne Natur, in Eutin durch Voß, und in Hamburg mehr durch die Verschiedenheit der Menschen und Gegenstände, als durch einzelne, obgleich ich Jacobi sehr gerne wiedersehe. Kiel denke ich nicht zu besuchen. Reinhold[3] habe ich nicht einmal in Jena gern oft gesehn, und es kostete mich einen ganzen Tag mehr. Auf Rügen spreche ich Kosegarten[4] gewiß. Hätten Sie Aufträge an irgend einen dieser Orte, so bitte ich Sie, sie mir an einen der anliegend genannten Orte, unter den angegebnen adressen zu schreiben. In Hamburg wünschte ich gar sehr den Französischen Residenten Reinhard[5] näher zu kennen. Sie, liebster Freund, glaube ich, kennen ihn von alten Zeiten her. Wären Sie seitdem in Verbindung mit ihm gewesen, was ich nicht weiß, so möchte ich Sie bitten, mir ein Paar Zeilen an ihn nach Hamburg zu schicken; sonst aber bitte ich Sie gar sehr, Sich nicht damit zu bemühen. Archenholz[6] sehe ich auch gewiß. Ich schreibe Ihnen sicherlich

[1]) Humboldts letzter Brief (Leitzmann Nr. 60) datierte vom 19. Juli und war bei Schiller am 23. eingetroffen (Kalender S. 27).

[2]) S. die Anlage zu diesem Brief, S. 409 f.

[3]) Karl Leonhard Reinhold (1758—1823), Professor in Kiel, vorher bis 1794 in Jena.

[4]) Gotthard Ludwig Kosegarten (1758—1818), Propst in Altenkirchen.

[5]) Karl Friedrich Graf Reinhard (1761—1837), geborener Württemberger, gestorben als Pair von Frankreich.

[6]) Johann Wilhelm v. Archenholz (1743—1812), Hauptmann a. D., der Geschichtschreiber des Siebenjährigen Krieges.

wenigstens 3 bis 4 mal von der Reise. Unser Mädchen geht mit, unsern Jungen lassen wir hier, da seine Gesundheit, so merklich sich dieselbe auch bessert, uns noch nicht befestigt genug scheint[1]).

Mit Volt[2]) habe ich die Sache nicht ganz, so wie Sie wünschten, arrangiren können. Er ist jetzt in Frankfurth an der Oder, und kommt erst in 8 Tagen zurück. Da ich nun schon übermorgen abreise, so ist mirs nicht möglich gewesen, ihn selbst zu sprechen. Ich habe mir aber deshalb, um völlig unterrichtet zu seyn, in Hofnung Ihrer gütigen Genehmigung, die Freiheit genommen, Ihren Brief zu öfnen, habe ihn Volten nach Frankfurth nachgeschickt und das Nöthige dazu geschrieben. Weil indeß dieser Brief ihn dort verfehlen könnte, so habe ich einen gleichlautenden zweiten Brief, nebst einer Abschrift des Ihrigen hier bei seiner Mutter zurückgelassen. Ich habe ihm Schnelligkeit empfohlen, ihn in Absicht alles etwa noch Nöthigen an Sie verwiesen, und eine Veranstaltung getroffen, daß ihm das Geld hier ausgezahlt werden kann. Ich sehe aus Ihrem Briefe an ihn, der später, als der an mich geschrieben scheint, daß ich ihm nicht 6 Friedrichsd'or sondern die Summe, die er selbst bestimmt, auszahlen soll. Es hat mir herzlich leid gethan, daß ich diesen Auftrag nicht besser selbst besorgen kann, aber es ist mir nicht möglich meine Abreise länger aufzuschieben, und da Sie Sich wegen des Süjets entschieden haben, so wird hoffentlich auch nichts dadurch versäumt werden.

Auf den Musenalmanach bin ich unendlich begierig. Vorzüglich auf Ihren Antheil daran, den ich mir nicht so groß gedacht hatte. Denken Sie ihn noch zur Messe erscheinen zu lassen?

Für Göthens Briefe meinen herzlichsten Dank. Sie haben mir unendliche Freude gemacht. Es sind sehr schöne Sachen darunter, und nie vielleicht hat es eine Verbindung, wie die Ihrige gegeben. Nr. 4 ist überaus wichtig. Er thut tiefe und sehr wahre Blicke in das Innere seiner Natur.

Was Sie über mich sagen, habe ich bewundert. Sie haben mich in Einem Moment so treffend und ganz ausgesprochen, daß diese Paar Zeilen Ihres Briefes eine vollständige Grundlage einer Charakteristik von mir abgeben könnten[3]). Nur trauen Sie mir noch immer zuviel Natur und mit

[1]) Schiller gab am 8. August Goethe und am 15. Körner Nachricht von Humboldts Reise (Briefe Bd. V, Nr. 1081 und 1084).

[2]) Johann Friedrich Volt (1769–1836), Kupferstecher in Berlin. Volt stach eine Terpsichore als Titelkupfer zum „Musen-Almanach" für 1797; anfänglich hatte Schiller dafür einen Centaur, der die Leier spielt, später Goethes Porträt in Aussicht genommen; vgl. Briefe Bd. IV, Nr. 1043; Bd. V, Nr. 1060, 1061, 1077, 1086, 1089, 1090, 1093, 1096, 1097, 1101, 1121, 1125 und 1127. Vgl. auch in der Nachschrift zu Schillers Brief an Humboldt vom 22. Juli (Leitzmann Nr. 61): „Ich habe anstatt des Momus und Centaurs eine Terpsichore gewählt, weil eine solche Figur, in Bewegung vorgestellt, einen graziöseren Effekt macht, und auch die allegorische Bedeutung davon gefälliger ist." Schiller wünschte, daß Volt eine Stellung der damals Aufsehen erregenden Tänzerin Vigano zugrunde legte (Leitzmann S. 402 zu Nr. 53).

[3]) Im Brief vom 22. Juli (Leitzmann Nr. 61). Humboldt spielt im folgenden Satz auf Schillers Worte daselbst an: „Sie sind mir eine solche Natur, die ich allen sogenannten BegriffsMenschen, Wissern und Speculatoren — und wieder eine solche Cultur, die ich allen genialischen Naturkindern entgegensetzen muß."

Unrecht nur überhaupt Genialität zu. An das, was man nur irgend Genie nennen könnte, reiche ich nie und nirgends, überhaupt ist alles Cultur, und selbst die Neigung zu demjenigen, was mehr Sache des Gefühls und der Einbildungskraft ist, habe ich selbst durch mancherlei Veranlassungen, wie ich mich leider nur zu deutlich erinnere, hervorgebracht. Für die Produktion sind Ihre Resultate nicht tröstlich. Nur scheint es doch, daß wenn irgend eine Arbeit für mich gemacht ist, so ist es die beurtheilende und kritisirende, worin meine Zwitter-Gemüthsstimmung gleiche und unpartheiische Schätzung aller Seiten hervorbringen muß. Es ist mit meinem Schreiben wieder besser gegangen, ich habe nicht nachgelassen, und wieder eine lange Abhandlung (nun die vierte) beendigt.

Ich habe, ich denke am 9. Julius, an Ilgen [1]) und Hellfeld wegen meines Quartiers geschrieben, und keine Antwort erhalten. Wollten Sie beide wohl erinnern lassen, mir doch zu antworten, und ihnen nur sagen, die Briefe hieher zu addressiren. Da es nicht so eilt, so kann man sie mir von hier nachschicken.

Sie aber, liebster Freund, schreiben mir wohl nach Stralsund, Eutin oder Hamburg.

Leben Sie nun herzlich wohl, grüßen Sie Lolo und Göthe, und begleiten Sie manchmal in Gedanken Ihren wandernden Freund. Die Li umarmt Sie beide. Adieu! Ihr Humboldt.

[Anlage.]

den 3. Aug. nach Schwedt.
— 4. — nach Stettin.
— 5ten 6ten 7ten Aug. in Stettin.
— 8ten Aug. nach Anclam.
— 9ten — nach Stralsund.
— 10ten — in Stralsund.
— 11ten — 15ten Aug. auf Rügen.
— 16ten Aug. nach Rostock.
— 17ten — nach Wismar.
— 18ten — nach Lübeck.
— 19ten — vielleicht in Travemünde.
— 20ten — nach Eutin.
— 21ten — 25ten Aug. in Eutin.
— 26ten 27ten Aug. über Ploen nach Hamburg.
— 28ten Aug. — 4. 7br. in Hamburg.
— 5 — 7ten 7br. nach Berlin zurück.

Adressen:
nach Stralsund bei Herrn Kammerrath Pommeresche.
nach Eutin bei Voß.
nach Hamburg: bei Herrn Geh. Rath Jacobi in Wandsbeck, im Hause des Herrn Claudius, neben dem schwarzen Bär.

[1]) Karl David Ilgen (1763—1834), Professor der Philologie in Jena. Er besorgte dort öfter Geschäfte für Humboldt.

15. 1796 September 20.

Am 24. September bei Schiller eingetroffen, Kalender S. 29. Humboldts vorhergehenden, nicht vorhandenen, aus Eutin geschriebenen Brief hatte Schiller am 27. August erhalten (Kalender S. 28), aber nicht beantwortet.

Berlin, 20. September 96.

Endlich, mein lieber theurer Freund, bin ich wieder hier angekommen[1]; meine Abwesenheit hat länger gedauert, als ich glaubte, aber der Aufenthalt in Hamburg foderte schlechterdings eine Woche mehr, wenn ich die Mannigfaltigkeit, die dort eigentlich interessant war, recht genießen wollte. Ich habe sehr viel Vergnügen unterwegs genossen, und so süß es mir auch wieder ist, seit vorgestern Abend wieder ruhig an meinem Schreibtisch zu sitzen, so bereue ich die Zeit dennoch nicht, die ich dieser kleinen Wanderung gewidmet habe. Auf der Insel Rügen ist die Natur in der That göttlich schön; das Meer hat mir einen großen und tiefen Eindruck hinterlassen, und unter den Menschen war Kosegarten selbst schon durch seine sonderbare und räthselhafte Natur ein anziehender Gegenstand. Die liebste neue Bekanntschaft auf der ganzen Reise war mir indeß Voß[2]. Wir haben fünf Tage lang einzig mit ihm und seiner Familie gelebt, und ich habe ihn in hohem Grade liebgewonnen. Er ist durchaus anders, als ich ihn mir vorstellte, bei weitem feiner und zarter, nicht so derb und hart, als ich fürchtete. Aber nie habe ich in irgend einem Menschen eine solche schlechterdings nur auf Eine Sache gerichtete Natur gefunden. Man muß ihm auf seinem Wege entgegenkommen, sonst ist es unmöglich sich nur mit ihm zu verstehen. Alsdann aber bemerkt man auch einen so unzertrennlichen Zusammenhang und eine solche Einheit in ihm, als man vielleicht nirgend sonst antrift. Die Eigenthümlichkeit seiner Uebersetzungen, seiner eignen Gedichte, seiner philologischen Arbeiten, seiner Streitigkeiten, seines Charakters und seines häuslichen Lebens sogar, alles läßt sich aus Einem und ebendemselben Princip erklären. Ich habe mir ein eignes Geschäft daraus gemacht, tiefer in seine Individualität einzudringen, ich glaube daß es mir nicht übel gelungen ist, und ob ich gleich über das, was ich in seinem Stil und seiner Sprache immer für Grille hielt, auch jetzt noch nicht bekehrt bin, so sehe ich doch jetzt alle diese Dinge anders an, begreife sie besser, und finde sie minder räthselhaft, als sonst. Ueber Sie sprach er mir mit großer Achtung und Anhänglichkeit, es thut ihm sehr leid, Sie im verwichenen Frühjahre nicht gesehn zu haben, er hat uns aber ziemlich sicher versprochen, uns dort im künftigen zu besuchen. In seinem dießjährigen Almanach werden Sie ein Paar Gedichte auf Fichte und sein Ich von Baggesen[3] finden, die Ihnen viel zu lachen geben werden. Ich weiß nicht ob Ihnen ein Epi-

[1] Zur Reise vgl. „Tagebuch Wilhelm von Humboldts von seiner Reise nach Norddeutschland im Jahre 1796". Herausgegeben von A. Leitzmann. Weimar 1894, in den „Quellenschriften zur neueren deutschen Literatur- und Geistesgeschichte", Bd. III.

[2] Voß war seit 1782 Rektor der Schule in Eutin, seit 1786 mit dem Titel Hofrat.

[3] Jens Baggesen (1764—1826), dänischer und deutscher Dichter, damals in Kopenhagen. Der Vossische Musenalmanach für 1797 enthält von den erwähnten Gedichten nur „Die gesamte Trinklehre", S. 192—196. Sicher befand sich unter ihnen auch „Der Schlehrer" (Baggesens poetische Werke in deutscher Sprache, Bd. II, S. 262. Leipzig 1836).

gramm[1]), das ich schon im Winter hier sah, auf Ihren Almanach zu Gesicht gekommen ist, in dem Sie sehr lobend, Göthes Epigramme aber schändlich behandelt werden. Man sagte damals es sey von Voß. Es ist aber, wie ich jetzt zuverlässig weiß, von Baggesen. In Hamburg, oder richtiger in Wandsbeck, denn dort wohnte ich eigentlich, habe ich natürlich durchaus mit Jacobi gelebt, was mir auch noch dadurch um so angenehmer wurde, daß er mit allen irgend merkwürdigen Einheimischen und Fremden dort, in sehr genauer Verbindung steht. Auch er selbst war mir durch die Seiten, die ich immer an ihm geliebt habe, und durch seine wirklich erstaunlich große und anhängliche Freundschaft für mich sehr werth. Er lebt immerfort in Metaphysik, und denkt wirklich Anmerkungen zur Kritik der reinen Vernunft unter dem Namen einer Metakritik zu schreiben. Ob ich gleich nicht gerade etwas sehr Wichtiges von dieser Arbeit erwarte, so wünsche ich sie doch nur darum, damit er Gelegenheit hat zu zeigen, wie fleißig und genau, was so wenige glauben, er Kant studirt, und mit welcher Anstrengung er in ihn eingegangen ist. Dieß ist wirklich ungeheuer. Auch an einen zweiten Theil des Allwill[2]) denkt er. Für die Horen schickt er Ihnen noch wahrscheinlich in diesem Jahre irgend etwas. Ihre Aufsätze hat er alle sehr gut gelesen, und mir manchmal sehr interessant darüber gesprochen. Auch Klopstock endlich habe ich mehreremale gesehen. Er ist mir in hohem Grade merkwürdig gewesen. Eine solche petillirende Lebhaftigkeit muß Ihnen nie vorgekommen seyn. Indeß ist er höchstens auf ein Paar Stunden interessant, hernach wird er geschwätzig und langweilig. Er hat mir mehrere seiner Revolutionsoden vorgelesen; in allen sieht man ihn, ein Paar machen auch überhaupt einen guten Eindruck; aber die meisten sind schreckliche Karrikaturen. Auf Sie scheint er Gott weiß warum nicht gut zu sprechen. Vorzüglich greift er die ästhetischen Briefe an. Ob er Ihr Urtheil über ihn[3]) gelesen hat? habe ich nicht erfahren können. Unter den Fremden und Ausgewanderten in Hamburg war Dumouriez[4]) der interessanteste. Doch von diesem und allem andern mündlich.

Aber wann mündlich? — Jetzt, denke ich, soll unser Wiedersehn doch

[1]) Schiller schreibt am 23. Juli an Goethe (Briefe Bd. V, Nr. 1072): „Von Baggesen spukt ein Epigramm auf meinen Musen Almanach, worinn die Epigramme übel wegkommen sollen. Die Pointe ist, daß „„nachdem man erst idealische Figuren an dem Leser vorübergehen lassen, endlich ein venetianischer Nachttopf über ihn ausgeleert werde."" Das Urtheil wenigstens sieht einem begossenen Hunde sehr ähnlich." Vgl. auch Erich Schmidts Anmerkung zum Xenion 817. Baggesens oben zitiertes Gedicht muß doch wohl das in den „Poetischen Werken in deutscher Sprache" (Bd. II, S. 261) gedruckte „Schillers Musenalmanach 1796" sein: die gedruckten sechs Distichen enthalten viel Lobes für Schiller, der gegen Goethe gerichtete Schluß, den auch Nicolai kannte, scheint dort unterdrückt zu sein.

[2]) Zuerst 1775 in der von seinem älteren Bruder Johann Georg Jacobi mit Heinse begründeten „Iris" unter dem Titel „Aus Eduard Allwill's Papieren" erschienen, wiederholt abgedruckt und vermehrt, zuletzt als „Eduard Allwill's Briefsammlung" neu bearbeitet. Erster Band. Königsberg 1792. Die Fortsetzung erschien nicht.

[3]) Im Aufsatz „Die sentimentalischen Dichter" im 12. Stück der „Horen" von 1795, S. 30—34.

[4]) General Charles Louis Dumouriez (1739—1823), war 1793 geflüchtet und lebte damals auf dänischem Gebiet bei Hamburg.

nicht lang mehr verschoben seyn. Meine Frau muß, da sie wegen der Kinder und ihrer Gesundheit eine spätere Herbstreise nicht wagen kann, nothwendig in der Mitte Octobers nach Jena zurückreisen, und ich komme auf jeden Fall mit ihr, sobald nur meine Mutter nicht in ganz naher Todesgefahr ist. Und dazu hat es schlechterdings keinen Anschein. Die Engbrüstigkeit, an der sie so gefährlich war, ist gänzlich gehoben, sie leidet jetzt bloß an ihrem alten Uebel und dieß zieht sich gewiß noch lange hin. Ich freue mich unendlich, Sie zu sehen. Wie lange habe ich Sie und Ihren Umgang entbehren müssen!

Die Recension von Voß Homer beschäftigt hier alles, was sich mit Literatur abgiebt. Ich habe sie noch nicht gelesen. Man rathet aber hier durchaus auf Schlegel[1]). In meinem nächsten Brief sage ich Ihnen meine Meynung über sie.

Bolt hat kein Geld gefodert.

Lolo hat uns geschrieben, daß Sie, lieber Freund, unsre Schuld bezahlt wünschten. Ich habe meinem Schwiegervater aufgetragen, Ihnen 200 Reichsthaler zu schicken. Lolo schrieb uns nicht den Betrag Ihrer Auslagen. Vielleicht schickt er Ihnen auch gleich mehr für uns, das ich Sie dann aufzuheben bitte, bis wir kommen.

Die Li ist unterwegs und jetzt leidlich wohl genesen, und umarmt Sie beide herzlich. Schreiben Sie mir recht bald und leben Sie innigst wohl!

Ihr Humboldt.

Die Vossische Recension ist doch vom verheirateten Schlegel?[2]).

16. 1796 Oktober 1.

Am 5. Oktober bei Schiller eingetroffen, Kalender S. 30.

Berlin, 1. 8br. 1796.

Fast möchte ich fürchten, liebster Freund, daß die Unordnung, die durch meine Reise in unsern Briefwechsel gekommen ist, Sie ganz und gar unlustig gemacht hat, ihn fortzusetzen. Denn seit meiner Zurückkunft sehe ich mit jedem Tage einem Briefe von Ihnen entgegen[3]). Sie können nicht glauben, wie herzlich ich mich sehne, wieder von Ihnen, Ihrem Befinden, Lolo und dem Kleinen, und von Ihren Beschäftigungen zu hören. Lassen Sie mich nicht lange mehr warten, und machen Sie, daß mir die letzten Wochen unsrer fatalen Trennung nicht durch Mangel an Nachrichten von Ihnen noch lästiger werden, als sie mir schon sind.

Auch auf den Musen Almanach bin ich unendlich begierig. Ich höre daß der Professor Sander[4]) hier ein Paar Correcturbogen davon in Händen hat, welche Göthens Idylle, und ein Stück von Ihnen, das man mir die Geschlechter[5]) nennt, enthalten sollen, und sie künftige Woche in einer sehr

[1]) A. W. v. Schlegels Rezension erschien in der „Allgemeinen Literatur-Zeitung" 1796, Bd. III, Spalte 473—519.

[2]) Diese Nachschrift steht verkehrt über dem Anfang des Briefes.

[3]) Schillers letzter Brief an Humboldt, nicht vorhanden, datierte vom 15. August (Kalender S. 28).

[4]) Johann Daniel Sander (1759—1825), Buchhändler und Schriftsteller, aber nicht Professor, in Berlin.

[5]) „Die Geschlechter", im Musen-Almanach für 1797, S. 59—62.

einfältigen Lesegesellschaft, die hier eben gestiftet ist[1]), vorlesen lassen wird. Die Idylle ist hier überhaupt auch schon früher durch Leute, die von Karlsbad und Töplitz zurückkommen, wo sie beständig cursirt haben soll, sehr bekannt gewesen. Man ist allgemein entzückt darüber. Können Sie mir den Musenalmanach schon schicken, so bitte ich Sie doch ja darum. Das neue Horenstück[2]) sah ich gestern am dritten Ort. Die Kosegartensche Ekloge[3]) gefiel mir, wo ich zufällig hineinblickte, recht wohl. Ich weiß nicht, ob wirklich ihr innerer Werth, oder meine Bekanntschaft mit der Scene, die sie beschreibt, daran Schuld war.

Die Recension des Vossischen Homers habe ich jetzt und mit großer Aufmerksamkeit gelesen. Sie hat mir sehr gut gefallen, und ich bin in den Hauptpunkten derselben Meynung mit dem Recensenten. Am besten hat mir der Eingang gefallen, der auch, wie mich dünkt, ein Paar dunkle Stellen abgerechnet, sehr gut geschrieben ist. In den einzelnen getadelten Stellen glaube ich ist der Recensent manchmal zu strenge, doch ist dieß gewiß hier kein Fehler. Was mir allein in der ganzen Arbeit in der Sache misfällt, ist der Schluß, wo von der Versification die Rede ist. Der Gesichtspunkt, aus welchem der Recensent den Homer ansieht, scheint mir nicht richtig. Es liegt dünkt mich offenbare Uebertreibung darin. Bisher hat man den Homer immer fast ganz wie einen modernen Dichter behandelt. Jetzt und in dieser Recension z. B. gilt er kaum noch für einen Dichter. Alles was nur Kunst heißt, oder selbst nur an Kunst gränzt, soll ihm fremd, in ihn hineingetragen, oder zufällig seyn. Wolfs Prolegomena haben, wie es scheint, sehr mächtig auf den Recensenten eingewirkt, aber Wolf selbst ist nirgends hierin so weit gegangen, als er. Für die Zeiten Homers sollte man mit dem Ausdruck Naturpoesie doch sparsamer seyn. Die Schrift ist zur Kunst nicht so durchaus nothwendig; es kann auch durch mündliche Schule eine Kunst entstehn, und daß eine solche zu Homers Zeiten vorhanden war, scheint mir unläugbar. Ob Homer dieser Kunst, als einer solchen sich bewußt war, ist freilich etwas anderes, und kann schwerlich angenommen werden, aber daß seine Produkte auch im Versbau, um hiebei stehen zu bleiben, eine solche Kunst verrathen, scheint mir offenbar. Auch kann ich nicht finden, daß Voß hierin die Foderungen übertreibt, obgleich die Frage ganz eine andre ist, ob er der Erfüllung derselben nicht manchmal etwas Wichtigeres aufopfert. Den spöttischen und nicht recht passenden Ton in einigen Stellen der Recension kann ich nicht billigen. Ob er gerade gegen Voß unrecht ist, mag ich nicht sagen, da man einwenden kann, daß auch Voß hierin große Fehler begeht. Aber es scheint mir weder der Person des Recensenten noch der Sache anständig, und es contrastirt äußerst seltsam mit der Achtung, welche Voßen an andern Stellen manchmal auf eine beinah zu freigebige Weise bewiesen wird. Während meines Aufenthaltes in Eutin habe ich mit Voß sehr viel über seine Grundsätze des Uebersetzens und des Stils überhaupt gesprochen, und glaube seinen Irrthümern (denn dafür halte auch ich seine Grundsätze) ganz genau auf die

[1]) Die 1796 von Bartholdi und Feßler gegründete Mittwochsgesellschaft.
[2]) Das 7. Stück des Jahrganges 1796.
[3]) Daselbst S. 60—89.

Spur gekommen zu seyn. Sie liegen so tief in seinem ganzen Wesen, und seiner Ansicht der Dinge überhaupt, daß ich nicht glaube, daß es je möglich seyn wird, ihm eine andre Ueberzeugung beizubringen. Ich freue mich sehr darauf mündlich einmal mit Ihnen ausführlich über ihn zu sprechen.

Schreivogel[1]) ist in diesen Tagen hier gewesen, und gestern wieder abgereist. Ich habe ihn einmal in Gesellschaft und zweimal bei mir gesehen, und kann nicht läugnen, daß er mir besser, als sonst in Jena gefallen hat. Sie kennen unstreitig seine Bruchstücke eines Romans im Merkur[2]). Ich habe sie nicht gelesen, aber Gentz hat sie mir sehr gelobt. Ueber seinen Jenaer Aufenthalt habe ich ihn in einer eignen Art der Zerknirschung gefunden, und beidemale, die er bei mir war, kam es zu ganz sonderbaren Selbstgeständnissen. Er entschuldigte sich ganz eigentlich, daß er die Gelegenheit uns (Sie und mich) näher zu seyn, versäumt habe, spielte auf Verhältnisse, die ihn gebunden hätten, an, und war besonders reich an räthselhaften Ausdrücken über sein Verhältniß zu Göthe, wovon indeß der einfache Sinn der zu seyn schien, daß Göthe ihn nicht gemocht hatte. Indeß muß ich bekennen, daß er sich mit großer Achtung gegen Göthe, nicht geringerer Bescheidenheit für sich, und wirklich als der unterdrückte Theil auf eine wahrhaft rührende Weise ausdrückte. Daß er sich Ihnen nicht beim Abschiede mehr und ausführlicher hatte eröfnen können, bedauerte er sehr. Er hat mir erzählt, daß Sie ihm gerathen haben, die Geschichte der fronde zu bearbeiten.

Ich habe seit meiner Zurückkunft noch nicht viel thun können, und vorzüglich bin ich diese Woche und gerade heute gestört. Ich habe mit meinem Vermögen vielerlei Aenderungen vorgenommen, und jetzt war nun gerade der Termin, wo dieselben realisirt werden mußten. Verzeihen Sie den oftmaligen Störungen, die ich während des Schreibens erfahren habe, die Flüchtigkeit dieser Zeilen.

Ich studire jetzt sehr emsig die Englische Geschichte und Literatur. Ich muß, meinem Plan gemäß, in die Charaktere der einzelnen Nationen so tief als möglich einzudringen suchen, und ich fange gern bei dem Englischen an, weil er theils der wichtigste, theils auch mir noch der unbekannteste ist. Besonders achte ich bei demselben auf den Kontrast mit dem Französischen. Denn es ist in der That ein sonderbares Problem, wie zwei Nationen, die von demselben Ursprung abstammen, und in so großer Nähe und dadurch unter in vieler Hinsicht gleichen Umständen leben, so wunderbar haben von einander abweichen können? Am merkwürdigsten ist mir in dieser Hinsicht ihre Sprache, die auf der einen Seite eine so große Verwandtschaft mit der Französischen hat, aus der sie eine so große Menge von Wörtern z. B. entlehnt hat, und doch auf der andern in ihrem Geist, und ihrem wahren Wesen ganz und gar von ihr verschieden ist.

Leben Sie von Herzen wohl, liebster Freund, umarmen Sie Lolo und Ihren Kleinen von uns, und grüßen Sie die beiden Schlegels, die ich mich

[1]) Joseph Schreyvogel (1768–1832), der spätere Dramaturg des Wiener Burgtheaters.

[2]) „Der Teutsche Lovelace, Probe aus einem Roman in Briefen", in Wielands „Merkur" November 1795 und Januar 1796 anonym erschienen.

außerordentlich zu sehen freue. Auch Wollzogens[1]) vergessen Sie nicht, viel Schönes von uns zu sagen. Mit ganzer Seele

Ihr Humboldt.

17. 1797 Juni 18.

Antwort auf Schillers verlorenen Brief vom 31. Mai (Kalender S. 43), den Schiller Humboldts Gattin, die am gleichen Tage von Jena nach Dresden reiste, mitgegeben hatte (s. unten die zweite Note); am 22. Juni bei Schiller eingetroffen (Kalender S. 44). In der rechten oberen Ecke der ersten Seite von andrer Hand: nro 1.

Dresden, den 18. Junius 97.

Was werden Sie von mir gedacht haben, lieber theurer Freund, daß ich Ihnen während der langen Zeit meiner Abwesenheit von Jena noch gar nicht geschrieben habe?[2]) Es hat mich unendlich oft innig geschmerzt, mich so getrennt, so außer aller Mittheilung mit Ihnen zu fühlen, aber ich war während meines ganzen Aufenthalts in Berlin so zerstreut und verstimmt, daß ich mit Fleiß mir ein völliges Stillschweigen auferlegte, und gleich beschloß, unsern Briefwechsel nicht eher als dann anzufangen, wenn ich gewiß wäre, ihn nicht wieder unterbrechen zu müssen. Jetzt, denke ich, ist dieser Zeitpunkt gekommen, und ich hoffe Sie sollen Sich von nun an wieder ebenso, als sonst, an der Regelmäßigkeit meiner Briefe freuen, und ich wieder ebenso in diesem gegenseitigen Tausch unsrer Gedanken und Empfindungen meinen süßesten Genuß finden.

Mein Aufenthalt in Berlin war in hohem Grade unangenehm. Viele und lauter eigentlich unbedeutende und bloß zerstreuende Geschäfte, eine Menge von Gesellschaft, und kaum ein Mensch, dessen Umgang mir ein wahrhaftes Interesse eingeflößt hätte. Dabei die Trennung von Ihnen, von Göthe, von den Meinigen, kurz beinah alles Unangenehme, was man sonst nur einzeln fühlt, auf einmal zusammen. Selbst Kränklichkeit störte mich anfangs. Doch verlor sich das nachher, und jetzt bin ich vollkommen wohl.

Für die Zeilen, die mir die Li von Ihnen gebracht hat[3]), danke ich Ihnen herzlich, theurer Freund. Sie haben mir eine unendlich große Freude gemacht. Wohl habe auch ich das Schmerzliche dieser Trennung recht tief empfunden, und ich kann Ihnen nicht sagen, mit welchen Gefühlen ich Ihr Haus und Jena verlassen habe. Es war mir während meines Lebens mit

[1]) Der Oberhofmeister Wilhelm v. Wolzogen (1762—1809) und seine Gattin Caroline, geb. v. Lengefeld, ältere Schwester von Schillers Frau (1763—1847).

[2]) Humboldt hatte Jena, wo er wieder seit 1. November 1796 gewohnt hatte, am 25. April 1797 verlassen (Schiller an Goethe, Briefe Bd. V, Nr. 1187), um über Berlin, Dresden und Wien nach Italien zu reisen; wegen der Kriegsunruhen ging er jedoch von Wien, statt nach Italien, über die Schweiz nach Paris, wo er im November 1797 eintraf und mehrjährigen Aufenthalt nahm. Seine Mutter war am 14. November 1796 gestorben.

[3]) Vom 31. Mai, nicht vorhanden (Kalender S. 43). Am gleichen Tage verließ Humboldts Gattin mit ihren Kindern Karoline, Wilhelm und Theodor Jena und reiste nach Dresden (vgl. Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen, Bd. II, Nr. 37, Berlin 1907). Die in Schillers Brief an Körner vom 3. Juni (Briefe Bd. V, Nr. 1201) erwähnte „Einlage" für Humboldt bestand sonach nicht in dem Brief vom 31. Mai, auf den Leitzmann S. 436 sie bezieht, sondern in etwas anderem.

Ihnen dort ein neues und besseres Leben aufgegangen, gerade die Ideen, die mich jetzt und gewiß von jetzt an auch künftig immerfort am ernsthaftesten beschäftigen, hatten sich da zuerst angesponnen, mein ganzes Innres hatte eine andre und mir werthere Richtung genommen, und alles dieß war so innig mit unsrer Freundschaft verwebt, so mächtig durch Ihren Einfluß bestimmt, daß ich mich selbst nicht anders, als in Verbindung mit Ihnen zu denken vermag. Ich hoffe, die Zeit unsres Wiedersehens wird kaum nur so ferne seyn, als wir jetzt vielleicht selbst denken, ich werde suchen, daß Sie mich um vieles bereicherter wiederfinden, als Sie mich verließen, aber sehr wahr bleibt es dennoch, daß mit dem Aufhören dieses bisherigen Zusammenseyns etwas untergeht, was wenigstens in dieser Art gerade nie wieder zurückkehren kann. Dieß habe ich so lebhaft gefühlt, das schienen auch Sie zu empfinden, und dieß ist es eigentlich, was mich in diesen Wochen, wenn ich mich so herzlich nach Ihnen zurücksehnte, unendlich tief geschmerzt hat Lassen Sie uns indeß, theurer Freund, den Verlust so gut ersetzen, als es sich thun läßt, schreiben Sie mir viel und oft, und ich verspreche Ihnen gewiß, Ihnen von mir und meinem Beginnen immer ein so vollständiges und lebhaftes Bild zu geben, daß es Ihnen nicht schwer werden soll, Sich in unsre Nähe zu versetzen.

Wie Sie mir schrieben haben Sie die vergangnen Wochen in größerer Zerstreuung als gewöhnlich zugebracht. Schon die Veränderung Ihres Aufenthalts[1]) muß sehr viel dazu beigetragen haben. Der Unterschied, Sich aus Ihrem engen Zimmer auf einmal in eine große und schöne Natur versetzt zu sehn, muß für Sie bei weitem größer seyn, als wenn wir z. B. von Land in Land wandern, und bis auf das Kleine verändern. Bei der Stärke, mit der Sie in Sich alles fruchtbar machen, was von außen auf Sie einwirkt, muß man die Größe fremder Einwirkungen auf Sie nach einem andern Maaßstab, als bei andern Menschen berechnen. Der Wallenstein hat wahrscheinlich seit meiner Abwesenheit geruht, die Arbeit am Almanach wird Ihre Muße hinlänglich beschäftigt haben. Lassen Sie mich bald etwas davon sehen, und geben Sie mir dadurch die süße Täuschung, als wäre ich noch bei Ihnen, und nähme ich noch an Ihren Beschäftigungen einen so nahen und unmittelbaren Antheil als bisher. Aus dem Wallenstein habe ich das Reuterlied[2]) hier bei Körner gefunden, und erst gestern nur hat er es mir nach seiner Komposition vorgesungen. Es macht eine sehr lebendige Wirkung, und zeichnet mit den wenigen, aber so festen und bestimmten Strichen auf eine unnachahmliche Weise den Charakter dieses wilden wüsten ewig umgetriebenen Lebens, den es zu schildern bestimmt ist. Dabei hat es in so hohem Grade die Natur eines Liedes, daß es gewiß, in einer glücklichen und leichten Melodie vorgetragen, eine sehr populäre Verbreitung gewinnen wird. Die Li hat Ihren ganzen Prolog[3]) gehört. Sie hat mir nicht genug sagen können, wie wunderbar schön Ihnen diese Arbeit gelungen ist, welche Masse von Leben Sie

[1]) Schiller hatte das am 16. März gekaufte Gartenhaus am 2. Mai bezogen, vgl. Müller, Regesten S. 113 u. 115.

[2]) Es erschien bald darauf im „Musen-Almanach" für 1798, S. 137—140

[3]) Wallensteins Lager.

mit wenigen Figuren in Bewegung gesetzt haben. Vorzüglich sagt sie, macht sich das Lied in der Verbindung mit dem Ganzen so schön, daß es allein für sich einen großen Theil seiner Wirkung verlieren soll. Sie haben der guten Li durch dieß Vorlesen Ihres Prologs, und durch die liebevolle Freundschaft, die Sie ihr noch in den letzten Tagen erwiesen haben, eine unglaubliche Freude gemacht. Sie hat mir sehr oft davon geschrieben, und hier reden wir noch unendlich oft davon mit einander.

Körner habe ich schon mehrmals gesehn, nur freilich, wie es in seinem Hause zu seyn pflegt, nicht sehr allein und nicht ohne beträchtliche Störungen. Wir haben meist von Ihnen und Ihren Arbeiten gesprochen. Er selbst scheint gerade mit nichts sehr eifrig beschäftigt. Er spricht noch von der frühern Idee über Tanz und Rhythmik, und interessirt sich sehr für die Metaphysik. Doch sind die Stunden seiner Muße für dieß Studium, glaube ich, zu kurz und abgebrochen. Er ist äußerst freundschaftlich gegen mich, und ich verspreche mir einen großen Genuß von seinem Umgange in den Wochen, die ich noch hier zu verleben denke.

Bei mir selbst sind gerade jetzt alle Fäden ehemaliger Arbeiten abgerissen; alle müssen von neuem angeknüpft werden, und dieß kommt mir manchmal so schwer vor, daß ich daran verzweifeln möchte. Der Berlinische Aufenthalt, und selbst die Neuheit der Reise und des veränderten Wohnorts haben mich so durchaus gestört. Indeß hoffe ich doch zunächst zum Agamemnon und dann zu meinen größern Arbeiten zurückzukehren.

Was macht Göthe? Sein Gedicht[1]) hat mich noch in Berlin sehr angenehm beschäftigt. Geht er noch wirklich nach Italien und wann?

Haben Sie S[chlegel]. in der That den Abschied gegeben, und wie? Unverdient begegnet ihm dieser Unfall nicht, und Sie verlieren wenigstens für Ihren Umgang nicht das Geringste[2]). Die Li grüßt Sie und Lolo herzlich. Grüßen Sie auch von mir tausendmal die gute Lolo und Ihren Karl. Von ganzer Seele Ihr H.

Unsre adresse ist:

im Gräflich Hagenschen Hause, am Markte[3]).

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Hermann und Dorothea.

[2]) Durch Friedrich v. Schlegels Rezensionen, besonders der „Horen", verletzt, brach Schiller auch mit dessen Bruder Wilhelm „eine Verbindung ab, die unter so bewandten Umständen gar zu sonderbar ist, und mein Vertrauen zu oft schon compromittierte" (Brief an ihn vom 31. Mai, Briefe Bd. V, Nr. 1199). Und am 1. Juni wiederholte er, wenn auch in der Form etwas konzilianter, ihm gegenüber, die Umstände hätten längst den „unangenehmen Schritt" gefordert (ebenda Nr. 1200). Im Brief an Goethe vom 16. Mai (ebenda Nr. 1196) hatte er Friedrich v. Schlegel geradezu einen „Laffen" genannt.

[3]) Diese Nachschrift steht verkehrt über dem Anfang des Briefes.

Theo dor Rooſevelt.

Vom

Gra fen v. Leyden.

—

I.

Der ritterliche und gemütvolle Zug im Charakter eines Volkes kommt unter anderem in dem Heroenkultus zum Ausdruck, der von ihm getrieben wird, und die Wertſchätzung hervorrag ender Männer läßt ſich in den einzelnen Ländern nach den höheren oder geringe ren Anſprüchen bemeſſen, die an den Genius geſtellt werden. Der feine Kı lturhiſtoriker Georg Brandes kleidet dieſen Gedanken in die Worte: „Die Menſchheit wird weit mehr von Phantaſie als von Vernunft geleitet. Der iſt unwiderſtehlich, der an die Einbildungskraft des Volkes zu appellieren , nur der unvergeßlich, der auf ſie Eindruck zu machen verſteht.“

Auf die Maſſe aber Eindruck zu mache n, iſt eine beſondere Gabe, die mit Größe keineswegs immer gleichbedeutend iſt; es beſteht daher eine ſtrenge Scheidegrenze zwiſchen den großen Geſtalten, die in der Geſchichte der Völker einen geſicherten Platz erhalten, und den ephe meren Erſcheinungen, die die Volksphantaſie in Bewegung zu ſetzen vermoch haben.

Beide Kategorien ſind aber abhängig von de r Bereitwilligkeit ihrer Zeit genoſſen, außerordentliche Verdienſte oder hervorra gendes Talent zu würdigen, und von ihrer Fähigkeit, ſie zu erkennen.

Die demokratiſche Woge, welche ſich erſt kürz ich über Europa ergoſſen hat, iſt der Bildung eines Heroenkultus, im Verg leich zu früheren Zeiten, wenig geneigt; es haben ſich alle möglichen Kräfte ve rſchworen, das Heraus ragen einzelner, beſonders auf politiſchem Gebiete, zu bekämpfen und zu ver hindern. Unſere ſtraffen militäriſchen und bureaukrat iſchen Organiſationen ſelbſt haben unbemerkt eine demokratiſche Richtung erhalte n, unſere Parlamente ſind in erſter Linie durch die Sorgen in Anſpruch geno nmen, die die Be friedigung der wachſenden finanziellen Bedürfniſſe der Sta ten ihnen bereitet. Emilio Caſtelar antwortete einſt einem meiner Freunde, d r gekommen war, um eine Probe ſeiner hinreißenden Beredſamkeit in den C ortes zu hören: „Sie ſtehen hinter ihrer Zeit zurück, mein Lieber. Caſtel ar konnte ſeine Spanier begeiſtern, ſolange es ſich um die Gewährung von Menſchenrechten

handelte. Nun haben wir sie, und in den Budgetdebatten versagt die Kraft meiner Rede."

Das Verschwinden des Idealismus und der Innigkeit, bei den einzelnen wie bei den Massen, mag nur eine vorübergehende Erscheinung der Zeit sein, eine Reaktion gegen übertriebene Legendenbildungen vergangener Jahre. Es ist aber dadurch eine Atmosphäre geschaffen, die wie ein eisiger Hauch Bestrebungen ertöten kann, die nun einmal zu ihrer fruchtbaren Entfaltung des Sonnenscheins sympathischer Anerkennung bedürfen.

Von dem kontinentalen Europa in dieser Weise etwas verschieden stellt sich die angelsächsische Welt dar, insofern als dort die Uniformität unserer staatlichen Einrichtungen noch nicht zur Durchführung gelangt ist, der Individualität eine größere Rolle zufällt und infolgedessen der persönlichen Verantwortung, der freien Betätigung eigener Kraft auf politischem Gebiet ein weiterer Spielraum verbleibt.

Welches von den beiden Systemen man auch vorziehen möge, der Unterschied kann bei der Betrachtung einer Persönlichkeit wie Theodor Roosevelt nicht aus dem Auge gelassen werden.

Wenn in England oder Amerika ein Mann sich zu einer führenden Rolle emporgearbeitet hat — und in Amerika fallen die Vorteile der Geburt weniger ins Gewicht, ohne jedoch vollständig übergangen zu werden —, so bleibt er vor dem Forum der Öffentlichkeit und ist gewissermaßen Gemeingut der Nation geworden, die ihn nicht wieder fallen läßt, es sei denn, daß er etwa verwerflicher Handlungen überführt worden wäre oder unheilbare Niederlagen erlitten hätte.

Das von Carlyle geprägte Wort hero-worship ist den Völkern englischer Zunge auf den Leib geschnitten. Sie fühlen die natürliche Neigung, vor den Schreinen ihrer eigenen Götterbilder zu opfern, seien es nun Männer der Tat oder Männer des Gedankens, und die von ihnen bevorzugten politischen Einrichtungen begegnen sich in der freiwilligen Unterordnung unter die Führer, denen sie die Leitung ihrer Geschicke anvertraut haben.

Meist Opfer der religiösen und sozialen Kämpfe ihrer Ursprungsländer, waren die ersten Besiedler der Neuen Welt allen Härten ihres selbstbereiteten Schicksals und den Gefahren eines tückischen Klimas ausgesetzt. Engländer, Franzosen, Spanier, Holländer, denen sich bald auch Deutsche zugesellten, wurden in die mit Grausamkeit und List geführten Kriege mit den Ureinwohnern Amerikas verwickelt, deren Widerstand nur eine Frage der Zeit sein konnte. Aus diesen Stürmen gingen die Charaktere gestählt hervor; die Traditionen strenger Selbstzucht blieben auch aufrecht erhalten, solange der puritanische Geist vorhielt, der die ersten Pilger über das Meer geführt hatte. Einer solchen Familie gehörten die Roosevelts an. Der Expräsident hebt gerne und mit Stolz seinen holländischen Ursprung, die dreihundertjährige Zugehörigkeit seiner Vorfahren zu den Vereinigten Staaten hervor, wie die für die niederländischen Ansiedler gebrauchte Bezeichnung „Knickerbockers" ein Ehrenname geworden ist.

Der Geist, mit dem wir, vielfach aus guten Gründen, das heutige Amerika identifizieren, das rücksichtslose Jagen nach dem mächtigen Dollar,

eine mit Arroganz gepaarte Halbbildung, dieser Geist datiert streng genommen erst von den Sezessionskriegen der 60er Jahre, der eine totale Umwälzung zur Folge hatte.

Vor diesem Bürgerkriege waren noch der östliche und südliche Teil der Vereinigten Staaten die politisch maßgebenden, und in ihnen wohnten, auf ihren Landgütern und Pflanzungen zerstreut, zahlreiche Nachkommen der ursprünglichen Einwanderer im Stile der englischen Gentry oder des französischen und holländischen Kleinadels, wie George Washington selbst „the father of the country" und Hamilton, der Schöpfer der Unionsverfassung, mit vielen anderen führenden Geistern diesen Ständen angehört hatten.

Mit dem Sezessionskriege änderte sich das Bild wie mit einem Schlage. Das Bürgertum der Städte wurde zunächst durch gewaltigen Zuzug der maßgebende Faktor, der nach heldenmütigem Widerstande niedergekämpfte Süden blieb fürs erste ruiniert und geächtet. Die Zentralstaaten aber und der ganze Westen wurden von einem Strom neuer Einwanderer, meist aus den unteren Klassen aus dem kleinen Mittelstande Europas, erschlossen und gelangten durch rasche Hebung der natürlichen Schätze des Bodens zu Wohlstand und Einfluß. Es entstanden sowohl Latifundien als übermächtige bewegliche Vermögen, Eisenbahnkönige, Börsenfürsten und Herzöge der Industrie. Es war nicht vorauszusetzen, daß das politische Amerika von diesen Vorgängen unberührt bleiben würde; die für viel einfachere staatliche Verhältnisse geschaffene Bundesverfassung war vor eine Feuerprobe gestellt, die sie nur dank ihrer bemerkenswerten Elastizität zu überwinden imstande gewesen ist.

Die Korruption, welche mit der Leichtigkeit des Gewinnes in das öffentliche Leben und bis in die meisten Zweige der Verwaltung eingedrungen ist, drohte solche Verhältnisse anzunehmen, daß die staatserhaltenden Kräfte zur äußersten Tätigkeit angespornt wurden, um der weiteren Ausbreitung des Übels zu begegnen. Und so fand sich eine Anzahl von Männern, die unter Einsatz ihrer ganzen Persönlichkeit sich dem Tanz um das goldene Kalb entgegengestellt und in den von ihnen bekleideten Ämtern oder von der Kanzel und Rednerbühne herab die Herrschaft des Gesetzes wieder einigermaßen hergestellt haben.

Dieser letzteren Klasse ist Mr. Roosevelt beizuzählen als erbitterter Bekämpfer der Unredlichkeit und des moralischen Verfalles. Er würde aber weder in der Heimat noch diesseits des Atlantischen Ozeans die Blicke der verschiedensten Kreise der Gesellschaft auf sich gelenkt haben können, wenn er nicht darüber hinaus den Versuch gewagt hätte, ein neues Menschentum zu verkörpern und als Apostel einer auf Ausnutzung aller Kraft beruhenden Lebensfreude — strenuous life nennt er es — unter die Leute zu gehen. „Nur weil er 'diese Änderung vermochte", sagt von ihm der Engländer Wells, „nimmt er in der europäischen Vorstellung solchen breiten Raum ein und ist für so viele, die seinen Weg beobachten, die Quelle ungeheurer, stets sich erneuernder Erwartung."

Er ist in seinem staatsmännischen Wirken den einen als Vertreter sozialistischer Neigungen verdächtig geworden und wird von anderen despotischer Anwandlungen beschuldigt. Man wirft ihm vor, nur für die Galerie zu spielen und mit einem seltenen Aufwand von journalistischem Apparat die Blicke ständig auf sich gefesselt zu halten. Und doch folgt ihm auch wieder eine große Gemeinde, an deren nüchternem Urteil und ehrlicher Überzeugung nicht zu zweifeln ist, die ihn als den Retter aus vielen Irrwegen betrachtet. „Er ist", um noch einmal auf Wells zurückzukommen, dessen Artikel, ‚Roosevelt in Europa' in der Julinummer der Österreichischen Rundschau übersetzt ist, „gar kein bestimmtes menschliches Wesen, sondern eines dieser kolossalen künstlichen Ungetüme, welche von der Presse, der Photographie und der Karikatur durch die schrankenlose Möglichkeit der Weiterverbreitung in unsrer modernen Welt entstehen."

Im Jahre 1858 in New York geboren, fiel die Kindheit Theodor Roosevelts in die bewegten Tage des Sezessionskrieges. Seine Familie war wohlhabend und hatte im Norden und Süden Verbindungen. Während sein von puritanischem Geiste erfüllter Vater Regimenter für die Nordstaaten ausrüstete, baute einer seiner Onkel den berühmten Blokadebrecher „Alabama" für die Föderalisten, und ein anderer Onkel feuerte den letzten Schuß von diesem Schiffe, als es von der „Kearsarge" überholt und gekapert wurde.

Ted war als Kind keine kräftige Konstitution, dafür aber ihm ein frühzeitig entwickelter Wille verliehen; sein erstes Ideal wurde das freie Jägerleben auf den Prärien des Westens.

In seines Vaters Heim auf Long Island verbrachte der Knabe die Jugendjahre mit Rudern, Reiten, Schwimmen und langen Wanderungen durch die Wälder. Er entwickelte in sich einen verfeinerten Sinn für Beobachtung von Natur und Tierleben; Coopers Indianergeschichten wurden sein liebstes Buch.

Er war für die Universität Harvard bestimmt, das Oxford Amerikas, und sogar sein größter Freund und Bewunderer, Professor A. Riis, weiß in seinem Buch „Theodor Roosevelt the Citizen" nichts Außerordentliches von seinem dortigen Leben zu erzählen. Seine Gesundheit hatte sich aber inzwischen gekräftigt; er legte im Verkehr mit seinen Genossen den Grund zu dem, was ihm immer eigen geblieben ist, die Verbindung ernsterer geistiger Bestrebungen mit außerordentlicher Bekundung physischer Kraft und Ausdauer. Seine zum Methodismus neigenden religiösen Überzeugungen hat er sich dabei unversehrt erhalten.

Wie oft äußere Ereignisse bestimmend auf junge Leben wirken, so war es wohl die im Jahre 1881 erfolgte Ermordung des Präsidenten Garfield, die des dreiundzwanzigjährigen Mr. Roosevelt Eintritt in das politische Leben veranlaßte. In diesem Jahre findet man ihn als republikanischen Kandidaten zur Wahl für die gesetzgebende Versammlung des Staates New York, der er durch drei Jahre angehörte. Von Riis später einmal um die Gründe seines Eintritts befragt, nannte er als solche: Pflichtgefühl, besonders aber den Wunsch, der regierenden Klasse anzugehören, nicht der regierten. Es

währte nicht lange, ehe ihn sein Starrsinn mit den einflußreichsten gewerbsmäßigen Politikern der eigenen Partei in Konflikt brachte, die natürlich für zweifelhafte Handlungen ihrer Genossen nachsichtiges Gewährenlassen an den Tag legen mußten. Seine ungestüme Opposition brach sich wiederholt an dem passiven Widerstande der politischen „Maschine", und aus jenen Jahren stammt sein „Essay on true American Ideals", in welchem er sagt:

„Es gibt auf der Welt keinen verwerflicheren Charakter als den des nur Geld erwerbenden Amerikaners. Er ist unempfindlich für das Gefühl der Pflicht, verkennt jedes Prinzip, nur darauf gespannt, Vermögen anzusammeln und von diesem Vermögen den niedrigsten Gebrauch zu machen, sei es, daß er selbst in Werten spekuliert und Eisenbahnunternehmungen zu Falle bringt, sei es, daß er seinen Söhnen gestattet, ein Leben kostspieliger Verschwendung und grober Ausschweifungen zu führen oder für seine Tochter einen Nichtsnutz von hoher sozialer Stellung zu erkaufen, möge es nun ein Amerikaner oder ein Fremder sein."

Er war zu jung, um eine solche Sprache zu führen, ohne selbst bei seinen bisherigen Gönnern Bedenken zu erregen. Es blieb ihm auch die Erfahrung nicht erspart, daß man sich um so vorsichtiger von ihm zurückzog, je weniger er sich bereit fand, den Warnungen seiner nächsten Umgebung Gehör zu schenken. So kam es, daß er doch schon frühzeitig den relativen Wert des Kompromisses zu würdigen lernte und es in seiner späteren Laufbahn häufig vorzog, das politisch Erreichbare der Jagd nach bloßen Phantomen vorzuziehen.

Bei einem Manne, der sich so sehr weit vorgewagt hatte, wurde aber die Rolle des Realpolitikers doch immer gleichbedeutend mit moralischem Rückzug, wovon die Präsidentschaft Mr. Roosevelts, soweit die inneren Verhältnisse des Landes in Frage kommen, schlagende Beispiele liefert.

Zu den Prinzipien, denen er immer treu geblieben ist, gehört dagegen die Reform des Zivildienstes, der im Laufe der Jahre zur reinen Stellenvergebung im Interesse der gewerbsmäßigen Politiker ausgeartet war. Seiner Tätigkeit auf diesem Gebiete verdankt er denn auch die festesten Grundlagen seiner Popularität, obgleich die Erfolge auf sich warten ließen.

Als Mr. Roosevelt 1884 in den Nationalrat der republikanischen Partei gewählt wurde, sollte auf den Wunsch ihrer Führer der vielfach angefochtene Parteimann Mr. Blaine zur Präsidentschaft erhoben werden, eine Kandidatur, die Roosevelt schon aus dem Grunde verhaßt war, weil Blaine der Reform des Zivildienstes kein Interesse entgegenbrachte. Die akute Krise, die damals in der republikanischen Partei ausbrach und den Demokraten zum Siege verhalf, fand Mr. Roosevelt wider Erwarten treu zu seinen Führern stehend, trotzdem er aus seiner Mißbilligung ihres Vorgehens kein Hehl gemacht hatte.

Der Unmut über das ganze politische Treiben bestärkte ihn in dem schon länger gehegten Plane, sich auf eine Ranch des Westens zurückzuziehen, um das dortige Leben kennen zu lernen. Er verbrachte dort die vielleicht glücklichsten zwei Jahre seines Daseins, frei von politischen Sorgen, sich der Jagd in vollen Zügen hingebend, von der er in den »Outdoor pastimes of an American hunter« reizende Schilderungen entwirft.

Im eigentlichen Sinne für den Freund und Kenner des Waidwerks geschrieben, sind diese Schilderungen seiner Streifzüge auf den Büffel, den Bären, Leoparden, die Antilope, den Hirsch schon wegen der anziehenden, damit verbundenen Beschreibungen des nicht in die Kultur einbezogenen Landes und des Tierlebens auch für weitere Kreise von Interesse. Er verkehrt mit seinen Jägern und Cowboys wie ein Bruder, kennzeichnet die Besonderheiten jedes einzelnen braven Hundes seiner Meute und träumt, in seine Decken gehüllt, auf der weiten Prärie unter den Sternen. Er sucht die Grenze zwischen dem berufsmäßigen Jäger und dem zügellosen Massenmörder, soweit es amerikanische Verhältnisse gestatten, einzuhalten und ist, allerdings ohne merkliches Ergebnis, bestrebt, im eingehenden Verkehr mit wissenschaftlichen Autoritäten die Ausrottung der typischen Wildarten zu verhindern.

In späteren Jahren, als die Ermordung des Präsidenten Mac Kinley immer engere Kreise um die politische Verantwortlichkeit Mr. Roosevelts gezogen hatte, widmet er seinem unabhängigen Leben auf der Farm von Missouri den warmen Nachruf:

„Keiner, der nicht davon gekostet hat, kann die Lust des Jagens in einsamen Gegenden verstehen. Sein ist die Freude des Pferdes, das dem Reiter gehorcht, und der Büchse, die richtig geführt ist. Ihm gehören die langen Tage wohlbestandener Arbeit und Entbehrung, vom Triumph gekrönt. Immer werden ihm gegenwärtig bleiben die Erinnerungen der endlosen Prärie, die in der glänzenden Sonne schimmert; weiter schneebedeckter Strecken unter fahlem Himmel; melancholischer Sümpfe; des Rauschens gewaltiger Ströme; des Hauches immergrüner Wälder im Hochsommer; des Ächzens übereister Föhren unter dem grimmen Anprall der Winterstürme; des Tobens der Wasserfälle, die sich durch gewaltige Bergmassen ihre Bahn brechen; aller unzähliger Bilder und Töne der Wüstenei, ihrer Unermeßlichkeit und ihres Zaubers; endlich des tiefen Schweigens, das in ihren geheimnisvollen Weiten waltet."

Auch zögernde Bewunderer der politischen Weisheit, der strengen Sachlichkeit des Expräsidenten werden nicht anstehen, den hohen und edlen Zug anzuerkennen, der ihn dahin geführt, wo Goethe sagt, daß aus der Erde dampfend jede nächste Wohltat der Natur und durch die Himmel rauschend alle Segen der Gestirne uns umwittern.

Aus dem Westen zurückgekehrt, reist Mr. Roosevelt, nachdem er sich zum ersten Male verheiratet hatte, mit seiner Familie in Europa und wird im Jahre 1889 zum Mitglied der Kommission zur Reform des amerikanischen Zivildienstes ernannt, die in Washington tagte. Er hat ihr sechs Jahre angehört. Die Arbeiten dieser Kommission hatten sich, bis zu seinem Erscheinen in ihren Reihen, weder großer Ermunterung von außen her zu erfreuen gehabt noch war es ihr selbst gelungen oder war sie auch nur aufrichtig bestrebt gewesen, die Mißstände in Vergessenheit zu bringen, zu deren Beseitigung sie eingesetzt worden war.

Angesichts der Scheinexistenz, die man ihr bereitet hatte, bedurfte es tatkräftigen Einschreitens, um dem Reformwerk gegenüber den hartnäckigen Verfechtern des persönlichen Einflusses bei der Stellenvergebung Respekt zu verschaffen. Theodor Roosevelt erwies sich bald als der rechte Mann dazu, in-

dem er die ganze Frische seines Wesens und eine unermüdliche Arbeitskraft in den Dienst dieses seines Lieblingsgedankens stellte. Früheren Gepflogenheiten folgend, erwies er sich freilich auch hier als enfant terrible, über Traditionen und geltende Verordnungen mit größter Leichtigkeit hinwegsetzend, und oft unabweislicher politischer Erwägungen spottend.

Daß aber diese Schattenseiten das Vertrauen in ihn nicht zu erschüttern vermocht hatten, bewies seine Ernennung zum Präsidenten des New Yorker Polizeiamtes, die im Jahre 1895 erfolgte und ihm neue analoge Aufgaben brachte.

Als Roosevelt in die Kommission zur Reform des Zivildienstes eingetreten war, verfügte die Regierung über 14000 Beamte, die ihre Ernennung noch zum großen Teil politischen Einflüssen verdankten. Er hinterließ deren 40000; so sehr wachsen selbst bei dem Systeme ausgedehnter Selbstverwaltung die Diener des Staates an. Um so wichtiger erwies sich der durch die Reform festgelegte Modus ihrer Bestallung. Und die bei dieser Tätigkeit erworbene Schulung gewährte Mr. Roosevelt die Möglichkeit, den Polizeidienst der Hauptstadt, in welcher sich die gröbsten Mißstände unter der Herrschaft der bekannten Tammany Hall-Politiker eingebürgert hatten, gleichfalls zu säubern.

Auf solcher Vergangenheit fußend, bildet das Kapitel „moralischer Entrüstung" einen so wesentlichen Bestandteil von Mr. Roosevelts Lebenswerk, daß er nicht zurückstehen konnte, als sich auch auf internationalem Gebiete Anlaß dazu bot. Die zunehmende Spannung in den Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien, welche die kubanische Frage hervorrief, fand deshalb den stürmischen Mann auf der Seite der extremen Kriegspartei.

Bildete doch schon die Monroe-Doktrin eine vorzügliche Plattform für den aufsteigenden Staatsmann, und in ihrem Lichte erschienen ihm die Mißgriffe der in ihre letzten Bollwerke zurückgedrängten spanischen Kolonialregierung ebenso schmählich wie die Missetaten New Yorker Schankwirte oder politischer Erpresser.

Seine Ernennung zum Unterstaatssekretär des Reichsmarineamts im Jahre 1897 entfesselte in ihm eine fieberhafte Tätigkeit zur Hebung der Kriegsflotte. Mit der Verbesserung und Vermehrung der Schiffe füllten sich die Vorratskammern, wurden die Mannschaften ergänzt, Munitionen beschafft, alle Vorbereitungen zum Schlage getroffen.

Und als schließlich die Fackel des Krieges entzündet war, verschmähte es Mr. Roosevelt, trotz des Drängens seiner Freunde, zu Hause zu bleiben. Er verzichtet auf seinen Posten und ritt mit den innerhalb eines Monats von ihm angeworbenen Roughriders in den Kampf. Der Hügel von San Juan auf Kuba sah eine wild und tapfer gerittene Attacke, mit dem späteren Präsidenten lustig voran, an der Spitze einer wenig ausgebildeten Truppe, deren kriegerischer und unbändiger Geist andere soldatische Eigenschaften zu ersetzen hatte und die im ganzen nur drei Monate unter Waffen stand.

Ein rasch vorüberziehendes Meteor, haben sich die Roughriders in der Einbildungskraft des amerikanischen Volkes einen Platz gesichert, den keine kritische Sonde zu zerstören vermag, den Platz, den stählerner Mut und glühende Vaterlandsliebe immer behaupten werden. »C'est magnifique, mais ce n'est pas la guerre«, soll im Krimkriege ein französischer Marschall von Lord Cardigans Todesritt bei Balaclava gesagt haben. Unter veränderten Umständen hat der improvisierte Reiterführer Roosevelt mit seinem Häuflein Bresche in das Weiße Haus gelegt, das seinem Einzuge früher oder später entgegensehen konnte.

Der Aufstieg war nunmehr ein rascher. Im September 1898 wurde Mr. Roosevelt zum Gouverneur des Staates New York gewählt; und kaum hatte er beginnen können, in dieser wichtigen Stellung seine administrativen Eigenschaften zu entfalten, so war schon im Juni 1900 seine Ernennung zum Vizepräsidenten der Vereinigten Staaten erfolgt. Seitens seiner zahlreichen Widersacher hat dabei wohl der stille Wunsch gewaltet, er möge sich auf diesem Posten, der selten zur wirklichen Präsidentschaft geführt hat, aufbrauchen und in der Volksgunst vergessen werden.

Aber er ist nun einmal ein Mann des Schicksals. Ehe noch ein weiteres Jahr verstrichen, war der Präsident William Mac Kinley durch Mörderhand gefallen und der Purpur auf seinen Nachfolger übergegangen, den die erschütternde Nachricht auf einem Jagdzuge traf.

Über die zwei Perioden der Präsidentschaft Mr. Roosevelts ein abschließendes Urteil zu fällen, wird schon durch den Umstand erschwert, daß ihre Nachwirkungen sich in den Vereinigten Staaten gerade gegenwärtig in hohem Maße fühlbar machen und das letzte Wort noch lange nicht gesprochen ist. Bald nach seiner Niederlassung in Washington befand er sich im hellen Kampfe mit der Oligarchie des Senates, dessen Führer in ihrem bisher nicht angefochtenen Machtbewußtsein die Flamme von Roosevelts Ungestüm und Entrüstung zu nähren wußten. Von einer gewaltigen Popularität getragen und von dem Feuer seines Temperamentes hingerissen, wurde er, wie einer seiner amerikanischen Kritiker sagt, „von dem Gefühl der eigenen Stärke trunken; er interpretierte nicht mehr die Gesetze, nein, er war das Gesetz selbst; er predigte nicht mehr Rechtschaffenheit, sie war in ihm verkörpert. Wer Dinge anders darstellte als er, war ein Lügner, wer nicht derselben Meinung, ein Schuft".

Die Tyrannis des Präsidenten war aber doch keine so überwältigende, als sie dieser zur Verzweiflung getriebene Parteigenosse erscheinen lassen möchte. Bei aller Impulsivität, ruht in Mr. Roosevelt ein gut Teil nüchterner Besonnenheit; richtiges Abwägen der herrschenden Umstände kann ihm in den meisten entscheidenden Momenten seines bewegten Lebenslaufes nachgewiesen werden. Keiner seiner unmittelbaren Vorgänger hätte sich gleich ihm erlaubt, die Frage der Gleichstellung der Neger, unter Mißachtung der Rassenvorurteile, nach dem Vorbilde Abraham Lincolns zu behandeln; aber er wußte, wie weit er auch darin gehen durfte.

Tiefgehender und in ihrer praktischen Bedeutung das ganze Geschäftsleben der Union in Mitleidenschaft ziehend erwiesen sich die periodisch wiederkehrenden und doch meist auf halbem Wege erlahmenden Schachzüge des Präsidenten gegen die großen wirtschaftlichen Kombinationen, die Trusts. Seine ehrliche Überzeugung hat ihn auf die dringend erforderliche Weckung des sozialen Gewissens bei den übermäßig Reichen hingewiesen; in sozialistische Utopien zu verfallen, lag ihm damals ferne. Der Kampf wurde dadurch ein ungleicher, daß der von ihm ausgehende richtige Anstoß an seiner mangelhaften wirtschaftlichen Schulung scheiterte, von der er sich selbst nicht Rechenschaft geben wollte.

Nicht nur durch die Kreuzfahrt gegen das feste Gefüge der amerikanischen Plutokratie, mehr noch durch einen starken imperialistischen Zug vermochte Mr. Roosevelt die Volksgunst an sich zu fesseln. Die Vereinigten Staaten haben unter seiner Präsidentschaft ihre früheren abgeschlossenen Grenzen überflutet und sind durch die Erweiterung der Monroe-Doktrin ein bedeutender internationaler Faktor geworden. Als reger Förderer des Ausbaues des Panamakanals gab er schon die Parole zu dessen Befestigung durch die Vereinigten Staaten, ein früher ungeahntes Beginnen. In den Friedensunterhandlungen von Portsmouth zwischen Japan und Rußland haben die Vereinigten Staaten, unter Fingierung der Rolle des ehrlichen Maklers, ein nec plus ultra gesprochen. Und an dieses Heraustreten aus traditioneller Zurückhaltung reihte sich die bekannte Umkreisung Amerikas durch die Unionsflotte, die Anlage von Werften und Kriegshäfen im Stillen Ozean als Inaugurierung einer aktiven Politik nach zwei Fronten.

II.

Als sich nach Ablauf seiner zweiten Präsidentschaftsperiode die Tore des Weißen Hauses hinter ihm geschlossen hatten, war von Mr. Roosevelt für einen Nachfolger in der Person des ihm befreundeten Mr. Taft gesorgt worden. Nach Ansicht vieler wollte er sich durch Bestellung dieses Locum tenens nur die spätere Wiederwahl sichern. Er selbst erklärte in fast bindender Form, unter keinen Umständen ein drittes Mal die höchste Würde annehmen, sondern nur in der Eigenschaft eines einfachen Bürgers seine Kräfte auch ferner in den Dienst des Gemeinwohles stellen zu wollen. Man hörte es wohl, aber es fehlte der Glaube.

Vielleicht hat die eigene Erkenntnis dessen den Expräsidenten in dem Entschlusse bestärkt, die ihm jetzt vergönnte Muße einem längeren Aufenthalte in Zentralafrika zu widmen, wo nächst der erwünschten räumlichen Entfernung die edelsten Wildarten und primitive Verhältnisse ihn zur Betätigung seines waidmännischen Triebes und seiner Ausdauer lockten. Auch wissenschaftliche Zwecke sollten mit der Expedition verbunden werden. Finanziell war ihr Ergebnis im vorhinein dadurch gesichert, daß der zum Privatmann gewordene erste Beamte der größten Republik Herausgeber des „Outlock“, eines ihrer gelesensten Zeitungen, geworden war und auch sonst über seine Jagdberichte gewinnbringend verfügt hatte.

Es war im März dieses Jahres 1910, als Mr. Roosevelt nach gelungenen Wanderungen in dem ägyptischen Sudan zurückerwartet wurde, wohin ein Kommando von Journalisten dem gefeierten Staatsmann entgegengesandt worden, und wo reisende Landsleute ihn nach seiner Ankunft begeistert begrüßten.

Während der ganzen Reise waren von seiner Seite wohl Schilderungen des anregenden Jagd- und Karawanenlebens, aber keinerlei politische Kundgebungen erfolgt, obgleich sich inzwischen in seinem Vaterlande manches ereignet hatte und Präsident Taft es nicht immer leicht fand, das ihm anvertraute Peculium zu bewahren.

Wenn man aber damals seitens des in den Bannkreis der Zivilisation Zurückgekehrten ein selbsttätiges Eingreifen in die innere amerikanische Politik erwartet hatte, so gelang es ihm jedenfalls, die Neugierigen auf eine falsche Fährte zu setzen. Er schien nur noch ein Auge für seine unmittelbare Umgebung zu haben und wurde zum Wanderprediger seiner Weltanschauung.

Schon in der Hauptstadt des Sudans hielt er den eingeborenen Offizieren der dortigen ägyptischen Bataillone, die ihn in ihre Messe geladen hatten, eine viel bemerkte Strafrede über den „politisierenden Soldaten". Mit der Schärfe der Auffassung, die ihn ebenso auszeichnet wie moralischer Mut, hatte er gesehen, daß die nationalistische Bewegung auch in die Reihen des Heeres getragen werden sollte, wogegen sich sein soldatischer Geist auflehnte. Ob darüber die Pflichten genossener Gastfreundschaft verletzt wurden, war ihm Nebensache.

In intensiverer Form wiederholte sich dieser Vorgang in Kairo, wo er gebeten ward, in der neu errichteten ägyptischen Universität einen Vortrag zu halten. Zu Anfang des Winters war der Premierminister Boutros Pascha, ein christlicher Kopte, durch fanatische Nationalisten ermordet worden, und der ergriffene Täter harrte noch seiner Bestrafung.

Mr. Roosevelt, der Zeuge der Ermordung von zwei Präsidenten der Vereinigten Staaten gewesen ist, gab in der Rede, die er halten wollte, und die er dem ägyptischen Prinzen Fuad als Haupt der Universität zur Durchsicht unterbreitete, seinem Abscheu über solche politische Verbrechen unverhohlenen Ausdruck. Es wurde ihm aber, aus Furcht vor der in einheimischen Kreisen waltenden Erregung, schüchtern anheimgestellt, ob er den bezüglichen Passus nicht in Fortfall geraten lassen wollte. Seine Antwort lautete, er erkläre sich gern bereit, auf das Wort zu verzichten, wenn aus seinem Auftreten Ungelegenheiten entständen; solle er aber überhaupt sprechen, so werde er auch auf der ausdrücklichsten Verurteilung dieses brutalen Mordes bestehen.

Der Saal der Universität bot ein seltsames Bild, als Roosevelt den Katheder bestieg und kurz, breitschulterig, unter scharfer Markierung seiner Worte, nicht in fließender Rede zur Versammlung sprach. Wer ihn zum erstenmal hörte, empfing den Eindruck einer machtvollen Persönlichkeit, eines leader of men. Was die ägyptische Hauptstadt an Stellung und Intelligenz

aufzubieten vermochte, war herbeigeeilt; nur die Bänke der Studenten blieben verödet, weil Jungägypten der Aufforderung, sich fern zu halten, gehorcht hatte.

In dieser Rede, wie in der später von ihm in der Pariser Sorbonne gehaltenen, hat der Expräsident den wesentlichen Inhalt seiner politischen und sozialen Gedanken niedergelegt und sich nicht gescheut, Dinge zu sagen, die in vielen Hauptstädten Europas außer Kurs gesetzt zu sein scheinen, die jedenfalls aber für solche Kreise aufmunternd sein müßten, in welchen man schwerwiegende Gründe hat, nicht ohne Besorgnis in die Zukunft zu blicken.

Man hat ihm dafür vorgeworfen, nur mit einer Reihe von Gemeinplätzen wie ein hohler Volksredner zu paradieren, als ob nicht das rechte Wort vom rechten Platze immer seinen Wert behielte und alle menschlichen Einrichtungen einer fortwährenden Regulierung bedürften.

Nach einem Hinweis auf die alte arabische Kultur, deren Wiederaufnahme der neuerrichteten Universität Kairo zufalle, empfahl er den, wie schon erwähnt, abwesenden Jüngern der Wissenschaft in erster Linie Ehrlichkeit in jeder Form und warnte sie vor Dünkel und Bigotterie, sei es in religiösen oder in Rassefragen. Sie sollten die Hochschulen der Alten und Neuen Welt besuchen und von ihnen lernen, aber auch alles beiseite lassen, was dort trivial geworden sei oder Entsittlichung verrate.

„Bedenket," sagte er, „daß Charakter wichtiger ist als bloße Geistesbildung, daß eine wirklich große Universität auf die Eigenschaften, die den ersteren formen, noch mehr hinwirken muß als auf den Intellekt. Nicht, daß ich Bildung verachten möchte, aber Intelligenz allein ist nutzlos und sogar gefährlich, wenn sie nicht von einem aufrechten Sinn getragen ist und moralische Kraft und Zucht dahinter stehen."

In weiterer Ausführung kam er darauf zu sprechen, daß die Hochschulen, der Tendenz der Zeit gehorchend, sich mehr und mehr spezialisieren und ihre Schüler fast nur noch für gewisse Berufsarten vorbereiten. Er hält es demgegenüber für genügend, wenn nur ein kleinerer Prozentsatz der Bevölkerung eines Landes eine exklusiv wissenschaftliche Bildung erhalte, vorausgesetzt, daß damit eine wirklich geistige Aristokratie geschaffen werde. Die größere Masse solle dagegen auf technischen, landwirtschaftlichen oder Handelsschulen ihren verschiedenen Berufsarten entgegengeführt werden.

„Die Nützlichkeit eines Politikers wird namentlich von seiner Fähigkeit abhängen, die Wünsche der Bevölkerung, deren Vertretung ihm zugefallen ist, und unter welcher er lebt, gründlich zu verstehen. Die Parlamente, welche vorwiegend aus Literaten, Juristen und Berufspolitikern zusammengesetzt sind, werden immer Gefahr laufen, eine schlechte Arbeit zu verrichten."

Im unverkennbaren Hinblick auf die aus der Erde gestampften Parlamente, mit welchen sich die islamitische Welt versehen hat, fügt Roosevelt hinzu:

Sie können ebensowenig einen wirklich gebildeten Menschen erziehen, indem Sie ihn pedantisch durch ein gewisses Arbeitspensum durchjagen, als Sie durch die Verleihung einer papierenen Verfassung ein Volk zur Selbstverwaltung befähigen können. Man kann ebensowenig einem Volke Selbstverwaltung geben, als einem Individuum die Kunst der Selbsthilfe. Die einzige Art, dem letzteren darin beizuspringen, ist, daß man es lehre, sich selbst zu helfen. Darin besteht eine der Hauptaufgaben der Hochschulen; denn dieser Prozeß ist naturgemäß nur ein

allmählicher und langsamer und kann durch Generationen währen müssen. So sind z. B. in Nord- und Südamerika einzelne Gemeinwesen erstarkt und zur Blüte gelangt. Andere Staaten desselben Kontinents haben mit nominell gleicher Freiheit, gleichen Rechten und Garantien die Fahrt angetreten und sind doch in elender Weise der Korruption, Tyrannei und Anarchie verfallen. Und zwar nur darum, weil das Volk, für welches die Verfassung geschrieben war, es unterlassen hat, die Eigenschaften in sich selbst zu entwickeln, die es in den Stand gesetzt hätten, aus diesen Institutionen Vorteil zu ziehen."

Endlich verließ Mr. Roosevelt auch die Fahne nicht, zu der er gestanden, indem er die Mordtat, welche einige Schritte von dem Hörsaale begangen worden war, in den stärksten Ausdrücken verurteilte. Der Tod Boutros Paschas erweise sich nicht nur als ein Übel für das Land, sondern auch alle diejenigen, die die Tat zu entschuldigen oder zu verschleiern suchten, die durch Wort und Beispiel zu ähnlichen Ausbrüchen ermunterten, lüden ebenso große Verantwortung auf sich als die Mörder selbst.

Die nationale Bewegung in Ägypten als solche ist in der Rede nirgends angegriffen, ihre Führer verziehen aber auch eine Kritik ihrer Auswüchse nicht. Der Austritt Roosevelts aus dem Lande der Pharaonen verlief daher unter feindlichen Kundgebungen verschiedenster Art; anonyme Drohbriefe begleiteten ihn bis an Bord seines Schiffes.

Der weiter oben angeführte amerikanische Kritiker des Expräsidenten behauptet unter anderem, daß Widersprüche bei ihm zuweilen logisch seien. Ohne diese Eigenschaft würde er ja nur ganz wie andere gewöhnliche Leute sein, und sein eigenes Vaterland könnte sich nicht fragen müssen, ob er eigentlich eine Macht des Guten oder des Bösen sei.

Unwillkürlich erinnert man sich dieses Wortes, wenn man Mr. Roosevelt, der sich doch mit Vorliebe nunmehr als Privatmann betrachtet wissen wollte, die königlichen Ehren genießen sah, mit welchen er auf seiner weiteren Reise durch Europa allenthalben empfangen wurde. Man kann sich aber auch der Bemerkung nicht verschließen, daß er bei seinen Besuchen monarchischer Länder sich größere Zurückhaltung auferlegte, und es mit unverkennbarem Überblick über das jeweilige Terrain verstand, sich den wechselnden Eindrücken seiner Umgebung anzupassen.

Seine Betrachtungen z. B. über die Entstehung und den Fall der Zivilisationen in seiner in der Aula der Berliner Universität gehaltenen Rede sind mit einem feurigen Lobe von Dynastie, Volk und Heer in Deutschland elegant eingeleitet und eröffnen im weiteren Verlauf interessante historische Ausblicke. Sie schließen mit einem offenen Bekenntnisse tiefer religiöser Überzeugungen.

Und wenn wirklich Widerspruch bei ihm logisch ist, so ist es dem wackeren Roughrider, dem Imperialisten und Förderer der allgemeinen Wehrpflicht im eigenen Hause auch nicht unlogisch erschienen, in Christiania, allerdings ohne eigene Anregung, mit dem Friedenspreis der Nobel-Stiftung in Verbindung gebracht zu werden. Ist es, weil immer derselbe Kritiker seinen Beobachtungen hinzufügt, Mr. Roosevelt habe zwar Witz, aber keinen Humor?

Bei einem Manne, der so viel im Taumel einer Tagespolitik vom Charakter der amerikanischen gestanden hat, der sich gewissermaßen von Jugend auf den Weg durch die Menge bahnen mußte, ist es hingegen selten, einem ethischen Gesamtbild zu begegnen, dem er nie wirklich untreu geworden ist, und darin besteht wohl seine eigentliche Stärke, was immer sonst an ihm zuweilen verletzend, häufig auch inkongruent erscheinen mag.

Darum nimmt die Ansprache, welche Mr. Roosevelt am 23. April in der Pariser Sorbonne gehalten hat, unter seinen übrigen europäischen Kundgebungen doch den ersten Rang ein. Hier befand er sich auf republikanischem Boden, im Herzen einer Demokratie, bei den Nachkommen Lafayettes, während zugleich von dieser klassischen Stelle eine große Vergangenheit an seine Einbildungskraft appellierte.

Allen, die sich für die ungewöhnliche Erscheinung interessieren, mag diese Rede daher besonders empfohlen sein. Sie ist von dem geistreichen Botschafter der französischen Republik in Washington, Monsieur Susserand, in formvollendeter Weise unter dem Titel »Le Citoyen d'une République« übersetzt, und wenn ich recht berichtet bin, hat die Zeitung »Le Temps« sie in 70000 Exemplaren an die französischen Schulen verteilen lassen.

Nicht zur Erbauung des extremen Radikalismus nimmt Roosevelt die folgenden Erwägungen zum Ausgangspunkte seines Idealbildes des republikanischen Bürgers:

„Eine demokratische Republik, gleich den unseren, stellt das gigantischste aller denkbaren sozialen Probleme dar, desjenigen, das entweder zum größten Segen oder zum größten Übel gereichen kann. Der Erfolg oder die Niederlage von Republiken wie die Ihre und wie die unsere bilden entweder den Triumph oder die Verzweiflung der Menschheit. Und für Sie wie für uns beherrscht daher die Frage der Beschaffenheit des individuellen Bürgers alle übrigen. Unter anderen Regierungsformen, unter der Herrschaft *eines* Mannes oder einer kleinen Anzahl von Leuten hängt alles von der Qualität der Regierenden ab. Wenn dort das Niveau ein genügend hohes ist, so kann das Land während Generationen eine glänzende Laufbahn zurücklegen und seine weltlichen Güter vermehren, gleichviel wie mittelmäßig der Durchschnitt des gewöhnlichen Bürgers sei. Bei unseren Gemeinwesen aber hängt alles davon ab, wie der Mann und die Frau nicht nur ihre Pflichten im täglichen Leben erfüllen, sondern wieweit sie auch in der Stunde nationaler Krisen über heroische Tugenden verfügen."

Wenn der Redner an einer anderen Stelle auf den zur Mode gewordenen Hang zum Zynismus und zur absprechenden Kritik zu sprechen kommt, so schweben ihm möglicherweise eigene Erlebnisse vor, indem er sagt:

„Die Anerkennung gebührt dem Manne, der selbst in die Arena gestiegen, dessen Antlitz von Staub, Schweiß oder Blut bedeckt ist, der tapfer kämpft, irrt und wieder und wieder niederbricht. Denn es gibt keine Anstrengung ohne Irrtümer und Fehler. Wer aber gewissenhaft bestrebt ist, alles Rechte zu tun, wer große Begeisterung und große Aufopferungen kennt, sich für eine gute Sache aufreibt und im Falle durchschlagenden Erfolges vom Triumphgefühl beseelt sein kann; wer, wenn alles fehlschlägt, mit großer Würde zu unterliegen versteht: der weiß wenigstens, daß sein Platz sich nie an der Seite der furchtsamen und eisigen Naturen befinden kann, die weder Sieg noch Niederlage kennen."

Dem Expräsidenten ist bei seiner Rückkehr in die Heimat ein so glänzender Empfang bereitet worden wie wenig Bürgern der Vereinigten Staaten vor ihm. In die Fanfaren der Begeisterung mischte sich aber ein Mißton von tiefgehender Unzufriedenheit über den Bruch mit amerikanischen Traditionen während der Europafahrt, über Taktlosigkeiten und Entgleisungen, über die Art, wie er z. B. in England Kassandra-Rufe ertönen ließ, die unschwer erraten ließen, daß das Ziel abfälliger Kritik die am Ruder befindliche liberale Regierung sei.

Nachdem er einst selbst von sich gesagt hatte, daß er nach persönlicher Gepflogenheit, nach Abstammung und Glauben ein überzeugter Individualist sei, lief durch die Reihen seiner bisherigen, schon an sich in ihrer Machtstellung bedrängten politischen Anhänger ein leiser Schauer, daß dieser Feuerbrand in der Stunde der Entscheidung eher eine Belastung als ein Retter sein würde. Bald jagten schon vollendete Tatsachen dem Fluge dieser Gedanken voraus. Statt Mr. Taft die schuldige Heeresfolge zu leisten, zog Roosevelt es vor, als politischer Freibeuter aufzutreten und sogar mit einer neuen Parteibildung zu kokettieren, die den verlockenden Namen New Nationalism trägt. Diesen Vorgängen gegenüber, die die nächste amerikanische Präsidentenwahl einleiten, ist Georg Brandes in seinem Essay „Zaubermacht" fast zum Propheten geworden.

„Demokratisch," sagt er, „bedeutet in Europa oft eine möglichst vollständige Ausmerzung des Sonderwillens gegenüber der Partei als geschlossener Schar; in Amerika manchmal die denkbar stärkste Entwicklung der Freiheit und des Unternehmungsgeistes der einzelnen dem Staate gegenüber. Bevor man die Sache der Demokratie zu einer heiligen macht, wäre es vielleicht gut, genau zu wissen, was man sich darunter zu denken habe; sonst setzt man sich der Gefahr aus, im Namen der Freiheit immer freiheitsfeindlicher und im Namen des Fortschrittes immer konservativer zu werden."

Welche dieser beiden Voraussetzungen wird bei Mr. Roosevelts fernerem Entwicklungsgang die Oberhand behalten? Um nur ein Symptom herauszugreifen, so strebt eine Wahlrede, die er am 1. September im Staate Kansas gehalten hat, über das Maß dessen hinaus, was er sonst sogar im Affekt in die Menge geschleudert hatte. Diese Rede ist im wesentlichen die Bekräftigung der sozialistischen Doktrin, daß der einzelne keinerlei Rechte genießt, welche die Gesamtheit zu respektieren verpflichtet wäre, soweit solche Rechte irgendwie in Gegensatz zu den weiteren Interessen der Gesellschaft treten.

Es besteht ein scharfer Widerspruch zwischen diesen aufreizenden Worten und dem geklärten, oft von staatsmännischer Würde zeugenden Programm, das uns aus der Universität Kairo, der Berliner Aula, der Pariser Sorbonne seitens desselben Mannes entgegentritt. Dieser Widerspruch allein sollte deshalb auch in uns die Eindrücke nicht verwischen, die eine in ihrer Lebendigkeit und Frische anziehende und dominierende Persönlichkeit von verantwortungsvoller Stelle aus zu erzeugen vermochte.

Luft und Leben.

Von
Walther Löb.

Die Frage, ob auf den Planeten des Sonnensystems Leben besteht oder möglich ist, hat die Phantasie beschäftigt, seit die heliozentrische Anschauung des Kopernikus die Erde ihrer Sonderstellung im Planetensystem beraubt und die anderen Planeten als ihr gleichgeordnet anerkannt hat. Die naturwissenschaftliche Untersuchung, die eine phantastische Beantwortung verbietet, besitzt zur Bearbeitung dieses Problems eine Reihe von Hilfsmitteln, deren wichtigste das Fernrohr und die Spektralanalyse sind. Das Fernrohr belehrt uns über die Bahnen der Planeten, ihre Entfernung von der Sonne, ihre Achsendrehung — Faktoren, die den Bruchteil des auf die Planeten fallenden Sonnenlichtes maßgebend bestimmen — und über die Störungen, die sie durch kosmische Ereignisse in ihren Bewegungen erleiden oder hervorrufen. Aus Daten, welche durch die astronomische Beobachtung geliefert werden, kann man die Dichte- bezw. die Massenverhältnisse der Planeten bestimmen, sowie aus der Sonnenentfernung in Zusammenhang mit anderen Messungen Aufschlüsse über die Temperatur der Oberfläche erhalten. Ferner gibt das Bild im Okular des Fernrohrs einen, wenn auch nur rohen Überblick über die Oberflächenbeschaffenheit der Planeten aus den Unterschieden, die das Aussehen des Gestirns an den Polen und in der Äquatornähe zeigt. Aus der Helligkeit der Planeten, und zwar aus dem Verhältnis des aufgenommenen Lichtes zu dem reflektierten, sofern es sich nicht um selbstleuchtende Planeten handelt, läßt sich mit mehr oder weniger großer Sicherheit auf das Vorhandensein einer Atmosphäre schließen. Gegenüber diesen allgemeinen Feststellungen bringen die Ergebnisse der Spektralanalyse einen für die speziellere Auffassung des Problems maßgebenden Gesichtspunkt. Sie geben Auskunft, ob die gleichen chemischen Elemente, welche auf der Erde vorkommen und daher mit der Entstehung und dem Bestehen des Lebens aufs engste verbunden sind, wie in der Sonnenoberfläche, so auch auf den Oberflächen sämtlicher Planeten vorhanden sind.

Will man auf Grund der bis jetzt erkannten Tatsachen zu einer wissenschaftlichen, unseren gegenwärtigen Kenntnissen entsprechenden Auffassung über die Möglichkeit eines Lebens auf den Planeten gelangen, so ist zunächst eine wesentliche Beschränkung des Problems zu beobachten. Die Definition des

Lebens ist an unsere Erfahrungen auf der Erde gebunden, sie ist eine „irdische" Definition. Ob Lebensformen, die mit den irdischen nicht vergleichbar sind, existieren oder existieren können, ist kein naturwissenschaftliches Problem. Ein anderes Leben als das irdische ist für uns nicht denkbar; auch die wildeste Phantasie vermag nur aus lebenden Zellen gebildete Formen des Lebens zu ersinnen und muß seine Gestaltungskraft lediglich in den für das Problem selbst gleichgültigen Formvariationen der Zellverbände erschöpfen. Die Fragestellung muß deshalb auf die Möglichkeit oder Unmöglichkeit eines Lebens, wie wir es auf der Erde kennen, präzisiert werden. Wenn die Bedingungen für das Leben auf der Erde genau erforscht sind, kann man prüfen, ob mit Sicherheit oder wenigstens mit Wahrscheinlichkeit dieselben Bedingungen auf anderen Planeten wiederkehren. Bei dem Mangel direkter Beobachtung wird man, falls eine Gleichartigkeit der Bedingungen feststellbar ist, folgern dürfen, daß auf anderen Planeten die gleichen Bedingungen auch die gleichen Zustände erzeugen.

Diese Beschränkung muß besonders gegenüber den Schlüssen, welche man in den letzten Jahren aus der Beobachtung der Marsoberfläche gezogen hat, betont werden. Die Spekulationen über das Vorkommen vernunftbegabter Wesen auf dem Mars sind lediglich ein Spielwerk der Phantasie; jede wissenschaftliche Diskussion scheidet hier aus. Die bekannten Marskanäle und ihre Verdoppelung bleiben zunächst eine unerklärte Naturerscheinung; es fehlt jede Spur eines Anhaltspunktes für einen Zusammenhang zwischen ihrer Entstehung und irgendeiner Lebensäußerung.

Bevor man das Problem in seinem ganzen Umfange in Angriff nimmt, ist es erforderlich, über die Bedingung des Lebens auf der Erdoberfläche selbst klare Vorstellungen zu besitzen.

Wir können die Betrachtungen wesentlich vereinfachen, wenn wir die Gültigkeit des Entwicklungsgesetzes auch nur in der allgemeinsten Form als bestätigt anerkennen, d. h. wenn wir zugestehen, daß die komplizierteren Lebensformen sich aus einfacheren entwickelt haben. In dieser Formulierung ist das Entwicklungsgesetz bewiesen. Die Entstehung und das Wachstum jedes pflanzlichen und tierischen Gebildes führt uns seine Gültigkeit vor Augen. Wir dürfen uns deshalb auf die einfachste und der wissenschaftlichen Analyse am besten zugängliche Lebensform beschränken, auf die Zelle. Wenn sich der Schluß ziehen läßt, daß auf den Planeten des Sonnensystems Bedingungen herrschen, welche die Entstehung einer Zelle gestatten, so würde daraus mit derselben Notwendigkeit das Vorkommen anderer Lebensformen folgen, wie es auf der Erde selbst der Fall ist.

Die Frage, „welche Bedingungen ermöglichen eine lebende Zelle?" hat zwei Seiten: eine chemische oder stoffliche und eine energetische, welche die Versuchsbedingungen angibt, unter denen die Stoffe die Merkmale des Lebens zeigen.

Nach ihrer chemischen Zusammensetzung ist die Zelle, soweit bis heute ein Einblick in ihre komplizierten Verhältnisse möglich ist, ein Eiweiß, Fett, Zucker und Salze enthaltendes Wassertröpfchen, das von einer dünnen Haut,

einer Membran, umschlossen ist. Wenn ein solches Tröpfchen die Eigenschaften des Lebens zeigt, nennen wir es eine Zelle. Ein Teil der Zellsubstanzen, die Eiweißstoffe, die Zuckerarten und Fette, welche den Zellenleib bilden, entstehen auf der Erdoberfläche in der Jetztzeit, soviel wir wissen, nur durch die Tätigkeit der lebenden Zelle selbst. Wir kennen in der Natur keine andere Werkstätte ihrer Herstellung als das mikroskopische Laboratorium der Zelle. Mit ihrer Fortpflanzung, ihrer Vermehrung, ihrem Stoffwechsel werden diese lebenswichtigen Substanzen erzeugt, vermehrt, verändert.

Fassen wir nun die Verhältnisse ins Auge, unter denen sich ein erstes Leben auf der Erde zeigen konnte. Es ist bekannt, daß bei dem Abkühlungsprozeß, den die Erde von einer ursprünglich sehr hohen Temperatur aus durchmachte, erst in denjenigen Epochen die Existenz einer lebenden Zelle überhaupt denkbar ist, in denen eine entsprechend gemäßigte Temperatur den Bestand der empfindlichen Zellsubstanzen ermöglichte. Wir müssen den Schluß ziehen, daß, bevor ein organisiertes Leben auf der Erde begann, die Bedingungen jedenfalls die Entstehung und den Bestand derjenigen Substanzen gestatteten, die das Material für die Lebensformen bilden. Vor dem Problem der Entstehung des Lebens liegt das der Entstehung der Lebenssubstanzen. Auf die wichtigsten Stoffe beschränkt, lautet es: Wie ist der erste Zuckerkristall, das erste Eiweißmolekül auf der Erde entstanden?

Das biogenetische Grundgesetz der Entwicklungslehre sagt aus, daß der Entwicklungsgang des befruchteten Keimes bis zur Frucht eine abgekürzte und teilweise wohl modifizierte Geschichte der ungeheuer langen Entwicklung darstellt, welche die einfache Zelle auf der Erde nach und nach in das höher organisierte Gebilde übergeführt hat. Die vielfachen Zwischenstadien auf diesem langen Wege, die vielleicht als bestimmte Lebensformen bestanden haben und noch bestehen, werden in der embryonalen Entwicklung auch, aber weit schneller, durchlaufen. Die Kenntnis der Zwischenstadien läßt also in etwa den Weg erkennen, den die Natur eingeschlagen hat, um von der niederen Form zur höheren zu gelangen. Die Variation der Zelle, die zuerst nur eine Funktion äußerer Lebensbedingungen war, ist allmählich eine innere Funktion der Zelle selbst geworden. Was in der Stammesgeschichte ein äußerer Zwang erreichte, erscheint in der Keimesgeschichte als ein Vermögen der Zelle. Zu diesem biogenetischen Grundgesetz bietet das chemische Geschehen, das sich als eine Art der Entwicklung der leblosen Natur auffassen läßt, ein Analogon. Wenn wir beobachten, daß in der pflanzlichen Zelle die Lebenssubstanzen Zucker, Eiweißstoffe und Fette aus Wasser, Stickstoff und Kohlensäure aufgebaut werden, so dürfen wir schließen, daß die Natur denselben Weg aus den gleichen Substanzen zum Aufbau dieser Verbindungen wählte, als sie noch nicht das komplizierte Laboratorium der Zelle mit seinen unzähligen Hilfsmitteln geschaffen hatte. Man weiß mit einiger Sicherheit, daß die erste Substanz, welche aus dem Reiche der leblosen Natur in das der lebenden führt, die Zuckerarten oder Kohlenhydrate sind, die durch die Assimilation der Kohlensäure von den Pflanzen aus Kohlensäure und Wasser geschaffen werden. Die Bildung der Eiweißstoffe greift erst in diesen

ersten Assimilationsvorgang unter Mitwirkung des Stickstoffs ein; auch die Fette sind erst durch sekundäre Prozesse aus den Kohlenhydraten entstanden. Die Elemente, die sich an der Bildung aller dieser Stoffe, der chemischen Grundlagen des Lebens, beteiligen, sind: Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff. Und zwar müssen wir annehmen, daß der Kohlenstoff, in der Form der Kohlensäure mit dem Sauerstoff verbunden wirksam war, und Wasserstoff und Sauerstoff jedenfalls teilweise chemisch verbunden als Wasser existierten. Zu diesen Bedingungen, welche die Entstehung der Substanzen erst ermöglichen, an denen die Rätsel des Lebens auftreten, kommen nun die physikalischen, die für die Synthese der Lebenssubstanzen erforderlich sind. Zunächst wissen wir, daß die organischen Verbindungen, wie die Zuckerarten, aus Kohlensäure und Wasser nur unter Energieaufnahme entstehen können. Die Lebenstätigkeit der Pflanzen lehrt uns, daß die von den Sonnenstrahlen gelieferte Energie die Triebkraft der Kohlensäureassimilation ist. Es sei hier bemerkt, daß auch irgend welche anderen Energiequellen dieselbe Wirkung hervorrufen können, wie z. B. elektrische Entladungen. Da aber den Planeten die Sonnenenergie zur Verfügung steht, so genügt es hier, diese eine Energiequelle zu betonen. Eine zweite physikalische Bedingung für die Möglichkeit der Reaktion liegt in der Empfindlichkeit der Lebenssubstanzen gegenüber den Bedingungen der Umgebung, vornehmlich der Temperatur. Eine dauernde Existenz der Zuckerarten, Fette und Eiweißstoffe in den empfindlichen Formen, in denen diese Substanzen in der lebenden Zelle vorkommen, dürfte ihre obere Grenze bei der Temperatur des siedenden Wassers haben. Nun ist aber der Bestand einer lebenden Zelle selbst durchschnittlich an etwas tiefere Temperaturen gebunden, die wir, ohne sie genauer zu präzisieren, unterhalb der Siedetemperatur des Wassers ansetzen dürfen. Bei diesen Temperaturen sind die für die Entstehung der Lebenssubstanzen notwendigen Elemente und Verbindungen, Sauerstoff, Stickstoff und Kohlensäure, Gase. Auch das Wasser ist zum großen Teil als Wasserdampf gasförmig vorhanden, und wahrscheinlich ist die Dampfform für die Reaktion wesentlich. Aus diesen Überlegungen muß der Schluß gezogen werden, daß die Erdoberfläche zu der Zeit, als ein erstes Leben begann, eine gasförmige Hülle besaß. Mit anderen Worten, die Entstehung und der Bestand des Lebens auf der Erde, selbst in seinen niedrigsten Formen, ist an die Existenz einer Atmosphäre, die Wasserstoff, Sauerstoff, Kohlenstoff und Stickstoff enthält, gebunden.

Mit der Feststellung dieser für den Bestand der einfachsten Zelle gültigen Bedingungen sind gleichzeitig die Bedingungen für unzählige differenzierte Formen des Lebens, zu welchen ein Entwicklungsweg führen kann, nach unten hin begrenzt. Zu einer verhältnismäßig späten geologischen Epoche, als qualitativ die atmosphärische Zusammensetzung der jetzigen ähnlich war, als Temperaturverhältnisse bestanden, die auch organischen Verbindungen Existenz gestatteten, kann erst ein Zusammenschluß zu den Stoffkombinationen, die das Material des Lebens bilden, eingetreten sein.

Will man auf Grund dieser naturwissenschaftlichen Erwägungen einen berechtigten Schluß auf die Möglichkeit oder Unmöglichkeit eines Lebens auf anderen Planeten ziehen, so handelt es sich um vier Punkte: Erstens, sind die Elemente auf den Planeten vorhanden, welche wir auf der Erde als für das Leben notwendig erkannt haben? Diese Frage hat die Spektralanalyse bejahend beantwortet. Zweitens, steht den Planetenoberflächen die zum Aufbau der Lebenssubstanzen notwendige Energie zur Verfügung? Auch hier dürfte man mit Sicherheit die auf der Erde tätige Energiequelle, die Sonnenstrahlen, als ausreichend ansehen. Drittens, gestatten die Temperaturverhältnisse auf den Planeten Bildung und Dauer der einfachsten Lebensformen? Viertens, besitzen die Planeten eine Atmosphäre, welche die für die Lebenssubstanzen bildenden Elemente in einer der Assimilation zugänglichen Form enthalten?

Es ist klar, daß sich diese verschiedenen Bedingungen gegenseitig durchdringen.

Aus der Reihe dieser Bedingungen hat vor kurzem der berühmte schwedische Physiker Svante Arrhenius die Frage nach den Atmosphären der Planeten behandelt, um dem Problem des Lebens bei den fernen Weltkörpern näher zu kommen. Wir wollen dem Gedankengang seiner Arbeit[1]) im Anschluß an die bisherigen Betrachtungen kurz folgen: Nur diejenigen Planeten, welche eine Atmosphäre besitzen, können lebendige Wesen beherbergen. Planeten, die sich selbst noch in dem gasförmigen Stadium, wie die Sonne, befinden, einem Stadium, das nach der bekannten Laplaceschen Hypothese alle Planeten als ursprüngliche Sonnenteile durchlaufen müssen, besitzen keine Atmosphäre. Nur die vier inneren Planeten Merkur, Venus, Erde und Mars und vermutlich einige kleinere zwischen Mars und Jupiter kreisende sind mit einer festen Oberflächenkruste versehen. Von diesen allen besitzen aber wahrscheinlich nur Erde, Venus und Mars Atmosphären. Der Merkur, der dieselbe geringe Fähigkeit, das Licht zu reflektieren, besitzt, wie der Mond, hat auch höchst wahrscheinlich ebenso wie dieser keine Lufthülle. Für die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Atmosphäre ist die Masse der Himmelskörper, die ihre Schwerkraft bestimmt, mit maßgebend. Die kleinen Gestirne, wie Mond und Merkur, haben wahrscheinlich eine zu geringe Fähigkeit, eine Lufthülle an sich zu halten. Sobald aber die Atmosphäre fehlt, muß die Oberfläche eine sehr tiefe Temperatur besitzen, die sich nur unwesentlich von der Temperatur des mit der Oberfläche fast unmittelbar in Berührung befindlichen Weltenraumes unterscheidet. Bei diesen niedrigen Temperaturen (rund 200 Grad unter Null) ist jede dauernde Lebens- und Entwicklungsmöglichkeit ausgeschlossen. Es bleiben also nur Venus und Mars, deren Atmosphäre überhaupt eine Diskussion über die Möglichkeit des Lebens zuläßt. Über die stark strahlenbrechende und daher zweifellos dichte Lufthülle der Venus, deren Schwerkraft um ein Fünftel geringer ist als die der Erde, wissen wir sonst nur wenig aus direkten Beobachtungen, während

[1]) Annalen der Naturphilosophie 1910, Heft 1, S. 70.

auf dem Mars die Gegenwart von Reif oder Schnee an den Polen feststeht, eine Erscheinung, die nur mit einer Atmosphäre, die Wasserdampf enthält, vereinbar ist. Außerdem hat man Wolken und Nebel in der Marsatmosphäre mit Sicherheit beobachtet.

Doch erscheint die Venusatmosphäre der Lufthülle der Erde ähnlicher als die des Mars; sie ist ebenfalls, und zwar wegen der hohen Temperatur reichlicher als die Marsatmosphäre, mit Wasserdampf versehen. Vermutlich ist die Atmosphäre der Nachbarplaneten im allgemeinen chemisch nahe so konstituiert, wie die der Erde.

Um nun zu zeigen, in welcher Weise aus den Verhältnissen der Atmosphäre auf den Planeten ein Schluß auf die Möglichkeit des Lebens gezogen werden kann, betrachtet Arrhenius die Entwicklungsgeschichte der Erdatmosphäre etwas genauer. Die Gasmassen unserer Atmosphäre sind anfänglich aus dem Nebelball, der die Sonne umgab, ausgeschieden worden. Dieser Gasnebel hat ohne Zweifel dieselbe Zusammensetzung gehabt, wie die äußeren Schichten der Sonne. Bei der Abkühlung hat sich der Sauerstoff mit Wasserstoff zu Wasser, mit Kohlenstoff oder Kohlenoxyd zu Kohlensäure verbunden. Der in der Atmosphäre vorhandene Sauerstoff, welcher jetzt hauptsächlich von den Pflanzen produziert wird, mag in früheren Epochen durch Zersetzung von Kohlensäure und Wasser im Sonnenlicht entstanden sein, zu einer Zeit, als eine feste Kruste der Erde die Aufnahme des Sauerstoffes in das Erdinnere bereits verhinderte. Durch den Erstarrungsprozeß der Erdkruste gelangte außer Kohlensäure auch reichlich Wasserdampf in die Gashülle des Planeten, die den Stickstoff wohl bereits als einen Bestandteil der ursprünglichen Sonnenatmosphäre enthielt. Wasser und Kohlensäure wurden dauernd in die Luft hinausbefördert, ein großer Teil des Wasserdampfes zu Ozeanwasser verdichtet, die Kohlensäure zum Teil unter Sauerstoffabgabe gespalten. Nach der Entstehung des pflanzlichen Lebens ist der Verbrauch der Kohlensäure durch die Assimilation in der Pflanze ein ungemein großer. Gleichzeitig wird Kohlensäure durch den Kalkgehalt der Erdoberfläche gebunden und der Luft entzogen. Ebenso nimmt mit sinkender Temperatur die Menge des Wasserdampfes allmählich ab, so daß nach und nach diese beiden für das Leben unentbehrlichen Verbindungen, Kohlensäure und Wasserdampf, aus der Atmosphäre verschwinden. Wenn nun diese Eintrocknungen auch nur äußerst langsam und in Millionen von Jahren fortschreiten, so müssen sie doch einmal zum Versiegen des Weltmeeres und des Lebens führen. Solche Verhältnisse herrschen nach Arrhenius ungefähr jetzt auf dem Mars. Große Wüsten werden den Hauptteil der Planetenoberfläche erfüllen. Die Spalten in der Oberflächenkruste sind zu flachen Vertiefungen versandet, in welchen leicht austrocknende, seichte Salzseen in langen Reihen liegen. Sie bilden nach Arrhenius die rätselhaften Kanäle des Mars. Die winzige noch vorhandene Wassermasse auf dem Festlande verdichtet sich an den Polen zu einer dünnen Haut, zu Reif oder Schnee. Die Salzseen in den Krusten ziehen vermöge ihres Salzgehaltes Wasser an, werden feucht und erscheinen dunkel gegen den Wüstensand. Auch der Sauerstoff wird bei diesem Zustand

der Atmosphäre an die feste Erdkruste allmählich vollständig gebunden, der Stickstoff in der Form salpetersaurer Salze nutzlos für ein Leben erstarrt sein. So kommt Arrhenius gerade für den Mars zu dem Schluß, daß er nicht nur kein Leben mehr beherbergen kann, sondern sich dem Zustand der Erstarrung nähert.

Arrhenius zeigt dann zusammenfassend, daß die gewaltige Entwicklung, welche die Atmosphäre unserer Erde durchlaufen hat und noch durchläuft, wahrscheinlich auf anderen Planeten sich entweder vor langer Zeit abgespielt hat oder sich in fernen Zeiten abspielen wird. Wenn aus dem Inneren der Planeten Wasserdampf und Kohlensäure in die Schichten der Atmosphäre steigen und durch die Energie der Sonnenstrahlung die Synthese, die den Übergang der anorganischen Stoffe zu den organischen bewirkt, einsetzen kann, beginnt die Epoche eines Lebens. In ihr befinden sich jetzt noch die Erde und vermutlich die Venus, auf der die Entwicklung zufolge der höheren Temperatur der Atmosphäre (etwa 65 Grad) noch nicht so weit vorgeschritten ist, wie auf der Erde. Die Luftmasse des Mars hingegen ist, wie aus dem Verhältnis des aufgenommenen zum reflektierten Lichte folgt, sehr dünn und beträgt über jedem Quadratmeter nur ungefähr den fünften Teil der auf der Erde über der gleichen Fläche lastenden. Der geringere Betrag der wärmeschützenden Dunsthülle veranlaßt einen ungemein starken Wechsel der Temperatur in Abhängigkeit von der Sonnenstrahlung, der Verhältnisse schafft, wie sie in einem vorgeschrittneren Stadium der Mond zeigt: Austrocknung der Meere, Verwüstung und schließlich Vereisung der Oberfläche. Der Zufluß von Wasser und Kohlensäure in die Atmosphäre hört auf und damit schwindet die Möglichkeit des Lebens. Wir dürfen schließen, daß ein Leben, das dem unserer Erde entspricht, nur auf der Venus die Anfangsbedingungen findet, daß auf dem Mars, wenn auf ihm jemals ein Leben geherrscht, jetzt ein unveränderlicher Tod seit langen Zeiten das Leben abgelöst hat, daß die Venus eine vielleicht nicht zu ferne Vergangenheit, der Mars eine ferne Zukunft der Erde repräsentiert.

So erscheint nicht nur die Form des Lebens einem allgemeinen Entwicklungsgesetz untergeordnet, auch das Leben selbst, der Übergang von leblos zu lebendig, darf als ein Entwicklungsvorgang aufgefaßt werden, der von den Bedingungen des Sonnensystems beherrscht wird. Diese Entwicklung, die Leben und Tod umschließt, zeigt keine Lücke. Aus den Grundelementen haben sich Stoffe entwickelt, die zu den ersten organischen Verbindungen zusammentraten und in einer komplizierten Zusammensetzung und Wechselwirkung Dauerformen angenommen haben, bis das Material in Abhängigkeit von den umgebenden Bedingungen die Form der Zelle erhielt, in der sich das Rätsel des Lebens zuerst zeigte. — —

Auf der Oder.

Eine Bootfahrt.

Von

Marie von Bunsen.

(Schluß.)

Sonnabend, 21. August.

Am frühen Morgen zog ich weiter; ab und zu wehte ein sanftes Lüftchen; nach einer Strecke packte mich der Ehrgeiz, ich setzte das Segel. Ergebnis: 12 Kilometer in vier Stunden. Beschämt griff ich also zu den Riemen. Es kamen hohe Ufer; dies war der Anfang der Gegend, von der ein Kahnkollege in der vorigen Woche mir gesagt hatte: „Der schöne Teil kommt noch, warten Sie nur, bis Sie die Weinberge in der Grünberger Gegend sehen!" Es war ganz freundlich; kleine Landhäuser im Grünen. Und auch heute wieder Wälder und Bäume; einmal zu beiden Seiten ein Birkengrund, die weißen Stämme spiegelten sich im Wasser, das Bild war zart verschwommen, lyrisch. Überall die kleinen flinken und die großen vornehmen Möwen; gelegentlich Reiher, gelegentlich Kuhherden am Wiesenufer. Es wurde eifrig geerntet. Auch das weiche Ufergras wurde gemäht; während ich badete, schwammen Kähne mit Frauen und Mädchen in großen, weißen Helgoländern, mit gewaltigen grünen Heuhaufen den Strom herunter. Mit der Segelspielerei hatte ich viel Zeit verloren; die Deichufer schienen sich nicht recht zum Übernachten zu eignen; so beschloß ich, im Dorfe Groß-Blumberg zu bleiben. Die große Fähre der Ortschaft war mit gelben Erntewagen beladen, die Kuhherden standen wartend am Ufer im warmen Spätnachmittagsschein. Im Dorfgasthof brachte ich meine Sachen in einem Kämmerchen unter, zog dann hinaus, um den Erntabend zu genießen. Noch immer fuhr die Fähre mit den vom Getreidesegen schwerbeladenen Wagen mit langen Spiegelungen still über den goldenen Strom. Hinter dem Deich war ein toter Flußarm, waren Teiche, von mächtigen Bäumen beschattet, mit üppiger Vegetation. Um Weidengestrüpp rankte sich wildes Hopfengewirr, blühten weiße Winden, schoß gelber Wasserdost empor. Die Wagen kamen, von Ochsen gezogen, an mir vorüber, die Luft war von dem Duft des reifen Kornes erfüllt; zur Seite, müde und doch heiter, gingen die Frauen in ihren weißen Helgoländer Hauben, in ihren dunkelblauen Kleidern.

Ich fand ein großes, wohlhabendes Dorf mit Baumalleen; vor der erneuten Kirche war ein dicht und schattig mit großen Bäumen bestandener Platz, hier erhob sich das Kriegerdenkmal. Der Name jedes Teilnehmers an den Feldzügen war aufgeführt. Fast nur neue nüchterne Ziegelbautenhäuser, einige Stufen führten immer zur Haustür; die Obstgärten waren groß und gut bestellt. Ich fragte nachher im Wirtshause, ob das Dorf mal abgebrannt sei, die Gebäude seien ja allesamt neu. Ach nein, aber es ginge den Bauern ja so gut, da hätten sie die alten strohdächerigen Häuser niedergerissen. Alles kehrte von der Arbeit zurück; Frauen brachten Karren mit Grünfutter, Traglasten, aufgelesene Ährengarben. Kinder führten milchweiße Scharen von Gänsen vorbei; die Kühe kamen von der Wiese, wurden in die stattlichen Ställe getrieben. Stämmige, kräftige Männer trugen ihre Dreschflegel; hier hinter einem Haus zog ein Pferd, rund umherkreisend, eine schwerfällige Maschine. Es war ein langer Tag harter Arbeit gewesen, ein später Feierabend, aber alle waren dem Anschein nach befriedigt; ein reicherer Bestand der Felder, ein günstigeres Wetter zum Einbringen war nicht denkbar. Und morgen war Ausruhtag. Ein leichter Rauch verflog über den Dächern in der Luft, hier und dort war das Wasserplätschern des sonnabendlichen Scheuerns vernehmbar, hier und da wurde langsam geplaudert. Dann wurde es still im Dorf; die Luft strahlte in mattleuchtenden Tönen, lila und rosenfarbige Wölkchen spiegelten sich im breiten, gläsernen glatten Strom. Von der getragenen, symbolischen Schönheit des Dorfabends konnte ich mich kaum trennen; die ersten Sterne erschienen, ehe ich das Gasthaus betrat.

Der übliche märkische Typus. Wie wohl fühlt unsereins (vorübergehend, auf kurze Zeit) sich in einem tiroler, oberbayrischen, schwarzwälder Wirtshaus. Die Räume sind noch niedriger, auch mit trinkenden, rauchenden Männern gefüllt, aber sie haben Stil, wirken geschmackvoll, unterhaltend. Der breite grüne Kachelofen mit der Bank, die einfach gezimmerten Stühle, der Pfarrer vor seinem Schoppen Wein, die Fuhrknechte in ihren blauleinenen gestickten Kitteln. Dies hier ist unleugbar weniger ansprechend. Mein Abendbrot wurde mir in die gute Stube gebracht. Sie erinnerte an eine Portierwohnung im Osten Berlins; ein Klavier, eine Nähmaschine, unendlich viele Papierblumen, eine verschwenderische Fülle billiger Nippes, mäßige Sauberkeit, herumhängende Kleider. Die Frau war freundlich und hilfsbereit, die kleinen Kinder spielten zutunlich umher; man gab, was man hatte. Vor der geronnenen dunklen Blutwurst mit großen Speckwürfeln versagte mein Mut, dagegen ging es schon mit einem massiven, festen Eierkuchen mit Preißelbeeren und einem Kümmel. Gestern abend war das Diner, als Abschluß Mokkacrême in alten Sèvresschälchen, Pfirsiche auf Meißener Porzellan, ästhetischer, aber der Hunger wurde auch durch den Eierkuchen gestillt.

22. August.

Ein leuchtender Sonntagmorgen. Vor meinem Fenster wirrwachsende graublaue Disteln in Menge, hinter den Bäumen der schimmernde Fluß. Auf dem Damm zogen friedliche Kirchgänger vorbei; Väter im dunklen,

langen Rock, die hell und sauber gekleideten Kinder an der Hand. Ich pflückte mir einen Strauß der selten reizvollen blauen Disteln für das Buglоch; unter reger Interessebezeugung der herumstehenden Männer wurden meine Sachen untergebracht, und ich ruderte davon.

Es war merkwürdig einsam; die ersten Stunden war kein Mensch, kein Fahrzeug zu sehen. Aber weiche große Weidenbäume am Ufer, wie ein Salomon Ruysdael; grüne Wiesen, in der Ferne blaubewaldete Höhen.

Heute, so überlegte ich mir, würde ich behaglich in Krossen verbleiben, aber dann mindestens eine Nacht um die andere im Freien schlafen. Ich hatte das falsch angefangen, ich ging in feiger Besorgnis nachts den Menschen aus dem Weg und suchte dagegen die Mücken in ihrem wohligsten Grund auf. Sie hatten mich bis aufs Blut gemartert, was konnte ich aber in diesen verwachsenen, verwilderten Weidenverstecken eigentlich anderes erwarten? Jetzt wollte ich praktischer vorgehen, den Menschen trauend, nicht den Mücken. Hier auf diesen weißsandigen Buhnenbuchten, am Rand der Wiesen und Felder, über welche der Wind dahinstreifte, würde ich schöne Nächte verleben. Leider kamen diese vernünftigen Erwägungen zu spät.

Bei Goskar zeigte sich das im Aufbau, in den Linien beste Uferbild, das ich bisher an der Oder gesehen hatte. Aus der Flußniederung ragte ein gelbbrauner Absturz empor, einige Pappeln vermittelten in klassischer Komposition den Übergang. Üppige Baumgruppen schmiegten sich aufklimmend an die steile Wand, oben waren alte, weit ausladende Eichen, und im Grünen nistete ein braundächeriges, altmodisches Landhaus. Unten am Ufer, von den satten Tönen der Wasserreflexe sich abhebend, angelnde Knaben, spielende Kinder, milchweiße Gänse. Ein schön komponiertes, farbenkräftiges Bild.

Der Höhenzug erstreckte sich noch weiter, trug Landhäuser und Gärten; auf dem anderen Ufer erhob sich Krossen. Große Kähne lagen vor Anker; wie mir gesagt wurde, gab es einen Ruderklub. Um den Fischerkietz, mit all seinen Netzen und Kähnen schwenkend, überließ ich die Formosa freundlichen Menschen. Vorbei an Gärtchen, in denen blauviolette Zwetschen die Bäume bedeckten, in denen gewaltige Sonnenblumen emporragten, kam ich in enge, malerische Gassen. Hier ein mit Wein berauktes Haus, als Wahrzeichen ein großer goldener Fisch; ein anderes altmodisches Häuschen hatte einen blumengeschmückten klassizistischen Vorbau. Eine schmale Brücke führte über den Bober, es drängten sich dort die Kähne, die Netze, die Reuse. Auf dem Markt ging ich zu den „Drei Kronen". Der Wirt ist Vorsitzender des Ruderklubs, nahm regen Anteil an meiner Fahrt; ich bekam ein gutes Mittagessen, ein behagliches Zimmer. Aber ich bin nicht länger in Schlesien; dies ist ein Marktplatz, ist kein Ring, das Rathaus steht nicht in der Mitte, unterbricht nicht mit malerischem Aufbau die Fläche.

Im Rathaus hängt, wie in Guben, Müncheberg, Jüterbog, eine Keule mit der Inschrift: „Wer seinen Kindern giebt das Brot, Und leidet selber Noth, Den schlage man mit dieser Keule tot." Nur diese einzige Inschrift ist in der Mark häufig vertreten, nur diese eine brutale, beschränkte Gesinnung gefiel in diesen Gegenden so allgemein! Der Menschenschlag hat viel Vor-

treffliches, aber ich kann mir nicht helfen, es ist mir eine Genugtuung, aus dem Nordwesten zu stammen, mit keinem Blutstropfen hierher zu gehören.

Dicht daneben erfreulichere Eindrücke; hier in diesem Haus am Markt wohnte der junge Friedrich, als er im Dezember 1740 von hier aus die schlesische Grenze betrat. Es war ein aufregender Moment. Von dem Turm dieser Zopfkirche fiel die große Glocke herab, die Soldaten murmelten betroffen, der König sagte: „Seht, das Hohe" — also Österreich — „soll erniedrigt werden!" Am 6. Dezember morgens um sechs schrieb er an Podewils: „In zwei Stunden werde ich den Rubicon überschreiten." Mit klopfendem, stolzem Herzen verließ er dieses Haus, vor ihm lag das große Abenteuer, der Weg zum eigenen Ruhm und zur Größe seines Landes.

Das Schloß ist jetzt Kaserne und wurde oftmals von fürstlichen Frauen bewohnt. In die alte Burg flüchtete sich die heilige Herzogin Hedwig vor den Mongolen, dann war es lange ein Witwensitz des brandenburgischen Hauses. Bei der Witwe des Georg Wilhelm, der Schwester ihres Vaters, war die schöne geistvolle junge Prinzessin Elisabeth, Tochter des Winterkönigs und der «Queen of hearts», spätere Äbtissin von Herford, lange zum Besuch. Von hier aus hat sie an Cartesius geschrieben, sich an seinen Antworten erbaut.

23. August.

Ganz unvermutet mußte ich nach Berlin, hoffte am selben Abend zurückzukehren, wurde jedoch bis zum 3. September festgehalten.

Diese Störung hatte ein einziges Gutes, den Zeppelin-Tag.

Nur wenige ästhetisch veranlagte Menschen schwärmen für Berlin und die Berliner, mögen sie auch freiwillig dort leben. An diesem Tag fand ich Berlin großartig, die Bevölkerung anziehend und sympathisch; ich war stolz darauf, Berlinerin zu sein.

Ein blaßblauer, strahlend heller Himmel; in jedem Haus, auf jeder Straße regt es sich früh, auf den Dächern wird Umschau gehalten, man liest aufgeregt die letzten Nachrichten. Man kann es nicht wissen, es ist doch wohl besser, „unterwegs" zu sein. Und alles ist „unterwegs". An der Potsdamer Brücke gibt ein Polizeiwachtmeister auf das liebenswürdigste Bescheid, ja, tatsächlich ist „er" schon in Lichterfelde, tatsächlich, es ist uns offiziell gedrahtet. Ich gehe die Viktoriastraße hinunter, da stürzt ein Vater mit drei kleinen weißgekleideten Mädchen und zwei Knaben vorbei. „Zeppelin ist schon da!" stoßen sie aus, mit aufgerissenen, vergeisterten Augen sausen sie vorbei. Erfahrenere lächeln ihnen nach, wissen, daß es noch zu früh ist, aber auch diese Gelassenen sehen in einem fort gespannt in die Luft.

Ich hatte mir die Nähe der Siegessäule ausgedacht, es war auch ein ganz glücklicher Einfall, während des langen Wartens gute Luft, schöne Bäume. Die Volksmenge war nur eine angenehme Belebung des Bildes. Fast alle von uns trugen weiße Kleider, große, blumenbedeckte Hüte. Um die Siegessäule eine hell vibrierende, im Sonnenschein zitternde Menschenmasse; ich blieb an der Querung, gegenüber vom Brandenburger Tor. Unaufhörbar

sausten die Autos vorbei, es ertönte der bekannte helle Ton der allerhöchsten Huppe, heranjagte eine unübersehbare Zahl von Hofautomobilen: Kaiser, Kaiserin, alle Prinzen und Prinzessinnen, das ganze Gefolge.

Dann starrte, gestikulierend, eine Gruppe berittener Schutzleute in die Luft, es erklangen einige helle Stimmen — da ist er! Ja, ganz in der Ferne schwebte langsam, körperlos, ein blasses, schattiges Etwas durch die hellsonnige Luft. „Er" war auf dem Weg nach dem Tempelhofer Feld, nun fühlten wir uns ganz sicher, nun war er wirklich hier. Es dauerte noch lange, aber alles war in heiterster Stimmung, fremde Menschen sprachen miteinander, tauschten ihre Eindrücke und Vermutungen aus. Dann ertönte von den Linden her ein unbestimmtes, dumpfes Geräusch, auf den Dächern drängten sich die Menschen, und dann, dann flog das schneeweiße, sonnenbeleuchtete Gebilde über das Brandenburger Tor, und alles schrie vor Aufregung und Freude.

Nachdem Graf Zeppelins Zeit als Militärbevollmächtigter, als Gesandter abgelaufen war, hatte er Berlin verlassen, und alle Diplomaten und militärischen Kollegen waren am Bahnhof erschienen, um ihm abzuwinken. Die übliche Verabschiedung, wie sie in jedem Jahr mehrere Male vor sich geht. Der Graf wird sich, während der Zug herausdampfte, in die Kissen zurückgelegt haben — das wäre also abgemacht, der Lebensabschnitt wäre beendet. —

Jetzt flog er über das Brandenburger Tor, und die Millionen der Millionenstadt warteten auf den Dächern, bedeckten die freien Plätze, drängten sich in den Straßen, um ihn zu sehen, um ihn zu ehren. Er flog bedeutungsvoll über den Reichstag, hier hatte man ihm die Mittel bewilligt, die Möglichkeit geschaffen, dann, ebenfalls als Huldigung, kreiste er über dem Generalstabsgebäude. Darauf schwebte er gerade über uns, ich konnte ihn gut erkennen. Vor fünf Wochen hatte ich an der Hoftafel in Friedrichshafen den Vorzug, ihm zu begegnen, ein längeres Gespräch mit ihm zu haben. Ich sagte ihm, sein Leben müsse ihm doch märchenhaft erscheinen. „Ja, Gott ist sehr gnädig gewesen . . . aber das Wertvollste und Schönste war doch meine Zeit als Militär." Ich sah ihn überrascht an. „Ja, gewiß, denn nicht wahr, wir betrachten die Armee doch als große Lehrmeisterin des Volkes, und daß ich mich an dieser Aufgabe beteiligen konnte, muß doch für mich das Höchste gewesen sein." Er sah mich mit seinem klaren, tiefen Kinderblick an — es lag darin: „Das wirst du doch einsehen, das versteht sich doch von selbst!" Und daß ihm seine Leistung als tüchtiger Major, Oberst, General über den phantastischen Welterfolg ging, fand ich so schön, so groß, daß sich mein Hals zusammenschnürte, ich brachte kein Wort heraus.

Nachmittags stellten sich Bekannte zum Tee in meiner von Bäumen umgebenen Loggia ein. Wir fragten uns, woher eine technische Erfindung so zu ergreifen, so zu erheben vermöge? Und wir fanden keine befriedigende Antwort. Alle waren auf dem Tempelhofer Feld gewesen, von dieser Menschenmenge, von dieser Begeisterung könne man sich keine Vorstellung machen. Dann waren einige auf den Einfall gekommen, „ihn" nach dem Schloß fahren zu sehen. Da kam er im Auto die Linden herunter, und der

weißhaarige Herr saß rechts vom Kaiser und grüßte die Menge, und alles war wie außer sich, und er saß da, als sei er am Ende seines Empfindungsvermögens, als könne er die Aufregung dieser Stunde kaum noch ertragen, als seien ihm die Tränen nahe.

Das war der Zeppelin-Tag von Berlin.

4. September.

Gestern Abend war ich glücklich wieder in Krossen; sollte ich um das bisherige gute Wetter gekommen sein? Heute morgen war es grau, ich hielt das Grau für herbstlichen Morgennebel und hatte recht; während ich durch das malerische Gewirr der Fischergegend ging, kam freundliches Blau durch kleine Lämmerwölkchen, und als ich die „Formosa" vorfand, schien die Sonne. Sie schien allerdings auf ein etwas erschütterndes Bild. In der „Formosa" stand das Wasser hoch, hingegen war die Oder zurückgetreten, das Boot lag in einem Tümpel, von Sandbänken umgeben. Außerdem war das Bootshaus, in dem Riemen und alles Übrige verwahrt war, verschlossen, der Schlüssel nicht aufzufinden. Indessen ordnete sich schließlich alles. Ein herumstehender alter städtischer Straßenreiniger schöpft mir die „Formosa" aus, dem Hausdiener war es endlich doch gelungen, den Besitzer eines Schlüssels aufzutreiben, dann trugen watend die Männer die „Formosa" über die Sandbänke, alles wurde ordentlich verstaut, und ich ruderte fort.

Krossen mit seinen bewaldeten Höhen lag wirklich ungewöhnlich hübsch, gelang es einem, die Zeichen gedeihlichen Fortschrittes, die schreckliche neue Brücke, einige schaurige neue Häuser zu übersehen. Die hohen Ufer erstreckten sich noch weiter, es kam ein Dorf mit einer grauen Windmühle und kleinen Kirche, dann weiter herrliche Baumgruppen und Waldmassen hoch über dem Fluß gelegen. Ein stilles, einsames Bild.

Ein größeres Dorf, Pollenzig, das ich nach zweistündigem Rudern sah, wirkte sehr weltfremd, die Frauen waren in Hemdsärmeln und Miedern, am Ufer standen herrliche alte Weiden. Dahinter, erhöht, überraschende Häuser, eine naive Volkskunst. Neuerbaute Ziegelhäuser zeigten phantastische Dächer aus hellgelben, glasierten Kacheln, mit weißen, roten oder blauen Mustern. Etwas Bunteres läßt sich nicht denken. Jetzt erinnerte ich mich auch einer landrätlichen Verfügung, von bunten, abfallenden Dächern sei abzusehen. Ich bin nicht ganz der Ansicht des Herrn Landrates, so ein buntes Dach ist neu, entspricht jedoch einer alttraditionellen Ästhetik. Die mit grauer Ölfarbe bemalten, mit kahlen Brandmauern versehenen Kastenhäuser im ödesten Vorstadtstil vernichten den ländlichen Reiz einer Gegend, keineswegs diese farbenfreudigen, materialechten, gut bäuerischen Versuche.

In einer Bucht hielt ich Mittagspause, ringsumher schwirrten die kleinen flinken Möwen. In der benachbarten Bucht stand ruhig, gelassen ein grauer Reiher. Die Gegend war merkwürdig einsam; hier ruderte ich an einem Kahn der Stromverwaltung vorbei, Frauen in ihren weißen Helgoländern halfen ihren Männern, befestigten die Buhnen mit Ästen, Weidengestrüpp, auch wohl mit Kränzen aus Fichtenzweigen.

Die Ufer waren niedrig, auf den Wiesen grasten schöne Kühe, es wurde gemäht, von den frischen Heuhaufen zog der Duft über das Wasser. Hier ein Forsthaus im Wald, im eifrigen Gespräch stand der Förster mit einem jungen Herrn im Jagdrock, wohl Sohn oder Neffe der Herrschaft, dem es vergönnt wurde, mit auf den Anstand zu gehen.

Heute konnte ich mich an auffallend vielen Kähnen erfreuen, sie hatten Zeit, ließen sich treiben, stakten nur etwas. Es gibt keine sympathischere Staffage, als diese schweren Fahrzeuge, bald in tiefsatt, rötlich durchschienenem Braun, bald in unendlich feinem, von dem Regen, dem Sonnenschein der Jahrzehnte verwaschenen, ausgeblichenen kühlem Grau. Bald haben sie ein mit milchigem Grün bemaltes Heck, manchmal mennigroten Anstrich. Immer den Umriß des Steuermannes am gewaltigen Steuer. Plötzlich, um eine Stromwendung kommend, sehe ich vor mir hohe, blähende Segel. Nun also freudig erregt in eine Bucht, und nach heißen, angestrengten 20 Minuten bin ich klar und segele davon.

Mir war sehr vergnügt zu Mute, und das kleine, rasch mit Vollwind dahinsegelnde Boot machte wohl auch einen vergnügten Eindruck, denn von mehreren, aufwärts fahrenden oder segellosen Kähnen hörte ich beneidende Worte. „Ja, das ist schon ein Leben!" — „Ja, wer es so haben kann!"

Nun noch ein unerhoffter, beglückender Triumph! Es kamen Dampfer, und ich wich ihnen nicht aus, flüchtete mich nicht in die Buchten, sondern segelte scheinbar kaltblütig meines Weges. Dieser Moment hatte mich in Träumen und Halbträumen verfolgt. Würde es gehen? . . . „Also jetzt kommt von dieser Seite das Kielwasser, von jener die Gegenströmung, hier sind die Wirbel der Buhnen, wenn du nicht in die Bucht einbiegst, wirst du unfehlbar auf die Buhnenspitze geschleudert, sitzest dort fest, das Kielwasser schlägt nur so herüber. . ." Zuerst versuchte ich es mit einem mäßig großen Dampfer, dann aber, klopfenden Herzens, mit einem breiten, fauchenden Unding. Es wirbelte den ruhigen Fluß auf mit seinem tosenden Katarakt. Ich hatte schreckliche Angst, die Leute an Bord schrien mir etwas zu, aber es ging ganz gut.

Es war alles sehr erfreulich. Ein herrliches, frisches Sommerwetter, über mir ein leuchtendes, starkes Blau. Es kam tiefdunkelgrüner Wald. Davor ein geteerter, satt gelbgebräunter Kahn, am Steuer stand ein junger Mann in Hemdsärmeln mit entblößten, sonnenverbrannten Armen, mit sonnenverbranntem Gesicht. Über ihn ragten die gewaltigen weißen Segel empor, ihre Schatten wirkten tief, mit warmgoldigen Reflexen gegen das gesättigte, leuchtende Blau. Es war eine unerhörte Farbengewalt! In der Ferne kam bewegtes, bewaldetes Gelände, auf hohem Ufer die alte, backsteinerne Kirche von Fürstenberg, davor die Windungen des Kanals, in Flußarmen Kähne mit schimmernden Segeln.

Ein freundlicher Angler riet mir, mein Boot in der Badeanstalt zu lassen. Großes Interesse der badenden männlichen Jugend des Ortes; die jungen Leute kletterten triefend, sonnebestrahlt auf die Stege. Die Badewärtertochter nahm mir alles hilfsbereit ab, und ich ging nach der Stadt. Auf den Wiesen

wurde gemäht, die Sonnenluft war durchduftet, zwischen Weidengestrüpp lagen hin und wieder kleine Teiche. Fürstenberg war, das sah man gleich, bis vor kurzem, bis zu dem Kanalbau, ein stilles, kleines Ackerstädtchen gewesen. Der neue Kanal brachte einen „Aufschwung", ein solcher zeigt sich ja vor allem in schlimmen großstädtischen Fassaden. Der neuen Blüte entsprach der „Fürstenberger Hof". In der Nähe war Manöver, hier gab es Einquartierung, mit Entschuldigungen wurde mir ein hinteres Zimmer angeboten. Ich freute mich, nicht auf die Straße sehen zu müssen, hatte den Blick auf die alte Kirche. Von großen Kastanienbäumen umgeben, steigt der Turm empor, er ist romanisch, mit Lisenen, hat wundervolle, graulila Töne. Mein Fenster hatte einen Vordergrund verwitterter Dächer, auf ihnen schlichen furchtsame, geschmeidige Katzen in mordgieriger Schönheit; durch die Giebel sah ich das Odertal in seiner grünen, sonnebeschienenen Weite.

Bald war ich unten an der Kirche. Kastanien umschatten den Platz, da liegt ein grünbemaltes, altmodisches Häuschen, im Garten sind hoch aufgezogene Wicken und Bohnen, und an der Haustür stand ein grauhaariger, behäbiger Mann im braunen Flausrock, schwarzsamtenen Käppchen und rauchte seine lange Pfeife. Auf dem Marktplatz waren aufgestapelte Tornister, ein Posten bewachte sie, Kinder standen mit freudigem Staunen umher. Die Weiblichkeit des Ortes wirkte erregt.

Als ich nachts aufwachte und ans Fenster trat, schien der Mond durch helle Wolken hinter dem tiefdunklen alten Turm.

Sonntag, 5. September.

An der Badeanstalt fand ich die „Formosa" bereit daliegen, die Familie umstand sie interesseerfüllt, der Besitzer gab mir guten Rat für Frankfurt und fand den Wind großartig. Ja, das war er auch gelegentlich, aber er war überaus wechselnd und doch etwas sensationell. In einem fort ging das Segel mit heftig erschütterndem Ruck über Stag, dann bog sich mit kühnem Schwung die „Formosa" ganz auf die Seite. Gleich darauf war eine Flaute, und dann fuhr ein Windstoß wieder erregt in die Segel, und die „Formosa" sauste dahin. Es war aufregend, aber doch etwas ungemütlich; ganz offen gestanden, war mir der gestrige Wind lieber.

Ziemlich genau so war der Wind an dem Oktobertage im letzten Jahre, als ich hinter Potsdam am Templiner Forst dahinsegelte. Aber da kenterte ich auch und klammerte mich eine halbe Stunde lang am Kiel an, und alle Paar Minuten drehte sich unter mir das Boot, ich kam wieder unter Wasser und verhedderte mich in der feuchten Dunkelheit mit dem Segel und mit all den Enden. Kein Mensch war weit und breit zu sehen, und die Zeit wurde doch etwas lang, ehe das rettende Boot anfegelte und man mich herausholte. Das Naßwerden hatte allerdings weder mir noch der „Formosa" geschadet, immerhin hatte ich mir vorgenommen, diesmal bestimmt nicht zu kentern.

Plötzlich kam der Wind von vorn, das Segel schlug wie wild herum, das Boot gehorchte nicht dem Steuer; als nun noch dazu ein Riesendampfer

heranrauschte, strich ich das Segel und begnügte mich mit dem weniger emotionellen, aber zweckmäßigeren Rudern.

Es kamen hohe, kahle Ufer, auf einigen wurde Sand verladen, dann Dörfer; einigen war es anscheinend, wie in Groß-Blumberg, sehr gut gegangen, sie hatten lauter neue Bauten; dann kam wiederum ein Dorf mit strohbedeckten Lehmkaten, für heutige Augen machten sie allerdings einen dürftigen Eindruck.

Während ich abkochte, kamen segelnde Kähne vorbei. Stutzig fragte ich einen Steuermann, ob es sich denn lohne, die Segel zu setzen. „Ne, lassen sie et man, es wird nichs ornliches." Er hatte ganz Recht, für Ruderboote ist so ein Viertelwind nicht lohnend; selbst mit der primitiven Schwertvorrichtung der Kähne läßt sich hingegen der geringste Wind ausnutzen. Sie segelten unendlich langsam, verschönerten in pittoresker Pracht den Fluß. Ein Fischerboot glitt vorbei, Bauernburschen saßen darin und sangen unaufhörlich. Der am Heck ruderte mit einem Ruder, hinten stand ein anderer Bursche, arbeitete und steuerte mit dem hinten in der Gabel eingefügten Ruder. Es wirkte wie aus der Pfahlbautenzeit primitiv, aber sie kamen doch vom Fleck. Lange hörte ich ihren Gesang, die Lieder handelten vom Mondschein und dem Mädchen, das scheiden mußte, dann von einem kecken Dragoner, der alle Mädchen verführte.

Der Sonnenschein war gewichen; eine helle perlgraue Luft mit zerrissenen schmalen, flatternden dunklen Wolken, dann wiederum blasse auf zartgrauem Grund. Am Ufer ragten tiefdunkelgrüne Bäume empor, Luft, Wolken, Segel und Bäume spiegelten sich in langen leuchtenden Spiegelungen im Wasser, es war wunderschön. Allerdings September, verblaßter Sommer, farbloser Herbst, aber wie eine angegriffene schöne Frau auf dem Abstieg, übt sie bei günstiger Beleuchtung noch ihren bestrickenden Reiz. Die Ufer wurden immer interessanter, immer höher, es kam ein heller, schroffer Absturz mit herrlichem Baumwuchs, mit smaragdgrünen Rasenflecken, das etwas bläuliche Smaragdgrün einer leicht bedeckten Luft. Bewaldete ferne Höhenzüge wirkten lilagrau. Im Vordergrund ein Kahn, am Heck die Silhouette des steuernden Schiffers. Die Wolken senkten sich immer niedriger, es begann zu regnen, die Ferne erschien durch einen silbernen Schleier, bald war die Wasserfläche gläsern glatt, mit langen Reflexen, bald peitschte sie ein Windstoß in Aufruhr. Der Regen rann auf mein Gesicht hernieder, aber unter dem Mantel der Kapuze blieb ich trocken und warm.

Wundervoll sind diese Waldufer, es ist wohl der Buschmühlengrund, dann kommen blasse, hohe Türme hinter gewaltigen Uferbäumen in Sicht. Das ist Frankfurt, einstmals die reichste Stadt der Mark; ja, das war schon eine Lage für die Hauptstadt, am mächtigen Strom, mit den Höhenzügen, dem freundlichen Gelände. Und nun wurde es gerade Berlin!

Auf jeder Buhne standen Angler, genossen naß, aber befriedigt den freien Sonntag. Jenseits der großen Bäume bog ich am Kasernenbau ein, darüber erheben sich blaß-graurötlich die Türme der Marienkirche, der größten Kirche der Mark. Hier lag ein ansprechendes Bootshaus, der Klubdiener

bewillkommte mich, übernahm die „Formosa", riet mir zum „Prinzen von Preußen", als dem von Kollegen bevorzugten Quartier. Mein Herz stand auf ein Gasthaus am alten Marktplatz, ich wollte unbedingt von meinem Fenster aus mich an der Kirche erfreuen. Nein, auf dem ganzen Platz nicht ein einziges Gasthaus zu sehen; immerhin hatte ich im „Prinzen von Preußen" den Blick auf Bäume. Der Regen hörte auf, so durchzog ich die Stadt. Sah man näher zu, so ließ sich recht viel entdecken. Zwar hat keine Straße ihren alten Charakter rein gewahrt, aber überall gibt es gute alte Häuser, schöne Dächer, Portale, Rokokoschnörkel, alte Einfahrten, Kellerhälse, kleine Rampen, gelegentlich einen spätgotischen Torweg. Deutlich ist es erkennbar, hier gab es ein Patriziat, es wohnte in behaglichen guten Häusern. In einer der kleinen Straßen zwischen der Hauptstraße und dem Fluß sah ich große Kübelbäume mit leuchtend roten Blüten. Das sind ja Granaten! Auf einem abgelegenen Landwege in Andalusien, in dem märchenhaften Alkazargarten von Sevilla hatte ich sie zuletzt gesehen. Hier im Norden, vor dem alten Haus mit klassizistischen schmiedeeisernen Laternenständern fand ich große gewundene Stämme, eine leuchtend rote Blütenpracht; seltsam verklärte sie die stille, graue Straße. Zweihundertjährig mögen sie sein. Friedrich der Große, der rastlos hier studierende Heinrich von Kleist, der hier angestellte Regierungsreferendar Ernst von Wildenbruch haben sich vielleicht an ihnen erfreut.

In der Nähe am Ufer liegt das Junkerhaus, das ehemalige Absteigequartier der Kurfürsten, der studierenden Prinzen. Die Mauern sind wohl die alten, ein Terrassengarten, er hat gewiß manche fröhlichen Gelage erlebt, reicht an den Fluß. Daneben ist jetzt das Fischerquartier, es drängen sich die Prahmen, die Kähne, Netze, Dobel, Zuber und sonstiges malerisches Gerät. Eine gute backsteinerne Bogenbrücke ersetzt die alte. Auf dieser beruhte der Handel, der Reichtum der Stadt, aber auch ihre allen kriegerischen Operationen nur zu günstige Lage. Unzählig oft dröhnte die Brücke unter dem Schritt der Regimenter der Schweden, der Russen, der Österreicher, Franzosen. Am anderen Ufer lag hinter den hohen Bäumen des Dammweges das Denkmal des einstigen Kommandeurs der Garnison, des Herzogs Leopold v. Braunschweig. Eine pathetische schwülstige Inschrift und Barockskulptur meldet die Tat. Dreiunddreißig Jahre alt starb er, bemüht, Menschenleben zu retten. Und keine bloße Zufälligkeit eines raschen Temperamentes, sondern die Krönung eines hochgesinnten Lebens. An jedem 27. April wird hier am Denkmal Gedächtnisfeier vor der von ihm gestifteten Garnisonschule gehalten. Heinrich v. Kleist war acht Jahre alt, als das Unglück geschah, es war gewiß einer der großen Eindrücke seiner Jugend. Über diese Oderbrücke wurde der in Stücke gehauene, ausgeplünderte Ewald v. Kleist nach der Schlacht von Kunersdorf gebracht. Hier am Marktplatz wohnte ein Freund, der Professor Nicolai, er nahm ihn auf. Zehn Tage hat er noch gelebt, hat furchtbar gelitten, und doch, und doch waren diese Tage vielleicht die glücklichsten seines Lebens. Er war schon neunzehn Jahre Offizier, und durch unglückliche Verkettung der Umstände hatte er in dieser

großen, heroischen Zeit des preußischen Heeres nur jämmerliche Scharmützel, keine Schlacht erlebt. Jetzt war sie gekommen. Wie oft, während er hier in diesem Hause todkrank darniederlag, wird er den Rausch jener entsetzlichen und doch begeisterungsvollen Stunden durchgelebt haben. . . . Einmal über das andere Mal durchbohrt ihn ein Schuß, er achtet nicht darauf, der dreizehnte zerschmettert Daumen und Zeigefinger der rechten Hand. Den wahnsinnigen Schmerzen trotzend, nimmt er den Degen in die Linke, reitet vor die Front, feuert die Mannschaften zum Draufgehen an. Es trifft eine Kugel den linken Arm, mit seiner zerstümmelten Hand hält er Zügel und Degen und sprengt mit seiner Truppe auf den Feind. Da zerreißen ihm Kugeln das rechte Bein, er fällt vom Pferde, ruft seiner Mannschaft zu: „Kinder, verlaßt nicht Euren König". . . . Das alles trat ihm beglückend immer wieder vor Augen; das Ersehnte war gekommen, er hatte zeigen dürfen, was er war. Seine Stimmung war sanft und ruhig, er glaubte an Preußens Sieg, entschlief ohne Todeskampf.

Oft hat der junge Heinrich v. Kleist von dem berühmten Verwandten gehört; oft besuchte er das Denkmal, welches dem „Helden, Dichter und Philosophen" gewidmet war. Das alles war dieser gewesen, konnte auch er vielleicht werden. Hier an dieser Stelle hat er gewiß des Vorgängers gedacht.

Dort, am anderen Ende des alten Platzes ist er geboren, er hat hier die Jugend verlebt, dies war seine Heimat. Seitdem er zurückdenken konnte, sah er immer auf die alten Gebäude des Platzes, auf das pittoreske Rathaus mit den lustigen Zinnen, auf die ehrwürdige alte Kirche. In dieser waren geheimnisvoll leuchtende Fenster, alte Denkmäler toter Geschlechter, das Bild vom Opfertod des Herzogs von Braunschweig, Heiligenstatuen der katholischen Zeit. Das mit gotischen Gestalten geschmückte Portal war besonders merkwürdig, da sah man ganz deutliche Scharten im Stein, hier wetzten einst ausziehende Landsknechte ihre Hellebarden; vor seinen Augen erschienen die wilden Gestalten. Im Schatten dieser Kirche wuchs er auf; es ist ein gewaltiger, unregelmäßiger, unfertig gebliebener gotischer Bau; eine krause Romantik, malerisch, eindrucksvoll, ohne künstlerische Harmonie.

Es steht noch das Kleistsche Haus, aber von dem großen Garten ist wenig zu sehen. An diesen Garten stieß jener der Nachbarn, des Regimentskommandeurs v. Zenge, drüben und hüben waren junge Mädchen, junge Offiziere. Als Heinrich v. Kleist seinen Offiziersrock auszog und mit leidenschaftlichem Eifer hier an der Frankfurter Universität studierte, liebte er die Wilhelmine v. Zenge, sie wurde seine Braut. Dieser Garten spielte eine Rolle in ihrem Leben, er schrieb ihr: „Ich denke an die schönen Morgen, wenn ich in unserem Garten arbeitete und der Choral der Hautboisten aus dem eurigen herüberscholl". Er erinnert sie an die Laube, an die mondhellen Nächte. Er liebte sie auf seine Weise, bald aufgeregt, bald pedantisch lehrhaft. Dort lebte seine vertraute Schwester Ulrike; wie der Bruder, begabt, ruhelos, unharmonisch. Er löste die Verlobung mit der guten Wilhelmine. Frankfurt, der Ort, wo seine Verwandten mißbilligend seine „verschrobenen Ideen", sein Dichtenwollen beklagten, wo sie ganz richtig seine

traurige Lage vorhergesehen hatten, war ihm verhaßt, nur als Erfolgreicher wollte er dem Familienkreis wieder vor die Augen. Dabei hing er an den Seinen, sorgte sich um sie.

In Frankfurt wurde ihm die letzte schwerste Demütigung von seinen Angehörigen zu teil. Noch einmal wollte er den Militärdienst versuchen, eine Anstellung wurde ihm geboten, ihm fehlten die Mittel zur Equipierung. Er wandte sich an die Schwestern; Ulrike, der er einst geschrieben hatte, er könne ohne ihre Freundschaft nicht leben, sie werde sein letzter Gedanke sein, hatte ihm das Versprechen abgenommen, nicht mehr zu dichten. Da er sein Wort brach, die Hermannsschlacht, Penthesilea und andere unsterbliche Werke schuf, verlor sie allen Glauben an ihn, sein Anblick war ihr ein Schmerz. Bald darauf schrieb er, lieber zehnmal den Tod erleiden, als noch einmal wie dort in Frankfurt vor den Seinen als „ganz nichtsnütziges Glied der menschlichen Gesellschaft, das keiner Teilnahme mehr wert sei, betrachtet zu werden". Dies war im Oktober. Am 21. November fielen unter den Kiefern des kleinen Wannsee die zwei Schüsse.

Montag, 6. September.

Bei strahlendem Sonnenschein fuhr ich heute morgen von dannen; die Uferlinde, „das Bollwerk", zeigt die alte Häuserreihe. Groß und hoch ragt über den Giebel das gewaltige Schiff der turmlosen Minoritenkirche, die Brücke zieht in Bogen herüber, jenseits stehen die großen Bäume des Dammweges, ein schönes Bild.

Es ist mein letzter Tag! Ich hatte es mir ja anders gedacht; der Finower Kanal, Oderberg, die herrlichen Eberswalder Forsten, die Ankunft in Potsdam. Es war ein sehr hübscher Plan; wie ich jetzt erst ermittle, hat der Kanal jedoch sechzehn Schleusen, also etwa acht täglich. Das ist glatt unmöglich, das halte ich nicht aus. Küstrin wird einen ganz guten Abschluß geben, etwas über vierhundert Kilometer bin ich dann die Oder hinuntergefahren, habe doch ein deutliches Bild von ihr erhalten. Allerdings weicht dieses von allen erhaltenen Schilderungen ab. Ich fand einen großen Strom, der anscheinend zum weitaus größten Teil zwischen dem tiefen Schatten der Bäume und Wiesen, der einsamen Waldseen und Felder dahinfließt, dessen Ufer nur selten die Industrie befleckt, den aus dem Walddunkel tretende erstaunte Rehe, den blasse Möwen, goldgrünschillernde Libellen, den malerische, interessante Städte, Schlösser und Kirchen beleben. Ein solcher Fluß ist meinem Gefühl nach schön.

Es kamen Höhenzüge, bewaldeten sich, und zwischen den Bäumen erschienen die Häuser von Lebus. Ein überraschend malerisches Bild, die richtige kleine Akropolis; noch ist der Wall oben erkennbar, aber die Burg, die Kathedrale sind verschwunden. Statt ihrer ziehen sich friedliche Ackerbürgerhäuser den Abhang hinunter und am Ufer entlang. Auf der Luftlinie stehen zwei Windmühlen, die eine in der holländischen nordwestlichen Form, ein runder backsteinerner Kegel, oben mit der Ziegeldachkappe, die andere im nordöstlichen Typus aus Holzbalken, auf einem Unterbau von gekreuzten

Balken mit freiaufsteigender Treppe, in tiefgrauen Tönen. Beide Typen vorzüglich, ein Schmuck jeder Gegend. Es kamen Schluchten und wiederum hohe bewaldete Ufer, es war erstaunlich hübsch. Als ich nach meiner letzten friedlichen Mittagsmahlzeit in einer Oderbucht abstieß, saß ich fest, der Kiel kreischte auf den großen Steinen, der Wind schleuderte die „Formosa" in boshafter Weise gegen ein spitzes Riff. Und diese Senksteine lagen zwanzig Fuß von der sichtbaren Spitze der Buhne! Es ist nicht zu sagen! Die Strömung ging stark, immer fester grub der Kiel sich ein, das Steuer gab knirschende Töne von sich. Unter mir sah ich wirbelndes Wasser, häßliche, kantige Steine, spitze Pflöcke. Ich hatte nicht die geringste Lust, dahineinzusteigen, trotzdem die „Formosa" schlingerte und wippte, gelang es mir, sehr vorsichtig, plattliegend bis zum Heck zu kriechen und das Steuer mühsam herauszuziehen. Dann energische Stöße mit dem Boothaken und ich wurde glücklich wieder flott.

Es bewölkte sich, in den einsamen Ufern fuhr der Wind in die Weidenbäume, vor mir sah ich ein Fährboot, im Hintergrund einen in der grauen Stimmung violett erscheinenden Höhenzug, den Fluß perlmutterhaft mit tintigen, öligen Wolkenreflexen. Langsam zog der Prahm vorüber, als dunkler Umriß der stoßende stakende Knecht und ein Ackerfuhrwerk; auf den weißlichen Pferden lagen gelb und rot gestreifte Decken. Unglaublich leuchtete dieser Farbenfleck in der weichen, bleigrauen Luft. Ich sah in der Karte nach, dies war die Fähre von Oetscher; hier an dem furchtbaren Tage von Kunersdorf kam die Flucht zu stehen, die Überreste der Armee überschritten in langen trostlosen Reihen auf der Schiffsbrücke den Fluß. In manchen Regimentern war kein Offizier unverletzt geblieben, die meisten Generäle waren verwundet. Der König fand seine ärmliche Unterkunft hier im Fährhaus, schrieb an den Grafen Finckenstein den berühmten, erschütternden Brief: „Ich war gezwungen, das Schlachtfeld zu räumen. Mein Rock ist von Schüssen durchbohrt, zwei meiner Pferde sind getötet; von einem Heer von 48000 Mann habe ich keine 300. Ich habe keine Hilfsmittel, und, um nicht zu lügen, ich halte alles für verloren; ich werde den Untergang meines Vaterlandes nicht überleben. Leben Sie wohl für immer!" Am nächsten Morgen überschritt er die Oder und ritt nach dem dort jenseits der Wiesen liegenden Gut Reitwein. Hier übergab er dem leichtverwundeten General von Finckenstein den Oberbefehl, „weil mir eine schwere Krankheit zugestoßen". Nach Koser ist es ganz klar, daß er Selbstmord beschloß. Hatte er doch bei sich „la petite boîte qui me conforte tant". Dann geschah, wie er schrieb, „das Mirakel des Hauses Brandenburg", die Russen und Österreicher mißtrauten sich, nutzten die Lage nicht aus.

Nun weiter, der Wind legte sich, die Wolken hielten sich auf, überall drang sonnige, blaue Luft hervor. Hinter einer mit großen, alten Bäumen bestandenen Insel sah ich die Türme von Küstrin.

Auch Küstrin war eine Überraschung; eine aktive, auf der modernsten Höhe stehende preußische Festung, und dabei von verträumt poetischem Reiz! Hohe, alte Wälle und Bastionen ziehen sich entlang, hinter großen Bäumen

liegen altmodische Häuser, es erhebt sich das große, stattliche Schloß. Es ist die gleiche Lage wie das Schloß der Brandenburger in Berlin, in Köpenick, in Frankfurt, hart am Fluß. Wundervoll sind die Wälle, ihr blasses, verwittertes Rot wird noch durch gelegentliche orangegelbe und grauweiße Töne gedämpft. Ganz langsam, diese letzte Stunde ausnutzend, treibe ich vorbei. Im „Fontane" hatte ich die durch einen Plan veranschaulichte Beschreibung der Katte-Tragödie gelesen; dies war also die Brandenburg-Bastion, dort waren zweihundert Mann aufgestellt (gerade jetzt standen dort Truppen in Reih und Glied), und dort, am Schloßflügel, am letzten Fenster des ersten Stocks, stand der Kronprinz Fritz. Hier ging Katte zwischen zwei Feldpredigern vorbei und sah zum Fenster hinauf, an jener Bastion kniete er auf den Sandhaufen; wie der Oberst v. Schack es schildert: „Ein Streich, der Kopf flog ab, mein Kerl (Bursche) hob ihn auf."

Langsam treibe ich vorbei.

Jenseits der Brücke sind Bollwerke, Schuppen und Kähne. Ein rotbrauner, alter Fischer rät mir, hinter der Buhne zu landen, ich umfahre diese allerletzte Buhnenspitze; der Alte bindet die „Formosa" an einen Fischkasten, der Kiel knistert leise im Sand; ich springe vom Stern auf das Land. Die Oderfahrt ist vorbei.

Im nahen Frachtkontor gab ich die nötigen Anweisungen und ging dann über die Brücke in die Stadt. Der Weg führte an Bastionen vorbei, stilles Wasser umschloß die Mauern, dort wuchsen Schilfhalme und lila Wicken, Wasserlilienblätter mit verspäteten Blüten lagen auf dem tiefdunklen Spiegel. Ich kam durch das Tor, altmodische Provianthäuser, ein baumbestandener Platz, eine Zopfkirche, das große Schloß, die Fassade des Zeughauses aus dem 18. Jahrhundert mit großen Wappen und Ornamenten jener Zeit. Hierher hatte man den gefangenen Kronprinzen gebracht; dort, jene Berliner Straße herunter, kam am 2. September ein verschlossener Wagen; weder er noch seine Begleiter wußten, ob er das Schloß, in dessen Hof sie einbogen, werde lebend verlassen. „A quelle barbarie j'ai été livré dans cette infernale citadelle!" Am 6. November, nach strengster Haft, kam der furchtbare Tag der Hinrichtung seines Freundes. Hatte Katte den Tod verdient? Das Kriegsgericht fand auf lebenslängliche Festung. Der König stieß das Urteil um: „Das Kriegsgericht soll wieder zusammenkommen und anders sprechen." Das Gericht blieb bei seinem Spruch. Friedrich Wilhelm dekretierte den Tod; man hat seine Begründung sehr bewundert, „es soll ihm gesagt werden, daß es Sr. Königl. Majestät sehr leid täte, es wäre aber besser, daß er stürbe, als daß die Justiz aus der Welt käme". Zweifellos glaubte er diesen Worten; den Schlüssel gibt, scheint mir, der frühere Satz dieses merkwürdigen Schreibens: „Er hat mit der aufgehenden Sonne tramieret." Die uralte Spannung zwischen Thronfolger und Herrscher! Gewiß spielte diese Empfindung unbewußt mit, gewiß erschien ihm sein leidenschaftlicher Zorn wohlberechtigt. Autokrat in einer absolutistisch regierten Zeit, war er sich bewußt, gewissenhaft für das ihm von Gott anvertraute Land zu sorgen, er war nicht liederlich, schlaff wie seine Kollegen in Dresden,

London, Petersburg oder Paris — nein, und ihn, den gottesfürchtigen, fleißigen Landesvater verriet dieser Mensch an seinen verlogenen, untauglichen Sohn! Katte sollte sich verrechnet haben. Noch war er, Friedrich Wilhelm, Gebieter. Heute wird keiner das Urteil bedauern. Katte sühnte ein verfahrenes Dasein durch ein edles Ende. Sein Tod wurde der Wendepunkt im Leben Friedrichs des Großen. Wäre lebenslängliche Haft verhängt worden, hätte er grollend, empört den Tod des Vaters herbeigesehnt, um den Freund zu befreien. Der furchtbare Schlag führte ihn zu der ernsten Auffassung seiner Pflichten. Bis hierher wenig sympathisch, wenig ansprechend, doch von jetzt an verspürt man den tiefen und großen Menschen. „Durch meine Schuld ist Katte gestorben", das war der Umschwung. Wie dies die Inschrift am Schloß gut ausdrückt, Küstrin war ihm die Lebensschule. Ringsumher liegt der Oderbruch, das fruchtbare Land, das später seine unermüdliche Sorgfalt schuf. Hier in Küstrin fing er fleißig und aufmerksam an, sich um wirtschaftliche Fragen zu kümmern. Als er die Stadt endgültig verließ, fragte ihn der Präsident v. Münchow, was all jene, unter denen er hätte leiden müssen, dereinst von ihm zu erwarten hätten. „Ich werde feurige Kohlen auf ihr Haupt sammeln", antwortete der Prinz und hat das Wort gehalten.

Behagliche, altmodische Häuser; die Russen hatten die Festung zerschossen, durch Friedrichs energische Hilfe wurde das Vernichtete wieder aufgebaut. Der Marktplatz ist erstaunlich gut. So wurde vor anderthalb Jahrhunderten trotz der Bedrängnisse der Zeit gebaut. In England wäre dies damals lange nicht so gut ausgefallen, der Tiefstand englischer Architektur fällt mit dem Höhepunkt ihrer Malerei zusammen. Auch nicht in Italien, und hier ist keine platte Nachahmung Frankreichs; dies hat deutschen Charakter. Einheitliche große, rote Dächer, jedes Haus hat anspruchslose, gefällige, kleine Ornamente, seine bescheidene Eigenart; ein vernünftiger, wohnlicher Stil.

In diesem Hause verbrachte Königin Luise 1806 schwere Tage nach Jena. Der Kommandant v. Ingersleben, ein Riese, versprach, die wohlversehene Festung zu halten, der König gab ihm seine Hand beim Abschied. Eine Woche darauf hat er schimpflich kapituliert. Als die vom altberühmten Regiment Markgraf Karl hörten, daß sie vor den 250 Franzosen abziehen sollten, empörten sie sich, begingen Exzesse, zerschlugen die Gewehre. Napoleon weigerte sich, Ingersleben in die französische Armee aufzunehmen; der preußische Kriegsrat verurteilte ihn zum Tode, er entkam.

Die Straße führt durch das Tor hinaus über den Damm. Da liegt Küstrin-Altstadt in seinem Gürtel malerischer Bastionen, vom schlummernden Wasser, von Wasserrosen umgeben. Jetzt wird mir das Rätsel der stimmungsvollen Schönheit der Festung klar. Das neue häßliche Leben mit seinen Warenhäusern und sonstigen Zeichen des Fortschrittes hat sich außerhalb in Küstrin-Neustadt die Stätte bereitet, es liegen die auf der letzten Vervollkommnung stehenden Festungswerke unauffällig versteckt in der Ferne. So blieb, vielleicht von wenigen gewürdigt, eine geradezu ungewöhnlich echte alte

Stadt. Alt nicht nach Jahren, sie stammt hauptsächlich aus den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts, aber im Sinne der uns verlorenen Harmonie. Hätte das alte Küstrin noch seine ursprünglichen Tore, die Tore, durch welche der gefangene Kronprinz, die verzweifelte schöne Königin hindurchfuhren, es wäre eine unberührte, historisch-ästhetische Oase. Auch fehlt einem der Glaube an die Notwendigkeit der neunüchternen Tore; wahrscheinlich fand man es bequemer, die alten nicht auszubessern, sondern gleich neue zu errichten, und für das Historisch-Interessante sorgte man durch Errichtung patriotischer Statuen.

Jenseits der fruchtbaren, von Wasserarmen durchzogenen Ebene liegt Tamsel; nach so vielen schmerzlichen Erinnerungen hat dieses Wort einen freundlichen Klang. Dort im alten Schloß des Feldmarschalls v. Schöning — hierher hatte er aus dem Türkenfeldzug eine Paschatochter gebracht — lebte die anmutige blonde Frau v. Wrech. Als der Kronprinz Friedrich Wilhelm endlich begnadigt wurde, genoß er bei dieser Nachbarin glückliche Stunden. War sie im technischen Sinn seine Geliebte? Nach den jetzt gefundenen Briefen zu urteilen, war sie es nicht; anscheinend hat er sie schwärmerisch bewundert, verehrt und geachtet. Hier in Tamsel wurde ihm die eine poetische Liebesepisode seines Lebens zuteil.

Noch einmal zog es mich nach dem Ufer; schimmernd und breit floß die Oder vorüber, tiefgrün spiegelten sich die Bäume.

William James.

Von
Julius Goldstein (Darmstadt).

Am 27. August dieses Jahres starb William James, der erste ursprüngliche Denker, den die amerikanische Kultur hervorgebracht hat. Seine letzte Arbeit war ein Aufsatz im „Hibbert-Journal", der den Titel führte: »A Pluralistic Mystic«. Als er, der Achtundsechzigjährige, mir das Erscheinen dieses Aufsatzes mitteilte, schrieb er dazu: „Das ist die letzte Arbeit aus meiner Sturm- und Drangperiode." In jenen mir unvergeßlichen Unterhaltungen, die ich einige Wochen vor seinem Tode in Bad Nauheim mit ihm führte, hatte ich ihn einen Stürmer und Dränger genannt. Er stimmte dieser Bezeichnung bei — wenigstens für seine bisherigen Arbeiten. Aber mit dem neuen Werke, das er unter der Feder hatte, einer Einleitung in die Philosophie, hoffte er eine neue Epoche seines Schaffens zu beginnen, die ihm die ruhige Sicherheit der Verkündung, die endgültige Formulierung seiner Gedanken bringen sollte. Das Schicksal hat es anders gewollt. Als ein Unvollendeter ist William James von uns geschieden — aber als einer jener großen Unvollendeten, welche uns zwingen, ihr Werk zu Ende zu führen. Dieses Werk und die Persönlichkeit, die in ihm zum Ausdruck kommt, haben weit über alle Fachwissenschaft hinaus allgemein menschliche Bedeutung.

William James kam erst spät zur Philosopie. Er ging von der Medizin aus, um sich dem ärztlichen Beruf zu widmen, wandte sich dann aber den reinen Wissenschaften zu, insbesondere der Anatomie und Physiologie, und begleitete Agassiz auf einer Forschungsreise durch Brasilien. Nach seiner Rückkehr erhielt er einen Lehrauftrag für Anatomie an der Harvard-University und las später auch über Physiologie. Ein Vortrag, den er über ein psychologisches Thema hielt, war die Veranlassung, daß ihm die Professur für Psychologie übertragen wurde. Damit ist sein inneres Lebensschicksal entschieden. Er reformiert die Psychologie, wird weitergetrieben zu den erkenntnistheoretischen und metaphysischen Problemen, die er in neue und originale Bahnen leitet, und wird schließlich der Schöpfer der Religionspsychologie. Seine Gedanken rufen eine lebhafte Diskussion hervor; in Männern wie Dewey und Schiller erstehen ihm tapfere und scharfsinnige Mitstreiter; die Begriffe, die er geprägt, werden zu Schlagworten. Über Amerika und England kommt eine philosophische Erregung, die sich allmählich allen jenen Ländern mitteilt, denen seine Bücher durch Übersetzungen zugänglich gemacht werden. In Deutschland, das bis vor Kurzem sich den philosophischen Ideen des

Auslandes verschlossen hat, spürt man jetzt erst die Erregungswelle langsam heranfluten. Der alteingesessene Nationalismus wittert in James den Feind, den Neuerer, den Gesetzesbrecher; die literarischen Äußerungen über ihn werden von Jahr zu Jahr zahlreicher. Und er, dessen Leben seit zehn Jahren infolge eines schweren Herzleidens gefährdet war, nimmt in tapferem Optimismus an den Kämpfen um seine Ideen regen Anteil, verteidigt sie in immer neuer Weise, versucht Mißverständnisse aufzuhellen und entwickelt Gedanken weiter, die er früher nur angedeutet hatte. Inmitten dieser rastlosen Tätigkeit, an der Schwelle des Greisenalters, ereilt ihn der Tod. — — —

Man findet oftmals bei Philosophen inmitten der Behandlung eines ganz neutralen Themas eine Stelle, in der sie ihren innersten Menschen enthüllen. Bei William James findet man diese Stelle in einer Rede, die er im Jahre 1906 über das Thema „The Energies of Man" vor der American Philosophical Association gehalten hat[1]). Ich lasse die Stelle in freier Übersetzung hier folgen:

„Der Mangel an Vitalität, unter dem wir leiden, kann durch die wissenschaftliche Psychologie erklärt werden. Er entsteht durch die Hemmung, die der eine Teil unserer Vorstellungen auf andere Teile unserer Vorstellungen ausübt. Das Bewußtsein macht Feiglinge aus uns allen. Die gesellschaftlichen Konventionen hindern uns daran, die Wahrheit zu sagen, nach Art der Helden und Heldinnen von Bernard Shaw. Unsere wissenschaftliche Respektabilität hält uns davon zurück, die mystischen Seiten unserer Natur frei zu entfalten ... Wir alle kennen Menschen, die Muster an Vortrefflichkeit sind, aber dennoch dem extremen Philistertypus angehören. So tödlich ist ihre intellektuelle Respektabilität, daß wir über gewisse Gegenstände uns mit ihnen nicht unterhalten, ja diese nicht einmal in ihrer Gegenwart erwähnen können. Ich habe unter meinen besten Freunden Menschen, deren intellektuelles Leben unter den Hemmungen solcher Respektabilität steht. Ich möchte mich gerne mit ihnen frei aussprechen über gewisse Fragen, die mich interessieren, über gewisse Autoren wie etwa Bernard Shaw, Edward Carpenter, H. G. Wells oder Chesterton, aber es geht nicht, sie fühlen sich zu unbehaglich dabei, und ich muß schweigen. Ein Intellekt, der so durch peinliche Rücksicht auf das Bestehende und Geltende und durch das Dekorum niedergehalten ist, macht auf einen denselben Eindruck wie ein Mensch, der sich daran gewöhnen würde, seine Arbeit nur mit einem seiner Finger zu tun, und der den übrigen Teil seines Organismus in Fesseln legt und unbenutzt läßt.

„Nur in wenigen von uns hemmen die verschiedenen Funktionen unseres Geistes sich nicht gegenseitig. G. T. Fechner ist eine besondere Ausnahme, die die Regel bestätigt. Er konnte seinem Sinn für Mystik folgen und dabei ein Mann der Wissenschaft bleiben. Ich glaube, nur wenige Männer der Wissenschaft können beten. Wenige nur können einen lebendigen Verkehr mit ‚Gott' aufrechterhalten. Aber viele von uns wissen wohl, wie viel freudiger und leistungsfähiger in vielen Richtungen unser Leben sein würde, wenn solche wichtigen Formen der Energieerhöhung nicht unterdrückt würden."

Das ist der ganze James! Er war wie Fechner ein Mensch, in dem ein reger, wissenschaftlich geschulter Intellekt mit einem fein abgestimmten Sinn für Mystik zusammenwohnten. Er gehörte zu jenen reichen Naturen, deren Innenleben die Gegensätze unseres Daseins umspannen: ihn zog die Sinnen-

[1]) Science, 1. März 1907.

welt mit ihrem bunten Gestaltenreichtum an. Er hatte Freude am kräftigen Wellenschlag des Lebens, an der wagenden Tat und der siegenden Energie technischer Leistungen. Und doch fühlte er gleichzeitig in sich die Sehnsucht zum Unsichtbaren, Überweltlichen; und doch ward ihm in religiöser Ergriffenheit alle Natur nur zu etwas Vorläufigem und Vordergrundartigem. Er war zu diesseitsfreudig, um sich in religiöse Fernen zu verlieren, und gleichzeitig zu sehr von der Zufälligkeit unserer Erdenexistenz im Innersten durchdrungen, um sein Weltbild mit der Naturwissenschaft einfach abschließen zu können. In diesem Auseinanderstreben der Erlebnisse gelangt der Mensch leicht zu einer doppelten Wahrheit; er opfert die Wissenschaft der Religion oder die Religion der Wissenschaft. Von dieser Ausfluchtphilosophie blieb James bewahrt durch seinen stark ausgeprägten Wirklichkeitssinn, der es nicht zuließ, Erfahrungen ganzer Lebensgebiete unberücksichtigt zu lassen. Die Erfahrungen der Naturwissenschaft und die Erfahrungen der Religion haben in gleicher Weise das Recht, unser Weltbild mitzubestimmen. Oder, um diesen Satz in einer weiteren Form als methodologisches Prinzip zu formulieren: nichts soll als Tatsache zugelassen werden, was nicht irgendwie Gegenstand der Erfahrung werden kann; und umgekehrt: alles was irgendwie Gegenstand der Erfahrung ist, muß als Wirklichkeit im endgültigen System der Dinge einen Platz finden. James hat dieses Prinzip, das Leitmotiv seiner Weltanschauung, als „radikalen Empirismus" bezeichnet.

Das Wort „Empirismus" hat in Deutschland keinen guten Klang. Man denkt dabei unwillkürlich an die Leugnung idealer Werte. Und doch vertritt James gerade deshalb den radikalen Empirismus, um gegen den Naturalismus den selbständigen Erfahrungscharakter unseres höheren Geisteslebens zu begründen. Der englische Empirismus des 18. Jahrhunderts, der nur solche Erfahrungen gelten ließ, die man auf Sinneseindrücke zurückführen konnte, war allerdings religionsfeindlich. Bei William James liegt zum ersten Male ein Empirismus vor, der im Namen der Erfahrung für das Recht des religiösen Glaubens eintritt.

Gleichzeitig aber bekämpft James, wiederum im Namen der Erfahrung, die spekulative Umdeutung, die der Idealismus kantischer und hegelscher Richtung mit der Religion vornimmt; James besteht auf der nicht weiter aufhebbaren Vielheit und Verschiedenheit unserer religiösen Erlebnisse, auf der Unvergleichlichkeit des religiösen Lebensverhältnisses, das sich weder durch Ethik noch durch Philosophie ersetzen läßt. So versucht er auf einer mittleren Linie zwischen Naturalismus und Idealismus die philosophischen Fragen in der engsten Beziehung zur Erfahrung zu halten. Sei es, daß er in der Erkenntnistheorie den rein formalen Wahrheitsbegriff des Rationalismus bekämpft, sei es, daß er die Undurchführbarkeit der monistischen Weltauffassung darlegt und einem Pluralismus das Wort redet, für welchen die erfahrungsmäßig gegebene Vielheit der Weltfaktoren erst allmählich durch unsere Mitarbeit zur Einheit gelangen, sei es, daß er im Sinne Bergsons, mit dem ihn überhaupt viel Gemeinsames verbindet, die Unzulänglichkeit des begrifflichen Denkens zur Erfassung des unmittelbaren Geschehens aufweist, oder sei es

schließlich, daß er gegen den Hochmut eines wissenschaftlichen Puritanertums für die Untersuchung der mediumistischen Phänomene eintritt, immer geschieht es aus dem einen Verlangen heraus, der konkreten Erfahrung ihr philosophisches Recht wieder zu erobern[1]). Der spekulative Idealismus entwirklicht und entwertet unsere menschliche Erfahrung, indem er Vielheit und zeitliche Veränderung zu bloßem Schein herabsetzt. Diesen Idealismus fand James auf den englischen und amerikanischen Universitäten in Herrschaft und Kraft. Das gab seinem radikalen Empirismus jenes „Sturm- und Drang"-Element, jene Note der Empörung, die durch alle seine philosophischen Schriften hindurchklingt. Er empfindet diese einfachen und durchsichtigen Begriffe als unwahr und unwirklich gegenüber dem Wilden und Dämonischen der Natur und gegenüber der Tragik und dem Überschwang des Lebens. Er hat eine souveräne Verachtung für alles rein Akademische in der Philosophie. Die gezirkelten und sauberen Umrisse der Systeme scheinen ihm wenig zu der Wesensart der Wirklichkeit zu passen, die in ihren unmittelbaren Erscheinungen nicht klassisch, sondern überall gotisch ist.

Etwas von dieser gotischen Art ist auch im Stil und in der Darstellung des amerikanischen Philosophen zu spüren. Will man seine Darstellung negativ charakterisieren, so kann man sagen: sie ist unakademisch. Sie bewegt sich weder in den abgenutzten Schulbegriffen noch schreitet sie einher im Faltenwurfe des Professors von Gottes Gnaden. Wo er in den akademischen Ton einmal verfällt, da läßt er eine leise Selbstironie durchblitzen. Das alles ist aber nur die Kehrseite einer Darstellungskunst, die es versteht, die philosophischen Probleme in einer rein menschlichen Weise zu behandeln. James bedient sich oft der Bilder und Ausdrücke des täglichen Lebens, die er in ihrer ungeschminkten Frische und volkstümlichen Kraft zu glücklicher Wirkung bringt. Für europäische Ohren freilich, die gewohnt sind, in der Philosophie nur feierlich große Worte zu hören, klingt deshalb seine Sprache manchmal wohl befremdlich. — —

James' unangreifbare Leistungen liegen auf dem Gebiete der Psychologie. Die „Principles of Psychology" gaben ihm sofort den ersten Platz unter den Psychologen seiner Zeit. Ein Teil der Kapitel wurde zuerst in Zeitschriften veröffentlicht und zog die Aufmerksamkeit der Fachleute auf sich. Das Werk wurde mit großer Spannung erwartet. Baldwin schrieb in seiner Kritik über das Buch: „Ich glaube, ich darf behaupten, daß in unserer Generation auf kein Buch über Psychologie in irgend einer Sprache so ungeduldig gewartet worden ist. Und ebenso darf ich behaupten, daß in unserer Generation kein anderes englisches Buch über Psychologie erschienen ist, worauf es so sehr wert war, zu warten."

Die „Principles" sind ein weit ausholendes, weitschichtig angelegtes Werk, das einen neuen Abschnitt in der Geschichte der Psychologie bedeutet. James brach ein für alle Male mit jener seit den Tagen Lockes herrschenden Auffassung;

[1]) Für die weitere Ausführung dieser Gedanken verweise ich auf mein demnächst erscheinendes Buch: „Wandlungen in der Philosophie der Gegenwart".

nach dieser besteht das seelische Leben ursprünglich aus einzelnen getrennten Vorstellungen, und es ist die Aufgabe der Psychologie, anzugeben, wodurch die Synthese dieser getrennten Ideen zustande kommt. Dieser Auffassung, die ungeprüft von einer Generation zur anderen weiter geschleppt wurde, und die die Voraussetzung für den Kantischen und Hegelschen Idealismus gebildet hat, setzt James die andere entgegen, die sich heute immer mehr durchsetzt: daß das seelische Leben eine ununterbrochene Kontinuität von Vorgängen darstellt, daß es so etwas wie für sich existierende Ideen nicht gibt, daß das unmittelbare Bewußtsein ein dynamischer Zusammenhang von Geschehnissen ist, ein „stream of thought", in dem alles mit allem verbunden ist, und daß deshalb die Aufgabe der Psychologie in der Analyse und nicht in der Synthese besteht. Und in dieser Analyse hat James die ganze Kraft seines Geistes gezeigt. Die Introspektion, die Selbstbeobachtung psychischer Vorgänge ist von ihm meisterhaft gehandhabt worden. Er hat durch sein Beispiel gezeigt, daß alle Einwände, die man gegen die Introspektion gemacht hat, für den genialen Psychologen hinfällig sind. Die glücklichen und so viel verheißenden Arbeiten Külpes und seiner Schule setzen an diesem Punkte das Werk von James fort.

James will die Psychologie rein als Naturwissenschaft behandelt wissen. Er betont überall die Zusammengehörigkeit der seelischen Vorgänge mit Gehirnprozessen. Das hat oberflächliche Beurteiler veranlaßt, von einer materialistischen Psychologie bei William James zu sprechen, während für James gerade die naturwissenschaftliche Behandlungsweise des seelischen Lebens etwas rein Methodologisches bedeutet. „Die Bezeichnung ‚Naturwissenschaft'", schreibt er am Schluß seines ‚Text-Book of Psychology', „drückt Mißtrauen und nicht Stolz auf die Errungenschaften aus, und man fühlt sich eigentümlich berührt, wenn man die Erfahrung macht, daß Leute triumphierend von der ‚neuen Psychologie' reden und Geschichten der Psychologie schreiben, während noch nicht einmal der erste Schimmer klarer Erkenntnis von den in der Welt verborgenen wirklichen Elementen und Kräften gewonnen ist."

Aber dadurch, daß er sich nicht an eine bestimmte Metaphysik festlegt, kann er um so unbefangener sich der unerschöpflichen Fülle der seelischen Erscheinungen hingeben, kann er mit ungetrübtem Blicke allen seelischen Äußerungsformen nachgehen. Nur durch diese souveräne Unbefangenheit, durch eine vorurteilslose Liebe zu allem Wirklichen und Lebendigen, wie sie Shakespeare besaß, konnte James solche Kapitel wie „The Stream of Thought" oder wie „The Perception of Reality" schreiben. Er war als Psychologe Künstler genug, um seelische Vorgänge aufzuspüren, die sich bisher der sprachlichen Fassung entzogen hatten, und war Wissenschaftler genug, um sie auf einen begrifflichen Ausdruck zu bringen. Wie Bergson, besaß er die Gabe des unmittelbaren Schauens. So hatte er Zutritt zur Wirklichkeit selbst.

Die meisten Psychologen verlieren bei ihrer nur den niederen Seiten des Seelenlebens zugewandten Wissenschaft den Sinn für das überströmend Schöpferische der ganzen Persönlichkeit, für das Unberechenbare emporquellender neuer Kräfte. Darin nun sehe ich die besondere Größe von James, daß sein stark entwickelter wissenschaftlicher Instinkt ihm nicht die Kraft des un-

mittelbaren Erlebens gelähmt hat. Daher kommt es denn auch, daß seine Welt reicher, abgründiger, erlebnisvoller ist als die Welt des bloß exakten Psychologen; denn James hat sich den Sinn offen gehalten für jene religiöse Tiefendimension des Daseins, wo in kühnen rätselvollen Entscheidungen unser Lebensschicksal sich mit den dämonischen Mächten des Alls zu verflechten scheint.

Dadurch wurde James befähigt, die Religionspsychologie zu schaffen. Sein Werk, „die religiöse Erfahrung in ihrer Mannigfaltigkeit", hat dieser Disziplin mit einem Schlage ein hohes Niveau gegeben. Es rauscht in diesem Buche ein Strom von Tatsächlichkeiten, der alle jene leblosen Definitionen fortschwemmt, mit denen die meisten unserer Lehrbücher die Religion zu erschöpfen vermeinen. Etwas Urwüchsiges und Ungebrochenes redet aus diesen Briefen und Tagebuchblättern, die James in verschwenderischer Fülle seinem Werke einverleibt hat; nichts ist philosophisch verwaschen und verwässert; nichts ist feige zurückgehalten aus Furcht, es sei überholt oder es sei unvereinbar mit dem „modernen" Geiste. Es ist nicht nur ein Buch, über die religiösen Erfahrungen, es ist ein Buch, das einem selbst zur religiösen Erfahrung werden kann; denn es spricht aus diesem Buche auch eine fromme Menschenseele, die Religion nicht nur vom Hörensagen kennt. — James gibt zuerst in den allgemeinsten Zügen ein Gesamtbild der religiösen Erfahrung, um dann in feinfühliger Analyse zu den verschiedenen religiösen Typen und den einzelnen religiösen Phänomen vorzudringen. Dabei versucht er auch diejenigen seelischen Erfahrungen aufzuweisen, die zu dem spezifisch religiösen Erlebnis erst eine leis hinklingende Beziehung haben. Ich greife ein Beispiel aus dem Abschnitt „die Mystik" heraus; nachdem James vier charakteristische Merkmale des mystischen Bewußtseins entwickelt hat, fährt er fort:

„Um nun möglichst methodisch zu verfahren, werde ich mit solchen Erscheinungen beginnen, die keine oder nur geringe seelische religiöse Bedeutung haben und stufenweise zu den religiös bedeutsameren fortschreiten. — Die ersten Anfänge mystischer Erfahrung haben wir da vor uns, wo einem Menschen plötzlich die tiefere Bedeutung eines bekannten Wortes oder Satzes aufgeht . . . Dies Gefühl der tieferen Bedeutung ist aber nicht notwendig an verstandesmäßige Einsicht gebunden. Einzelne Worte und Wortverbindungen, Lichtwirkungen und musikalische Töne: alle können es erzeugen, wenn das Gemüt danach gestimmt ist. Die meisten von uns erinnern sich wohl noch der wunderbar packenden Macht von Stellen in Gedichten, die wir in der Jugend lasen. Durch sie — nicht durch das reflektierende Denken — drangen das Geheimnis der Welt und der wilde Schmerz des Lebens in unser Herz."

Erst in der religiösen Erfahrung der schwermütigen Seele, die sich durch alle Bitternisse des Daseins hindurchringen muß, kommen die bedeutungsvollsten Phänomene der Religion zum Durchbruch. Allmählich oder in plötzlichem Geschehen bricht ein neues Leben im Menschen auf und bringt ihm die Erlösung aus dem quälenden Zwiespalt seines Wesens. Bekehrt oder wiedergeboren werden, Gnade erlangen, das sind alles Ausdrücke, die den Vorgang bezeichnen, durch den ein bis dahin gespaltenes Ich sich seines Elends bewußt wird und durch festeres Ergreifen religiöser Wirklichkeiten zu innerem Frieden gelangt. Der Mensch fühlt sich von einer über sein enges Bewußt-

sein hinausreichenden Macht getragen und geführt, von der ihm in einzelnen Augenblicken — besonders im Gebet — lebenerhöhende Kräfte zuströmen. — Die Religion ist für James nicht nur eine Neubeleuchtung gegebener Tatbestände, sondern selbst ein neuer Tatbestand, eine neue Realität, welche umwandelnd eingreift in diese unsere Welt. Die zweite Hälfte der Religionspsychologie ist der Ausführung und Begründung dieser Gedanken gewidmet, die den Wahrheitsgehalt der Religion unter Benutzung der von der englischen Gesellschaft für psychische Forschung (Society for Psychical Research) gelieferten Phänomene in neuer und origineller Weise zu erbringen versuchen. Das Resultat dieser Untersuchungen faßt er in folgende Worte zusammen:

„Die äußersten Grenzen unseres Wesens berühren, scheint mir, eine Sphäre, die von der sinnenfälligen und rein verstandesmäßigen begreifbaren Welt absolut verschieden ist. Man nenne sie die mystische Region oder die Region des Übernatürlichen, das bleibt sich gleich. Soweit unsere idealen Triebe in dieser Region ihren Ursprung haben (und die meisten von ihnen haben tatsächlich hier ihren Ursprung, denn sie kommen in uns zur Herrschaft, ohne daß wir recht erklären können, wie), gehören wir wesentlicher zu ihr als zur sichtbaren Welt, denn wir gehören im letzten Sinne dahin, wohin unsere Ideale gehören. Doch die in Frage stehende unsichtbare Welt ist nicht nur in der Idee vorhanden, denn sie übt Wirkungen auf diese Welt aus. Pflegen wir den Zusammenhang mit ihr, so erfahren wir die Folgen an unserer eigenen Persönlichkeit: wir werden neue Menschen, und auch unser Leben in der Sinnenwelt nimmt nach unserer Umwandlung zum Besseren entsprechend andere Formen an. Nun muß aber das, was in einer anderen Realitätssphäre Wirkungen hervorbringt, selbst als Realität bezeichnet werden, und so liegt, meiner Meinung nach, kein philosophischer Grund vor, die unsichtbare oder mystische Welt eine unreale zu nennen.“ [1])

Wir stehen zu nahe dem Lebenswerk von William James, um Ewiges und Vergängliches mit sicherer Hand scheiden zu können. Er wollte kein dogmatisches System geben; ihm lag nicht an der augenblicklichen Wirksamkeit seiner Gedanken, sondern an der Sache der Wahrheit. Er wollte verständnisvolle kritische Weiterbildung seiner Gedanken. In seinem letzten Briefe schrieb er mir: „If you criticize me, the better for the sake of truth“.

[1]) Für Leser, die einen Überblick über die literarische Produktion von James haben wollen, sei noch folgendes bemerkt. Außer einer großen Anzahl von Aufsätzen, die in amerikanischen, englischen und französischen Zeitschriften zerstreut vorliegen, ist James der Verfasser folgender Schriften: The Principles of Psychology (1890, 2 Bände), Text-Book of Psychology (1892), The Will to believe (1896), On Human Immortallity (1898), Talks to Teachers (1899), Varieties of Religious Experience (1902), Pragmatism (1907), A Pluralistic Universe (1909), The Meaning of Truth (1909). Hiervon sind ins Deutsche übersetzt, wenn auch zum Teil nur unvollständig: Das „Text-Book of Psychology“ unter dem Titel „Psychologie“, übersetzt von Dr. Marie Dürr (1909); ferner „The Will to believe“ unter dem Titel „Der Wille zum Glauben“ von Dr. Theodor Lorentz (1899); außerdem „Varieties of religious Experience“ unter dem Titel „Die religiöse Erfahrung in ihrer Mannigfaltigkeit“ von Georg Wobbermin (1907), und schließlich „Pragmatism, Pragmatismus“ von Wilhelm Jerusalem (1908). Eine Übersetzung des „Pluralistic Universe“ ist von mir in Angriff genommen und wird in einigen Monaten erscheinen.

Zum Gedächtnis Rudolf Lindaus.

In Rudolf Lindau vereinigten sich der Weltreisende und der Geschäftsmann, der Diplomat und der Schriftsteller zu einer eigenartigen, schon im ersten Eindruck anziehenden Persönlichkeit. Die immer noch seltene Mischung deutschen Wesens und internationaler Welterfahrung gaben dem Menschen wie dem Schriftsteller die besondere Note und den fesselnden Reiz. Einunddreißig Jahre alt, war er über Paris nach Japan gegangen und hatte mit zu den ersten Pionieren europäischer Kultur im fernen Osten gehört. Im Kriege zwischen Deutschland und Frankreich knüpfte sich seine Verbindung mit dem deutschen Auswärtigen Amte an: er war dem Generalkommando des Gardekorps beigegeben und mit der Berichterstattung für den „Staatsanzeiger" und die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" betraut worden. So als Geheimen Legationsrat lernte ich ihn 1877 in Helgoland kennen. Seitdem haben wir wiederholt glückliche Sommermonate auf der Insel miteinander verlebt. Zuletzt den September 1893. Im heiteren Reiseverkehr, in harmlosen und tiefsinnigeren Gesprächen, immer in einer gewissen Ferienstimmung. Wohl sahen wir uns auch in Berlin, in gelegentlichen Besuchen und Gesellschaften, aber zu innigerem Gedankenaustausch, zu seelisch näherem Anschluß sind wir nur in Helgoland gekommen. Wir sind im eigentlichsten Sinne des Wortes Reise- und Sommerfreunde gewesen.

Rudolf Lindau war von mittlerer Größe, eine gedrungene kräftige Gestalt, mit einem klugen und guten Gesicht, frisch und fest und sicher in Gang und Haltung, unauffällig und zurückhaltend im Wesen, ohne hervorstechende Züge irgendwelcher Art. Weder den Weltreisenden noch den Diplomaten hätte man ihm angesehen. Er liebte die stillen Spaziergänge auf dem Oberland vom Leuchtturm zur Nordspitze, einmal und noch einmal, ohne müde zu werden, und war ein eifriger Freund des Segelsports, gegen Wind und Wellen, auch beim schlechtesten Wetter, gefeit. Mit allen Eingeborenen der Insel stand er auf gutem Fuße; sie haben es ihm nicht vergessen, wie eifrig und verständig er bei dem Übergang der Insel aus englischem in deutschen Besitz ihre Interessen bei der Regierung wahrgenommen hat. Daß er sein Leben auf Helgoland beschließen wollte, hatte er mir schon 1877 gesagt. Ich hatte es damals als Ausklang eines schönen, friedlichen Sommertages hingenommen, in der Abenddämmerung, als das Licht im Leuchtturm angezündet wurde und die Mondsichel über uns heller wurde; aber ich merkte bald, daß der Gedanke sich mehr und mehr in ihm befestigte. Der Tod nun hat den unermüdlichen Wanderer auf der Reise, unerwartet, im Hause guter Freunde in Paris überrascht; aber die letzte Ruhestätte hat er doch auf dem kleinen Friedhofe Helgolands gefunden. Die Insel in ihrer nordischen Herbheit und Schönheit hatte es ihm angetan, und selbst der Zauber der Prinzeninseln bei Konstantinopel, die er in einem seiner letzten, meinem Gefühl nach feinsten Romane: „Der Fanar und Mayfair" so berückend geschildert hat, vermochte nichts dagegen. Dort nun bewegte er sich, gleichsam losgebunden, nicht nur von den Banden seiner amtlichen Stellung, sondern auch von dem Zwange seines Schicksals, in Harmlosigkeit und Sorglosigkeit und offenbarte uns allen, die mit ihm in Berührung kamen, die Liebenswürdigkeit und darüber hinaus die schöne Menschlichkeit seines Wesens. Er sprach gern und viel; aber wer hätte dem weitgereisten Manne, in dem die Erfahrung das Allverstehen zum Allverzeihen gereift, nicht mit Vergnügen und bei

ernsthafteren Dingen mit Teilnahme und Aufmerksamkeit zugehört? Wie manches er jedoch erzählte, scheinbar ganz Intimes aus seiner Vergangenheit und seinem gegenwärtigen Dasein, wie unbefangen und ungezwungen er auch plauderte, etwas wie ein Schleier, eine Art Halbdunkel blieb doch, wenigstens für mich, um ihn gebreitet, um den Gang seiner Entwickelung wie um das Geheimnis seines Herzens. Gewiß war dieser Schleier ein Anreiz mehr, mich anzuziehen; aber auf der anderen Seite habe ich stets das Gefühl gehabt, nicht bis zum Kern seiner Persönlichkeit vorgedrungen zu sein. Für eine Reisefreundschaft wäre das auch zu viel verlangt gewesen.

Und machen nicht die Mehrzahl seiner Novellen und gerade die, welche am lebhaftesten in der Erinnerung haften bleiben: „Die kleine Welt" — „Der lange Holländer" — „Das Glückspendel" — „Liquidiert" — „Fanar und Mayfair", einen ähnlichen Eindruck des Halbdunkels und Verschleierten, des Unaufgeschlossenen und Unaufgeklärten? Die Helden, meist junge, kräftige, entschlossene und wagemutige Gesellen, erscheinen zunächst in der Schlichtheit und Selbstverständlichkeit ihres Dichtens und Trachtens so klar und durchsichtig wie Kristall, plötzlich jedoch taucht ein dunkler, geheimnisvoller Punkt, sei es in ihrem äußeren Leben, sei es in ihrem Empfinden, auf, der ihr Wesen von Grund aus verändert und sie wie in einen Flor hüllt. Nach ihrer stofflichen Seite hin erwächst Rudolf Lindaus Dichtung aus den exotischen Schauplätzen seiner wirtschaftlichen oder politischen Tätigkeit. In seinen früheren Jahren sind es Japan und China, die englischen und amerikanischen Fremdenkolonien in Shanghai und Yokohama, die Berührungen zwischen der europäischen Sitte und Kultur und der ostasiatischen, die ihm eine Fülle seltsamer Begebenheiten, merkwürdiger Zufälle und eigenartiger Menschen darbieten. Das letzte Jahrzehnt seiner amtlichen Tätigkeit hat er in Konstantinopel zugebracht als deutscher Bevollmächtigter in dem Rat der europäischen Finanz, der die Oberaufsicht über die Verwaltung der türkischen Staatsschuld führt. So wurde das Türkentum und Griechentum wieder in engster Beziehung zu Westeuropa in den „Erzählungen eines Effendi", „Fanar und Mayfair", „Ein unglückliches Volk" — es handelt sich um die Armenier und ihre traurigen Schicksale unter der türkischen Herrschaft und im ewigen Kampf mit den Kurden — zu der Grundlage und dem Hintergrund für seine Erfindungen. Vieles ist in Rudolf Lindaus Erzählungen Selbsterlebtes, Selbsterfahrenes, tatsächliches Material; seine Kunst, interessante Stoffe zu finden, war größer als seine Fähigkeit, aus eigener Phantasie zu fabulieren. Er war ein guter und scharfer Beobachter von Menschen und Dingen mit festhaltender Erinnerung und dem Vermögen, das Geschaute oder Gehörte plastisch, rund und voll darzustellen. Nicht nur in den großen Zügen und Linien, sondern auch in den feineren Schattierungen der Lokaltöne und Stimmungen. Wenn ich seine kürzeren Geschichten lese — manche umfassen nur ein Dutzend Seiten und noch weniger —, glaube ich ihn mir gegenüber sitzen zu sehen und seinen Worten zu lauschen, wie wir so oft am Gemäuer des alten Leuchtturmes auf dem Oberland saßen und er allerlei Abenteuerliches aus seiner Japanerzeit erzählte, im kühlen Ton, sachlich, ohne jede stärkere Erregung. Diese mündliche Vortragsweise übertrug er, zunächst unbewußt, allmählich kunstvoll, in der Erkenntnis ihrer Wirkung und in dem Gefühl seiner Meisterschaft darin, auch auf seine umfangreicheren Erzählungen: sie ist das charakteristische Zeichen seiner Kunst. Jede breitere Beschreibung des Äußerlichen, jede abschweifende Betrachtung fehlen; niemals erhebt sich die Darstellung zu einem leidenschaftlichen Ausbruch, niemals kleidet sie sich in rhetorischen Pomp oder setzt besonders grelle Lichter auf eine Szene, sie bleibt, mag sie auch das Grauslichste oder das Wunderlichste berichten, knapp, ruhig, unbefangen und gelassen. Es ist, als ob man Konsularberichte läse, in denen es sich einzig um die genaue Wiedergabe des Geschehenen, ohne innere Anteilnahme des Berichterstatters, handelt. Der Reiz des Mitgeteilten wirkt um so mächtiger, je weiter der Erzähler aus dem Bewußtsein des Lesers entschwindet, je mehr sich die

Dichtung in Wahrheit, in unmittelbares Leben zu verwandeln scheint. Die Geschichte von dem Irländer Jervis in der Novelle „Die kleine Welt", der aus einem Doppelmörder unter den Weißen sich zu einem Helden unter den Japanern im Kampfe für den Mikado verklärt, die Schilderung von dem geheimnisvollen Tode Richard Egertons, den der eifersüchtige Grieche Nikusi umgebracht hat, in dem Roman „Fanar und Mayfair", sind solche kleine Meisterstücke dieser objektiven Erzählungskunst. Dabei geht durch die glatte, klare und nüchterne Darstellung für den nachdenklicheren Leser doch ein leises Zittern, als ob die Stimme des Erzählers unwillkürlich im melancholischen Ausklang der Geschichte erbebte: das ist alles, wodurch sich die Dichtung als Dichtung verrät. Rudolf Lindau hat in seiner Kunstform einen Vorgänger und einen Nachfolger, Prosper Mérimée und Rudyard Kipling, gehabt: in ihrer Gesamterscheinung sind sie die bedeutenderen und ausgiebigeren Poeten, aber im Vortrag ist er ihnen ebenbürtig.

Zu einer umfassenderen Schöpfung reichte das Talent Rudolf Lindaus nicht aus, vielleicht auch nicht die Muße, die ihm seine sonstige Tätigkeit gestattete. Selbst der Roman „Fanar und Mayfair", so viel psychologische Feinheiten er im einzelnen enthält, ist kein geschlossenes Kunstwerk geworden. Zwei Novellen sind notdürftig durch Äußerlichkeiten, nicht innerlich durch den Zusammenhang und Zusammenstoß der Schicksale und Charaktere verbunden, und in dem Roman „Ein unglückliches Volk' tritt vor der ethnographischen und historischen Schilderung des armenischen Volkstums das poetische Element beinahe ganz zurück. Rudolf Lindau war ein Meister in der Kleinkunst: ein anregender und fesselnder Erzähler, ein stimmungsvoller Landschaftsmaler in seinen Reiseskizzen; als solchen haben ihn die Leser dieser Zeitschrift oftmals kennen und schätzen gelernt. Nicht nur wegen seiner Beobachtungsgabe und seines Wahrheitssinnes, sondern noch mehr wegen der Milde und Gerechtigkeit seines Urteils. Er besaß die Krone der Weisheit, fremdes Verdienst und fremde Vorzüge bei den Einzelnen wie bei den Nationen neidlos anzuerkennen und für sich selbst auf Unerreichbares still und gefaßt zu verzichten. „Beider Leben", sagt er einmal von zwei Liebenden, die das Schicksal für immer voneinander geschieden hat, „ist ein anderes geworden, als sie gewünscht hatten. Sie mögen glauben, daß dies ihr Unglück sei. — Aber ist es ein Unglück? Ist nicht vielleicht am Ende doch alles am besten gerade so, wie es schließlich gekommen ist? — ‚Can see, can sabee', sagen die Philosophen in Shanghai. — Das, was nie geschehen ist, kann nicht beurteilt werden — und den Verlust eines Gutes, das man nie besessen hat, soll man nicht beklagen." In den meisten seiner Geschichten nehmen die Männer einen breiteren Raum als die Frauengestalten ein; wie ihre Schicksale ihm näher stehen, sind ihm auch ihre Liebesempfindungen vertrauter. Nur selten taucht eine Frau und ihr Geschick, wie in „Fanar und Mayfair", im Vordergrunde auf. Seine Umgebung, sein Verkehr wiesen ihn in Japan und China wie in Konstantinopel eben mehr auf die Beobachtung der Männer als der Frauen hin. Die Geishas und die Sterne der internationalen Varietébühnen, die sonst in erotischen Geschichten und Schilderungen die Hauptrolle spielen, besaßen für ihn keine Anziehungskraft. Weder Mérimées Carmen noch Lotis japanische Schönen hätten ihn je zu einer Schilderung verführt. Nicht für die ostasiatische oder die abenteuernde Weiblichkeit nur für Mädchen und Frauen aus der guten europäischen und amerikanischen Gesellschaft hatte er Aufmerksamkeit und Interesse, Auge und Sinn. Aber selbst für die Edith Rawlston des „Langen Holländers" und die Maud des Griechen Nikusi nur in zweiter Linie: sein eigentlicher Gegenstand bleibt immer der Mann. Und hier hat er eine Reihe originaler Figuren geschaffen: wer vergäße die beiden Freunde Wilson und Irwing, den heroischen Japaner Sedschi oder den unheimlichen und doch so bemitleidenswerten Griechen Nikusi! Gewiß, er entnahm sie der Wirklichkeit, er kannte sie von Angesicht; aber er blies ihnen einen Hauch seines Geistes ein, von dem sie fortleben und mit ihnen zugleich der Dichter.

Karl Frenzel.

Weihnachtliche Rundschau.

Die Kinder, die zuerst an die Reihe kommen sollen, können sich auch in diesem Jahre nicht beklagen. Der Schaden, den zuerst das Literaturfähigwerden des Genre Kinderbuch angerichtet hat — all das Spielerische und leise Ironische, das da mit eindrang — scheint nun überwunden. Geblieben ist, daß sich der neuentdeckten und nun geachteten Spezialität die Allerbesten widmen; nicht nur, wer sich den Ansprüchen der Größeren nicht gewachsen fühlt. Man weiß jetzt, daß die Kindersänger ein ganz besonders grünes Zweiglein bewohnen im deutschen Dichterwald.

Unter den heurigen sind vielleicht an erster Stelle die Veröffentlichungen des Verlags Alfred Hahn in Leipzig zu nennen. Lustig, frisch und sauber kommen sie daher in stattlicher Zahl, mit neuen und alten Versen, jedes einzelne Buch auch in Form, Material und Ausstattung diskret feinster Kunstempfindung genügend. Gertrud und Walter Caspari, die schon früher ihre herzerfreuenden Bilder zu allerlei guten Versen in die Welt der Kleinen hineingeschickt haben, bringen sie diesmal mit Versen von Adolf Holst und Friedrich Güll. Das erste Buch: „König ist unser Kind" wendet sich an die Allerkleinsten, mit starkfarbigen, scharfumrissenen Bildern auf braunem Papier mit den Holstschen Versen in Schreibestift darunter, jedes Blatt auf dicke Pappe gezogen. Der Humor, der hier zutage tritt, ist kein Beiseitezwinkern, ist auch dem Kinde selbstverständlich. Nur allein wie sie die Puppen malen, diese Geschöpfe vom halbstarren System, ist urkomisch. Die Kavalkade, Bubi auf dem Schaukelpferd, der Affe auf dem Elefant und zu allerletzt der Mohr auf dem rosa Schwein, lacht einfach durch seine Farbenkontraste. Sehr hübsch ist auch „Frühling Frühling überall" mit netten Rätseln zwischen den Güllschen Liedern. Stilisierter, meist in rot, grün, schwarz gehalten sind die Bilder von Cesar Klein zu Gedichten von Emil Weber. Dies und das Silhouettenbuch „Aus Kinderreich und Elfenland" von M. v. K. und Alice Freiin von Gaudy sind für Kinder bestimmt, die lesen können. Letzteres leidet etwas an der absichtlichen Naivetät der vergangenen Kinderbuch-Generation. Für sieben- bis zwölfjährige Kinder gibt's aber eine köstliche Darbietung: „Graf Allotria", eine Autogeschichte in Versen von dem vielgelesenen Carl Ferdinands, der hier wieder mit ganz genialer Findigkeit und herrlichem Humor die Wandlung eines armen Hütejungen in einen Autoprinzen und seine Reiseabenteuer erzählt, sowie umgekehrt die des Grafen Allotria in einen Hirten. Dies Buch wird die Sehnsucht der Kinder werden. Reizende Illustrationen lieferte Else Rehm-Victor. Derselbe Carl Ferdinands gab auch „mit seinen Freunden" ein in seiner Art mustergültiges Sammelbuch moderner Klassiker heraus, illustriert von einer Reihe der bekanntesten Illustratoren, wie Erich Stahl, E. Mikelait usw. „Aus der goldenen Schmiede" heißt das Buch. Ein herrlicher kleiner Kleist kommt darin vor, Frenssen, die Villinger, Liliencron, Ernst Zahn und einige andere mehr. Das Buch ist schön gedruckt und wendet sich an Knaben und Mädchen bis zur Zeit unausgewählter Klassikerlektüre.

Auch der bereits wohlbekannte Scholzsche Verlag in Mainz ist wieder mit einer langen Reihe Kinderbücher auf den Plan getreten. Wir nennen das in der Tendenz an die Casparischen erinnernde, vielleicht nicht ebenso humorvolle „Mein Tierbilderbuch" von Eugen Oßwald mit Versen von Holst für ganz kleine Kinder, „Dies und Das" vom gleichen Künstler mit Gustav Falkes Versen, ebenfalls auf Pappe aufgezogen. Derselbe bringt „Der Wolf und die sieben jungen Geißlein", mit Bildern, die vergnügt und reizvoll sind. Auch die Heyschen und Güllschen Gedichte leben wieder in neuem Gewande auf: „Frohe Lieder" und „Gute Lehren", illustriert von Marie Hohneck und Fr. Müller-Münster. Etwas Prachtvolles aber hat man an

dem Soldatenbilderbuch „Die Wacht am Rhein", dessen bunte Vollbilder von Angelo Jank den höchsten Kunstwert erreichen. Die Texte, Soldatenlieder aus den letzten beiden Jahrhunderten, sind sehr gut ausgewählt zu dem Geiste, der die Bilder durchweht. Man fragt sich nur, für welches Alter das Ganze paßt? Denn die sehr realistische Schilderung des Lagerlebens, des Marsches von Jank laufen der Tendenz entgegen, die man sonst für Schülerlektüre befolgt. Von den Mainzer Volks- und Jugendbüchern desselben Verlags sind wieder zwei erschienen: Gustav Falke „Klaus Bärlapp" und Wilhelm Kotzde „Stabstrompeter Kostmann". Sie wenden sich an Knaben bis zu sechzehn Jahren, während das schwächlichere „Deutsche Jugendbuch" wohl für Mädchen bestimmt ist. Es kommen gute Namen darin vor, Humboldt, Jahn, Hoffmann von Fallersleben, Chamisso und hübsche Verse von Leo Sternberg, dazwischen aber Minderwertiges. Vor allem könnte man das Buch keinem bestimmten Alter empfehlen. Der Verlag Abel & Müller in Leipzig bringt eine Art Roman, von Friedrich Meister, der spannend ist und gut ausgestattet, „Das verschwundene Schiff", eine moderne Robinsonade. Eine wertvolle Darbietung sind die „Meister des Märchens" (Abel & Müller), die die freie Lehrervereinigung herausgibt. In diesem Jahre erschienen Wieland, Chamisso und gereimte Märchen von Kopisch, etwas verstaubte Schätze, die neu herausgegeben prächtig wirken.

Der Stephan Geibelsche Verlag in Altenburg kommt mit den verschiedensten Gaben zu uns. Da ist ein erster Band des Buches „Helden", von Walter Heichen, historische Erzählungen aus Deutschlands Vorzeit, ohne große Besonderheit, zwei Bände der deutschen Seebücherei, „Wie unsere Kolonien Südwestafrika erworben wurden" und „Die Forschungsreise S. M. Korvette ‚Gazelle'". Einfach ausgestattete, ein wenig enggedruckte Bändchen, die der Belehrung dienen wollen, ebenso wie die im gleichen Verlage erschienenen neuen Bände der Deutschen Bürgerbibliothek. Für die Kleinen gibt es „Huckepack", Kindergedichte von Frida Schütte, Bilder von Richard Flockenhaus und für erwachsene Knaben einen Roman „Ohne Religion" von Theodor Heede. Sehr schöne, wirklich künstlerisch illustrierte Kinderbücher sind bei Attenkofer, Straubing, erschienen: „Goldene Fädchen", „Süddeutsche Städtemärchen", „Neue Märchen", „Bruder Straubinger", „Wer kommt?", „Der Märchenkessel", „Der deutsche Soldat mit Waffe und Werkzeug", die jedem Kinde lieb sein werden. Die Schriftenvertriebsanstalt bringt allerlei auf den Tisch, das veraltet anmutet, schon infolge seiner rückschrittlichen Ausstattung: eine biblische Geschichte, eine niedliche Mäusegeschichte von Köhler, mit Bildern von Wagner, ein Märchenbuch „Prinzessin Herzlieb", Fünfzig hübsche Fabelgedichte von Ernst Fischer, illustriert von Carl Wagner, ein Rätselbuch von St. v. Galslar und „Tiergeschichten" mit schwarzen Druckbildern. Zu erwähnen ist noch das Märchenbuch von Ilse Dore Tanner mit Bildschmuck von Frieda Fittbogen. Ein sehr hübsches Buch bietet der Verlag Etzold mit dem „Abenteuer zweier Ameisen", das aus dem Schwedischen der Nanny Hammerstein übersetzt und mit Bildern versehen ist, die naturgeschichtliche Treue mit künstlerischem Geschmack verbinden. Durch das Fehlen von gefährlichen Eigenschaften zum Buch für junge Mädchen gestempelt ist Baroneß Steffi von Else Hofmann, dem eine reizende Ausstattung Anmut gibt.

Bei Quelle & Meyer, Leipzig, ist in der Naturwissenschaftlichen Bibliothek für Jugend und Volk ein Buch erschienen „Signale in Krieg und Frieden" von Dr. Fritz Ulmer, das eine erfreuliche Bereicherung der belehrenden Literatur bedeutet. Es führt vorzüglich in die geheimnisvolle Welt des Signalwesens und bietet eine gute Übersicht über die primitivsten Verständigungsmittel der Naturvölker bis zu unseren hochentwickelten Apparaten der drahtlosen Übertragung; den Signalen zur See, die dem Binnenländer ein verwunderliches Kapitel darstellen, ist verständiger-

weise ein eigener großer Abschnitt gewidmet. Sehr zu empfehlen ist der „Tiergarten fürs Haus“ von Dr. Guenther, der ausgezeichnete Naturaufnahmen in reicher Fülle mit so gutem Text vereint, daß diese Naturgeschichte nicht nur den Kindern, sondern auch den Erwachsenen Belehrung und Anregung bietet (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt).

Eine Ausgabe ist in diesem Jahre vollendet: Coopers Lederstrumpferzählungen, ein Werk, würdig in der Ausstattung und gleich willkommen Kindern wie Erwachsenen. Ein Buch, das so viele von uns wohl wieder und wieder gelesen, das uns auf unseren Kinderwegen unsere kleine oder große Vaterstadt zur endlosen Prärie und zum unwegsamen Urwald erweiterte. Das uns erzog, leise zu gehen, und uns zu Helden machte, so daß wir edel und todverachtend tapfer als letzte Mohikaner oder als „lange Büchse“ vom Kriegspfad, zu dem wir unseren Tomahawk stets ausgegraben bereit hielten, mit heißen Wangen und von edlen Taten so wundervoll erschöpft heimkehrten in unser Wigwam. Und nur die kurzsichtigen Erwachsenen sahen nicht die Unzahl der frisch erbeuteten, rauchenden Skalpe, die um unseren Gürtel als Zeichen des siegreichen Helden flatterten. Jetzt können wir das Werk Coopers wiederlesen, dessen letzte beiden Bände „Die Prärie“ und „Die Ansiedler“, nun auch bei Paul Cassirer erschienen sind, und eine Fülle von Volks- und Kulturgeschichte aus ihnen lernen, nachdem Carl Federns gute und vollständige Übersetzung die entstellenden sinnwidrigen Kürzungen entfernt hat.

Auch ein zweites Werk liegt jetzt abgeschlossen vor, von dem eine Brücke zur Jugendzeit führt, wo träumerische Sterne von seltsamem Glanze uns rückwärts in die dämmerigen Hallen des Kinderlandes locken. Im Insel-Verlag sind jetzt vollständig die „Erzählungen aus den Tausend und ein Nächten“ erschienen: Zwölf wundervolle Bände, deren kunstreiche Ausstattung uns vortäuscht, wir hielten ein altes arabisches Buch in den Händen, geben uns die alten Märchen wieder. Aber es sind nicht die alten, und für Kinder sind sie schon gar nicht, wenn auch Aladins Wunderlampe noch ihre Zauberkraft bewahrt hat und Sinbad der Seefahrer noch seine sieben Reisen macht, während Ali Baba mit Hilfe seiner klugen Sklavin die vierzig Räuber überwältigt. Aber sie sind uns nun viel mehr. Ein Kulturdokument allerersten Ranges, gehören diese Märchen zu den großen Menschheitsepen, die durch ihren drängenden Gehalt aus lokaler Gebundenheit sich zum allgemein Gültigen, allgemein Menschlichen erheben. Es ist Volksseele, Menschheitsseele darin, und die Art der Darstellung erinnert oft zwingend an Homer, in ihrer Naivität und ihrem Reichtum. Märchenhaft ist auch der Ursprung dieser Märchen: Hier liegen noch lohnendste Aufgaben für die arabische Philologie. Diese einzige Ausgabe geht zurück auf die Burtonübersetzung, der die zweite Kalkuttaer, sogenannte macnaughtensche Ausgabe, zugrunde liegt. Sie ist vervollständigt und oft bereichert durch Gallands Erzählungen und aus der Breslauer Ausgabe sowie aus dem Wortley-Montague-Manuskript. Dem Übersetzer Felix Paul Greve gebührt ein uneingeschränktes Lob. Auch in der in Ghaselenform gebundenen Übertragung der Verse ist er meist glücklich. Er hat ganze Arbeit mit feinem poetischen Verständnis geliefert und läßt nirgends das peinliche Gefühl einer Surrogatübersetzung aufkommen.

Nicht ganz so glücklich ist er bei der Übertragung des zweiten großen orientalischen Märchenbuches „Tausend und ein Tag“, vier Bände, gewesen, das im selben Verlage in gleich vornehmer Ausstattung erschienen ist. Diese Erzählungen bilden eine Fortsetzung der „Nächte“. Bei ihnen kann man mit zureichender Gewißheit als Sammler, nicht als Verfasser, den Derwisch Motles nennen. Sie sind wirklich erzählt von den vielen Märchenerzählern und darum getreue Bilder des Volksgeschmacks. In ihrer oft wiederholenden Art bei wiederkehrenden Stoffen erhalten sie doch ein lebendiges Interesse durch die sichere, fast dramatische Linienführung. Zu den „Nächten“ hat Hugo von Hoffmannsthal eine poesievolle Einleitung geschrieben, die „Tage“ führt Paul Ernst mit einer ehrlichen Sachlichkeit ein.

Von diesen beiden Werken ist's ein weiter Sprung zu unseren deutschen Märchen, ein Sprung so weit wie nur im Märchenland möglich. Aber wenn wir aus der Märchenwelt des Ostens in unsere deutsche kommen, so ist's, als ob wir heimkehrten, und um die Grimmschen Märchen (Insel-Verlag) webt der Zauber unserer unverlierbaren Kinderwelt, und wir werden eins mit dem, was unser Volk in seiner Kindheit und darum vielleicht höchsten Reife gedichtet hat. Ihnen sind willkommenerweise die prächtigen drei Widmungen vorgedruckt, mit denen Wilhelm Grimm 1837, 1840 und 1843 die Sammlung an Bettina schickte.

Aus der Märchenwelt führt unser Weg in klassisches Land. Auch dieses Jahr hat uns neue Klassiker-Ausgaben gebracht, die einander an Güte und Vollständigkeit übertreffen wollen, und von denen wirklich meist jede Neues und Gutes bietet. Dem Vorgang anderer folgend, hat der Verlag von Bong (Berlin) eine Faustausgabe veranstaltet, die sämtliche Fassungen mit den Bruchstücken und den Entwürfen aus Goethes Nachlaß vereinigt. Carl Alt hat ihr eine Einleitung vorangestellt, deren kundige Wissenschaftlichkeit den flüssigen Stil nicht beeinträchtigt, während die Anmerkungen reichlich, doch nicht erdrückend, jedem ein immer tieferes Eindringen in das unausschöpfliche Werk ermöglichen. Die Reproduktion einer Goetheschen Handzeichnung, Faust und den Erdgeist darstellend, bereichert den geschmackvoll gebundenen Band. Die Herausgabe des Goethe-Kalenders auf das Jahr 1911 (Dietrichsche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig) hat in diesem Jahre, nach dem allzufrühen Tode seines Begründers, Carl Schüddekopf besorgt und auch in dieser neuen Folge dem willkommenen Werkchen mit glücklicher Hand den intimen Reiz bewahrt.

Schillers sämtliche Werke haben in zwanzig Bänden unter Mitwirkung vieler anderer Forscher Otto Günther und Georg Witkowski im Verlage von Max Hesse, Leipzig, dem um Klassikerausgaben höchst verdienten Verlage, ediert. Diese gediegene Ausgabe wendet sich an breiteste Kreise und kann dem Laien wie dem Fachmanne in gleicher Weise dienen. Sie bietet neben absoluter Vollständigkeit die chronologische Anordnung und die sämtlichen Lesarten im kritischen Apparat. Die Einleitungen zu den einzelnen Bänden sind klug im richtigen Umfang gehalten, so daß sie alles Wissenswerte zusammenfassend durch philologische Details nicht ermüden und stets den Überblick über das organische Ganze gestatten, während die Anmerkungen in gedrängter Fülle den Genuß nicht nur erleichtern, sondern fördern. Eine wertvolle Ergänzung bildet Witkowskis Buch „Aus Schillers Werkstatt" (im selben Verlag), die uns Schillers dramatische Pläne und Bruchstücke in musterhafter Anordnung vorführt. Ein Buch, das zum Studium wie geschaffen ist! Nirgends mehr als hier wird die törichte Lehre von der Pathologie des Dichters widerlegt und nirgends ist die wahre Seite des nachdenklichen Wortes: „Das Genie ist der Fleiß" wahrer als bei Schiller. Die Keime, die hier ausgesät sind, die Schiller in bewußtem Übergang zu einer ganz neuen Gestaltungsart zeigen, sind so fruchtbar, daß wir mit neuem Kummer die dramatische Entwicklung in Deutschland ansehen, weil das, was unvollendet blieb, fruchtbarer ist als alle unzulänglichen Versuche romantischer und neuerer, ja neuester Zeit.

Es ist eine eigenartige Erscheinung, daß man jetzt am Werke ist, Platen einen Platz zu erobern, den ihm nicht jeder ohne weiteres zugestehen möchte. In Max Hesses Verlag geben Max Koch und Erich Petzet eine zwölfbändige Ausgabe seiner sämtlichen Werke, während bei R. Piper, München, der erste, sehr dickleibige Band einer Platen-Biographie von Schloesser erschienen ist, von der an anderer Stelle noch zu reden sein wird. Daß die Ausgabe eine historisch-kritische ist, wollen wir dankbar begrüßen, denn bei Platen, dessen wundervoll reiner Geschmack unermüdlich feilte, ist es von höchstem Interesse, den Weg zu verfolgen, der bei ihm fast immer bis zur Vollendung emporführte. Aber es heißt doch des Guten zu viel getan, wenn dieser Ausgabe eine Biographie vorangestellt ist, die 487 Seiten beträgt, bei der außerdem der Philolog dem Herausgeber zu stark

über die Schulter sieht. Dadurch wird der Rahmen solcher Klassikerausgaben völlig gesprengt und ihre Richtung verschoben, wenn auch das nicht unberechtigte Gefühl, den Dichter verteidigen zu müssen und die Tagebücher und Briefe möglichst auszunutzen, diesen Fehlgriff erklärlich erscheinen läßt.

Von größeren Neuausgaben, die sich vorbereiten, verdienen die Heine- und Lenau-Ausgabe des Insel-Verlags besondere Erwähnung. Bisher liegt nur je ein Band vor; nach Vollendung wird auf sie zurückzukommen sein. Eine kundige Hand und sicheren Geschmack verrät die Auswahl aus Jean Pauls Werken, die Karl Freye im Bongschen Verlag getroffen hat, während Jean Pauls groteske, krause Erzählung „Dr. Katzenbergers Badereise" im Verlag von Julius Zeitler, Leipzig, mit fünf launigen, etwas eigenwilligen, aber darum den Stil sehr glücklich treffenden Radierungen von Hans Alexander Müller in einem feinen Liebhaberband gesondert erschienen ist.

Die Reichshaupt- und Residenzstadt Wien beginnt eine Ehrenschuld an Grillparzer abzutragen und läßt seine Werke gesammelt erscheinen (Gerhard & Friedling, Wien und Leipzig). Bisher liegt der erste Band vor, der die Ahnfrau und Sappho enthält. August Sauer hat die Herausgabe übernommen und eine wundervolle Einleitung ihr vorangestellt. Wenn die anderen Bände halten, was der erste verspricht — und dafür bürgt Sauers Name — wird diese Ausgabe ein Standard-Work werden.

Eine Gabe von melancholischem, aber hohem Reiz ist bei Eugen Diederichs, Jena, erschienen: Friedrich Hölderlins Ausgewählte Briefe. Sie sind für das Verständnis dieses feinsten Geistes schlechthin unentbehrlich, denn „etwas ist darin, was man als Zeichen aller lebendigen Äußerungen nennen darf, das nämlich, daß sie mehr sagen, als es scheint, weil in ihnen ein Herz sich regt, das im Leben überhaupt niemals alles sagen kann, was es möchte. O Lieber! wann wird man unter uns erkennen, daß die höchste Kraft in ihrer Äußerung zugleich auch die bescheidenste ist, und daß das Göttliche, wenn es hervorgeht, niemals ohne eine gewisse Trauer und Demut sein kann?" So schreibt Hölderlin in richtiger Erkenntnis an seinen Bruder. Wilhelm Böhm, dem wir die vortreffliche Ausgabe von Hölderlins Werken, die im selben Verlage vor kurzem in zweiter Auflage erschien, verdanken, führt uns in seiner Einleitung durch die verschiedenen Phasen dieses Leidensweges. Sie ist ausgezeichnet durch das feinsinnige Einfühlen in Hölderlins Wesen und durch eine zwingende Prägnanz und Treffsicherheit des Ausdrucks.

Zu Fritz Reuters hundertstem Geburtstag hat der Allgemeine Plattdeutsche Verband ein Gedenkbuch herausgegeben (Hinstorff, Wismar), das in zahlreichen Aufsätzen verschiedenster Mitarbeiter das Bild seines Schaffens, seines Lebens und seiner Bedeutung scharf und sicher umreißt, und berufen ist, beizutragen, daß man Reuter einen würdigen Platz unter unseren Klassikern anweist.

Von Ausgaben fremder Autoren sei die Dickens-Ausgabe des Insel-Verlags erwähnt, von der bisher als erster Band der ausgewählten Romane und Novellen „David Copperfield" mit Einleitung von Stefan Zweig vorliegt.

Bei J. G. Cotta, Stuttgart und Berlin, ist zum 30. Oktober 1910, dem hundertsten Geburtstag Ludwig Seegers, eine Neuauflage von Aristophanes' Werken mit Einleitung von Hermann Fischer und Wilhelm Schmid erschienen. Ludwig Seegers Bedeutung ist erst kürzlich in diesen Blättern gewürdigt worden, und diese Ausgabe beweist die Verdienste, die er sich um die Übersetzung des „ungezogenen Lieblings der Grazien" erworben hat.

Von neuen Romanen erwähnen wir nur kurz das Wichtigste, weil wir an anderer Stelle auf einige näher eingehen werden: Ernst Heilborn, Die steile Stufe, den Lesern der „Rundschau" bekannt, Georg Hermann, Kubinke (Egon Fleischel & Co. Berlin), Rud. Hans Bartsch, Bittersüße Liebesgeschichten, Adam Müller-Guttenbrunn, Die Glocken der Heimat (Leipzig, L. Staackmann), J. Jegerlehner, An den Gletscherbächen (Bern, A. Franke), Wilhelm Hegeler, Die frohe Botschaft (Stuttgart,

Deutsche Verlags-Anstalt), Otto Frommel, Mannelin, Dora Duncker, Das Perlenbuch, Die Tragödie eines Idealisten von Ossip Schubin (Berlin, Gebrüder Paetel), und Gabriele d'Annunzio, Vielleicht — vielleicht auch nicht (Leipzig, Insel-Verlag).

Zu Ehren der Altmeisterin unter den deutschen Dichterinnen, Mariens von Ebner-Eschenbach, hat der Cottasche Verlag eine Neuauflage des kleinen frühen Büchleins „Die erste Beichte" veranstaltet, während bei Gebrüder Paetel drei schöne Bände „Ausgewählter Erzählungen" erschienen sind, die besonders in der würdigen Luxusausgabe jedem willkommen sein werden. In reizender Ausstattung erfreut uns die Miniatur-Ausgabe von Max Müllers „Deutsche Liebe" (Leipzig, Brockhaus), dieses einzigen Büchleins, das sich durch zwei Menschenalter, seinen Verfasser, den berühmten Sanskritisten überlebend, erhalten und es hier zur 16. Auflage gebracht hat.

Von Gedichtbüchern wollen wir nur Ernst Zahns Gedichte (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt) hervorheben, die jedem Rundschauleser lieb und wert sein werden. Es ist die erste Sammlung, die er veranstaltet hat, und sie vereint in sechs Abteilungen die Früchte, die seine Muse ihm geschenkt. Es sind liebenswürdige, feine Gedichte, die uns ins Herz des Dichters sehen lassen und sein reiches novellistisches Schaffen höchst willkommen ergänzen. Formal sind die Gedichte oft von einer überraschenden Originalität, nicht ohne schweizerische Herbheit, aber auch Bekanntes grüßt uns, das Zahn, ohne seiner Ursprünglichkeit zu schaden, übernommen hat.

Von der Dichtkunst zur Musik: Da stehen zwei Briefsammlungen im Vordergrund. Beethovens Briefe sind von Emerich Kastner, dem Beethovenforscher, soweit sie bisher bekannt sind, in lückenloser Vollständigkeit und musterhafter Arbeit zusammengestellt (Leipzig, Max Hesse). Hier ist ein „Volks-Beethoven" entstanden, der den musikalischen Volksausgaben würdig an die Seite tritt. Und wenn es bei diesen nur wenigen vergönnt ist, bis ins innerste Wesen und den Kern der Kunst des Einzigen vorzudringen, hier liegt das Herz des Meisters offen vor jedem Auge, und niemand kann sich der erschütternden Tragik entziehen, die ihn im Kampf mit der täglichen Misere nicht unterliegen ließ. Sein Name ist heilig in der Musik und menschlich heilig durch diesen gigantischen Kampf des Leidens, der sein Herz nicht hart gemacht hat, weil er keine Zeit seines Lebens ohne Liebe war. Aus diesen Briefen spricht der Mensch, der dem Künstler nichts nachgibt.

Neben dieses Werk tritt eine von Albert Leitzmann besorgte Auswahl aus Mozarts Briefen (Leipzig, Insel-Verlag). Hier haben wir den ganzen Mozart, dessen Wesen und Musik eins sind. Ein tiefer, sittlicher Ernst, der schlicht und fromm sein Bekenntnis über die letzten Dinge sagt; daneben sprudelt die sonnige Heiterkeit, übergoldet von echtestem Humor, der ihn in ausgelassener Laune bis zu seinen letzten Jahren in seinen Briefen tausend Dummheiten treiben läßt. Es ist soviel Musik in diesen Briefen, daß sie uns seine herrlichsten Themen unwillkürlich ins Ohr klingen lassen.

Erwähnung verdient auch die Auswahl aus Wagners Schriften (Leipzig, Insel-Verlag und C. F. W. Siegel), besorgt von Houston Stewart Chamberlain, die auch dem Nicht-Wagnerianer ein klares Bild von dem, was Wagner unter seiner Kulturmission verstand, zu geben geeignet ist.

Mit triftigstem Grunde setzen wir unter die Schriften der Musiker Billroths Briefe (Hannover und Leipzig, Hahnsche Buchhandlung), denn der geniale Chirurg war im tiefsten Grunde seines Wesens Musiker. Ihm war das Briefschreiben Bedürfnis, in dem er über alles, was ihn bewegte, über seine reiche Gedanken- und Empfindungswelt, Rechenschaft ablegte. Ein lauterer, hochbedeutender Mensch spricht hier zu uns, dessen Leben in seinen Briefen mitzuleben einen seltenen Genuß und eine starke Förderung bedeutet. Dazu kommt, daß ein feiner, flüssiger Stil seine Briefe, mit sehr glücklichen Impromptus durchsetzt, zu kleinen literarischen Kunstwerken macht.

Briefsammlungen, wenn sie in einiger Vollständigkeit geboten werden können, bieten die ideale Biographie dar. Wo das nicht möglich ist, nehmen wir dankbar die vom Künstler selber oder von anderen geschriebene Geschichte. Da ist nun ein entzückendes Buch erschienen: Fanny Elßler, „Das Leben einer Tänzerin" (München, K. H. Beck). August Ehrhard ist der Verfasser, dessen französisches Werk Moritz Necker übersetzt und wesentlich bereichert hat. Aus diesen Blättern steigt eine solche Fülle von Reiz und Anmut, von Schönheit und Licht auf, daß sich dies Leben einer Tänzerin verdichtet zu einem Stück getanzter Kulturgeschichte. Neben den klaren Bildern aus der Zeit unserer Väter ersteht eine Frauengestalt von bezwingender Lieblichkeit und innerster Reinheit, von der ihr die Liebesodyssee, die sie als des alternden Gentz' Gefährtin begann, nichts genommen hat.

Von der monumentalen Napoleon-Biographie, die im Wesentlichen auf des großen Korsen eigenen Diktaten beruht, sind bisher zwei Bände erschienen: „Meine ersten Siege", die durch vier weitere vervollständigt werden sollen. Heinrich Konrad ist der Herausgeber, der in die Diktate die von zuverlässigen Gewährsmännern berichteten authentischen Aussprüche des Kaisers mithineingearbeitet hat (Stuttgart, Robert Lutz).

Eine Folge von Veröffentlichungen, die uns auch in die Zeit Napoleons verweist, hat Theodor Rehtwisch mit seiner Sammlung „Aus vergilbten Pergamenten" (Leipzig, Georg Wigand) begonnen. Band II—IV liegen uns vor. Der zweite Band enthält das „Soldatenleben Karl v. Suckows", eines mecklenburgischen Junkers, der im Alter von dreizehn Jahren nach der Jahrhundertwende in preußische Dienste trat, den Zusammenbruch bei Jena miterlebte und unter Blücher mitgefangen wurde. Er trat dann in württembergische Dienste, in denen er den russischen Feldzug mitmachte, aus dem er, zwar typhuskrank, doch glücklich gerettet wurde. Alle seine Erlebnisse erzählt er mit frischer, unverbildeter Kraft. Etwas Treuherziges tönt aus seinen Worten, schlicht und einfach, wenn auch eine überlegene Ironie ihn oft zu höherem Urteil hebt. Ebenso wie dem dritten Band, „Aus dem Tagebuch eines Freiwilligen", der uns mit einem jungen Theologen ins Feld führt, geben diesen Lebensschicksalen, die man immerhin nicht als die weit über Durchschnitt ragender Männer bezeichnen kann, die gewaltigen Zeitereignisse einen Hintergrund und Rahmen, der uns von Anfang bis zu Ende in Spannung erhält. Wie uns Karl v. Suckow den Übergang über die Beresina schildert, wo in bleicher Todesfurcht alle Bande sich gelockert hatten und jeder über die Leiber der anderen, auch der Frauen, hinweg seinen Weg zum anderen Ufer zu bahnen versucht, gehört zum Erschütterndsten, was man lesen kann, und hier wirkt Suckows absichtlich etwas trockene Darstellung wie Ausfluß höchster Kunst: das unzulängliche Instrument verzichtet klug, um nur das furchtbare Schicksal reden zu lassen. Diese beiden Bände haben die intimen Vorgänge inoffizieller Geschichtschreibung, ohne ihre Fehler.

Von denen ist der vierte Band, „Die Erinnerungen im Dienste König Friedrich Wilhelm III." von Wilhelm Ludwig Viktor Graf Henckel v. Donnersmarck, nicht ganz freizusprechen. Er versteht es nämlich nicht immer, nichtigen Klatsch zu unterdrücken. Aber wie er in oft salopper, oft burschikoser Schreibart die preußischen Armeeverhältnisse vor dem Kriege beleuchtet, die uns den Niederbruch nur zu verständlich erscheinen lassen, wie er dann sein Leben bei dem liebenswürdigen König, der hier recht vorteilhaft erscheint, schildert, und endlich in den Befreiungskriegen seine eigenen sehr tapferen Taten lässig erwähnt: das hat den ästhetischen Reiz, den ein echter Junker so leicht hervorruft, den Reiz des Geschlossenen, des Aus-einem-Guß-Seins neben einer unbekümmerten Unbildung. Die Fülle der Anekdoten, die er in die Schilderung der gewaltigen Ereignisse einzustreuen nicht verschmäht, sind oft von unendlicher Komik. Das Leben in Rheinsberg, wo er den völlig zum Sonderling gewordenen

Prinzen Heinrich noch häufig sah, erscheint gänzlich als Farce: mußte er sich doch seiner eigenen Schwester antrauen lassen, weil der Bräutigam nicht zu rechter Zeit da war, und Prinz Heinrich von einmal angeordneten Festen nie und nimmer zurückstand. Aus Paris, wohin er mit der Sondergesandtschaft zu Napoleons Hochzeit ging, hat er viel Lustiges und Ernstes zu berichten, darunter Züge, die Napoleons souveräne Nichtachtung der Besiegten beleuchten. Von einer eigentlichen Begeisterung in der Zeit der Befreiungskriege ist auf diesen Blättern nichts zu spüren.

Unter den kunstgeschichtlichen Neuerscheinungen hat Hysmans mit seinem „Brüssel" (Berühmte Kunststätten, Seemann-Leipzig) einem aktuellen Interesse Rechnung getragen. Gerne durchstreift man unter seiner kundigen Führung die schöne, an Kunstschätzen reiche Weltausstellungsstadt. In derselben Sammlung erschien kürzlich auch „Regensburg" von Hildebrandt und „Toledo" von A. L. Mayer. Die drei Bändchen, textlich wie illustrativ gleich vorzüglich, bilden wieder eine wertvolle Bereicherung der mit Recht geschätzten „Berühmten Kunststätten". Der Verlag E. Diederichs, Jena, hat in seiner „Kunst in Bildern" der „Altdeutschen Malerei" die „Italienische Frührenaissance" von R. Hamann folgen lassen. Der Band handelt von der zweiten, man kann auch sagen dritten Frührenaissance; Hamann tauft sie Renaissancegotik. Inwieweit darin die sehr wichtige Frage der Nach- oder Wiederherrschaft der Gotik in der zweiten Hälfte des Quattrocento mit Glück gelöst ist, wird erst nach Erscheinen des nächsten Bandes zu entscheiden möglich sein. Der hypothetische Charakter des Werkes gestattet natürlich eine stark subjektive Färbung, die beispielsweise einem Ghirlandajo glänzend zustatten kommt, während ein Botticelli oder Gozzoli darunter leiden müssen. Eine vortreffliche Arbeit ist Knappes „Mantegna" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Der Verfasser hat sein Thema tüchtig und fleißig durchgearbeitet und durch geistvolle Parallelen und scharfsichtige Beobachtung die kernige, großzügige Art dieses oberitalienischen Meisters klar herausgeschält. Hohes Lob verdienen aber auch die delikat reproduzierten und in reichlichen Ausschnitten zum Studium bequemen Abbildungen. Eines der unentbehrlichsten Werke für Studierende, aber in gleichem Maße auch dem Kunstfreund willkommen bleibt wohl immer Georg Hirths „Der schöne Mensch". Dieses prächtige Tafelwerk erscheint jetzt in völlig veränderter Gestalt und mit wesentlichen Erweiterungen. Vorläufig liegt nur die erste Lieferung der Neuauflage vor: „Die ägyptische Kunst". Der ausführliche Text von Heinrich Bulle bedarf keiner Kritik. Die Tafeln stehen auf der Höhe der modernen Technik. Ein vielversprechendes Lieferungswerk ist auch Jos. Neuwirths „Illustrierte Kunstgeschichte" (München, Allgemeine Verlagsgesellschaft) mit zahlreichen farbigen Tafelbildern. Liebhabern intimer Stoffgebiete und kulturhistorischer Kuriosa bieten die reizend ausgestatteten „Menschen und Moden im achtzehnten Jahrhundert" von Max v. Boehn und Oskar Fischel (F. Bruckmann, München) einen feinen Genuß. Das schnörkelreiche Jahrhundert wird vor uns in seinen Sitten und Moden und mannigfachen Stilwandlungen von der galanten Zeit der Watteau und Lancret bis zur Wertherepoche in allen seinen schillernden Empfindungsnuancen rosenroter Sentimentalität und flohfarbenen Humors mit erlesenem Geschmack dekliniert. Als ein lustiges Gegenstück, das sich auf dem Tische des „kuriösen Liebhabers" daneben nicht übel ausnimmt, sind als derbe, schwankhafte Lektüre aus dem 17. Jahrhundert des Johannes Praetorius seltsame und possierliche „Geschichten vom Rübezahl" (Leipzig, Insel-Verlag) zu empfehlen, geziert mit Holzschnitten von 1738 und einem Nachwort von Paul Ernst. Der gleiche Verlag bietet mit einer Auswahl aus John Flaxmans Zeichnungen zu Sagen des klassischen Altertums, herausgegeben von E. Beutler, dem verwöhnten Kunstfreund eine hocherfreuliche Ausgrabung eines vielgekannten und viel zu wenig geschätzten Großmeisters edelster Linienkultur. Da wir gerade bei ästhetischen Lecker-

bissen sind, so sei hier gleich noch eine weitere Gabe des Insel-Verlages genannt: „Die Erzählungen und Märchen von Oskar Wilde" mit Vollbildern und reichem Buchschmuck von Heinrich Vogeler-Worpswede. Vogelers fein erotischer Mystizismus hat etwas der Wildeschen Poesie verwandt, kongenial Suggestives, und es stört auch nicht, wenn der Illustrator gelegentlich Wildes satyrische Note überschlägt und dafür mit seiner treuherzigen deutschen Märchenhaftigkeit einsetzt.

Zu den erlesensten Gaben gehört „Ein Sommernachtstraum" von William Shakespeare mit Bildern von Arthur Rackham (München, Bruckmann). Hier hat eine in allen Zweigen durchgebildete Kunst einen Prachtband geschaffen, den man mit reiner Freude begrüßen muß. Shakespeares sprühendes Märchenspiel wird hier mit Fug und Recht in A. W. v. Schlegels Übersetzung geboten, in prachtvoll klaren Lettern mit breitem Rand. Rackhams Bilder fügen sich mit Sicherheit dem Stil und Geist Shakespeares ein. Die elfenhafte Zartheit, die groteske Derbheit derer um Zettel, Theseus' königliche Pracht, Pucks elementare Tollheit: alles ist mit vollendeter Meisterschaft getroffen. Sein Pinsel zaubert so viel Schönheit hervor, daß der Traum der Sommernacht uns Wahrheit wird und der Elfen Zaubereien uns in Wonne und Spuk binden. Wir können stolz darauf sein, daß solche Bücher in Deutschland gedruckt werden.

Ein schon vielumstrittenes Buch ist Anselm Feuerbachs „Vermächtnis" (Berlin, Meyer und Jessen). Da sich am 4. Januar 1910 der Todestag des Meisters zum dreißigsten Male jährte und der Ablauf einer runden Summe von Jahren nun einmal bekanntlich den obligaten Auftakt zur allgemeinen Erinnerung an die großen „Unvergessenen" gibt, war der Zeitpunkt gut gewählt, eine Neuauflage des von Henriette Feuerbach schon 1882 veröffentlichten Werkes zu bringen. Der Herausgeber ist Uhde-Bernays. Daß Henriette Feuerbach es mit historischen und philologischen Einzelheiten nicht immer genau nahm, hat man ihr verübelt. Übrigens entschied den nicht recht geschmackvollen Streit der philologisch Tadellosen wider das Liebeswerk einer feinfühligen edlen und gerechten Frau bereits — das Publikum, indem es das „Vermächtnis" so wie es ist, als ein liebes und teures Buch hochschätzt.

In der Franckhschen Verlagsbuchhandlung, Stuttgart, ist ein Werk von Mela Escherich erschienen, „Das Kind in der Kunst." Die Verfasserin steht auf dem Standpunkt, daß die Darstellung des Kindes, dieses Geschöpfes, das noch nicht Mensch ist, ja im direkten Gegensatz zum Erwachsenen steht, als ein Ewig-Werdendes, durch Kampf sich Durchsetzendes, eins der größten Probleme der Kunst aller Zeiten ist und darum ein wichtiges Kriterium bildet für das Können des Einzelnen. Denn nur ein Meister vermag dies Zwischenland richtig zu schildern. Daß sich unter solchen Voraussetzungen ihr Buch zu einer Kunstgeschichte im „Kleinen" auswachsen würde, war zu erwarten; aber die Welt der Kinder ist nicht klein und eng, aus ihr weist alles ins Große, Weite, Ewige. Und so ist hier ein Musterwerk geschaffen, das in seinem knappen Rahmen eine Geschichte der Kinderdarstellungen bietet, die, kundig durch alle Zeiten verfolgt, uns von Gipfel zu Gipfel führt, doch nicht ohne auch den Tälern das ihnen gebührende Licht zu spenden: ein höchst erfreuliches, für viele unentbehrliches Buch, dessen Vorzüge durch eine umfassende Stoffkunde, Liebe zur Sache und einen prächtigen Stil nur noch heller leuchten.

Für den Kunstunterricht — aber unseres Erachtens auch für den Salontisch — gab Karl Reichhold im Verein mit Kern, Lehrs, Pallmann und Vogel einen starken Band „Meisterzeichnungen deutscher Künstler" (München, Fr. Bruckmann) heraus, ein gut gewähltes Anschauungsmaterial. Von der um die Hebung häuslicher Kunstpflege stets eifrig bemühten „Freien Lehrervereinigung" liegt als letzte Neuerscheinung „Edmund Steppes" (Mainz, J. Scholz) vor. Wieder ein sehr schönes Heft, das viele Freunde finden wird. Recht wichtig für unser wachsendes Interesse an Stadt- und Wohnkultur ist „Der Hausgarten" von Fr. Encke (Jena, E. Diederichs). Jeder, der über einen Garten oder ein

Gärtchen verfügt, sollte das Buch lesen, das an der Hand zahlreicher Abbildungen vortreffliche Ratschläge über künstlerische Terrainverwertung und Wahl der Pflanzen gibt.

Ein wertvolles Weihnachtsgeschenk für den Architekten bildet „Die Baukunst des 19. Jahrhunderts", der dritte Teil der groß angelegten „Geschichte der Baukunst" von D. Joseph (Leipzig, Baumgärtners Buchhandlung). In zwei starken Halbbänden werden die mannigfachen Entwicklungen vom Klassizismus bis zur Moderne mit einer bewunderungswürdigen Objektivität großzügig geschildert. Ein überreiches Bildermaterial macht das bedeutende Werk doppelt wertvoll. Ein ernstes und gediegenes Buch ist bei Quelle & Meyer, Leipzig, erschienen, Robert Mielke, „Das Dorf". Der Verfasser geht in den Tagen, wo Heimatkunst fast ein billiges Schlagwort geworden ist, seinen Weg sicher und konsequent, und es gelingt ihm, an der Hand eines reichen Wissens die treibenden und konstituierenden Kräfte aufzuzeigen, die den Kulturwert dieser Siedelungsform bestimmt haben. Es ist ein Buch, das nicht nur den Architekten, sonden jeden, der Augen zu sehen hat, zur Erkenntnis anleitet, welche Wege man in Zukunft gehen müsse, und für jeden, der die Möglichkeit hat, selber solche Siedelungen anzulegen, zu erhalten oder aus dem Bann der Unschönheit zu erlösen, ein schlechthin unentbehrliches Buch. In diesem Buch lebt der freie, reine Geist, dem Verbrechen wider das künstlerische Leben und Stil, dem jede Unkultur nicht weit von sittlicher Verfehlung entfernt scheint. Dasselbe gilt von dem neuen Werk von Schultze-Naumburg: Kulturarbeiten, Band VI: Das Schloß. Bei seinen Werken braucht man nicht mehr zu loben: konstatieren, daß sie erschienen, und daß die Sorgfalt und das umfassende Wissen dieselben wie bei den früheren Werken geblieben sind, genügt. Zum Schluß unserer Wanderung durch den kunstgeschichtlichen Büchermarkt sei endlich noch auf eine ebenso gelehrte wie liebenswürdige Veröffentlichung hingewiesen: „Die Weihnachtskrippe" von G. Jager (Gesellschaft für christl. Kunst, München). Durch die berühmte deutsch-italienische Krippensammlung Schmederers im bayerischen Nationalmuseum zu München ist das Interesse an der volkstümlichen Kleinplastik der Krippen wieder wach geworden, und Jagers Abhandlung ist trefflich geeignet, die Freude an diesem gemütvollen Kunstzweig des Barock auch weiteren Kreisen zu erschließen.

Am Ende unserer Umschau mögen die Bücher stehen, die uns in ferne Länder führen, wenn auch nicht so ferne, wie die unserer Kinderjahre und Traumländer. Da hat Alfred Manes die Ergebnisse einer Studienreise nach Australien und Neuseeland in einem fesselnden Buche niedergelegt, „Das Land der sozialen Wunder" (Berlin, E. S. Mittler & Sohn). Daß dieses gut geschriebene Buch nicht nur durch den frischen Stil und den Stoff allein interessant sein, sondern uns auch eine Fülle nationalökonomischer Kenntnisse bringen würde, versteht sich bei dem Namen seines Verfassers von selber. Ein sehr sonderbares Gefühl ist es, mit dem Verfasser die Reise durch die Südsee nach Australien zu machen, während der wir von den primitivsten Zuständen zu den höchst entwickelten, ja übermodernen und von da wieder zu den einfachsten zurückkommen. Ein Buch, das höchst lesenswert ist, weil es den Blick weitet und durch die Kenntnis fremder Werte tauglicher macht zum Urteil in den eigenen heimatlichen Verhältnissen.

E. G. Schillings hat aus seinen beiden großen Werken „Mit Blitzlicht und Büchse" und „Der Zauber des Eleléscho" eine kleine Ausgabe zusammengestellt, die man nur begrüßen kann (Leipzig, R. Voigtländer). Auf diese Weise wird es weitesten Kreisen ermöglicht werden, an dieser so wunderbar instruktiven Naturgeschichte teilzunehmen und den hohen Reiz, die Tiere der Wildnis in ihrem eigensten Leben zu beobachten, mitzukosten. Über Schillings' Verdienste braucht man heute nichts mehr zu sagen. Das Buch könnte aber nur gewinnen, wenn man mit den Superlativen, die sich sogar in der Tertierung der Photographien zu bedenklicher Fülle drängen, sparsamer umgehen würde.

πβ. **Graf Julius Andrássy.** Sein Leben und seine Zeit. Nach neuen Quellen von Eduard v. Wertheimer. Erster Band: Bis zur Ernennung zum Minister des Äußern. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1910.

Inmitten weltgeschichtlicher Ereignisse ein Staatsmann und ein Kämpfer, tapfer und ritterlich, klug und ehrlich, ein überlegener Geist und ein sympathischer Charakter — so tritt uns Julius Andrássy in der Biographie entgegen, deren ersten Band (1823—1871) Eduard v. Wertheimer soeben veröffentlicht hat. Man kennt den wunderbaren Schicksalswandel im Leben Andrássys: Wegen Hochverrats 1851 zum Tode verurteilt und in effigie gehenkt, 1857 begnadigt, 1867 ungarischer Ministerpräsident. Er hat mit Deák den Ausgleich von 1867 geschaffen und das Verhältnis Ungarns zu Kroatien und Fiume geregelt, das neue Wehrgesetz in Ungarn eingeführt und die Auflösung der Militärgrenze vollzogen, die Regulierung des Donaustroms und die Umwandlung von Budapest zu einer der schönsten europäischen Hauptstädte wenigstens angebahnt. Über alle diese Verdienste hinweg, die ihm einen hervorragenden Platz in der Geschichte des ungarischen risorgimento sichern, erhob ihn sein Wirken in der auswärtigen Politik Österreich-Ungarns zu europäischer Bedeutung. Wir wußten es schon im allgemeinen und wissen es jetzt in allen Einzelheiten, wie geschickt und wie unermüdlich Andrássy die Intrigen des revanchedürstigen Grafen Beust bekämpft, die Neutralität Österreich-Ungarns in dem Deutsch-Französischen Kriege verfochten, die Pflege guter Beziehungen zu Deutschland empfohlen und damit das deutsch-österreichisch-ungarische Bündnis vorbereitet hat, das ihn in Deutschland zu dem populärsten aller Minister des Auslandes machte. — Für die Schilderung dieses Aufstiegs vom Kossuthschen Revolutionär zum ungarischen Minister und europäischen Staatsmann hat E. v. Wertheimer — der ja den Lesern dieser Zeitschrift durch wertvolle Beiträge längst bekannt ist — ein geradezu prachtvolles Material benutzen können. Staatliche Archive in Wien und Budapest nebst zahlreichen Privatarchiven, vor allem dem Gräflich Andrássyschen selbst, haben ihm ihre Pforten erschlossen; auch Fürst Bülow als Reichskanzler hat ihm klugerweise Zutritt zu Berliner Akten gewährt, so daß Wertheimers Werk für die Geschichte der europäischen Politik von 1866—1871 von besonderer Bedeutung ist. Was dabei neu zutage tritt, ist für Bismarck und Andrássy ebenso ehrenvoll, wie es für Beusts Andenken vernichtend ist — ganz wie der eben erschienene dritte Band der Erinnerungen des Freiherrn v. Friesen. — Dem zweiten Bande Wertheimers, der Andrássys auswärtige Politik von 1871—1878 schildern wird, können wir nur mit lebhaftem Interesse entgegensehen.

πδ. **Die Juristische Fakultät der Universität Berlin von ihrer Gründung bis zur Gegenwart.** Festgabe der „Deutschen Juristen-Zeitung" zur Jahrhundertfeier der Friedrich-Wilhelm-Universität zu Berlin. Herausgegeben von Dr. jur. Otto Liebmann. Berlin, Verlag von Otto Liebmann. 1910.

Der verdienstvolle Schriftleiter der „Deutschen Juristen-Zeitung", Verlagsbuchhändler Dr. Otto Liebmann in Berlin, hat zum Jubiläum der Berliner Universität der Juristischen Fakultät die vorbezeichnete Festschrift gewidmet, die, mit einem von Robert Piloty verfaßten Festgedicht an die Alma Berolina beginnend, zunächst eine vom Professor Dr. Ernst Heymann in Marburg bearbeitete vortreffliche rechtshistorische Abhandlung über die Berliner Juristenfakultät bringt, an die sich eine Reihe verkleinerter Nachbildungen der wichtigsten, die Gründung der Universität betreffenden Urkunden und von Bildern und Briefen Berliner Rechtslehrer der Vergangenheit schließt. Hierauf folgen in Verbindung mit faksimilierten eigenhändigen Eintragungen die Bilder der Ordinarien, der ordentlichen Honorarprofessoren, Nationalökonomen und des Universitätsrichters, und sodann in Form eines Stammbuches die faksimilierten eigenhändigen, als „der deutschen Juristen Dank an die Universität Berlin" bezeichneten Widmungen der Prinzen, die in Berlin studiert haben, die des Reichskanzlers und der bedeutendsten deutschen Staatsmänner, Rechtsgelehrten und praktischen Juristen des In- und Auslandes. Das ganze Werk ist auf das vornehmste ausgestattet und enthält neben den vorerwähnten Professoren-Bildnissen zahlreiche Kunstblätter, die zum Teil eigens für diese Festschrift von namhaften Künstlern geschaffen worden sind. Weit über die festlichen Jubiläumstage hinaus wird es als ein geradezu monumentaler Beitrag zur Geschichte der Berliner Alma Mater einen dauernden Wert behalten.

γ. **Lenz-Festschrift.** Studien und Versuche zur neueren Geschichte. Max Lenz zu seinem sechzigsten Geburtstage gewidmet von Freunden und Schülern. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1910.

Selten wird aus Anlaß eines sechzigsten Geburtstages einem Gelehrten eine wertvollere Huldigung zuteil geworden sein als die, welche Max Lenz in diesem Bande dargebracht wird. Brieger, Nachfahl, Haake, Stolze, v. Cämmerer, Delbrück, Brandenburg und Hermann Oncken haben Beiträge zu ihr beigesteuert, altanerkannte Meister der Historie und jung aufstrebende Talente im schönen Verein geschart. Brieger erörtert die Gliederung der 95 Thesen Luthers, die ebenso kunstvoll als klar aufgebaut sind, nicht etwa um ein Dogma der Kirche, sondern um ein Institut zu bekämpfen, das einen Eckpfeiler der Papstkirche bildete, mit dessen Zusammenbruch sie selbst ins Wanken geriet. Nachfahl untersucht den

Zustand der holländischen See- und Handelsmacht der Niederlande vor dem Ausbruch des niederländischen Aufstandes; er kommt zu dem Ergebnis, daß schon vor diesem Zeitpunkte die holländische Seegeltung bis zur Blüte entwickelt war. Haake handelt von dem Generalfeldmarschall Hans Adam v. Schöning, dessen Name mit den Ruhmestaten des Großen Kurfürsten in den siebziger und achtziger Jahren eng verknüpft ist. Stolze beleuchtet das Wirken der zwei Oberpräsidenten Fr. Wilhelm v. Borcke und des Freiherrn v. Stein, von denen der erste die rheinisch-westfälischen Besitzungen der Hohenzollern dem Staate des eisernen Königs eingliederte, der andere ihre wirtschaftlichen Fesseln löste. v. Cämmerer bietet eine geistvolle Studie zur Erkenntnis des Rankeschen Geistes, indem der Gehalt seines Essays „über die großen Mächte" und dessen Entstehen klargelegt werden; Mitteilungen von Gentz an Ranke, die wie mit einem Scheinwerfer das dunkle Gebiet der europäischen Politik beleuchten, spielen dabei eine große Rolle. Delbrück erörtert die Frage der polnischen Krone und die Vernichtung Preußens in Tilsit: Napoleon hätte dem Zaren die polnische Krone geboten, wenn dieser für den Übergang Schlesiens, Brandenburgs und Pommerns an Napoleon oder dessen Schützlinge zu haben gewesen wäre. Brandenburg prüft die Vorgänge beim Eintritt der süddeutschen Staaten in den Norddeutschen Bund; Württemberg, will sagen v. Suckow, hat Bismarcks Pläne mächtig gefördert, und nicht die Staatsmänner, sondern die Höfe des Südens haben die Schaffung der deutschen Einheit erschwert. Oncken endlich entwirft ein anschauliches Bild vom Verhalten der Vereinigten Staaten zu den großen Mächten und von dem Fortschreiten des amerikanischen Imperialismus.

ɛo. **Anselm Feuerbach-Werk.** Von Dr. Hermann Uhde-Bernays. Zehn Lieferungen. München, Fr. Hanfstaengl. 1910.

Unter den vielen Meistern, deren Kunst heute in billigen Ausgaben dem Publikum zugänglich gemacht wird, hat der Kunstfreund schon lange einen Namen mit Ungeduld erwartet — Anselm Feuerbach. Dieser ganz Große mußte wie so mancher andere seine gesetzmäßige Frist abwarten, bis er populär werden durfte. Jetzt sind dreißig Jahre seit seinem Tode knapp um. Das schön angelegte Lieferungswerk ist bereits bis zu vier Mappen gediehen, die einen vortrefflichen Eindruck machen. Die einzelnen Bilder sind auf Kupferkarton geklebt, von dessen warmem Braunrot sie sich vorteilhaft heben. Die Auswahl, die sich erfreulicherweise auch auf den reichen Skizzenschatz des Meisters erstreckt, ist eine glückliche. Ein abschließendes Urteil wird natürlich erst möglich sein, wenn das ganze Werk und die für das letzte Heft versprochene biographische Würdigung vorliegt. Jedenfalls erscheint es aber heute schon angezeigt, auf die schöne Publikation hinzuweisen. Unsere lauten Tage verlangen nach stillen Stunden, Stunden der Aussprache mit großen Naturen. In solchen Stunden will dieses Mappenwerk in die Hand genommen sein. Es will in unsere Stuben Feiertag bringen.

ɛλ. **Ein deutscher Maler und Hofmann.** Lebenserinnerungen des Joh. Christian v. Mannlich. Herausgegeben von Eugen Stollreither. Berlin, E. S. Mittler & Sohn 1910.

Mit dem Vorbehalt, bei einer anderen Gelegenheit ausführlicher auf diese von 1741—1818 reichenden Lebenserinnerungen eines deutschen Künstlers zurückzukommen, möchten wir vorläufig dazu beitragen, ihnen in Norddeutschland zum Erfolg zu verhelfen, der in seiner engeren Heimat Bayern den Fleiß und das Geschick des Herausgebers lohnte. Seine Aufgabe war eine sehr schwierige. Er mußte Mannlichs in schlechtem Französisch niedergeschriebene Erinnerungen ins Deutsche übertragen, und die wenigen Proben, die vom ursprünglichen Text übrig geblieben sind, bestätigen, daß er keine andere Wahl hatte. Ebenso notwendig war es, den Text zu kürzen, schon um der Gefahr eines zweiten Bandes zu entrinnen, da dieser schon 550 Seiten füllt. — Die Schicksale Mannlichs sind mit denen des Hauses Pfalz-Zweibrücken verknüpft, und der interessanteste Teil seiner Memoiren betrifft das Leben an einem kleinen süddeutschen Hof des 18. Jahrhunderts. Sein erster Gönner, Christian IV., ein kluger, begabter Fürst, gravitierte nach Paris, und dort und in Rom ließ er den Jüngling, an dessen Talent er übermäßige Erwartungen knüpfte, zum Künstler schulen. Sein Nachfolger, Karl August, brachte dem Lande Überraschungen. Es wurde erzählt und geglaubt, er habe seinen Koch mit Spiritus übergossen und hierauf angezündet, einer Hofdame seiner Frau, die er nicht leiden mochte, den Finger abgebissen usw. Mannlich, dessen Gönner er blieb, hat die Geschichte der lebenden Fackel des Nero zwar nicht in Abrede gestellt, aber in das mildere Licht eines unglücklichen Zufalls gerückt. Wie dem auch sei, die verschwenderische Prachtliebe des Herzogs, die das Land ruinierte, führte zum Bau des Schlosses Karlsberg, dessen Leitung Mannlich erhielt. Die neue, als ein Wunder angestaunte Residenz, in der ein asiatischer Luxus entfaltet wurde, stand nicht zehn Jahre vollendet; 1793 legten sie die Franzosen in Asche. Der Mut und die Umsicht, mit welcher Mannlich damals und später in München, wohin ihn der Erbe der Dynastie berufen hatte, die Kunstschätze des pfalzbayrischen Hauses gegen die Jakobiner verteidigte, ist ein ebenso wichtiger als spannend erzählter Beitrag zur Geschichte der Zeit. Die Schilderung Mannlichs von Menschen und Dingen, die in seinen Erfahrungskreis traten, macht durchaus den Eindruck strenger Wahrhaftigkeit, und ist

dann am wertvollsten, wenn er Selbsterlebtes berichtet. — Zahlreiche Illustrationen und Fußnoten vermitteln das Verständnis des Textes. S. XXX ist ein Irrtum zu berichten: Talleyrand, Bischof von Autun, war nie Kardinal.

nχ. **Das Leben und die Abenteuer des Armen Mannes im Tockenburg.** Von ihm selbst erzählt. Mit einer Einführung von Adolf Wilbrandt. Berlin, Meyer & Jessen. 1910.

Ein sehr zu Unrecht Vergessener feiert hier seine Auferstehung, Uli Bracker, ein Schweizer aus dem Tockenburg. Im Dezember 1735 wurde er als erster Sohn der redlichsten Eltern in ein gar ärmliches Los hineingeboren. Sein Vater, dessen Sorgen durch eine schnell anwachsende Familie mit seinen Schulden gleichen Schritt hielten, war ein Bauer und Salpeterbrenner, ein Mann mit treuem, weichem Herzen und strenger, schlichter Frömmigkeit. Uli führt als Geißbub seines Vaters ein Leben mit tausend fröhlichen und ernsten Gefahren, hilft dann in der Landwirtschaft, soll in die Welt hinaus, wird als Bedienter eines preußischen Werbeoffiziers angenommen, der ihn bei einem lustigen Lotterleben gut hält, bis er ihn schweren Herzens bei seiner Ankunft in Berlin zum Rekruten verrät. Dem zum Soldaten Gepreßten gelingt die Desertation in der Schlacht bei Lowositz. Er kommt in die Heimat zurück, findet sein Lieb vermählt und versucht bald dies, bald das, um sich auf eigene Füße zu stellen. Er wird Garnhändler und dann Weber, nimmt ein herrisches Weib, wie „der Kranke die Medizin", und erträgt in ewigem Wechsel von Verzweiflung und neuer Hoffnung bittere Jahre der Not, in denen er, bedrängt von Schulden, nicht weiß, wie er den Seinen Brot schaffen soll. Ein enges, nicht gerade interessantes Leben. Aber er erzählt es uns selbst, als ein glücklicher Zufall ihm die Feder in die Hand drückt, und offenbart uns das Glück und Verhängnis seines Geschicks. Denn er war in seinem innersten Wesen nichts als ein echter Dichter, nicht aufs tätige Leben gestellt, sondern heimisch nur in seinem Innern, wo ein stilles, reiches poetisches Leben webte. Das gießt er aus in verschwenderischer Fülle über seine Kindheit, sein Lieben, über die ganze Welt. Das gibt ihm eine Sprache, die neben dem Besten, was wir in unserer Literatur haben, ihren Platz behauptet; eine solche Ursprünglichkeit, Frische und Kraft, wie nur das innigste Verwachsensein mit der Natur sie verleihen kann. Ihm glückt jedes feine Versenken in die Natur, jedes Nachspüren des eigenen Innenlebens; es fehlt ihm nicht an darstellender Lebendigkeit, wenn er von seinen kindlichen Abenteuern spricht, und er erhebt sich zu dramatischer Wucht, wenn wir mit ihm eine Revue des großen Königs und die Schlacht bei Lowositz erleben, aus der er in naiver Selbstverständlichkeit desertiert. Seine Schilderungen aus Berlin und vom Kriege sind wertvoll, und wir dürfen uns dieser Dokumente freuen, die sich mit den ganz anders gearteten des verwegenen Magister Laukhardt berühren. — Und nun ist dem Armen Mann so lange Jahre nach seinem Tode ein großes Glück widerfahren: Adolf Wilbrandt hat seine Lebensgeschichte neu herausgegeben und ihr eine Einführung vorangestellt, die mit edler, aber nicht überschätzender Begeisterung das Bild des Schreibers bis in die feinsten Linien nachzeichnet, und die wir mit dem Buche selber in Zukunft nicht mehr missen mögen.

βλ. **La vraie Éducation.** Par Paul Gaultier. Paris, Hachette. 1910.

Diese Abhandlung über wahre Erziehung ist von einem ähnlichen Ideengang wie dem beherrscht, der den Werken Dr. F. W. Försters in Deutschland so große Verbreitung und Anerkennung gebracht hat. Beide Pädagogen betonen vor allem die Notwendigkeit der Ausbildung und Stählung des Willens zur Lösung der ethischen Aufgaben, die jedem Menschendasein gestellt sind; beide geben sich Rechenschaft, daß mit bloßer Aneignung von Kenntnissen nichts erreicht sei, wenn die religiös-sittliche Basis fehlt; beide protestieren gegen die Schablone und verstehen es, ihre Lehren durch anregende Beispiele und Erfahrungen zu illustrieren. Charakteristisch für die Zustände unserer heutigen Kultur ist es, daß sowohl diesseits als jenseits des Ozeans mit der konstanten Vermehrung der Bildungsanstalten auch der gegen sie gerichtete Vorwurf immer lauter sich erhebt, sie wüßten zu unterrichten, aber nicht zu erziehen. Trifft dieser Vorwurf das System oder die Lehrer? Von ihnen wird verlangt, auch den mittelmäßigsten Durchschnittschüler durch den Drill des Pensums und die automatisch arbeitende Presse des Examens zu bringen, und sie dadurch in den Stand zu setzen, das Ergebnis ihrer Arbeit so schnell wie möglich praktisch zu verwerten. Wo bleibt da noch Raum für eigentliche Bildung? Einst waren die humanistischen Studien ihre Heimstätte. Sie sollten einer intellektuellen Elite den Kultus der Ideale gewinnen. Seit die nur wenigen zuträgliche Nahrung in Massen verabreicht wird, ist die Reaktion gegen sie nicht nur verständlich, sondern gerechtfertigt, die klassischen Studien halten nicht mehr, was sie versprochen haben; die Karrieren, für die sie vorbereiten, sind überfüllt; als bloßes Brotstudium waren sie nicht gedacht und können diesem Zweck schon nicht mehr dienen. Wenn so viele nutzlos verschwendete Kräfte auf anderen Gebieten Betätigung fänden, dann würden die heute überlasteten und vor unlösbare Aufgaben gestellten Lehrer wieder ihrem eigentlichen Beruf sich widmen können und nicht nur unterrichten, sondern auch erziehen.

γ. **Kulturgeographie.** Dargestellt von Dr. Philipp Muckle, Professor am

Großherzogl. Lehrerseminar in Heidelberg. Bühl i. Br. 1910.

Daß in der Schule Kulturgeographie getrieben werden soll, ist eine Forderung, welche immer nachdrücklicher laut wird; sie entspringt aus der Entwicklung unserer Verhältnisse, aus den großartigen Vorgängen der Weltwirtschaft, die für jeden irgendwie als Konsumenten oder Produzenten von Wichtigkeit sind. Es ist deshalb mit Freude zu begrüßen, daß Professor Dr. Muckle es unternommen hat, einen für Schüler und für Erwachsene, die sich weiter bilden wollen, bestimmten Abriß dieser Wissenschaft zu bieten, der sich durch schlichte, faßliche Sprache, großen Reichtum an Tatsachen und übersichtliche Gruppierung des umfassenden Stoffes auszeichnet. Eine Anzahl von Abbildungen (Nutzpflanzen, Hafen von Hamburg, von Mannheim) unterstützen den gedruckten Text.

γ. **Die japanische Verwaltung in Korea.** Von Dr. juris Backhausen. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). 1910.

Der Verfasser dieses Buches, königlich preußischer Regierungsassessor, hat auf einer Studienreise nach Ostasien Korea kennen gelernt und entwirft eine eingehende Schilderung der japanischen Verwaltung. Er gibt zu, daß sie für Korea vielfache Fortschritte gebracht hat, auch daß Korea zur Selbstverwaltung noch nicht reif ist. Aber er ist doch zweifelhaft, ob die Japaner auf die Dauer die rechten Mittel finden werden, um Korea zweckmäßig zu regieren, sein Los zu bessern und der Kultur neue Bahnen zu erschließen. Die Koreaner haben dem Engländer Hulbert, der lange Jahre unter ihnen gelebt hat, Liebe abgewonnen, und jetzt regt sich in dem Volke mächtig der Trieb, ein Kulturvolk im westlichen Sinne zu werden, um der Vernichtung zu entgehen. So ist es wohl möglich, daß die Annexion des Landes an Japan nicht das Ende der Schwierigkeiten bedeutet, sondern den Anfang. Fürst Ito hatte als Generalresident die Leute im Zaum gehalten, welche auf Korea sich wie Geier auf die Beute stürzen wollten; es wird sehr viel davon abhängen, ob das auch Itos Nachfolger fertig bringen wollen und können.

ϱυ. **Jahrbuch der Zeit- und Kulturgeschichte.** Herausgegeben von Franz Schnürer. Zweiter Jahrgang 1908. Dritter Jahrgang 1909. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung.

Wer sich ernstlich bemüht, der täglich rascheren und täglich verwickelteren Arbeit unserer Zeit zu folgen, wird sich schon längst eine Art zeitgeschichtlicher Wetterwarte gewünscht haben, eine Anstalt, aus der er ohne große Verspätung die Zeichen der Zeit erfahren könnte. Das seit 1907 erscheinende „Jahrbuch der Zeit- und Kulturgeschichte" will diese Aufgabe für sein Gebiet ebenso erfüllen wie schon seit 25 Jahren das andere „Herdersche Jahrbuch", das „Jahrbuch der Naturwissenschaften". Wobei es sich hübsch trifft, daß der berühmte katholische Verlag diesen Berichtbüchern den Namen mitteilt, dessen berühmtester Träger, unser Johann Gottfried Herder, ein so großer Freund von Jahrbüchern, Zeit- und Weltübersichten, Zusammenfassungen vielfältig gesichteter Arbeiten war. — Vielleicht sollte dieser Charakter des „Wetterberichts" stärker herausgearbeitet werden: die meisten Referate haften noch zu stark an dem Zufall, der ihnen einzelne Arbeiten zugänglich machte oder vorenthielt. Eine stärkere Auswahl einerseits der wirklich wertvollen, andererseits der symptomatisch bedeutsamen Schriften fühlt man erst in der Vorbereitung. — Im übrigen versteht es sich von selbst, daß der ausgesprochen katholische Standpunkt sich mit verschiedener Intensität je nach den Einzelfächern geltend macht. Die politischen Berichte sind einseitig bis zu gelegentlicher Gehässigkeit (wenn etwa die Teilnehmer vom zweiten Hochschullehrertag als „Vertreter der sog. Professorengewerkschaft" bezeichnet werden). Die philosophischen bemühen sich um Objektivität, verstehen doch aber nicht z. B. dem, was am „Pragmatismus" gesund ist, irgend gerecht zu werden. Für das Unterrichts- und Bildungswesen wird mit der „kulturellen Unfähigkeit" des Liberalismus wie mit einer selbstverständlichen Voraussetzung gerechnet; was denn doch auch für einen überzeugten Gegner desselben allzu kühn sein sollte. Auch die Literatur wird naturgemäß nicht ohne Voreingenommenheit „betrachtet, die etwa nicht nur zu einer Überschätzung Martin Greifs führt, sondern auch zu einer solchen seines Einflusses: „der Hintergrund der Landschaft, den alle neuen Lyriker ihren Dichtungen geben, geht mit auf seinen Einfluß zurück!" Doch halten sich die dramatischen Berichte Sprenglers von solchen Vorurteilen fast ganz frei; dem Referenten scheinen sie überhaupt die am besten gelungenen Referate. Aber auch aus denen über Geschichte (von einer Autorität wie Kampers), Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte, Prosaliteratur läßt sich lernen. Und übrigens ist die Stellung des Referenten ja eine so offene und ausgeprägte, daß sie von dem Leser sozusagen einfach abgezogen werden kann. Ganz vortrefflich ist die reichhaltige Chronik, in der die Sportfeste so gut wie die wichtigsten Prozesse oder Einsetzungen geistlicher Würdenträger verzeichnet sind. Ein ausführliches Register erhöht die Brauchbarkeit. Man darf wohl sagen, daß es kein Hilfsmittel zu rascher Orientierung über die geistige Bewegung eines Jahres gibt, das diesem „flüssig gemachten Konversations-Lexikon" an Brauchbarkeit gleich käme.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15 November zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Aabel. — Neueste Knödel- und Kloßküche 163 erprobte Hausrezepte Von M. Aabel. Gotha, Paul Hartung. O. J.

Ahues. — Zwischen Dunkel und Tag. Gedichte von Adele Ahues. Bremen, Gustav Winter. 1910.

Armin. — Der gedeckte Tisch. Praktische Anleitung zum Servieren, Tisch- und Tafeldecken. Zusammengestellt und bearbeitet von Heinz Joachim v. Armin, Kammerherr a. D. Gotha, Paul Hartung. O. J.

Arndt. — Altes und Neues. Von Clara Arndt. Straßburg und Leipzig, J. Singer. 1910.

Aronsohn. — Das Problem im „Baumeister Solness" (Baumeister Solness — Hilde Wangel). Von Dr. Oskar Aronsohn, Berlin. Halle, Carl Marhold. 1910.

Bachem. — Lose Blätter aus meinem Leben. Von Dr. Julius Bachem. Freiburg, Herder. 1910.

Becker. — Christian Weises Romane und ihre Nachwirkung. Inauguraldissertation der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Von Rudolf Becker. 1910.

Bernt. — Der Bund der Freien. Erzählung von Ferdinand Bernt. Leipzig, Abel & Müller. 1910.

Beyerlein. — Stirb und werde. Von Franz Adam Beyerlein. Berlin und Charlottenburg, Vita, Deutsches Verlagshaus. 1910.

Biermer. — Der Kursstand unserer Staatspapiere. Von Dr. jur. et phil. Magnus Biermer. Zweiter Band (5. Heft) der Sammlung national-ökonomischer Aufsätze und Vorträge. Gießen, Emil Roth. 1910.

Bode. — Stunden mit Goethe. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Bode. VII. Band, erstes Heft. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. O. J.

Bourgeois. — Le Secret de Dubois, Cardinal et Premier Ministre. Par Émile Bourgeois. La diplomatie secrète au XVIIIe siècle. Ses Débuts III. Paris, Armand Collin. 1910.

Braun. — Novellen und Legenden. Von Felix Braun. Leipzig, Haupt & Hammon. O. J.

Bruce. — The broad stone of Empire. Problems of crown colony administration. With records of personal experience. By Sir Charles Bruce, G. C. M. G. With maps. 2 Vol. London, Macmillan & Co. 1910.

Charles-Roux. — Les origines de l'expédition d'Égypte. Par François Charles-Roux. Avec deux cartes. Paris, Plon-Nourrit et Cie. 1910.

Comminges. Souvenirs d'enfance et de régiment 1831—1870/71. Par Comte de Comminges. Avec un portrait. Paris, Plon-Nourrit et Cie. 1910.

Curtiner. — Chamberlain gegen Schopenhauer. Eine Untersuchung der von Houston Stewart Chamberlain in seinem Immanuel Kant an Schopenhauer geübten Kritik. Von Dr. Egon B. Curtiner. Düsseldorf, Schmitz & Olbertz. 1910.

Dreesen. — Gedichte. Von Willrath Dreesen. Leipzig, L. Staackmann. 1910.

Dürckheim. Erinnerungen alter und neuer Zeit. Von Ferdinand Graf Eckbrecht Dürckheim. Vierte Auflage. Neue Ausgabe in einem Band. Stuttgart, J. B. Metzler. 1910.

Dymow. — Der Knabe Wlaß. Von Ossip Dymow. Berlin, Paul Cassirer. 1910.

Eggert. — Simson Tragödie in fünf Aufzügen. Von Eduard Eggert. Ravensburg, Friedrich Alber. 1910.

Ernst. — Ninon de Lenclos. Trauerspiel in drei Aufzügen von Paul Ernst. Leipzig, Insel-Verlag. 1910.

Ernst. — Blühender Lorbeer. Plaudereien und Andachten über deutsche Dichter von Otto Ernst. Leipzig, L. Staackmann. 1910.

Esten. — Weil sie liebten. Novellen von Dorothea von Esten. Straßburg und Leipzig, J. Singer. 1910.

Ewald. — Lebensfragen. Von Oskar Ewald, Leipzig, S. Hirzel. 1910.

Fulda. — Herr und Diener. Schauspiel in drei Aufzügen (mit Benutzung einer Idee des Vandello) von Ludwig Fulda. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cotta Nachfolger. 1910.

Fulda. — Melodien. Ein Gedichtbuch von Ludwig Fulda. Zweite, stark vermehrte Auflage der „Neuen Gedichte". Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachfolger. 1910.

Gaudy. — Aus Kinderreich und Elfenland. Ein Bilderbuch für die Kleinen. Silhouetten von M. v. K. Verse und Geschichten von Alice Freiin v. Gaudy. Leipzig, Alfred Hahn. O. J.

Goldmann. — Literatenstücke und Ausstattungsstücke. Polemische Aufsätze über Berliner Theater-Aufführungen von Paul Goldmann. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten & Loening. 1910.

Greinz. — Die Thurnbacherin. Ein Tiroler Stück in drei Akten. Von Rudolf Greinz. Leipzig, L. Staackmann. 1910.

Greßmann. — Die älteste Geschichtsschreibung und Prophetie Israels (von Samuel bis Amos und Hosea), übersetzt, erklärt und mit Einleitungen versehen von Hugo Greßmann. Die Schriften des Alten Testaments in Auswahl übersetzt und für die Gegenwart erklärt. Zweite Abteilung, erster Band. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1910.

Grill. — Lao-tszes Buch vom höchsten Wesen und vom höchsten Gut (Tao-te-king). Aus dem Chinesischen übersetzt, mit Einleitung versehen und erläutert von Julius Grill. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1910.

Groddeck. — Tragödie oder Komödie? Eine Frage an die Ibsenleser Von Georg Groddeck. Leipzig, S. Hirzel. 1910.

Haus. — Ibsens Selbstporträt in seinen Dramen. Von Dr. Wilhelm Hans. München, C. H. Beck. 1911.

Harbou. — Die nach uns kommen. Roman von Thea von Harbou. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachfolger. 1910.

Hardt. — An den Toren des Lebens. Eine Novelle — Ninon von Lenclos. Drama in einem Akt. Von Ernst Hardt. Leipzig, Insel-Verlag. 1909 und 1910.

Hesselbacher. — Silhouetten neuerer badischer Dichter. Von Karl Hesselbacher. Dritter Band von: Baden, seine Kunst und Kultur. Heilbronn, Eugen Salzer. 1910.

Heyse. — Das Ewigmenschliche. Erinnerungen aus einem Alltagsleben von ***. Herausgegeben von Paul Heyse. — Ein Familienhaus. Novelle von Paul Heyse. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachfolger. 1910.

Höcker. — Musikstudenten. Roman von Paul Oskar Höcker. Stuttgart, F. Engelhorns Nachf. 1911.

Hodgson. — Venice in the thirteenth and fourteenth centuries. A sketch of Venetian history from the conquest of Constantinople to the accession of Michele Steno. A. D. 1204—1400. By F. C. Hodgson, M. A. London, George Allen & Sons. 1910.

Hoffensthal. — Hildegard Ruhs Haus. Novellen von Hans von Hoffensthal Berlin, Egon Fleischel & Co. 1910.

Hooker. — Behind the scenes in Peking. Being experiences during the siege of the legations. By Mary Hooker. With illustrations. London, John Murray. 1910.

Otto Hübners Geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde. Fortgeführt und ausgestaltet von Dr. Franz v. Juraschek. Frankfurt a. M., Heinrich Keller. 1910

Huch. — Enzio. Ein musikalischer Roman. Von Friedrich Huch. München, Max Mörite. 1911.

Hueber. — Die Organisierung der Intelligenz. Von Viktor Hueber. Mit einer Einführung von Prof. Dr. Ernst Mach. Dritte, erweiterte Auflage. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 1910.

Hugelmann. — Ein Stammbuch aus dem Kreise Karl Leonhard Reinholds. (Jena und Tirol. 1792 bis 1795.) Von Dr. Karl Hugelmann. Wien, Ambr. Opitz Nachf. 1910.

Hulsch. — Goslar. Ein Kaisersang. Von Wilhelm Hulsch. Leipzig, Otto Maier. O. J.

Insel-Almanach. Leipzig, Insel-Verlag. 1911.

Jegerlehner. — An den Gletscherbächen. Erzählungen von J. Jegerlehner. Bern, A. Francke. 1911.

Jenny. — Geschichte der schweizerischen Literatur von Ernst Jenny und Virgile Rossel. 1. Lieferung. Bern, A. Francke. Lausanne, Payot & Cie. 1910.

Jouriévitch. — Lermontow. Sa vie et ses œuvres. Par Michel Jouriévitch. Paris, Plon-Nourrit et Cie. 1910.

Jugnickel. — Staatsminister Albert von Maybach. Ein Beitrag zur Geschichte des preußischen und deutschen Eisenbahnwesens. Von Friedrich Jugnickel. Mit einem Bildnis Maybachs und drei Brief-Faksimiles. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cotta Nachfolger. 1910.

Just. — Nina Ein Märchen über Religion und Recht. Von Christian Just. Straßburg und Leipzig, Josef Singer. 1910.

Kalcher. — Trust. Zeitbild in fünf Teilen. Von Kurt Kalcher. Leipzig, Xenien-Verlag. 1910.

Keller. — Briefe meiner Werdezeit. Von Helen Keller. Autorisierte Übersetzung von A. Saager. Stuttgart, Robert Lutz. O. J.

Kemmerich. — Kultur-Kuriosa. Von Dr. Max Kemmerich. Zweiter Band. München, Albert Langen. 1910.

Kjaer. — Capriccio! Empfindsame Schlenderepisteln von Nils Kjaer. Leipzig, Georg Merseburger. 1910.

Klee. — Deutsche Heldensagen. Nach den Quellen erzählt von Gotthold Klee. Volksausgabe. Gütersloh, C. Bertelsmann. O. J.

Klippel. — Haschisch. Ägyptische Skizzen. Von Ernst Klippel. Berlin, Otto Dreyer. 1910.

Knudsen. — Um des Lebens willen. Erzählung von Jakob Knudsen. Leipzig, Georg Merseburger. 1910.

Kostyleff. — La crise de la psychologie expérimentale. Le présent et l'avenir. Par N. Kostyleff. Paris, Félix Alcan. 1911.

Kraft. — Die neue Erde. Phantastisch-weltgeschichtlicher Roman. Von Robert Kraft. Erster Band. Leipzig, Oswald Mutze. 1910.

Kuellner. — The development of the historic drama. Its theory and practice: a study based chiefly on the dramas of Elizabethan England and of Germany. By Louise Mallinckrodt Kuellner. Chicago, University Press. 1910.

Kumpmann. — Die Entstehung der Rheinischen Eisenbahn-Gesellschaft. 1830 1844. Ein erster Beitrag zur Geschichte der Rheinischen Eisenbahn. Von Dr. Karl Kumpmann. Essen-Ruhr, G. D. Baedeker. 1910.

Lambeau. — Bercy. Par M. Lucien Lambeau. Histoire des Communes annexées à Paris en 1859. Publiée sous les auspices du Conseil Général. Paris, Ernest Leroux. 1910.

Lenz. — Rede zur Jahrhundertfeier der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Gehalten in der neuen Aula der Universität am 12. Oktober 1910 von D. Dr. Max Lenz. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1910.

Leß. — Was Großmütterchen erzählt. Von P. Leß. Straßburg i. E. und Leipzig, Josef Singer. 1910.

Leszner. — Gegen die Priesterreligionen. Von Dr. Rudolf Leszner. Brackwede i. W., Dr. W. Bretenbach. 1910

Leyden. — Lebenserinnerungen von Ernst von Leyden. Herausgegeben von seiner Schwester Clarissa Lohde-Boetticher. Mit einem Vorwort von Wilhelm Waldeyer, Geh. Medizinalrat. Mit acht Bildnissen und zwei Faksimiles. Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1910.

Lilienfein. — Der Stier von Olivera. Ein Schauspiel in drei Akten. Von Heinrich Lilienfein. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachfolger. 1910.

Lindner. — Weltgeschichte seit der Völkerwanderung. In neun Bänden. Von Theodor Lindner. Siebenter Band: Amerika. Europa bis zum Beginn der französischen Revolution. Die Revolution und die Republik. Napoleon. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachfolger. 1910.

Lynkeus. — Das Individuum und die Bewertung menschlicher Existenzen. Von Lynkeus. Dresden, Karl Reißner. 1910.

Marden. — Wer sich viel zutraut, der wird viel leisten — Was du tust, das tue recht. Von Orison Swett Marden. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Englischen. Von Dr. Max Christlieb. Stuttgart, J. Engelhorns Nachf. 1910.

Meister Anton. Monologe. Wien, L. Steckler. 1910.

Mewis. — Bröms. Roman von Marianne Mewis. Dresden, Karl Reißner. 1910.

Morris. — Der junge Goethe. Neue Ausgabe in sechs Bänden, besorgt von Max Morris. Vierter Band. Leipzig, Insel-Verlag. 1910.

Müller. — Bilder des Leidens. Von Klaus Müller. Straßburg und Leipzig, J. Singer. 1910.

Müller-Eberhart. — Bühnennot. Beitrag zur Entwicklung der dramatischen Schreibform und damit des Dramas selbst. Von Waldemar Müller-Eberhart. Berlin, Berliner Theaterverlag. O. J.

Muthesius. — Goethe und Karl Alexander. Von Karl Muthesius. Weimar, Hermann Böhlaus Nachf. 1910.

Neuwirth. — Illustrierte Kunstgeschichte. Von Prof. Dr. Jos. Neuwirth. Lieferung 1. Berlin, München, Wien, Allgemeine Verlags-Gesellschaft. O. J.

Nithack-Stahn. — Ahasver. Dramatisches Gedicht von Walther Nithack-Stahn. Halle, J. Fricke. O. J.

Ompteda. — Benigna. Leben einer Frau. Von Georg Freiherr von Ompteda. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1910.

Osten-Sacken. — Zur Kapitulation der Estländischen Ritter- und Landschaft am 29. September 1710. Festschrift zum 200jährigen Gedenktage der Zugehörigkeit Estlands zum Russischen Reich. Von P. Baron Osten-Sacken. Reval. 1910.

Pastor. — Die Geburt der Musik. Eine Kulturstudie von Willy Pastor. Verdandi-Bücherei Band 6. Leipzig, Fritz Eckardt. 1910.

Paszkowski. Berlin in Wissenschaft und Kunst. Ein akademisches Auskunftsbuch nebst Angaben über akademische Berufe. Von Prof. Dr. Wilhelm Paszkowski. Berlin, Weidmannsche Buchhandl. 1910.

Pauls. — Der Freiheit Hauch. Roman aus der Franzosenzeit. Von Eilhard Erich Pauls. Hamburg, Gustav Schloßmann. 1910.

Pfohl. — Richard Wagner. Sein Leben und Schaffen. Von Ferdinand Pfohl. Berlin-Wien, Ullstein & Co 1911.

Philippi. — Das Erbe. Ein Zukunftsbild. Offener Brief an die Regierung. Von Georg Philippi. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1910.

Philippi. — Vom frühen Leben. Von Sabine Philippi. Leipzig, Xenien-Verlag. 1910.

Raccolta Vinciana presso l'Archivio Storico del Comune di Milano. Castello Sforzesco. 1910.

Rau. — Die Rechtgläubigkeit der Vernunft. Von W. L. Rau. Cannstatt, Selbstverlag. 1908. — Die Transformation des christlichen Glaubens. Kirchheim-Teck, Selbstverlag. 1910.

Reich. — Aus Leben und Dichtung. Aufsätze und Vorträge. Von Emil Reich, Professor an der Universität Wien Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt. 1911.

Reinhart. — Heimwehland. Geschichten aus einsamer Welt. Von Joseph Reinhart. Berlin, Wiegandt & Grieben, G. K. Sarasin. 1910.

Reuter. — Sigfrid oder Christus?! Ein Kampfruf von Otto Sigfrid Reuter. Leipzig, Xenien-Verlag. 1910

Rheinische Hausbücherei. Herausgegeben von Prof. Dr. Erich Liesegang. Band 34: Der Lenz und ich und du. Herzensinstinkt. Zwei Novellen von Ferdinande Freiin von Brackel. Mit einer Einleitung von E. M. Hamann — Band 35: Ausgewählte Erzählungen von Adolf Widmann. Mit einer Einleitung von Erich Liesegang. Wiesbaden, Emil Behrend. O. J.

Rosen. — Rückblicke auf die Pflege der Schauspielkunst in Reval. Von Baronesse Elisabet Rosen. Festschrift zur Eröffnung des neuen Theaters in Reval im September 1910, herausgegeben vom Revaler Theaterverein. Melle (Hannover), F. E. Hang. 1910.

Rouveyre. — Phèdre. Par André Rouveyre. Paris, Mercure de France. 1910.

Runeberg. — Fähnrich Stals Erzählungen. Von Johann Ludwig Runeberg. Deutsch von F. Tilgmann. Dritte, verbesserte Auflage. Mit einer geschichtlichen Einleitung und einem Titelbild. Volksausgabe. Leipzig, J. C. Hinrichs. 1910.

Der Russisch-japanische Krieg. — Amtliche Darstellung des russischen Generalstabes. Deutsche, vom russischen Kriegsministerium mit Allerhöchster Genehmigung autorisierte Ausgabe. Von Freiherr von Tettau. Band V: Port Arthur. Erster Teil: Die Verteidigung Kwantungs bis zur engeren Einschließung der Festung. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1910.

Scapinelli. — Ballast. Roman von Carl Conte Scapinelli. Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden. 1910.

Schallas. — Gedichte von Wilhelm Schallas. Gießen, Frees'sche Hof- u. Universitätsbuchhandlung 1910.

Schumacher. — Liebe und Leben der Lady Hamilton. Roman von Heinrich Vollrat Schumacher. Berlin, Rich. Bong. O. J.

Der Schütting. Ein heimatliches Kalenderbuch auf das Jahr 1911. Hannover, A. Sponholz. 1910.

Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolf Pechel in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.145

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY